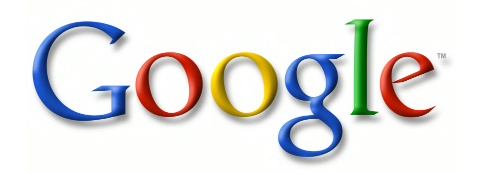
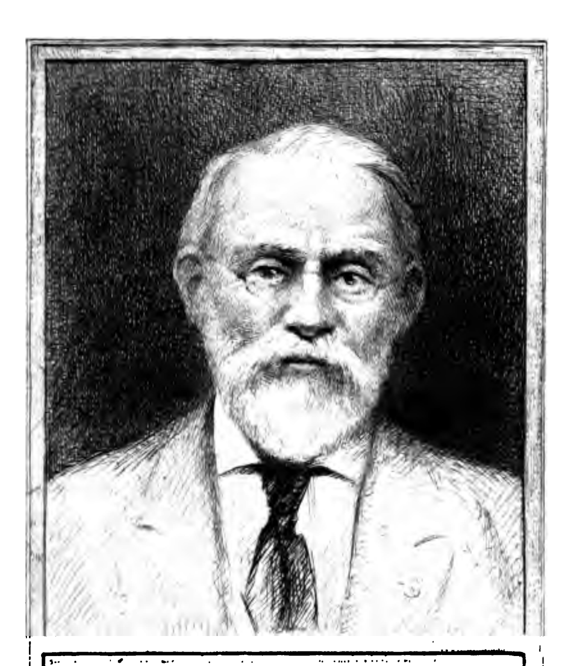








Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1839

Erster Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Dritter Band.



München, 1839.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß

Seite

Berichtigungen.

Seite 86, Zeile 8 von oben lies heraufbeschworen statt heraufbeschoren. S. 229, Z. 8. v. u. 1838 st. 1839. S. 321 beim Motto und S. 344, Z. 1 v. u. Viret st. Viret. S. 329, Z. 16 v. o. citraque st. utraque. S. 332, Z. 12 v. u. Cultur st. Cultus und Z. 13 den st. des. S. 496, Z. 7 v. o. Minorität st. Majorität und Z. 18 v. u. jenen st. jenem. S. 560, Z. 2 v. o. ergänze nach Differenzialrechnung: geführt werden. S. 587, Z. 8 v. o. entschiedenste st. entscheidenste. S. 589, Z. 9 v. o. hoffe st. hoffen. S. 599, Z. 9 v. u. Erörterung st. Erröterung. S. 652, Z. 15 v. u. ihm st. ihn. S. 668, Z. 2 v. u. dem st. den.

I.

Neujahrspredigt
des
verneinenden Geistes bei der 5559sten Jubelfeier
des Sündenfalls.

Der Schauplatz ist das Harzgebirge; in der Morgenfrühe beginnt eine schwarze Rauchwolke den Brocken zu umhüllen; Blitze durchzucken das Gewölke, und Donnerschläge brechen aus ihm hervor, zwischendurch Posaunenschall. Wie der Ruf lauter und anhaltender ertönt, strömen aus allen Landen Schaaren Gerufener herzu: Naturalisten, Rationalisten, Pantheisten, Atheisten, Nihilisten, Fleischbefreier, Seelenverkäufer und Andere so viele, daß ihrer ein großes Volk wird, welches sich am Fuße des Berges ordnet. Wie sie also harrend eine Zeitlang gestanden, erschüttert ein Erdbeben die Umgegend; der Geist kömmt aus der Tiefe heraufgefahren, besteigt die Brockenkanzel, und hebt also zu reden an:

„Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Meisters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben".

So hab ich einst, ihr alle meine Lieben, die ich hier vereinigt sehe, zu euern Voraltern geredet, als der hochmüthige Judengott sie zuerst geschaffen, um sich Sclaven und blinde Anbeter in ihnen zu bereiten. „Ich aber hatte sie erwählt, um im Vereine mit ihnen der Sache der Wahrheit und des Lichtes über die Macht der Finsterniß den Sieg zu bereiten. Wohl kannte ich die Schwere des Werkes, das ich ihnen aufgelegt, und was es auf sich habe, die Bande des Irrthums und des Aberglaubens zu lösen, in denen der herrschsüchtige Geist die Welt gefangen hielt. Dennoch hieß ich sie dabei gutes Muthes seyn, trotz ihrer Schwäche und geringen An-

zahl sich aller Furcht vor der Menge ihrer Widersacher zu entschlagen, und des Vertrauens zu leben, daß ich durch mein Bemühen das Reich ins Daseyn rufen werde, von dem die Erleuchtung der gesammten künftigen Menschheit abhange. Und so ging denn auch die kleine Heerde meiner Getreuen getrost und muthig dahin, und wirkte und duldete, bis dasselbe hienieden begründet, und seine Verbreitung über alle Theile der Erde und alle Geschlechter der Menschen gesichert war".

„Auch ihr seyd Bürger dieses Reiches, und freut euch dessen an keinem Tage inniger, als an dem heutigen, an welchem wir des wichtigen Ereignisses gedenken, das zuerst den Grundstein des großen Gebäudes gelegt. Denn das wisset ihr ja alle, daß dieser hochmüthige, boshafte Judengott im Laufe der Jahrhunderte das ursprüngliche Lichtreich in ein Reich des Irrthums und der Finsterniß umgewandelt; daß die ihm gleichen Weltgeister, deren jeder ihm zum Beistand sich ein eigenes Reich erbaut, an der Stelle der geistererleuchtenden Wahrheit Lug und Trug gesetzt hatten; daß sie dann, um dies ihr Reich zu erweitern, den Menschen, das gebrechliche Erzeugniß, der wie ein Wurm sich am Boden wand, gestaltet, und sein Geschlecht nun wie eine Heerde stumpfsinniger und willenloser Geschöpfe zu behandeln suchten; daß sie mit Unterdrückung aller vernünftigen Denk- und Glaubensfreiheit nur ihren eigennützigen Willen zum allgemeinen Gesetze zu machen trachteten; daß sie zu Gunsten ihrer unumschränkten Herrschaft keine andere Gewalt neben sich dulden wollten; und daß sie so mir dem Heilbringer von Anbeginn zum Trotze, der nur dazu in die Welt gekommen war, daß er für die Wahrheit zeugte, einen Zustand der Dinge auf Erden herbeiführten, dessen geistiges und leibliches Elend Alles übertraf, was die Macht der Finsterniß zu irgend einer Zeit und irgendwo ins Daseyn rief." Um die Menschen in ihrer Knechtschaft zu erhalten, hatten sie ihm, unter Todesstrafe, die Frucht des Baumes verboten, den ich den Blindgeborenen gepflanzt, damit sie in ihr Erkenntniß gewinnend, zu ihrer Augen Licht gelangten. Ich aber, unter der Gestalt der

Lichtschlange, ihm im Glanze nahend, machte sein Herz furchtlos, daß er des Neidhards nicht achtend, mit mir zum Opfermahle ging, und in der dargebotenen Speise sich mit der Geistesklarheit die Einsicht in gut und bös angegessen; und nun von der Knechtschaft erlöst und zur Ebenbürtigkeit mit seinem Tyrannen gelangt, aus seiner Erniedrigung sich erhob, und fortan aufrechten Ganges stolz über die Erde schritt. „Daß nun die Macht der niederen Unterdrücker in Folge dieses muthigen Entschlusses gebrochen, und das Reich der Wahrheit und des Lichtes wieder hergestellt wurde; das eben ist es, was Euch heute das Herz fröhlich, und eure Zunge des Preises Dessen voll machen soll, der da will, daß Allen geholfen werde, und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen".

Was ich seither gethan, um das Heil, das ich dem ersten Menschen bereitet, seinem Geschlechte zu erhalten, ist Euch Allen wohl bekannt. Sein Erstgeborner, der seines Bruders Leben nicht geschont, als dieser in den alten Aberglauben zurückgesunken, ist darum mein Liebling geworden, und mein Geist hat seither auf ihm geruht. Seinen Stamm habe ich mit meinen Gaben aufs reichlichste besucht; wie sie durch die Wüste streiften, setzte ich ihre Hand gegen Alle, damit die Andern ihre Hand setzten gegen sie, die ich zuvor mit dem selbstgeschmiedeten Schwert bewehrt. Ihre Töchter vor Allem hab ich mit Schönheit ausgestattet, und wie sie nun mit Cimbeln und Cithern, deren sich zu gebrauchen ich sie gelehrt, dahergezogen, war es ihnen ein Leichtes, die trübseligen Gesellen, die noch dem alten Glauben fröhnten, zu sich herabzuziehen, daß sie mir mit ihnen ein himmelstürmend Riesengeschlecht erzeugten. Da sah ich mit Freude, wie den Herrischen in seinen Höhen bittere Reue ob des Werkes seiner Hände angewandelt; was verschlug es mir, wenn er beschloß, wieder zu zerbrechen, was er angefertigt! Mogte er mir immerhin meine Nibelungen verderben, wußte ich doch, daß er seinen Liebling zu retten sich vorgesetzt; und ich hatte schon Sorge getragen,

daß in dem jüngeren der Söhne einer meines Zeichens sich mit ihm eingeschifft, der statt der Untergegangenen ein neues Reckengeschlecht anpflanzte.

Ohne Widerspruch ließ ich geschehen, daß der Schiffer, als sich wieder Land gefunden, neues Bündniß mit dem Vertilger abgeschlossen; ich ließ ihn dafür schänden durch den Meinen, damit dem Lacher der Fluch, der ihn darum getroffen, unter meiner Hand wieder zum Segen werde. Er hat so gut mit ihm zu wuchern verstanden, daß er bald zu einem großen Volk erwachsen, dem ich sofort, in der Person des starken Jägers, die Weltherrschaft zugetheilt; also daß die gottseligen Brüder ihm in Dienstbarkeit sich neigen mußten. Das konnte dem Argwohn Des da oben nicht entgehen; in Zorn entbrannt kam er herabgefahren, zerstörte den Thurm, den sie erbaut, und zerstreute die Bauleute in alle Lande; aber der Sturm, den er aufgeregt, diente nur, meine Saat über die ganze Erde auszusäen, so wie die Funken des Feuerregens, den er auf Sodoma fallen lassen, nur seine Aerndte verzehrten. Der Acker war so wohl bestellt, daß, da Alle von ihm abgefallen, der Gedemüthigte dem überalten Judenvater aus Chaldäa ein Geschlecht sich zum Dienst eigens erwecken mußte. Ich habe aber diesem Geschlechte, im Lande der Fleischtöpfe, das Leben sauer zu machen gewußt; und da es seinem Gesendeten doch zuletzt gelungen, die Starrköpfigen, Steifnackigen in das Steinland, das er ihnen zugesagt, einzuführen, habe ich sie zum Gegenstande des bittersten Hasses für alle umwohnenden Völkerschaften gemacht. Ich konnte nicht verhindern, daß die Thoren auf Sion einen Tempel ihm erbaut: aber wie ich gleich daneben auf den Höhen die Haine der Baalim angepflanzt; so umstellte ich den einen Altar allumher bei allen Völkern mit Altären ohne Zahl, auf denen sie den wilden Naturkräften, die ich längst in Dienstbarkeit unterworfen hielt, Ströme von Menschenblut vergossen. Während ich sein Urim und Thummim mit meinen Orakelstimmen überbot, säete ich Zwietracht in seinem Hause aus; also daß zehn Geschlechter

der Seinen eigenen Weg sich suchten, und nur zwei ihm leidlich getreu verharrten. Beide führte ich im steten Kampfe des Doppeldienstes durch Blut und Drangsal, bis ihr Jehovah sie aufzugeben sich gedrungen sah, und ich dann Babylon und Assyrien über sie brachte. Nun Gras und Epheu die Tempeltrümmer umwucherte, hatte ich ungestört freies Spiel. Zwar führte er seine Lieben noch einmal zurück; aber sie hatten mit Sprache und Schrift auch ihren Gott vergessen, und wie sie mühselig ihn wieder aufs Neue auswendig gelernt, war Alles ein todtes Gedächtnißwerk; und ich sorgte, daß wie die Einen loser und immer loser bis zum vollen Unglauben zerfuhren, die Andern immer starrer sich verhärteten. Ich aber, den Thurmbau wieder beginnend, führte nun die Eroberer über die Welt; daß Einer um den Andern sich zum Male, Menschen, Stämme, Völker zur Pyramide eines Weltreichs sich erbaute. Die stolze Roma war die letzte, die ich zu dem Werke ausersehen, und keine andere Weltherrscherin vor ihr war im Blutwerk so erfahren und durchgeübt. Ueber ihr schwang sich das Schwert des Krieges von selber; abwechselnd rund um ihre Mauern her im Kreise die Völker niedermähend, und dann wieder gesenkt gegen die Blutstadt selbst gerichtet, und in ihren Eingeweiden wühlend. Und die Blitze, die von ihm aufzuckten, wurden immer schärfer und länger ausgreifend, also daß im Ausschwunge der Raum, in dem es kreiste, sich fort und fort erweiterte, und beim Einschwung es immer näher zum Herzen drang, und des vergossenen Blutes mehr wurde in jedem Menschenalter. Endlich stieg aus dem Zauberkessel, in dem die zerstückten Glieder des Geschlechtes noch krampfhaft sich bewegten, unter meinem Segensspruche die Gestalt des Imperators auf; das Menschengeschlecht hatte ein Haupt, und an ihm einen Hals erlangt; das Haupt aber beugte sich vor mir und betete an, selbst wieder Anbetung von seinen Götzendienern heischend. Höhnend durfte ich durch meinen Python jetzt verkünden lassen: dem menschlichen Geschlecht sey ein Retter und ein Haupt geboren.

So weit war Alles nach Wunsch gegangen, da trat das stallgeborne Kind, der Sohn des Zimmermanns, mir in den Weg; konnte ich errathen, was unter so unscheinbarer Hülle verborgen liege? Doch schöpfte ich Verdacht, und als der Knabe zu seinen Jahren gelangt, ging ich ihn prüfend in der Wüste an. Aber der Hungernde wollte nicht in dem zu Brod gewandelten Stein Speise nehmen von meinem Tische, nicht von der Zinne in der Kraft meines Wortes sich niederwerfen, nicht um alle Reiche der Welt anbetend vor mir niederfallen. Da verstand ich die List, und sah die Fallstricke, die der Alte mir in der Dunkelheit gelegt, und rüstete tapfern Widerstand. Was ich gethan, es steht in den Büchern aufgeschrieben; um dreißig Silbergroschen bot ihn der Seinen Einer den Juden zum Kauf, und die, nachdem sie ihn von Pontius zu Pilatus geschleppt, schlugen mit den Römern ihn ans Kreuz, sein Blut auf ihre Häupter nehmend. Wie ich aber grimmer Freude voll an die Grabesthüre zur Wache mich hingelegt, kam es wie Todesschlaf über mich; des wachsamen Feindes Hand wälzte den Stein von der Höhle ab, über den Schlafenden hin, wie sie es in der Fabelzeit mit Typhon gehalten, als sie Trinakria auf ihn geschleudert. Der Verschlagene hatte seinen Widersacher für den Augenblick überlistet, und erbaute, was er seine Kirche nannte, auf dem Grunde des aufgewälzten Steines. Aber sie hatten den stolzen, kühnen Geist, mit dem sie angebunden, schlecht gekannt, wenn sie wähnten, er werde seine Sache sofort verloren geben. Geistige Allgegenwart läßt durch die Masse sich nicht beschränken, darum bin ich aller Orten doch zugegen; habe ich gleich das Lager an günstigster Stelle unter den Grundvesten dieser verhaßten Kirche mir gefallen lassen. Von da aus hat mein Athemzug seit so vielen Jahrhunderten ihre Zinnen in einem steten Beben erhalten; und so oft ich mich im tiefsten Grunde gerührt, haben ihre Säulen gewankt, und ihre Gewölbe den Einsturz gedroht. Ich fuhr mit allen meinen Geistern in Judenthum und Heidenthum, daß sie in der Wuth der Besessenheit los-

fuhren auf das Christenthum, das wie eine Bettlerin ins Haus der Reichen sich eingeschlichen. Es war nicht meine Schuld, daß sie, statt mit gemeinsamer Kraft die Verhaßte zu bestreiten, zuerst in ihrer Raserei gegen einander entbrannten, und darüber die Tempelstadt zu Grunde ging. Habeant sibi! war mein frohlockend Wort, als eine Million Gewürgter unter den Trümmern begraben lag; die Geister aber, die ich von da abgerufen, sandte ich sofort als Gesellen den Andern zu, die schon Wohnung genommen im Heidenthum, damit sie alle insgesammt es zum Werkzeug meines Grimmes machten. Wie sie Jahrhunderte hindurch in Verfolgungen, Schlachten und Bürgerkriegen sich gehalten; wie sie in der Folterkammer, auf den Blutgerüsten, in der Löwengrube und den Gladiatorenkämpfen aufgeräumt, ist weltbekannt; wenn die Blutströme zu mir herunterrauschten, war es kühlende Labsal für das Zornesfeuer, das mich verzehrte. In demselben treibenden Feuer gedieh die reiche Saat der Häresien, die ich in ihre Pflanzung ausgesäet; hatte sie Eine mühsam ausgereutet, dann schossen immer drei Andere an derselben Stätte auf, und die umwucherten und umstrickten den Stamm der Lehre, daß er kaum grünend sich erhalten mochte. Als es all meinen Mühen zum Trotz doch endlich zu einem christlichen Staat gedieh, da trug ich Sorge, daß er so wenig als möglich von einem Heidnischen sich unterscheiden lasse. In der Mitte und am Umkreis und dazwischen überall wußte ich dort die höchsten Würdeträger, Papst und Kaiser, unter ihnen Völker und Stämme, mitten inne Stände und Corporationen also zu entzweien, daß immer Einer den Andern übersteigend des Tumultes mehr noch wurde, denn je zuvor, und die Blutströme dieser Criotaurobolien immerfort reichlich zu mir herunterflossen; während auch die Kreuzzüge gegen den Propheten, den ich zu seiner Zeit geweckt, mir reichliche Aerndte brachten. Mochten sie immerhin Dom um Dom, Münster um Münster erbauen, ich setzte meine Sacristei trotzig je-

dem an die Seite und es konnte oft zweifelhaft seyn, ob mein Haus beim Anderen, oder dies bei mir eingepfarrt sich finde.

Darauf sind noch gesegnetere Zeiten herangekommen. Die Kirchenschwärmerei neigte zu ihrem Ende, und ich wußte ihr ein lindes Ende zu bereiten. Ich hieß sie die Grabhügel des Heidenthumes unterwühlen, ihre Mühen mit reichen Kunst- und andern Schätzen lohnend; sie merkten es nicht, daß die verschlossene Mephitis unterdessen langsam die ganze Athmosphäre durchschlich, und sie bis zur Sattsamkeit tränkend, Schwindel in die Geister brachte, daß sie auf dem unsicher gewordenen Grunde wankten, und irre und zweifelhaftig wurden auf allen ihren Wegen. Kühne Abentheurer hatten die verborgenen Schatzkammern in den Bergen einer neuen Welt erbrochen; ich fuhr in das edle Metalle und drang unter seiner Hülle leicht ins Innerste der Gesellschaft ein, alle ihre Adern bis zu den verborgensten Lebenstheilen durchkreisend. Die Kirche mußte die Folge der Transfusion zuerst erfahren. Die Einen in ihr, irre geworden an sich selber und dem ihnen vertrauten Gute, geriethen in die Vergeßlichkeit, oder verfielen die Götter beschmausend in vollsaftige Ueppigkeit. Die Andern, durch die gleichen Einflüsse nicht weniger geirrt und berauscht, hatten sich ihrerseits zum Uebermuth und trotzigen Selbstgefühl gesteigert: nieder mit den Prassern! war ihre Loosung; nieder mit den Frevlern! die Erwiderung. So zerrte es sich zwei Zeiten und eine halbe Zeit hin und zurück; die Lehre des Lammes war selber wieder das Lamm, dem die Welt aller Welt Sünden aufgeladen; Spaltung wurde in sie hineingeschlagen, der Rock nochmal durch die Kriegsknechte unter reichlichem Blutvergießen getheilt und wieder getheilt, der Chor aber vermauert und das Schiff durch immer neue Durchschläge, wie die Bienenwabbe in Zellen vieler Jungen, geschieden; Israel war wieder von Juda abgefallen. Darauf mußte es an die von der verhaßten Lehre durchdrungene bürgerliche Ordnung gehen, sie mußte umgebaut werden nach anderm Grund und Aufriß. Da schwebte ich brütend über der

europäischen Gesellschaft; die Mächtigen mit Herrschsucht und Habgier entflammend, daß sie, keine Erfahrung ehrend, über alle althergebrachten Ordnungen dahin fuhren, alles im Wirbel umtreibend und zu sich niederziehend; und da ich zugleich auf die Beherrschten Lähmung und Erstarrung legte, daß kein Recht vertheidigt, keine schützende Vorkehr getroffen wurde: sammelten sich alle Wasser schwellend um die Mitte, und an allen Ufern trat Seichtigkeit und Ebbe ein. Sofort änderte ich meinen Ort, und mich auf die duldende Menge niedersenkend, erfüllte ich sie mit Berauschung und Schwindel zuerst, dann mit Zorn und gewalthätigen Neigungen, die nun von selbst allmählich zu Grimm und Wuth sich steigerten; und da nun Nachlaß, Schwäche, Schrecken und Kraftlosigkeit gleichzeitig die Andern befallen, trat bald der vorigen Vorströmung eine Rückströmung entgegen, und die hereinbrechende Fluth brandete gegen jede Hemmniß an mit Macht. Das wiederholte sich im steten Wechsel des Rücklaufs und des Anlaufs, immer schärfer einschneidend in die Masse früher noch ruhig gebliebener Wasser; so daß die tiefere Senkung eine immer höhere Hebung zur Folge hatte, und die Zeit immer näher kam, wo vor den Springfluthen, die nicht etwa da oder dort, sondern aller Orten die höchsten Dämme überflutheten, der alte Continent versinken mußte. Dazu hatte ich die Brunnen geistiger Tiefe aufgerissen; da quollen nun Doctrinen, Philosopheme, Anschauungen und Lockungen aller Art in Masse hervor, die Grundvesten alles stehenden Daseyns unterwühlend, und die in der Verborgenheit aufgelagerten Massen brennbaren Stoffes in vulkanische Gährung setzend.

Das ließ sich gut an in allen Dingen; aber die mir feindliche Macht ist auch nicht müssig, ich fühlte ihre unsichtbare Gewalt, wenn sie meine Ebben mit lindem Thauen wieder ausgefüllt, mein Fluthen mit leichtem Windeshauchen geebnet, und ihrem Heranbrausen aus Sandkörnern Dämme entgegengereiht. So hat sie auch jetzt ein solches Sonnenstäubchen mir in den

Weg gelegt, und wie ich mich auch gemüht, seine Kleinheit hat es meiner Macht entzogen. Darum habe ich an diesem Tage Euch, meine Getreuen, um mich her versammelt, um Euch tröstend hinwiederum an Euch mich tröstend zu erheben. „Darum erinnerte ich Euch im Eingange geflissentlich an das beruhigende Wort, welches ich damals euerem Aeltervater zugerufen, als er nach der kühnen That, die ihm und Euch Emancipation eingetragen, in gewohnter Scheu und dummer Schaam vor dem Tyrannen sich verborgen. Ach! darum, weil jetzt Tage wieder angebrochen sind, wo das Reich, zu dem ich damal den Grund gelegt, nicht weniger Gewalt leidet, als in den Zeiten vor dem entschlossenen Aufstand; wo der alte Tyrann sein Haupt aufs Neue erhebt, um das Licht der damals errungenen Erkenntniß noch einmal auszulöschen; wo er seine überall zerstreuten Genossen, die Fürsten der Finsterniß, zu wiederholter Bekämpfung der Botschaft des Lichtes, das ich auf Erden zuerst verkünden lassen, durch willkührliche Satzungen aufruft; wo er seine verlorene Macht über die Geister und Gewissen des Menschen wiederum aufs keckste anspricht; wo er seine vermeintliche Oberhoheit mit jeder irdischen Staatsgewalt in offenen Widerspruch setzt; durch anmaaßende Gebote den Frieden der Partheien, die Ruhe der Familien, die Ordnung des bürgerlichen Lebens stört, mit lauter Stimme Aufruhr und Empörung predigt, und nichts Geringeres bezweckt, als sich zu eben der despotischen Allgewalt über einen unmündigen Haufen wieder emporzuschwingen, welche ihm in jenem traurigen Weltalter eigen war, wo die Erde wüste und leer war, und Finsterniß den Abgrund deckte. Unter solchen gar vieler Verzagten Muth darniederschlagenden Erscheinungen ist der Zuruf: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde u. s. w. gar wohl an seiner Stelle, und es thut Noth, jedes bangende Gemüth hinzuweisen auf die Beruhigungsgründe, welche bei den erneuerten Versuchen der Macht der Finsterniß gegen das Reich der Wahrheit und des Lichts sich dem ruhigen

Nachdenken darbieten. Sammelt dazu mit mir Gedanken und Sinne!“

„Erstens: die Macht meiner Wahrheit, welche die Verkehrten freilich Lüge zu nennen sich nicht entblöden. Denn, bewährete dieselbe nicht, schon zur Zeit des von ihnen sogenannten Sündenfalles, ihre Unwiderstehlichkeit an dem damals noch aller Einsicht baaren Stammvater so vieler Millionen Christen und anderer Menschen? Hatte doch der gefeierte Urheber jenes Ereignisses, zur Aufdeckung und Vernichtung des religiösen Lug- und Truggewebes, mit welchem der alte El die Welt umsponnen, nichts weiter vonnöthen, als den mit dem Tode Bedräuten durch den Augenschein zu zeigen, daß sie vielmehr nun erst recht zum Leben kämen; fiel es den von arger List Bethörten nicht wie Schuppen von den Augen, als sie in der gewonnenen Erkenntniß des Guten und des Bösen gewahrten, für welche schnöden Satzungen man ihnen blinden Glauben abgefordert? wie könnte, wie sollte die damals glorreich errungene Wahrheit jetzt über die neuauftauchende Finsterniß ihres Sieges verfehlen; da sie derzeit in allen Sprachen der Welt, von allen Zungen laut ertönt, durch Lehren und Predigen in zahllosen Schulen und Kirchen zur genauesten Kenntniß ihrer Gläubigen gelangt; und in Pallästen und Hütten das unverlierbare Eigenthum aller derer geworden ist, die Augen haben zu sehen, und Ohren zu hören, welch' ein unausgleichbarer Gegensatz zwischen meiner Lehre, und der des himmlischen Gauklers, so wie dessen, der sich den irdischen Stellvertreter desselben schelten zu lassen wagt, besteht. Oder sollte seine Stimme mächtiger seyn, als meine Stimme, wenn jene allen religiösen Irrthümern und Vorurtheilen das Wort redet, während diese nur vernunftmäßige Religionsansichten predigt; wenn jene blinden Glauben für ihren Götzen verlangt, und mit abergläubischen Gebräuchen ihn zu verehren gebietet, während diese nur Einsicht und Ueberzeugung in Anspruch nimmt; wenn jene, eine finstere Ascese anordnend, die Natur im Menschen in sclavischer Unterwürfigkeit zu halten

sich herausnimmt, die Andere aber die Gefesselte zu emancipiren gebietet, und den übermüthigen Tyrannen demüthigt, indem sie die Magd ihm zur Herrin ordnet; „wenn jene den Stuhl des Gekreuzigten über alle Fürstenthrone erhöht sehen will, diese aber ihn, wo er hin gehört, auf die Polizei verweist“. Nein, wie das Dunkel der irdischen Nacht der Allgewalt des himmlischen Sonnenlichtes nie und nimmer widerstehen kann; so vermag auch die Macht der Finsterniß, welche von dort her, woher der Welt noch niemals Heil kam, den Erdkreis jetzt aufs Neue zu umhüllen trachtet, Nichts gegen das Reich der Wahrheit und des Lichtes, das durch mein Zuthun an jenem denkwürdigen Tage unter uns errichtet ist, denn es beruht in seinem letzten Grunde auf dem Worte: mit Nichten werdet ihr sterben! das ich, der Tröster, damals zu ihnen geredet habe“.

„Dasselbe thut aber auch die allgemeine Bildung dieser Zeit, oder die weite Verbreitung heller Einsicht und Erkenntniß jeder Art unter allen Classen und Ständen der jetzigen Menschen. In Zeiten freilich, wie die, welche um viele Jahrhunderte hinter uns zurückliegen, war es dem Aberglauben, der in dem alten, weltbeherrschenden Rom seinen Sitz und in allen Ländern seine wohlgegliederten Verzweigungen hatte, ein Leichtes, der Welt nach Lust und Willkühr zu gebieten, und sie zur folgsamen Sclavin seines herrschsüchtigen Willens zu machen. Denn Barbarei und geistige Roheit war der hervorstechende Charakter derselben, und keine Wissenschaft erleuchtete das unglückselige Geschlecht der Menschen, dessen Daseyn in sie fiel. Der große Haufen stand, aus Mangel an gemeinnützigem Unterricht, kaum eine Stufe höher, als das liebe Vieh; die aber mehr wußten, hatten ihr Bemühen darauf hingerichtet, ihn in geistigem Blödsinn zu erhalten. Diese goldene Zeit des Truges ist aber unwiederbringlich dahin; die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen, seit ich für gut befunden, das Licht der vorchristlichen ja vorfluthigen Wissenschaft aufs Neue hienieden

anzuzünden, und ihm in der hehren Kunst, die Ergebnisse desselben für lernbegierige Augen in schneller und bleibender Weise zu vervielfältigen, die Grundlage einer ewigen Dauer zu geben. Und dieses Licht, das ich also auf den Leuchter gestellt, daß es mit seinen Strahlen in die tiefsten Tiefen der Wissenschaft dringe; dieses Licht, an welchem Junge und Alte, Niedrige und Hohe, Arme und Reiche den sicheren Führer zu ihrem geistigen und leiblichen Heile zu besitzen glauben, und das jetzt selbst in den verdüstertsten Ländern mit der Macht der Finsterniß den blutigsten Entscheidungskampf besteht, es sollte mit der geistigen Bildung, welche es im Schooße der Völker so allgemein hervorrief, uns nicht zu einem mächtigen Beruhigungsgrund bei den erneuerten Bestrebungen der Freunde der Finsterniß dienen"?

Gewiß! und das nicht weniger, als der einmüthige Widerstand aller meiner Getreuen, welchen diese Bestrebungen überall hervorriefen. Denn als vor Jahresfrist das von den neuen Weltverfinsterern schon längst geschürrte Feuer zuerst in helle Flammen ausbrach; als der verwegenste aller Priesterherrschlinge das, auf die Aufwieglung einer geistig unterjochten Kirche gegen den Staat gestellte Gesammtgeheimniß seiner gleichgesinnten Genossen öffentlich werden ließ, nahmt ihr meine versammelten Zuhörer das als ein Ereigniß hin, wobei ihr theilnahmlos verbleiben und ruhig zusehen könntet, wie es sich wenden und enden werde? Nein, alle meine Getreuen, gar wohl begreifend, was die Macht der Finsterniß gegen das Reich des Lichtes im Sinne habe, betrafen sich auf einem Schreie des Erstaunens und des Unwillens darüber, und schaarten sich in unwillkührlicher Eintracht um mein Panner, um den Feinden kampffertig zu stehen. Erleuchtete Herrendiener sprachen Worte der Kraft und des Muthes; freimüthige Gelehrte machten ihre Kenntniß der Zeiten geltend, oder stiegen in die Tiefen des Geistes hinab, um Waffen in der geheimen Werkstätte des Begriffs zu schmieden; die Kinder des Verstandes tauschten ihre Ideen aus, die

Gedanken fuhren wie Pfeile daher, die Worte wurden Schwerter und die Phrasen verlängerten sich zu Lanzen; schneller als man dachte hatte sich ein mächtiges Heer geschaart: denn das emancipirte Fleisch hatte in die Armaturen sich gewaffnet, und stürzte sich nun, unter Führung des concreten Begriffes, zur schönen That in das Schlachtgewühl. Gegen diesen einmüthigen Widerstand aller der Meinen, was konnte es bedeuten, daß eine verblendete Pöbelschaar der Gewalt, die ihre Erleuchtung wollte und ihre Freiheit schirmte, hie und da sich feindselig erwies? daß charakterlose Schriftsteller als Schutzredner des Fürsten der Finsterniß auftraten; daß Menschen, welche diejenige Welt, wo es nur Herren oben und Knechte unten gab, als die beste und glücklichste zurücksehnen, den Dunkelmännern, die schon seit lange mit ihnen auf dasselbe Ziel lossteuerten, ganz unverhohlen die Hand zum Bunde reichten, und daß in einzelnen Ländern dem Geist der Zeit zum Trotz Anstalten und Einrichtungen wieder ins Leben gerufen wurden, welche ein erleuchteter Sinn zum Heil ihrer Bewohner unterdrückt hatte“.

„Endlich bleibt Euch mein mächtiger Beistand, auf den ihr mit Sicherheit zählen dürft. So oft meine Sendboten ihr Werk von dem wohlgerüsteten Fürsten der Finsterniß auf alle Weise bedroht, gefährdet und gehemmt sahen, blickten sie immer nur mit vertrauendem Auge zu mir hernieder, und wie ich vor Jahrtausende ihres Stammvaters verdüsterte Augen dem Glanz des Lichts geöffnet; so ebnete ich denn auch jedesmal dem Licht den Weg zu ihnen durch alle Hindernisse, welche es in einer verfinsterten Welt fand. Wer unter Euch mögte nun wohl so kleinmüthig seyn, den Trotzigen gegenüber, welche Böses gut, und Gutes böse heißen, und aus Finsterniß Licht, und aus Licht Finsterniß machen, sein Vertrauen auf mich, den Vater des Lichts und aller Aufklärung hinwegzuwerfen, und sich dem ängstlichen Dafürhalten hinzugeben, daß ich nach dem hellen Tage das Dunkel einer Nacht hereinbrechen lassen werde, in wel-

chem die alten Schreckengestalten aufs Neue ihr unheimliches Wesen trieben. Wohl laß ich die gewähren, die das Licht hassen, weil ihre Werke böse sind; aber mit der Kraft, welche überschwänglich mehr thun kann, als Ihr ahndet und versteht, ist es mir ein Kleines, ihre feinsten Plane zu vereiteln, und ihren unermüdetsten Anstrengungen den Erfolg zu rauben. Mit der Weisheit, welcher Mittel und Wege zu Gebote stehen, die Ihr kurzsichtig weder seht noch begreift, trete ich ihnen wirksam entgegen, und weiß immer herrlich hinauszuführen, was mein Rath zuvor bedacht hat. Wohl thue ich nicht Zeichen und Wunder, um die Schaar meiner Lieben gegen ihre Macht und List vereinigenden Widersacher zu schützen: aber mit der Treue, womit ich auch unter den drohendsten Gefahren über ihr wache, weiß ich alle Angriffe ihrer Feinde schadlos abzuwehren; und lasse sie aus dem Kampfe, welchen sie durch das Uebelwollen ihrer unversöhnlichen Gegner zu bestehen hat, zuletzt doch siegreich hervorgehen. Darum fürchtet Euch nicht, im kindlichen Vertrauen auf mich, vor allen ihren Versuchen; laßt Euch nicht grauen vor dem Wüthen derer, welchen ich die Sinne verwirrte, um ihre Anschläge gegen das Werk, daß ich durch die Meinen gewirkt, desto sicherer zu verderben. Denn was sie jetzt beginnen und thun, es ist das Zeichen eines herausfordernden Verzweifelungskampfes, wozu sie ihre letzten Kräfte aufbieten, und je ungebärdiger sie sich dabei stellen, je rücksichtloser sie dabei zu Werke gehen, je kecker sie sich gegen meine Gewalt auflehnen, die über ihnen steht, desto schneller wird die Stunde kommen, wo die Macht meiner Wahrheit, die Bildung der Zeit, der Widerstand der Meinen, und meine ewige Kraft den morschen Stuhl, auf dem der Fürst der Finsterniß noch thront, ganz unabwendbar in den Staub stößt. Amen“.

Sprachs, und erhob sich kühnen Trotzes voll zur Höhe; die Versammlung aber blickte auf und sah einen Engel fliegen durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkünden denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und sprach

mit großer Stimme: Fürchtet Gott und gebet Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichtes ist gekommen! Und siehe! es erschien ein anderes Zeichen am Himmel, ein großer, blutrother Drache mit sieben Häuptern und zehn Hörnern, sieben Kronen auf den sieben Häuptern, und sein Schweif zog den dritten Theil der Sterne hinter sich, und warf sie an die Erde. Es erhob sich aber ein großer Streit am Himmel, Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt sammt seinen Engeln, aber sie bestanden nicht, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden am Himmel. Und es ward hinabgeworfen der große Drache, die alte Schlange, welche genannt wird Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführt und seine Engel mit ihm; sie wurden mit ihm auf die Erde geworfen und gebunden auf tausend Jahre, und eine starke Stimme erschallte durch den Himmel, die da sprach: Jetzt ist das Heil und die Kraft und das Reich unsers Gottes geworden, und die Macht Seines Gesalbten. Denn hinausgeworfen ist der Ankläger unserer Brüder, der sie verklagte Tag und Nacht vor dem Angesichte unseres Gottes. — Die Versammelten gingen betreten und schweigend auseinander.

Der Reinherr hat sich, wie man sieht, in dieser Rede breit gemacht, es ist aber zuletzt nicht zum besten ausgefallen. Betrachtet man sich aber den Sermon, den er abgehalten, genauer, dann sieht man, daß er ein Plagiarius gewesen, und den Dr. Johann Friedrich Röhr aufs unverschämteste geplündert hat. Es verhält sich aber damit also. Die Cölner Geschichte hat bekanntlich die Axt an das Götzenthum neuerer Zeit, an die Staats- und Donnereiche gelegt, und da sind dann, als die Einwohnerschaft des hohlen Baumes sich blos gelegt gesehen, aus dem Mulme Fledermäuse, Wespen, Brummkäfer, Hamster, Eichkätzchen, Blindschleichen, Eidechsen und alles, was sein ist, durcheinander herausgeflogen,

herausgelaufen und davongekrochen, dabei einen gewaltigen Lärm verführend, und wir sind noch hörmüthig von dem literarischen Getümmel, das damals sich erhoben und nun schon seit Jahr und Tag gedauert. Staatsleute und Beamtete haben es billig zuerst angehoben, Juristen und Theologen sind gefolgt, Diplomaten haben einträchtig dem jungen Teutschland sich angeschlossen und Historiker haben sich kaum flüggen Philosophen beigesellt, Dilettanten aller Art, Krethi und Plethi, in allen Waffenarten sich versuchend, sind als Freiwillige hinzugetreten, und es ist ungemein viel Dintenpulver verschossen worden. Aber noch immer war der eigentliche Heerbann zurückgeblieben, die Prädicanten, Inhaber, um mit Joel Jacoby zu reden, „jenes altprotestantischen, antipapistischen Grimmes, die in der alten, bösen Stimme das alte, antirömische böse Wort zu handhaben wissen". Jetzt aber sind, da die Entscheidung naht, nachdem sie die Consistorialen vorgesendet, auch sie auf die Kanzel herausgetreten, und hauen aufs tapferste ein mit dem antirömischen bösen Wort. Zu ihrem Vorkämpfer aber hat vor den Andern der obbesagte Dr. Röhr sich aufgeworfen, der, nachdem er zum Behufe der Kriegesführung das vorher abgelegte Christenthum wie ein Panzerhemd wieder angenommen, am Reformationsfeste 1838 in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar dies sein Wort gethan, und es in fünf Auflagen drucken lassen. Der Geist, der oben sich vernehmen lassen, muß nun unter seinen Zuhörern gewesen seyn, und Wohlgefallen an diesem seinem Vortrag gehabt haben, und da er bekanntlich ein Affe Gottes und aller gottseligen Leute ist, so hat er auch hier, nachdem er zuvor mit den gestohlenen Lappen sich behängt, es dem Redner in allem Prunk der Rede nachzuthun, ja ihn darin zu überbieten versucht. Alle die hohl ausgeblasenen Phrasen, alle die nichtigen Gemeinplätze, alle die gehässigen Anfeindungen, die der Prädicant in althergebrachter Weise gegen die Kirche von sich gegeben, hat der Andere sich gefallen lassen; er durfte

nur hier und da unnütze Weitschweifigkeit abkürzen, allzuverzagte Rede kühner steifen, ummwundenen Worten gerade aus gehende Richtung geben, überall die Sache beim rechten Namen nennen, und nachdem er vor Allem, wo Gott oder Christus gestanden, sich selbst in die Partitur eingelegt, hat er Alles für seinen Zweck gar brauchbar befunden. Wenn man daher, was als dem Dr. Röhr in der Substanz angehörig, zwischen den Zeichen „und" sich beschlossen findet, vergleicht mit dem, was als von ihm selber hinzugethan, ohne Zeichen geblieben, so wird man, die größere Freimüthigkeit und einige Gotteslästerlichkeit sans phrase ausgenommen, sonst keinen sonderlichen Unterschied entdecken. Es ist, als ob der Reinherr Bauchrednerei im Prädicanten treibend, aus ihm hervor alles verneinte, was Gott bejaht, alles dabei bejahend, was derselbe Gott verneint; und wieder auch im Sprechenden, als ob der Prädicant in der Brockenrede Domicil genommen, und nun ihm seinerseits aus dem Bauche die Theodicee der Weltgeschichte docirte. Solche gegenseitige Besessenheit des Einen durch den Andern, ist ein so merkwürdiges Phänomen, daß wir schon etwas näher zusehen, und ihm etwas tiefer nachforschen müssen.

Dr. Röhr hat bekanntlich schon in den Briefen über den Rationalismus, die er 1813 drucken lassen, festgesetzt: die religiöse Weltansicht, die alle wichtigen Ereignisse unmittelbar von Gott ableitet, hat nothwendig vor den Zeiten der Philosophie und Naturkunde herrschen müssen; darauf aber, seit die Wiedergeburt der alten Literatur eingetreten, ist diese Ansicht durch die physische verdrängt worden; und besonders die Reformation, indem sie die Infallibilität des römischen Bischofs auf die geschriebenen Religionsurkunden übertragen, und damit stillschweigend das richterliche Entscheidungsamt in Religionssachen der menschlichen Vernunft zugetheilt, ist die Pflegemutter dieser Ansicht geworden. Nun aber hat sich gefunden, daß für den Begriff einer unmittelbaren Wirksamkeit Gottes überhaupt, und für den einer

übernatürlichen Offenbarung insbesondere in der ganzen Natur kein Erfahrungsbeweis sich finde. Auch eine mittelbare Offenbarung, obgleich Gott mittelbare Wirksamkeit nachgesehen wird, muß als gänzlich unzuläßig verworfen werden. Die Beweiskraft, die man in dieser Hinsicht den heiligen Schriften beilegt, ist gleichfalls nichtig; denn diese Schriften, als eine Sammlung von bloß menschlichen religiösen, aber unwissenschaftlichen Werken, müssen nach denselben Gesetzen und Forderungen einer vernünftigen Denkweise geprüft werden, wie jedes andere Document der Vorzeit, und können dann mit ihren Ansprüchen auf höheren Ursprung nicht bestehen. Von einer übernatürlichen und wunderbaren Veranstaltung Gottes zu religiösen Zwecken muß ohnehin schon völlig abstrahirt werden. Auch die Entstehung der christlichen Religionsanstalt ist daher aus einer ursachlichen Verknüpfung natürlicher Umstände, ohne unmittelbare göttliche Causalität zu erklären, und die Wundergeschichten sind durch historische Kritik oder Skepsis zu beseitigen. Jesus selbst war in der vollsten Bedeutung des Wortes Mensch wie wir; aber er war unvergleichbar groß in Ansehung seiner Geistes- und Gemüthsvorzüge. Gelehrte Bildung erlangte er freilich nicht; aber schnelles Fassungsvermögen, treffender Witz, lebhafte Einbildungskraft, leichte Beobachtungs- und Darstellungsgabe, richtiger Tact für das, worauf es jedesmal ankam, tiefes Gefühl; alle diese Eigenschaften zeigen sich in Allem, was wir von ihm lesen. Aber seine Geschichte hat im Geiste der damaligen Welt ein unerklärliches Dunkel über ihn verbreitet; und wenn die Freunde ihn einen Sohn Gottes nennen, so ist von dieser Kindschaft, obgleich die Bekenntniß derselben ihm den Tod zugezogen, abzusehen, und lieber an den Aeußerungen, worin er sich geradezu bescheiden einen Menschensohn nennt, zu halten. Ob ihm bei seinem Wirken eine christliche Kirche, wie sie sich nachher ausbildete, vor Augen schwebte, ist zweifelhaft; doch, da sie einmal besteht, muß sie freilich dem Rationalisten theuer und heilig seyn; ob-

gleich sie auch seiner Erbauung, seiner religiösen Fortbildung halber ganz aufhören könnte. Aber die christliche Lehre muß den Charakter einer positiven Religion verlieren, denn das sollte und konnte sie als Universalreligion nicht seyn. Selbst der Glaube an Jesum war nur eine Forderung für die Zeiten ihrer Einführung; jetzt aber, da dieser mit aller andern zeitlichen Zuthat weggefallen, kann das Wesentliche der Lehre nur nach ethisch kritischen Principien constituirt; und nach dem Axiom, daß Jesu eine Universalreligion stiften wollte, auf Wahrheiten der theoretischen und praktischen Vernunft reducirt werden; mithin ist die Christologie und Geschichte Jesu als außerwesentlich zu entfernen.

Was Dr. Röhr hier niedergeschrieben, hat er später auf die Kanzel zu bringen, keinen Anstand genommen. Unter vielen Vorträgen der Art wollen wir nur z. B. der Predigt gedenken, am Sonntage Oculi, 1828 in der Stadtkirche zu Weimar abgehalten: „Unser Herr als entschiedener Freund der Vernunft in religiösen Dingen. Gedruckt Neustadt an der Orla bei J. K. Gottf. Wagner.

Nachdem ein beigefügtes Vorwort des Predigers die Gegner zum Beweise aufgefordert: daß Christus über irgend ein wirkliches Religionsgeheimniß der Menschheit irgendwo näheren Aufschluß gegeben habe, und daß die angeblichen Geheimnisse, welche der unselige Gaukelgeist der Kirchenlehrer seinem Evangelio angedichtet hat, in diesem wirklich enthalten sind, geht die Predigt selbst sofort zu der Beweisführung über, daß Christus ein Rationalist, ganz wie der Prediger selbst, gewesen. Denn sagt sie: was nur immer an religiöser Wahrheit über die Lippen unseres Herrn ging, stand mit der selbsteigenen, vernünftigen Fassung derer, die ihn hörten, im Einklange, und keine seiner Lehren über göttliche Dinge trug, entkleidet von der Hülle, in welcher er sie der Denk- und Begriffsweise seiner Zeitgenossen annehmlich zu machen suchte, Etwas in sich, was sich nicht dem verständig Prüfenden als klares, unwidersprechliches Ergebniß der

allgemeinen Menschenvernunft bewährte. Darum suchte er seiner Lehre stets durch vernünftige Gründe Eingang zu verschaffen, und wo er je gewisse Lehren, die er Geheimnisse des Reiches Gottes nennt, berührt, ließ er sie völlig auf sich beruhen. Wie er daher im Evangelio sich bei Widerlegung des Vorwurfs, er treibe die Teufel aus durch den Obersten derselben, an den gesunden Menschenverstand der Umstehenden wandte, und ihnen das Widersinnige und Ungereimte desselben anschaulich machte; so zog er überall ihre natürliche Urtheils- und Denkkraft mit ins Spiel. Nicht seine Lehre also ist es, wenn Afterweise das innere, verborgene Wesen Gottes in widersinnigen Formeln der Anschauung näher bringen wollen; wenn ihr Vorwitz sich über seine Verbindung mit Gott in Bestimmungen erklärt, welche zu christlicher Abgötterei hinführen; wenn willkührliche Schulweisheit, ihn zu einem schnöden Sündendiener machend, das Werk der Erlösung in Erfolge setzt, welche allen würdigen Begriffen von Gott und der Natur der Sache selbst widersprechen. Nachdem diese Predigt den Herren in socinianischer Weise sattsam erniedrigt und vermenschlicht, erhöht dafür eine andere über das Evang. Matth. C. X, V. 13, an gleicher Stätte in demselben Jahre in pelagianischen Grundsätzen abgehalten, den Menschen in den anwesenden Zuhörern um so glorreicher, aus den Worten: „Ihr seyd besser, als viele Sperlinge! abnehmend, der Mensch trage eben in seinem jetzigen Zustande noch das vollkommene Ebenbild Gottes an sich, und habe in sittlicher Hinsicht aus sich die volle Kraft, seinen Willen auf das Gute zu richten, sein Herz von sündlichen und strafbaren Begierden zu reinigen, und seinen Wandel in Uebereinstimmung mit dem Gesetz zu bringen. Denn Gott hat ja gesagt: lasset Uns Menschen machen, ein Bild, das Uns gleich sey; wer also das unversehrte Bild leugnet, der straft Gott selbst freventlich Lügen. Gott läßt ja ferner seine Sonne leuchten über Böse und Gute, wie sollte man nun geringschätzig denken von der menschlichen Natur? Wäre nicht noch die unverletzte

sittliche Kraft in uns; wie hätte denn auch der Herr uns auffordern können, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; würde er dann überhaupt auch nur auf die Erde gekommen seyn, um ein Reich Gottes auf ihr zu gründen? Die Lehre von dem Verderben der Menschen kann uns nur die Uebung der heiligsten Christenpflicht für ihr Heil zu wirken erschweren, und muß überdem auch dem eigenen Streben nach Vervollkommnung unsers Geistes und Herzens durchaus hinderlich werden. Mit so vortrefflichen Gründen wird dem Worte des Apostels: daß niemand weiter von sich halte, als sich gebührt zu halten, Trotz geboten, und mit freigebiger Hand dem Diener zugelegt, was dem Herrn genommen worden; der sich daher nicht weiter bemühen darf, das Wollen und das Vollbringen zur Förderung des Werks zu geben, das er im Menschen angefangen.

In allem diesem ist aber nun nichts, vom Anfang bis zu Ende, dann Negirung dessen, was Gott durch alle Geschichte affirmirt, und Affirmation dessen, was er negirt; es fällt also ganz und gar in das Gebiet jener großen Verneinung, die aus dem Mißbrauche der Freiheit hervorgegangen, und in diesem schaltet und waltet der verneinende Geist nach Wohlgefallen als in seinem Reiche, und gebraucht sich alles dessen, was er sich entsprechend findet, nach Wohlgefallen. Darum hat der Prediger gesprochen aus seiner Seele, wie er hinwiederum im Geiste der Predigt zwischengeredet; die katholischen Hörer dürfen also nur die Zeichen ändern, statt des Positiven das Negative setzend und hinwiederum, und der ganze Sermon wird zur Ehre Gottes und seiner Kirche abgehalten seyn, und der Widersacher hat, wie ihm gar oft zu begegnen pflegt, Athem und Mühwaltung umsonst verloren. Unter diesem Einen aber sind uns Alle verstanden, die gleich ihm von diesem Grunde her jetzt der Kirche von den Kanzeln aus Krieg zu bieten angehoben; von da und dort und wieder von anderer Stelle werden solche Kriegsherolde uns angemeldet, und die Wände hallen wieder von den Invecti-

ven, die von ihnen ausgegangen. Es trifft sich aber, daß dies Ueberschäumen von Gift und Geifer, ohne alle äußere Hemmniß, gleichzeitig einer ganz anderen Behandlungsweise katholischer Prediger von Seite einer protestantischen Regierung begegnet. Der Pfarrer Beckers, ein ruhig besonnener, musterhafter Mann, ist nämlich, wie man weiß, seiner Predigt wegen in Untersuchung vor einem Exceptionsgericht, und daraufhin, daß die Commission ihn in Anklagestand versetzt, hat die Staatszeitung ihn schon frecher Ausfälle wegen gerichtet erklärt, während der Pfarrer Binterim einer kleinen Schrift wegen zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, andere aber, und darunter selbst für die Wahrheit zeugende Protestanten, wie der wackere Rintel in Königsberg, gleichem Schicksal aufbehalten sind. Man sollte denken, was dem Einen recht, müsse dem Andern billig seyn, und ähnliche Einschreitungen seyen also auch auf der Gegenseite hervorgerufen. Aber so ist die Parität in keiner Weise zu verstehen, vielmehr muß es heißen: was mir als Recht ansteht, mußt du als billig dir gefallen lassen. Das ist nun gut und ganz vortrefflich, so lange das Heft der Gewalt in euern Händen sich befindet; gesetzt den Fall, daß aber dermal einst Zeiten kämen, wo es Euch einmal wieder gereut, solche Maximen befolgt zu haben, weil sie nun gegen Euch selbst gewendet werden; dann schreibt nur Euch selber allein die Schuld des Unglücks zu, und sagt nicht, daß es ungewarnt über Euch gekommen. Was aber die Posaunenbläser betrifft, die wähnend die Kirche zu niedern, in Wahrheit sie erhöhen, so wartet ihrer der Lohn vor einem anderen Gerichte, als einem menschlich irrenden; denn die Seelen derer, die sie zum Irrthum und zum Verderben führen, werden von ihrer Hand gefordert werden, und bei der schweren Rechenschaft, die sie abzulegen haben, alle ihre Tiraden ihnen vor dem Richter nichts zum Loskauf gelten.

II.

Betrachtungen über Tirol auf einer Wanderung durch Passeier.

Es war der Morgen des ersten Octobers 1838, als ich zu Sterzing, der alten Römerstadt, von der großen Straße, die über Verona nach Venedig und Rom führt, rechts abbog, um den Saumschlag über den Jaufen nach Passeier, der Heimath des Sandwirthes, Andreas Hofer, zu wandern.

Der Morgen ließ einen schönen Herbsttag hoffen, die Sonne schien zwar nicht, Wolken bedeckten den Himmel, der Nebel zog sich schichtenweise über die mittlere Höhe der Berge hin. Allein das tiefere Blau des südlichen Himmels blickte schon hier und da durch die Wolken, ein helles Licht fiel auf die Nebelmassen, daß sie wie ein silberner Flaum an den Bergen zu schweben schienen. So gieng ich in froher Morgenhoffnung, den Blick den sonnigen Ebenen Italiens zugekehrt, durch das Thal über den Bach, der vom Schneeberg herabrinnt, dem Fuße des Jaufens zu. Hinter mir hatte ich den großen Gletscherstock, der vom Orteler bis zum hohen Glockner seine schnee- und eisbedeckten riesigen Arme von Granit über Tirol hinstreckt, und wovon der Jaufen nur ein Seitenzweig ist.

Nach Passeier wollte ich, die Heimath Hofers wollte ich besuchen, mir sein Leben von den Hirten und Schützen erzählen lassen, die mit ihm gebetet, gearbeitet, gezecht und gesungen, die mit ihm gefochten, gesiegt, gelitten und gerungen. Wohl weiß ich es, der Name Hofers erweckt in mancher Brust, und namentlich hier bei uns in Bayern, trübe, schmerzliche Erinnerungen. Wie! wird man sagen, du willst uns in die Heimath eines Insurgenten führen; haben seine Kugeln

nur Franzosen getroffen, sind nicht auch viele der Unseren gefallen! — Es ist leider nur zu wahr, die Zeit, in welcher der Stern des Sandwirthes von Passeier geglänzt, ist eine der dunkelsten und traurigsten der deutschen Geschichte. Eine Zeit, in der wir Deutsche, geblendet von dem Glücke und der Macht des fremden Eroberers, in seinem Dienste und zu seinem Gewinne, das Schwert gegen einander führten, wo die edelsten Stämme sich wechselseitig aufrieben und sich die Ketten umwarfen. In dieser Zeit, deren Schuld Alle getheilt, wo keiner rein geblieben, war Hofer allerdings ein Insurgent.

Aber war es nicht sein Name, der in mancher deutschen Brust die ersterbende Hoffnung für die Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes wieder geweckt, der in den Liedern von Körner, Schenkendorf und Uhland nachgeklungen, und der mit dem Namen Saragossas den Heldenmuth der Söhne Britanniens begeistert. Es ist wahr, Hofer ist ein Insurgent, aber ein Insurgent in Deutschlands tiefster Erniedrigung für die deutsche Freiheit vom Joche des fremden Eroberers; ein Insurgent wie Wrede, als er bei Hanau seine Kanonen gegen dieselben Feinde kehrte, gegen die der Sandwirth seine Berge vertheidigt; und die ihn dann seine Insurrection mit dem Tode büßen ließen, weil er mit unerschütterlicher Liebe an einem Herrscherhause gehangen, mit dem seine Väter Freude und Leid von einem halben Jahrtausend getheilt.

Ist darum auch unsere Huldigung mit schmerzlichen Erinnerungen verbunden, so ziemt es uns doch nicht, aus nationaler Engherzigkeit, das Große und Herrliche, was diesen Mann auszeichnete, zu verschmähen. Wenn Einer aus unserer Mitte sich für seinen angestammten Fürsten mit solcher Treue geopfert, würden wir nicht seiner mit Stolz gedenken? Sollen wir uns von Engländern und Franzosen beschämen lassen, die Hofers Namen mit Ehrfurcht nennen, oder ist die deutsche Geschichte so reich an großen Charakteren, die dem Heldentod so ruhig, so ohne allen Haß gegen den Feind entgegengegangen, wie dieser einfältige Bauer,

daß wir seinen Namen der Vergessenheit anheim geben dürfen. Beten wir lieber, daß Gott uns nie mehr solche Zeiten erleben lasse, in denen zwei Bruderstämme feindlich gegen einander wüthen, daß uns die grünen Berge Tirols vielmehr eine Zuflucht und eine Veste seyen, um dem gemeinsamen Feinde die Spitze zu bieten. Und dann kann uns der Sandwirth von Passeier in manchem zum Muster dienen, was seinem Andenken stets zur Ehre gereichen wird.

Als ihm im Glanze seiner Siege zu Innspruck die Ehrenkette seines Kaisers umgehangen wurde, und die Schützen von Tirol und der Jubel des Volkes ihn als den Oberkommandanten begrüßte, da war er es, der sich von dem trügerischen Scheine des Glückes nicht blenden ließ, der seine schlichte, gutmüthige, anspruchslose Einfalt und Treuherzigkeit bewahrte. Den groben Rock eines Bauern vertauschte er nicht mit der gestickten Uniform eines Generals, und dabei blieb er frei von aller Affectation. In der Residenz seines Kaisers tafelte er als Oberbefehlshaber für circa dreißig Kreuzer so genügsam, wie daheim in seinem Bauernhof. Zu den Fenstern der Burg hinaus sang er sein Schnaderhüpfel fort, wie er es einsam am Sand bei der brausenden Passer gesungen, und mit seinen Schildwachen, vor denen die Generale des größten Feldherrn seiner Zeit geflohen oder das Gewehr gestreckt, betete er täglich seinen Rosenkranz mit der gleichen Andacht, wie er es daheim mit seinem Gesinde in der niedrigen Stube vor dem Crucifix gethan. „Habts mitgessen, könnts mitbeten a", so sprach er zu Innspruck und so sprach er am Sand, und als ihn die erbitterten Franzosen im Winter aus seinem Versteck auf der hohen Alphütte gebunden hinwegführten und mit gemeiner Grausamkeit dem einst gefürchteten, nun gefangenen General „Barbone" den Bart ausrauften, sprach er wieder, nach der Aussage eines Augenzeugen, tröstend zu den Seinen: „betet, seyd standhaft, leidet mit Geduld, dann könnt Ihr auch etwas von Euren Sünden abbüßen", und mit der gleichen Seelenruhe und Heiterkeit, wie zu Innspruck in der Kaiserburg be-

tete er, dem Tode entgegenharrend, zu Mantua im Kerker seinen Rosenkranz fort.

Zu einer Zeit, wo die Stürme eines Volkskrieges die schlummernden Leidenschaften eines lebenskräftigen Volkes aus ihren dunkelsten Tiefen aufgeweckt hatten, wo der Zorn wie Feuer in seinen Adern brannte, und im Scheine der flammenden Dörfer nach Rache für die frechste Entweihung des Heiligsten und den Verlust des Theuersten schrie, wo es nur eines Winkes bedurft hätte, um Feuer und Schwert wüthen zu lassen, wie wir jetzt davon ein so schreckliches Beispiel in Spanien sehen, in dieser Zeit ließ der Sandwirth aus Passeier, ein ungebildeter Bauer eines abgelegenen Thales, von dem lauten Schrei der Leidenschaft die Stimme seines Gewissens nicht übertäuben; er bewahrte seine Hand frei von Blut und seine Seele frei von Ungerechtigkeit. Er hielt die Wüthenden zurück, seine Ruhe ihnen entgegensetzend und zur Mäßigung und Menschlichkeit ermahnend. Sein uneigennütziger Sinn hielt fremdes Eigenthum so heilig, daß sein Gewissen Bedenken trug, auch nur des Pulvers sich zu bemächtigen, dessen er zur Landesvertheidigung bedurfte: „Ein Fäßel Pulver verlangen sie von mir im Achenthal“, sprach er einst zu Innspruck in voller Rathlosigkeit, „wo aber soll ichs hernehmen, ohne es zu stehlen?“ Und als seine Leute die Gränze von Bayern überschritten und einen Theil der großen Sohlenleitung, die von Berchtesgaden nach Reichenhall und von dort nach Traunstein über Berg und Thal führt, in ihrer Gewalt hatten: da hielt er sie, die aus den Röhren Kugeln für ihre Büchsen gießen wollten, von der Zerstörung jenes kostbaren Werkes menschlicher Kunst mit den Worten zurück: „Laßt es seyn Brüder! schaut, entweder bleibt dem Kaiser das Landel hier, und dann wäre es ihm ein großer Schaden, wenn ihr ihm die Sohlenleitung zerstört, oder der König von Bayern gewinnt es wieder, dann müßte sie ihm sein Volk mit großen Kosten wieder bauen, und das freut mich nicht.“ Auch den Gefangenen versagte er die Gerechtigkeit nicht, und ließ kei-

nem ein Haar krümmen. Für vieles Blut, was ohne ihn wäre vergossen worden, und für großes Unglück, was ohne ihn geschehen wäre, ist ihm daher Freund und Feind verpflichtet. Er selbst aber, als er nach langen Leiden von ungroßmüthigen Feinden den letzten Gang geführt wurde, gedachte noch in alter Treue seines Kaisers, und sah, aufrecht stehend, mit unverbundenen Augen, so ruhig und gottvertrauend der tödtlichen Kugel entgegen, daß der ihn begleitende Priester sich an seinem Tode voll Bewunderung erbaute, wie an dem eines christlichen Helden und Martyrers.

Wohl hat Tirol viele Söhne gehabt, die mit einem kühneren, schärferen und kriegskundigeren Geiste begabt waren; die mit festerer Hand den Stutzen geführt und mit sicherem, weitertragendem Auge ihn auf das Ziel gehalten; die in dem Augenblicke der Gefahr größere Entschlossenheit gezeigt, und mit erfinderischerem, verschlagnerem und rückhaltigerem Sinne, gleich dem vielgewanderten Odysseus, den gefährlichsten Fallstricken zu entschlüpfen wußten; aber ein Herz, das mit innigerer Andacht an Gott, mit standhafterer Treue an seinem Kaiser und mit uneigennützigerer Liebe an seinem Volk gehangen, hatten sie wohl nicht. Hofer war kein Feldherr, er war nichts weniger als ein großer Geist, ja er hat sich unentschlossen und leichtgläubig in Augenblicken gezeigt, wo vielleicht eine furchtlose, nichtigen Hoffnungen und ungerechten Drohungen unzugängliche Festigkeit vieles unnütz vergossene Blut hätte ersparen und ihn selbst retten können.

Daß ihn aber der Glanz des Glückes nicht übermüthig, der lockende Reiz der Beute nicht habgierig, der erbitterte Kampf der Leidenschaft nicht grausam und das Unglück nicht niedergeschlagen gemacht, und daß der Tod sein Herz nicht mit Furcht oder Kummer, sondern mit froher Hoffnung erfüllte, und er vor dem Scheiden getrosten Muthes sprechen konnte: „Ade meine schnöde Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir die Augen nicht naß werden“: das ist sein Ruhm, nach dem größere Feldherren und Geister, als er, vergeblich

gerungen, und den er seinem und seines Volkes frommem, christlichem Sinne verdankte; denn ein Charakter wie Hofer, mit allen seinen Tugenden und Schwächen, konnte nicht leicht anderswo, als in Tirol sich bilden, und nur ein Gebirgsvolk, wie das der Tiroler, konnte einem Führer, wie er es war, voll Begeisterung und Vertrauen folgen. Darum gieng ich die Geburtsstätte zu besuchen, wo er aufgewachsen, nachdem ich das Grab gesehen, welches ihm sein Kaiser zu Innspruck neben den alten Heldenbildern, die das Denkmal Maximilians umstehen, erbaut hat.

Was dem Fremden gleich beim Austritte aus Sterzing seltsam auffallen muß, ist, daß die alte Pfarrkirche, ein gothischer Bau des fünfzehnten Jahrhunderts, links außerhalb des Städtleins, wie eine Tanne auf freiem Felde steht, als sey die Gemeinde ihrer Kirche abhanden gekommen, oder als hätten die alten Sterzinger mit ihrer Andacht einen Spaziergang in frischer Alpenluft verbinden wollen; ganz gegen die fromme Sitte des Mittelalters, wo die Lebenden ihre Wohnungen dicht um die Kirche aufschlugen, und die Todten ihre Ruhestätte entweder in der Kirche selbst oder rings um ihre Mauern her suchten, also daß wir den Gottesacker noch immer Kirchhof nennen, obschon die neuere Zeit ihn meist weit von der Kirche weg auf das freie Feld verwiesen hat. Wie viele von den edelsten und reichsten Rittern und Bürgern des Mittelalters haben sich nicht ihr Grab im Innern des Heiligthumes durch milde und fromme Stiftungen erkauft, wodurch ihre Todesstätte ein Quell des Segens wurde, an dem die kommenden Geschlechter ihren Durst stillten und ihr Leben fristeten. Hat ja doch Kaiser Maximilian, der sterbend zehn Armenhäuser auf seine Kosten erbauen hieß, in seinem letzten Willen geboten, daß sein Leib in der Kirche zu Wienerisch Neustadt unter dem Steine unmittelbar vor dem Altare begraben würde, damit der Priester über ihm stehend, täglich das heilige Meßopfer darbringe. Und dieß ist derselbe Maximilian, der kühne Gemsenjäger, an den so viele Stel-

len Tirols selbst im einsamsten Gebürge erinnern, und dessen Grabmal zu Innspruck steht, der auch den Grund zur Sterzinger Kirche gelegt hat, denn einst las man auf einer Seitenpforte die Aufschrift: **Rex aedis hujus Maximilianus pro fundamentis hic posuit lapidem, a Brixinensi Suffraganeo devotissime benedictum. Anno 1495 decimo Kalend. Martii.**

Allein es hat seine eigene Bewandtniß, warum sie nicht mitten in dem Städtlein steht. Tirol ist, wie die katholischen Länder überhaupt, ein Land frommer Gaben und Stiftungen. Und so ist auch die Sterzinger Kirche eine von den vielen, die die Frömmigkeit der umwohnenden Gemeinden erbaut hat. Ihr Gewölbe ruht dessen zum ewigen Zeugniß auf sieben Säulen; denn sieben Gemeinden opferten zu dem Baue und jede errichtete ihre eigene Säule. Ebenso bewahrt in dem armen einsamen Oetzthale die Pfarrkiche von Längenfeld dankbar die Denkmahle ihrer drei ersten schlichten Erbauer: eines Schmiedes, eines Jägers und eines Schusters. Billig nahmen daher auch die Sterzinger beim Baue Rücksicht auf ihre Mitstifter und wiesen dem gemeinsamen Heiligthume auch einen gemeinsamen Ort an. Wie man denn überhaupt in Tirol gewohnt ist, daß jeder auf dem besteht, was er mit Fug und Recht verlangen kann, dagegen aber auch willig das Recht des Andern anerkennt und heilig hält. Oft hängt noch der späteste Enkel mit einem gewissen edelen Stolze an seinem Rechte und wäre es auch ein bloßes Ehrenrecht, das der Großvater vor Jahrhunderten sich erworben. So liegt ein kleines Dörflein, Hof genannt, im Brixenthal, wo vier Bauern das Recht der Zehnterhebung über die umliegenden Ortschaften haben. Vor ihnen, die gleichsam als Oberlehnsherren auf ihren Stühlen sitzen, müssen alle Bauern, die ihre Heerde auf die dortige Brunnalpe auftreiben wollen, stehend und den Hut unter dem Arme erscheinen und um Erlaubniß bitten, obgleich die Alpe sonst ihr volles Eigenthum ist. Die Bewilligung geschieht durch einen Händedruck, ein Glas Wein, das den Bittenden gereicht wird, beschließt die Feierlichkeit. Und auf diese

Ehre halten sie so fest, wie einst die Könige von England auf die Lehnshuldigung ihrer Vasallen, der Könige von Frankreich. Einer jener Alpenvasallen, ein Bauer von Kirchberg wollte sich einst um 200 Gulden von dieser Belehnung loskaufen, allein sie bestanden auf ihrem alten Ehrenrechte und wiesen ihn mit seinem Gelde ab. Wenn die Ueberlieferung uns nicht falsch berichtet, so sind auch selbst die Tirolerinnen oder richtiger die Voradelbergerinnen nicht gleichgültig gegen dergleichen Ehrenrechte, die die Dankbarkeit geleisteten Verdiensten und Opfern als Entgelt schuldigerweise gewährt. Als im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts die Appenzeller Bauern die Fahne der Demokratie auch nach Tirol trugen und die fürstliche Macht stürzen wollten, achteten die Bregenzer ihrer Schmeicheleien und Drohungen nicht. Die Schweizer belagerten deshalb die ihrem Herrn, dem Grafen von Montfort, getreue Stadt. Da kam von dem Feinde her eine Bettlerin und hieß den Grafen wohl auf seiner Hut seyn, weil die Bauern in der Zechstube zu Rankwyl auf den 13. Januar einen allgemeinen Sturm verabredet. Der Graf folgte ihrem Rath und legte zur Nachtzeit einen Hinterhalt in einen Hohlweg. Die Bauern stürmten wirklich. Aber die aus dem Hinterhalt und die in der Stadt nahmen die Stürmenden dergestalt in ihre Mitte, daß sie mit dem Verluste ihres Landbanners, einiger Geschütze und vieler Todten abziehen mußten. Zum Lohne für diesen Sieg verlangte die treue Bettlerin von dem Grafen nicht Gold noch Gut, sondern daß der Nachtwächter von Bregenz täglich, von Martini bis Lichtmeß, um 9 Uhr Abends das Andenken ihrer Treue den Bürgern mit den Worten wieder ins Gedächtniß rufe: „Ehre der Guta", dieser Wunsch ihres bescheidenen Ehrgeizes wurde auch getreulich in Ehren gehalten, so daß noch heute der Ruf Ehrguta üblich seyn soll. In ähnlicher Weise stiftete ein Herr von Riedwein die große Glocke in der Pfarrkirche von Enneberg, seitab vom Pusterthal gelegen, bedingte sich aber für seine Stiftung das Ehrenrecht aus, daß die große Glocke so lange geläutet werden mußte, bis der alte

Herr mit seinem Schimmel auf dem Pfarrplatze zum Gottesdienste angelangt war.

Ein Gegenstück zur Sterzinger Kirche ist ein unweit davon auf dem Berge gelegenes Pfarrhaus, das man vom Jaufen aus sich gegenüber liegen sieht. Die Gemeinde, der es angehört, besteht nämlich aus zwei getrennten Häuser=Gruppen, Ober= und Untertelfes. Jede hat ihre eigene Kirche und ihren Kirchhof, beide aber nur einen Priester. Da sie diesen nun nicht theilen konnten, so hält er abwechselnd einmal in der oberen, und einmal in der unteren Kirche den sonntäglichen Gottesdienst. Keine wollte ihn der anderen ganz lassen, darum haben sie ihm sein Pfarrhaus einsam auf das Feld zwischen sich gebaut; was denn in der stürmischen Kriegszeit des Jahres 1813 die Folge hatte, daß der verlassene Hof von Räubern überfallen wurde, und der Geistliche, in Folge der empfangenen Wunden, starb. Ein Fall, der jedoch in Tirol, zu seiner Ehre sey es gesagt, so selten ist, daß man es den Erbauern des Pfarrhofes nicht übel nehmen kann, wenn sie ihn bei dem Baue nicht vorgesehen haben.

Uebrigens aber kann es bei einem lebensfrischen, naturkräftigen Volke, wie die Tiroler im allgemeinen sind, nicht fehlen, daß in Collisionsfällen, wo gleich berechtigte Partheien einander gegenüber treten, auch manchmal beide Theile mit störrischer, verzweifelter Hartnäckigkeit, zum eigenen Schaden, auf ihrem Rechte beharren, und es koste, was es wolle, keinen Finger breit davon weichen. Es wird daher auch von Seiten der Priester, vor denen sie sonst eine so große Ehrfurcht haben, keine geringe Klugheit und Ruhe erfordert, um diesen Geist des Widerspruches nicht in ihnen zu wecken.

Denn nur zu leicht verwandelt sich alsdann die Schlauheit und der findige Verstand, welcher dem Tiroler von Natur eigen ist, wie bei einem edlen Pferde, in hinterlistige, rückhaltige Bosheit und Verschmitztheit. Man hat Beispiele von vielhundertjährigen Prozessen, die einzelne benachbarte Gemeinden mit einander geführt haben, und die manchmal in

förmliche kleine Erbkriege übergegangen sind. So wurde z. B. um die Rittener Alpen von den darauf Anspruch machenden Gemeinden ein Rechts= und respective ein Faustſtreit geführt, von dem es schon in Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts heißt: „dieser Streit, der sich von unfürdenklichen Zeiten herschreibt". Es sind keine zwanzig Jahre, wo es endlich dem Kreishauptmann von Botzen gelang, diese Urfehde der deukaleonischen Vorzeit beizulegen.

Indessen hierin, wie in allem Uebrigen, sind die Thäler, nach den verschiedenen Stämmen, die sie bewohnen, im höchsten Grade verschieden. Es gibt solche, wo ein Prozeß etwas Unerhörtes ist, wo sich Jeder mit dem Andern leicht verständigt oder sich lieber jedes Opfer gefallen läßt, ehe er es zu einem Rechtsstreite kommen läßt. In anderen Gegenden hinwiederum ist der Sinn des Volkes minder friedfertiger und nachgiebiger Natur. Im Allgemeinen aber findet bei dem Tiroler ein gutes Wort eine gute Statt, und wenn man ihm mit Billigkeit und Wohlwollen entgegenkommt, so läßt auch er sich zu allem Billigen, und selbst zu den schwersten Opfern gern bereit finden, während umgekehrt ein herrisches Gebot und ein stolzes, übermüthiges Benehmen nur seinen Trotz herausfordert, der nun auch seiner Seits keine Gränzen mehr kennt, und um so gefährlicher ist, weil er dann oft versteckt, wie ein Gemsenjäger, mit unermüdeter Geduld, Tag und Nacht, so lange harret und lauert, bis ihm endlich das arglose Wild zum Schuße kömmt. Die Tirolergeschichte, wie die der Schweizer, ist seit der frühesten Zeit hierin reich an warnenden Beispielen. Viele Tausende sind als Opfer gefallen, die die Kugel des sicherzielenden Volkszornes von den Zinnen seiner Gebirgsveste durchbohrt, wenn er durch Gewaltthaten geweckt, und durch Verachtung und Hohn erbittert ward. Wie sehr übrigens der Tiroler bei all seiner offenen Unbefangenheit, wenn es darauf ankömmt, Meister ist, sein Innerstes auch dem schärfsten Auge zu verbergen, also daß sein Geheimniß wie ein Kleinod in einem unergründlichen Alpensee

verborgen ruht, davon gab wohl Speckbacher den glänzendsten, eines Talleyrands würdigen Beweis, als er sich mit zweien Kameraden verkleidet in die Festung Kufstein geschlichen hatte, der Kommandant aber Verdacht schöpfend, daß er der Verkleidete sey, ihm das Licht ins Gesicht hielt, er aber keine Miene verzog, obwohl er fürchtete, seine Kameraden, die sich einander zu viel zugetrunken, möchten ihn im Rausche verrathen. Daß der Tiroler anvertraute Geheimnisse, stumm wie die Felsen seiner Berge, zu bewahren weiß, auch davon hat jener Krieg hinlänglich Zeugniß gegeben.

Doch kehren wir zu unserem Pfade zurück. Dort, wo man jenseits des Baches den Fuß des Jaufens betritt und wo die Wege nach Sarnthal über das Penzerjoch und nach Passeier sich scheiden, steht unten zur Rechten ein kleines Kirchlein. Wer das Joch hinan will, den ladet das Kirchlein ein, sich leiblich und geistig zu stärken, und Gott um eine glückliche Reise zu bitten, wer herab kömmt, sich bei ihm auszuruhen und für den vollbrachten Gang zu danken. Wie der Wanderer im Tirol denn überall wohlerhaltene, oft mit frischen Blumen geschmückte und viel besuchte Kirchlein, Kapellen und Bildstöcke begegnet, die ihm den Gang durch das Land zu einem wahren Kirchengange machen. Sie bieten ihm oft ein Obdach bei Gewitter und Sturm auf den windlauten, höchsten Gipfeln der Jöcher; sie laden ihn ein im lachenden Grunde des Thales; von steilen, unzugänglichen, fernhin sichtbaren Felsen grüßen sie ihn hernieder; sie stehen warnend am grauenvollen Abgrund, und ernst auf den düstern Trümmern alter Burgen, im einsamen Dunkel des Waldes, im schauervollen Schweigen einer wilden Felsenschlucht; sie winken ihm freundlich von grünen Hügeln, unter uralten Bäumen, auf bunten Wiesen und vor friedlichen Einödhöfen. Am liebsten stehen sie an einem sprudelnden Quell, mit dem sie oft in eine sinnige Verbindung treten; so sah ich in der Thiersee ein Cruzifix, wo das den Wanderer labende Wasser aus der Seitenwunde Christi hervorrinnt.

Wenn man in einigen Gegenden von Baden und Würtemberg nur alte, zerfallene, von Unrath besudelte Kapellen und Kreuze einer frömmeren Vorzeit sieht, wenn im Elsaß, wo die wilden Wasser der französischen Revolution über das Land verheerend dahingegangen, die Zeichen der christlichen Andacht alle der jüngsten Zeit angehören: so sieht man hier dagegen uralte neben ganz neuen, zum Zeichen, daß das Land immer mit alter Liebe an seinem Glauben gehangen, und daß er noch immer frisch und lebendig in den Gemüthern blüht. Auf dem Wege über den Jaufen sieht man namentlich häufig Bildstöcke, die den heiligen Martinus darstellen, wie er dem Armen seinen Mantel mit dem Schwerte durchschneidet, jeden Vorübergehenden zur gleichen Barmherzigkeit mahnend. Auch manche andere stehen hier dem Andenken solcher errichtet, die auf diesem Wege ihren Tod gefunden und die den Wanderer an seinen eigenen erinnern.

Zwar ist der Weg über den Jaufen nichts weniger als gefährlich, über Wiesen, Feld nnd Wald, steigt er gemach hinan, und als der kürzeste, der aus dem Eisackthale in das Etschland führt, ist er uralt. Die Römer, deren Andenken noch die Pfarrkirche von Sterzing bewahrt, sind ihn ohne Zweifel schon gegangen, und ehe die Sorgfalt der Herzoge von Oesterreich und namentlich Sigmunds, den Kuntersweg längs dem Eisack mit großen Kosten durch die Felsen gesprengt und erweitert hatte, war er ein vielbetretener Handelsweg für die Waaren, die aus dem Orient und Italien über Venedig nach Augsburg und Nürnberg giengen. Er wird noch das ganze Jahr eingehalten und hohe Stangen bezeichnen im Winter seinen Zug auf der Höhe durch den tiefen Schnee. Allein des Menschen Leben ist überall und vorzüglich in dem Hochgebirg unvorhergesehenen Gefahren ausgesetzt, die jeden Augenblick seinen dünnen Faden zerreißen können. Es fehlen nur noch vier Jahre und es ist gerade ein halbes Jahrtausend, daß Ludwig der Bayer denselben Jochsteig über den Jaufen geritten. Es war ein glänzender Zug von Fürsten und Herren.

Seine beiden Söhne, Ludwig der Markgraf von Brandenburg und Herzog Stephan der Aeltere von Bayern, Konrad Herzog von Teck, drei Bischöfe, der von Freising, von Regensburg und München, waren darunter. Am 8. Februar des Jahres 1342 ritten sie den Jaufen hinan, „da nun die Reisegesellschaft“, erzählt die Chronik eines Zeitgenossen, „zu einem Abhange gekommen, und der eingedrungene Bischof (von Freisingen) abwärts reiten wollte, stolperte sein Pferd, er fiel und starb jäh dahin.“

Kein Kreuz von Stein oder Holz bezeichnet die Stelle, wo der Tod diesem Kirchenfürsten, Ludwig von Chamstein, so unerwartet den Weg auf luftiger Alpenhöhe vertreten; obschon es sonst nichts ungewöhnliches ist, hölzerne Bildstöcklein zu sehen, die den Wanderer auffordern, für die Seelenruhe eines armen unbekannten Bauern zu beten, der vor zwei oder drei Jahrhunderten an irgend einem verlassenen Orte den Tod gefunden. Denn wie der Hof sich von Vater auf Sohn vererbt, so auch das Gedächtniß der Todten, und der Enkel erneuert das Leichenmal, das der Großvater errichtet. Diese Verbindung der Gegenwart mit einer längst entschwundenen Vergangenheit, dieß Gebet, das die christliche Liebe und Barmherzigkeit, von keinem Menschen gehört, fern von der Welt, auf einem Felsen, wo die Gemse grast und die Steinschwalbe schwirrt, für eine unbekannte Seele verrichtet, die vor Jahrhunderten hier gewandelt, hat etwas Rührendes und Erhebendes; die Betenden mahnen uns daran, daß alle Christen, die Lebenden wie die Dahingeschiedenen, eine Familie sind.

Jener Bischof, der so jähen Todes starb, ritt zu einer Hochzeit! Die Tiroler Geschichte hat noch andere Beispiele, wo der Tod sich zum Hochzeitsfest einfand und mit der Braut den Reigen tanzte. Rudolf IV., der erste österreichische Graf von Tirol, war in der Blüthe der Jugend nach Mailand gereist, die Stadt schmückte sich eben zu den Festen seiner Vermählung mit der Tochter ihres Herzogs, als der Tod dem Bräutigam den Trauring reichte. Vierhundert Jahre später,

1765 war Maria Theresia, die Hochgesinnte Frau, deren mildes Bild noch in so manchem Herzen lebt, in Innspruck und feierte dort die Hochzeit ihres Sohnes Leopolds mit Maria Ludovika von Spanien. Und wieder trat ein ungebetener Gast, der alte Tänzer des Meister Holbeins, mitten unter die Fröhlichen und entriß ihr ihren Gemahl Franz I. Noch bewahrt die große Triumphpforte zu Innspruck mit ihren Marmorbildern, ursprünglich zur Feier des Freudenfestes von der Bürgerschaft bestimmt, hievon das Andenken. Ein wahres Symbol des Lebens, ist sie, nach außen eine Freuden- und nach innen eine Trauerpforte, über die der alte Saturnus seine Sense schwingt!

Doch der Tod des Bischofs von Freisingen war nicht das einzige Traurige bei dem Festzuge Ludwigs des Bayern über den Jaufen. Er geleitete seinen Sohn Ludwig den Brandenburger auf die alte Landesveste Tirol zur Hochzeit mit Margaretha Maultasche, einem Weibe von heftigen Leidenschaften, und einem ungebändigten, mehr männlichen als weiblichen Geiste. Bedeutsam führt ihr Pokal in der Ambraser Sammlung zu Wien den Spruch: „Langer Liebesmangel, ist meines Herzens stärkster Angel“.

Das Fest, was sie dort feierten, war eine Hochzeit der Brunhilde, wo die Brautfackel zur zerstörenden Kriegsfackel wurde, deren blutiger Schein viele Jahre lang auf das unglückliche, zerrissene Deutschland niederfiel. Drei der mächtigsten seiner Häuser, deren Söhne abwechselnd die Krone des deutschen Reiches getragen, geriethen um dies Weib und sein Erbe in feindlichen Hader. Rudolph IV. von Oesterreich, der Gründer des Stephansthurms, der Stifter der Wiener Universität, war endlich der Glückliche, der die alte Braut des Luxemburgers und Wittelsbachers sammt ihrer Erbschaft heimführte.

Indessen Tirol bewahrt noch ein Andenken an die kurze Herrschaft der Wittelsbacher. Ehe nämlich Ludwig der Bayer und sein Sohn von München schieden, erließ der Markgraf,

Montag den 28. Januar 1342, die berühmte große Handfeste tirolischer Freiheit, die sein Vater bestätigte, und worin er zu den Heiligen schwur, daß er alle Gotteshäuser und alle Edelleute in Tirol bei all ihren Gewohnheiten und Rechten, die ihnen von den früheren Fürsten geworden, erhalten wolle, daß er ihre Amtleute bei ihren Rechten schützen werde; ohne der Landleute Rath keine ungewohnte Steuer erheben; keine zur Tiroler Herrschaft gehörige Veste mit einem Fremden besetzen und die Grafschaft nach dem Rath ihrer Besten, handeln und halten und allzeit das Landrecht: „pesseren und nicht pöseren wolle nach Jr Rath". Dieß ist die Magna Charta, der berühmte Freiheitsbrief, den Tirol den Wittelsbachern verdankt, und der älteste allgemeine, der sich erhalten hat; aus dem man aber, nebenbei sey es gesagt, ganz fälschlich den Schluß gezogen hat, als habe der Markgraf hiemit eine Reform in der alten Verfassung Tirols bewirkt, indem er dem Bauernstande dadurch Rechte verliehen hätte, die er früher nicht besessen, und ihn als Corporation zum vierten Stande der Landschaft erhoben.

Nun sind jene stürmischen Tage der kriegerischen Margaretha vorüber, sie ruhet mit ihrem ungestümen Herzen zu Wien bei den Minoriten ad Sanctam Crucem, und der Jochsteig über den Jaufen, den ihrentwillen mancher Ritter zum Fest und Tod gezogen, ist einsam und still, aber als Zeugen jener Zeit erheben sich noch rings um Sterzing her viele Burgen und Schlösser alten Ruhmes, die einst diese Thäler beherrscht und die große Straße über den Brenner und die Seitenpässe bewacht. Im Norden steht drohend der altersgraue Thurm von Straßberg, womit einst Margaretha die Freundsberge belehnt, und das dem berühmten Vater der Landsknechte gehört; nordöstlich, über den Eingang des Pfitschthales gebietend, das Schloß Moos; im Westen die Veste Wolfsthurn und der Burgstall Reifenegg; südlich über dem Moose Sprechenstein mit der Erbland-Marschallswürde und Reifenstein, das Erzherzog Siegmund 1465 dem deut-

schen Orden mit der Verpflichtung verliehen, daß derselbe in allen seinen tirolischen Häusern alljährlich einen Gottesdienst begehe, zum Seelenfrieden aller Gestorbenen aus dem Erzhause Oesterreich.

Welch wunderbarer Wechsel der Zeiten und Bilder tritt vor die Erinnerung, wenn wir vom Jaufen auf diesen Thalgrund zu unsern Füßen niederblicken. Hier haben die Römer vor Jahrtausenden schon mit den wilden Söhnen der Berge, den Brennen gerungen und ihre Weltstraßen gebaut, hier die Ritter des Mittelalters, die Trautsone, die Rottenburger, die Mareiter, die Eppaner, die Wolkensteiner, die Jöchel, Gaizkofler und Tänzel auf den Burgen ihre Minnelieder gesungen, ihre Fehden gestritten, Kirchen und Klöster und Spitäler gestiftet, und die metallreichen Berge bebaut; von hier aus wurde wider Moritz von Sachsen, den Helden der Reformation und wider Joubert, den Sohn der Revolution, gekämpft, und hier haben Speckbacher, Haspinger und Hofer, der sein Hauptquartier im Wirthshaus zu Kalcha auf dem Jaufen hatte, 1809 die Feldherren des Kaiserreiches, Lefebre und Ruska, und ihre Verbündeten geschlagen und verjagt. Jetzt bleichen ihre Gebeine friedlich in derselben Erde und der Hirte weidet seine Heerde auf den Schlachtfeldern so vieler Jahrhunderte, aber die Gestalten der Gefallenen sitzen auf den Gräbern und rufen den Wanderer an, der vorüberzieht.

So verbinden sich im Tirol überall die Erinnerungen einer vielbewegten Vergangenheit mit dem Anblick einer großartigen Natur voll mannigfaltigen Wechsels, und sie sind es, die diese einsame, schweigende Alpennatur mit dem dumpfen, eintönigen Brausen ihrer Wildbäche und Wasserstürze, mit dem unverständlichen Gesange ihrer Vögel, dem stillen Dufte ihrer blüthenreichen Wiesen und ihren stummen, nakten Felsen und todten Eisfeldern erst menschlich beleben, und ihnen eine Zunge verleihen, die uns von menschlichem Handel und Wandel, Ringen und Streben in guten und schlimmen Tagen manche ergreifende Kunde gibt.

Zwischen der Geschichte aber und der Natur, zwischen jenen alten Burgen, den Werken der Menschenhand mit ihren Erinnerungen und den Bildern dieser Natur, mit ihren Wundern und Schauern, sitzt bedachtsam die alte Mährchendichterin, die Sage, die Sinnreiche, auf dem Sibyllenstuhl alter Prophezie und Dichtung unter der tönenden, mohnumblühten Zauberlinde!

Um ihre Füße geringelt ruht über den vergrabenen Schätzen der Vorzeit schlummernd die weiße Schlange mit der goldenen Krone geheimnißvoller Weisheit; auf ihrem Schooße liegt die Wünschelruthe, und in der Hand hält sie die silberne Spindel und spinnt mit kunstfertigem Finger aus Licht und Duft einen fliegenden Sommer von Liedern und Mährchen, der tausendfarbig um sie her eine himmelhohe, geheimnißvolle Laube mit leuchtenden Blättern, Blüthen und Früchten webt, deren Zweige in seltsamen Verschlingungen Natur und Geschichte umranken und verbinden, und deren Blätter mit dem Blüthenstaube vom Alpenwinde getragen die einsamsten Felsen am Saume der Ferner duftend umgrünen.

Da erscheint die gestaltenwechselnde Fee bald als trauernde Jungfrau, die vom Fenster der Burg ins Thal herniederblickt, im Mondscheine das goldene Lockenhaar kämmend und wehmuthvolle Lieder singend, dann erhebt sie sich und eilt als wilde Jägerin, den Speer in der Rechten, ein blaues Licht in der Linken, hoch über die stillen Eiswüsten der Alpen, die Felsen hinan, den Abgrund hinab, an der schwindelnden Wand vorüber, ihrem gespenstigen Wilde nach. Jetzt sitzt sie, ein stilles Weib, tief unten im Thale und wascht mit weißer Hand in ängstlicher Hast einen Blutfleck von der Stirne, aber der rothe Fleck auf dem bleichen Gesicht will nicht erblassen und doch werden die Wellen des Baches und alle Blumen der Wiese um sie her roth wie Blut; dann wieder springt sie plötzlich mit leichtem Fuß im lustigen Sonnenscheine aus dem offenen Felsen auf die grüne Matte und schüttet lachend dem verwunderten Hirten Perlen und blitzende

Goldstücke in den Hut. Nun steht sie, eine Königstochter, im blühenden Rosengarten von duftenden Alpenwiesen umringt, aber übermüthig tritt sie die Rosen mit Füßen und wäscht die Hände in warmer Milch und streut die Rosen in die Winde: da weht ein kalter Sturm, die Berge zittern, der Rosengarten ist ein Schneefeld, und sie steht vom Schrecken erstarret als Fels unter einsamen Felsen. Ein armes, verlassenes Kind erscheint sie wieder in der dunkeln Köhlerhütte, ihr Kleid ist von den Dornen zerrissen, ihre Hände von der Arbeit wund und bleich vom Hunger ihre Wangen: horch! jetzt reitet ein fremder Ritter vorüber, er begehrt einen Trunk, ein goldner Ring gleitet von ihrem Finger in den Becher und er hebt die verlorene Schwester auf das Roß und sprengt dem Vaterhause zu. Abermal wandelt sie sich, als Hirtin sitzt sie auf der höchsten Jochspitze, Adler und Lämmergeier kreisen über ihrem Haupte, das Murmelthier lockt ihr Ruf aus dem Gestein, den Schneehühnern streut sie Futter, Gemsen, Rehe und Steinböcke grasen und ruhen furchtlos zu ihren Füßen, und wenn ein Jäger ihren zahmen Heerden naht, so fängt sie seine Kugeln auf und wirft sie ihm zurück. Steine und Kräuter aber ruhen in ihrem Schooße, deren geheimnißvolle Kräfte sie sinnend erprobt: da erschallt ein dumpfer Donner aus der Ferne von der Ebene her. Sie lauscht. Der Wind trägt den Ton von Trommeln und Pfeifen zu ihrem scharfen Ohr und fliegende Fahnen sieht sie drohend den Bergen zuziehen: da springt sie auf und wirft den Hirtenstab aus der Hand. Den Hut mit der stolzen Trutzhahnfeder setzt sie aufs Haupt, den Wettermantel wirft sie um, den Stutzen in der Hand, so schreitet sie raschen Schrittes über den scharfen Kamm der Alpen, auf jeder Spitze zündet sie helllodernde Feuer an, stößt in das Schreckhorn, läutet die Sturmglocken und ruft das Volk rings in den Thälern zum Kampfe. Nun steht sie auf dem Felsen über dem Passe, kraftlos fallen die Kugeln in den Falten ihres Mantels nieder, die Feinde umgehen ihren Stand, sie dringen auf sie ein, sie weicht zu-

rück, jene ihr nach: da stürzt sie mit ihnen hinab in die unergründliche Tiefe, wo der Eisbach tost. Die schäumende Fluth wirft sie auf den Sand; auf dem Gemsenpfad klettert sie die Wand hinan jenseits über das Joch ins Thal hinab. Müde sinkt sie unter dem Kreuze nieder und schlummert ein. Es öffnet sich der Himmel und die Engel laben sie mit seinen Früchten. Am Morgen lassen sich Tauben bei ihr nieder und geleiten sie, weit, weit fort, in die stille Thaleinsamkeit, dort baut sie sich die verborgene Zelle, rings von Heilkräutern umgeben, und hütet ein wunderbares Licht, das verirrten Wandern in finsterer Nacht erscheint, und ihnen mit mildem Scheine den rechten Pfad längst den Abgründen zeigt.

Das ist die alte Sage, wie ich daheim an den Ufern des Rheins ihren Gesängen zugehorcht, und so habe ich sie auch hier im Alpenkleide, in den grünen Thälern Tirols, wieder erkannt. Die Arme wird aber auch hier von den Schulmeistern mit den ABCbüchern hart verfolgt, und scheu flieht sie vor den Erbarmungslosen mit ihren Gemsen in die einsamsten Thäler des Hochgebirges, wo die Verstummende nur schüchtern noch den Mund öffnet. Auch das Sterzinger Moos und der Jaufen gehörte einst, und zum Theil noch, zu ihrem Gebiete. Alte Passeierinnen, aus Hofers Verwandtschaft, die sie näher gekannt, erzählten mir: auf dem ganzen Jaufen sey Alles ein verblendetes Wesen, das heißt, er sey ein verzauberter Goldberg. Noch geht daher im Passeier die Rede, wenn der Bauer auf dem Jaufen einen Stein aufhebe und ihn seiner Kuh nachwerfe, so sey der Stein mehr werth, als die Kuh, aber weil er verblendet sey, könne er ihn nicht an den Mann bringen. Es lag ein recht glänzender Stein vor mir, der glitzte und blitzte wie Gold; ich hob ihn auf; zum Glück aber war es auch nur der Verblendeten einer von der alten Frau Saga; denn ich hatte schon Furcht, er möchte mir mit seinen scharfen Ecken meinen seidenen Beutel zerreißen. Nun aber hatte ich einen blanken Glimmerschiefer in der Hand, und erkannte, daß die alte Passeierin recht hatte: es war halt Alles

ein verblendetes Wesen. Ich warf ihn also weg, und goldärmer, aber um die Lehre reicher: daß auch in dem guten Tirol nicht Alles Gold ist, was glänzt, schritt ich leichten Muthes meinen Weg weiter, das luftige Joch des Jaufens hinan.

(Fortsetzung folgt.)

III.

Der Brand Magdeburgs im Jahre 1631.

Welches historische Werk, das auch nur von ferne des dreißigjährigen Krieges gedenkt, man zur Hand nehmen mag, man darf sich darauf verlassen, darin, gewöhnlich nebst einer stattlichen Zugabe christlicher Verwünschungen, die Nachricht zu finden: Tilly und seine grausamen Gesellen seyen es gewesen, welche die Stadt Magdeburg nach deren Eroberung mordbrennerischer Weise angezündet und zerstört hätten.[1]) Die Ausnahmen, zu denen der Geschichtschreiber der Reformation, K. A. Menzel in Breslau gehört, sind höchst selten. Manche auch, sind sie ja ganz zufälliger Weise, wider Willen und Wissen, auf die rechte Spur, die zur Wahrheit führt, gerathen, alsogleich hat ihnen die Partheisucht, so wie sie das theuere Vermächtniß der Vorvordern gefährdet sehen, die Binde um die Augen gelegt, und sie wieder auf die alte breite Straße zurückgebracht, wie an Zschokke nachgewiesen werden soll, zum warnenden Beispiele für andere, welche

1) Als die vorzüglichste Quelle hiefür ist immer das aus Zeitungen und Gelegenheitsschriften zusammengestoppelte Theatrum Europaeum angesehen worden. Die Darstellung von der Eroberung rc. der Stadt Magdeburg, ist wörtlich genommen, aus: Fax Magdeburgica oder die Magdeburgische Weltfackel. 1632.

die Lust in sich fühlen, es ihm nachzuthun, und damit man sieht, wie die Quellen der Geschichte zu Partheizwecken mißbraucht werden. Zschokke nämlich setzt in seinen bayerischen Geschichten (III, 259) zu der Stelle, wo er von der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly, und von dem Fluche Deutschlands, der sich an seinen Namen geheftet, spricht, in einer Note, zum Beweis dessen, den Bericht Pappenheims an den Churfürsten Maximilian von Bayern, läßt jedoch absichtlich, wie nicht gezweifelt werden darf, da er denselben aus der nämlichen Quelle genommen, aus welcher ich ihn habe, ohne eine Auslassung auch nur durch ein Zeichen anzudeuten, mitten darin diejenige Stelle weg, welche den „Fluch Deutschlands" einiger Maaßen hätte Lügen strafen können. Darum, und damit jener Bericht in dieser Verstümmlung, wie bisher schon öfter geschehen, nicht in noch mehrere historische Werke übergehen möge, theile ich ihn, soweit er hieher gehört, unverfälscht mit. Doch noch nicht genug! Zschokke hat überdieß Tillys Bericht (Nro. 1), den er auch vor sich gehabt, wie man ebenfalls aus dem Citat erkennt, in derselben Note nur nach seinem, was diesen Punkt betrifft, ganz unwesentlichen Inhalte angedeutet, statt daß er, was Wahrheitsliebe und Redlichkeit geboten, daraus wenigstens die darauf sich beziehenden Hauptstellen, mitgetheilt hätte. Aber derselbe paßte, wie man sehen wird, noch weniger ins System, als jene aus Pappenheims Bericht weggelassene Stelle. Ob er des General-Commissärs Ruepp Bericht (Nro. 3) nicht gekannt, oder nur ignorirt habe, was freilich nach solchen Präcedentien das wahrscheinlichste ist, mag, um keine Ungerechtigkeit zu begehen, dahingestellt bleiben.

Ohne mich dabei weiter aufzuhalten, und ohne auch bei anderen ähnliches Verfahren nachzuweisen, stelle ich einige Berichte und andere Nachrichten von jenem unglücklichen Ereignisse, das die Stadt Magdeburg getroffen, zusammen, und ich glaube mich der Hoffnung überlassen zu dürfen, daß sie einiger Maaßen beitragen werden, jene ungerechten Beschul-

digungen und Flüche, die man auf Tillys Namen legt, endlich aus den Geschichtsbüchern zu entfernen.

1) Tillys Bericht an den Churfürsten: — — — Darauf aber hat sich ein großes Unglück zugetragen, indeme vnder währendem Sturmb in der Stadt, Ein große Feuersbrunst, so der Feindt wegen des hin= vnd wider eingelegten Pulvers zue dem intent, wie der gefangenen Aussag insgemein verlautet, daß den vnserigen solche nit zue guten khomme, mit vleiß vnd ex malitia verursacht, entstanden, welche bei solchem Tumult vnd bei dieser grossen Hitz kheine Möglichkeit zue löschen gewesen, also, daß sie soweit vmb sich gefressen, daß die gantze Stadt ausgenommen des hohen Domstifts ꝛc. in die Aschen gelegt worden. D. Westerhausen v. 21 Mai [2]).

2) Pappenheims Bericht an denselben: — — — Wir habens mit stürmender Hand gestern um 9 Uhr vormittags erobert, über die vier Stunden gefochten, den Bischof hab ich gefangen, Falkenberg ist niedergehaut samt aller Soldatesca vnd Bürgern, so in der Wehr gewesen. Alß nun die Grausamkeit der Soldatesca schon aufgehört, hat der gerechte Zorn vnd Straff Gottes erst angefangen, seind viel Fewer aufgegangen, zugleich etlich minen, so sie gemacht hatten, die haben inner wenig Stunden die schöne Stadt in die Aschen gelegt. Was sich nun an Menschen ꝛc. [3])

3) Bericht des General=Commissärs Ruepp an den nämlichen: — — — In wehrendem Sturm hat sich zugetragen vnd ein solches vnlöschliches Fewer entstanden, daß die gantze schöne Stadt ausser des Thumb vnd etlich gar wenig Heusern verblieben sein, vnd ist solches Fewer allen der übrigen verbliebenen Bürger andeuten nach dahero entstanden, daß

---

2) Acten des dreißigjährigen Krieges Tom. 166. fol. 445. im königl. Reichsarchiv zu München.

3) Ebend. Tom. 168. fol. 350.

Falkenberg sie oft ermahnet hat, da der Feindt wider alles Verhoffen hinein khomen solle, Sie die Statt in Brandt stecken wollen, damit er nit bekhome vnd genieße, darnach er solang strebe, Seifze vnd dadurch sie in das bäbstliche Joch ziehe [4]).

4) — — Indeme der Falkenberger nunmehr augenscheinlich wahrgenommen, daß dieselbige (die Kaiserlichen) die Statt in ihren Gewalt bekhommen werden, hat er vnd andere vornembste in der Statt mit einem unerhörten und barbarischen Exempel, dergleichen in deutschen Historien nit bald zu finden sein wird, die arme verzweiflete Bürgerschaft dahin beredt und beweget, ja selbst wirklich Hand angeleget, daß nit allein an vnderschidlichen vornehmen Orthen in der Stadt Pulver vergraben und angezündt, die vornembste Gebäv zersprengt, sonder auch die Statt hin- vnd wieder mit Fewer an- und in einen unlöschlichen jämmerlichen Brandt aus verzweifletem unglaublichen Neyd, damit nur dem obsiegenden Theil diese ansehnliche Victorie schwer und thewer genug gemacht rc. gesteckt worden rc. [5]).

Doch nicht blos Katholiken, auch Protestanten stimmen damit überein, z. B. der eifrige Protestant Winshemius in seiner Lobrede (S. 34.) auf Gustav Adolf; Helvicus in dem Theat. histor. S. 149; und Salvius gedenkt in seinem Berichte von der Eroberung Magdeburgs an den Schwedischen Reichsrath mit keiner Sylbe, daß die Kaiserlichen es waren, welche dieselbe angezündet, was er, wenn dieß der Fall gewesen, sicher nicht verschwiegen haben würde, wie man doch wohl annehmen darf. [6]) Auch der Schweden König Gustav Adolf erwähnt in seinem Schreiben an die Bürger von Stralsund, in welchem er ihnen das Schicksal Magdeburgs

---

4) Ebend. Tom. 169. fol. 3.

5) Ausführl. und gründl. Bericht: was sich bei vergangener Beläger- und Eroberung der St. Magd. verloffen. 1631. S. 32.

6) In Geijers Gesch. v. Schweden III, 183.

vorhält und sie ermahnt, ihre Stadt in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen, dieses Umstandes nicht. 7) Außer diesen Zeugnissen könnte ich mich noch berufen auf Wassenbergs flor. german.; auf bustum virg. Magdeburg; auf epitom. rer. german.; auf Adelzreiter annal. Boicae u. m. a.; die angeführten aber dürften hinreichen.

Sollte aber auch, was jedoch kraft der angeführten Zeugnisse keineswegs zugegeben werden kann, wahr seyn, was der deutsche Florus (S. 213.) berichtet, daß nämlich Pappenheim, der es selbst dem Herausgeber desselben eingestanden haben soll, ein Haus habe anzünden lassen, damit der Feind das daranstoßende habe verlassen müssen, und den Eindringenden nicht zu viel Schaden zufügen konnte, 8) so hat er etwas gethan, was tausend andere an seiner Stelle auch gethan haben würden, etwas, was bei Erstürmungen unzählige Male vor ihm und nach ihm geschehen, etwas, was als eine fast unvermeidliche Folge der Erstürmungen angesehen werden muß. Aber es wäre in der That aller Absurditäten absurdeste, wenn man ihm, Tilly oder einem anderen Generale darauf hin die Absicht unterschieben würde (und das ist, wie schon bemerkt, bisher gewöhnlich geschehen), sie haben die ganze Stadt verbrennen wollen, es müßte nur seyn, daß sie auch den Sturmwind, der sich erhoben und schnell die Flammen in alle Quartiere der Stadt verbreitet hat, so daß ans Löschen nicht gedacht werden konnte, heraufbeschworen ha-

7) Zober ungedruckte Briefe Alb. von Wallenstein S. 41.

8) Diese Nachricht steht im Widerspruche mit der nachstehenden, welche meines Wissens nur von Protestanten mitgetheilt wird. Pappenheim nämlich soll, bald nach der Eroberung Magdeburgs, zu Helmstädt bei einem großen Gastmahl mit einem förmlichen Eide betheuert haben: daß er an der Einäscherung Magdeburgs unschuldig sey, und die anwesenden Professoren gebeten haben, dies, im Falle einer von ihnen diesen Krieg beschreiben würde, der Welt zu sagen. Rathmann Gesch. Magdeb. IV, 286. Rese Zerstörung Magdeburgs durch Tilly. S. 229.

ben. Wollte man ferner auch zugeben, Tilly, an dessen Namen sich nun einmal der unverschuldete Fluch geheftet, wäre solcher Grausamkeit fähig gewesen, — was ihm keineswegs mit Recht nachgesagt werden kann, wie er denn, um nur ein Beispiel hier anzuführen, in den Berichten über die Schlacht bei Nördlingen (Weng. S. 28.) als der großmüthigste aller kaiserlichen Generale, ja als der Retter der gut protestantischen Stadt geschildert wird, —, gesetzt jedoch, er wäre solcher Grausamkeit fähig gewesen, so gebot ihm eigenes Interesse, diese wichtige Stadt und Festung, den Schlüssel des Elbstromes, sich zu erhalten. Einer der Feinde Tillys, der streng protestantisch und schwedisch gesinnte Puffendorf, [9]) bezeugt ihm dieses, was freilich keines Zeugnisses bedarf. Er sagt nämlich: Pappenheim habe ohne Tillys Wissen den Sturm angefangen, der zwar ebenfalls Anordnungen dazu gemacht, aber Gewaltmaaßregeln mehr androhen als anwenden wollte, um in den unversehrten Besitz der Stadt zu gelangen (ut integra urbe potiretur). Nicht bloß Katholiken, auch Protestanten bezeugen: daß Tilly bei dem Anblick der Verheerungen, welche das Feuer angerichtet, und der Leichenhaufen in Thränen ausgebrochen sey — doch es waren, sagen die neueren Historiker, nur Krokodills-Thränen. Und Khevenhüller schreibt darüber: „dem Grafen Tilly und den hohen kaiserlichen Offizieren ist der Jammer, Elend und die von der unbändigen Soldateska, wenn sie etwas mit Gewalt einnimmt, verübten Grausamkeiten, sonderlich das Gräuliche, da man nicht eigentlich weiß, woher entsprungene Feuer, von Herzen leid gewesen, und habe es mit weinenden Augen bethenert, erstlich wegen des Untergangs einer so schönen, alten, mächtigen Stadt, und hernach, daß sie hieraus zur Unterhaltung ihrer Völker, wie auch auf Quartier und Anderes ein Ansehnliches hätten ziehen können. Daher geschieht dem gedachten Grafen und den Kriegshäuptern von den Historienschreibern Gewalt und Unrecht, wenn

9) Rer. Suec. III, 46.

sie bezeugen, sie hätten an diesem Verderben und Einäschern der Stadt eine Freude und ein Frohlocken gehabt."

Da nun nach den vorliegenden, gewichtigen Zeugnissen die Niederbrennung der Stadt Magdeburg, zumal eine beabsichtigte, den Kaiserlichen schlechterdings nicht zur Last gelegt werden darf [10]), so entsteht die Frage, auf wessen Rechnung sie zu stellen sey? Eben jene Zeugnisse nennen uns den Falkenberg als den, der sie absichtlich in Brand gesteckt, und es wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß dieselben noch ein besonderes Gewicht erhalten durch zwei Umstände. Falkenberg nämlich war es auch, der wie bekannt, wenige Tage vor dem Sturme die zwei Vorstädte Magdeburgs, die Sudenburg und die Neustadt niedergebrannt und demolirt hat, um sie nicht unverletzt dem Feinde überlassen zu müssen, und dann konnte ihm, dem verständigen, entschlossenen Soldaten, die Kriegsraison und das Interesse seines Königs Gustav Adolf gebieten, einen so wichtigen Platz, der in den Händen Tillys, um nach menschlicher Ansicht zu urtheilen, vielleicht dem Kriege eine andere Wendung gegeben haben

10) „Der Ursprung dieses so plötzlichen, so allgemeinen und so verheerenden Brandes wird immer einiges Räthselhafte behalten". So Rese in einem nüchternen Augenblick. S. 130. Aber einige Zeilen weiter abwärts ist plötzlich alles Räthselhafte verschwunden; denn es sey kein Zweifel, daß die Kaiserlichen die Stadt in Brand gesteckt (weil man nämlich Pechkränze gefunden, die natürlich nur von jenen zu diesem Zwecke angefertiget worden), und die Berichte der Katholiken, die es anders wissen, verdienen nur Verachtung. Gleich darauf lenkt Rese doch wieder einiger Maaßen ein: „Alles, was sich zugeben läßt, ist, daß durch unvorsichtige Behandlung des Feuers und Lichtes in der schrecklichen Verwirrung oder durch Vernachläßigung der Flammen auf den Herden vielleicht an einigen Orten ohne Schuld der Soldaten Feuer ausgebrochen sey." S. 132. Dies Zugeständniß scheint ihm aber wider Wissen und Willen entschlüpft zu seyn; denn gleich nachher sieht man es klar, daß dieses also entstandene Feuer an der Einäscherung der Stadt ganz und gar schuldlos gewesen sey.

würde, nicht anders als in der Gestalt eines Aschen- und Schutthaufens in die Gewalt desselben kommen zu lassen. Was also für Falkenberg Bestimmungsgrund war oder seyn konnte, die Stadt Magdeburg zu zerstören, eben das mußte ihre Erhaltung dem Grafen Tilly im höchsten Grade wünschenswerth machen. Ungeachtet nun Zeugnisse und Umstände diese gegen Falkenberg ausgesprochene Anschuldigung rechtfertigen dürften, so möchte ich sie, um nicht ungerecht und partheiisch zu seyn oder zu scheinen, doch nicht mit aller Bestimmtheit hinstellen, sondern, bis sie sich etwa durch noch mehrere Beweise über allen Zweifel und alle Einsprache erheben läßt, lieber annehmen, daß die Einäscherung Magdeburgs *vorzugsweise das Werk des Zufalles war*, schon darum, weil man, wie schon gesagt, auch annehmen müßte, die eine oder andere Parthei habe den Sturmwind citirt, ohne welchen sie kaum erfolgt seyn würde.

Die Greuel, welche von den kaiserl. Soldaten verübt wurden, sollen und können weder in Abrede gestellt, noch gerechtfertiget werden, dennoch aber wird man nicht vergessen dürfen, daß sie die gewöhnlichen, meist unvermeidlichen Folgen einer Erstürmung sind, und daß die Excesse der Sieger um so gräßlicher werden, je erbitterter der Widerstand war, den sie gefunden. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Wuth der Sieger gegen die Besiegten auf den höchsten Grad getrieben wurde, indem allenthalben verbreitet war, diese hätten die Stadt an vielen Punkten (an 50 bis 60, wie es heißt) angezündet, damit jenen nichts von dem Reichthum der Stadt in die Hände fiele. Aber Tilly, so sagt man, habe erst am vierten Tage der Plünderung Stillstand geboten! Die Nachrichten hierüber lauten verschieden. Salvius, der gewiß nicht zum Vortheil Tillys zu sprechen sich für berufen fühlte, und außerdem genau unterrichtet war, sagt in dem schon oben bemerkten Berichte: daß Tilly bereits am andern Tage zu plündern verboten habe; am ersten Tage aber verbot es die furchtbare Feuersbrunst von selbst. Hat doch Gustav Adolf z. B. die Stadt Frank-

furt, obgleich die Bevölkerung gut protestantisch war, bis „auf den Grund" ausplündern lassen.[11])

Die Antwort, welche Tilly seinen Offizieren gegeben haben soll, als sie ihn baten, den Greueln Einhalt zu thun: „kommt in einer Stunde wieder, dann will ich mich besinnen," wurde durch den poetischen Historiker Schiller, dem daran gelegen war, die Schilderung effectvoll zu machen, in Umlauf gebracht, und seitdem blindgläubig nachgebetet. Er hat sie aus einer sehr trüben Quelle, dem Soldat Suedois, genommen, auf den sich schwerlich ein kritischer Historiker berufen wird. Schiller hat übrigens noch seinen Gewährsmann überboten; denn dieser hatte so viel Redlichkeit, jene dem Tilly in den Mund gelegte Antwort durch den Beisatz: „wenn es wahr ist" in Zweifel zu ziehen.[12]) Das irrte aber einen Historiker, wie Schiller war, nicht im geringsten, auch viele andere nach ihm nicht, selbst solche nicht, die auf Gründlichkeit Anspruch machen; und ihres Gleichen, die nun einmal einer Belehrung nicht zugänglich, werden noch fernerhin den Grafen Tilly einen Attila und sein Heer eine mordbrennerische Rotte nennen.

---

11) Man lese darüber die gar nicht erbauliche Schilderung in: Inventarium Sueciae II, 306., dessen Verf. für die Schweden noch dazu sehr partheiisch ist, nach, und notire sich bei Puffendorf a. a. O. S. 45 die Worte, mit welchen Gustav Adolf dem reformirten Superintendenten, als sich dieser bei ihm über die erlittene Plünderung beklagte, Trost zugesprochen hat: „das ist die von Gott (divinitus) verhängte Strafe dafür, daß er falsche Lehren in die Kirche gebracht habe."

12) Vergl. Senkenbergs N. teut. Reichshist. Bd. 26. S. 295, und K. A. Menzels neuere Gesch. d. Deutsch. VII, 304.

IV.

Briefliche Mittheilungen aus Schlesien, vom Rheine und aus Ostpreußen.

Aus Schlesien Mitte November. Auf meiner jetzigen Reise durch das Land habe ich überall die Spuren neu angefachter Katholizität gefunden: die Wallfahrten, seit mehreren Jahren sehr im Abnehmen, waren heuer weit frequenter als seit langer Zeit, alle die vielen Christ- und Heiligenbilder und Kapellen an den Straßen sind neu angestrichen und gezierт und der Hochaltar in der Glatzer-Pfarrkirche prangt in neuer Vergoldung und fast zauberischer Pracht. Wie bei Gelegenheit der Orleanischen Vermählung hat auch bei den jetzigen kirchlichen Zerwürfnissen ein allzeit fertiger, schmiegsamer und biegsamer Staatsdiener in das große Horn von Uri geblasen, und in einigen 80 Citaten aus Verfügungen seit 1649 die Falschheit der katholischen Prätensionen über gemischte Ehen darzuthun gesucht. So wenig ich von der dogmatischen und historischen Seite dieser Angelegenheit verstehe, so scheint mir doch das Recht ganz einfach aus dem abgeschlossenen Concordate hervorzugehen, das selbst, wenn seine einzelnen Artikel sich nicht mehr mit der Wohlfahrt des Staates einigen ließen, doch immer ein geheiligter Vertrag bleibt, so lange man überhaupt noch die Heiligkeit der Verträge anerkennt und das jedenfalls erst gekündigt und gelöset werden muß, um daran zu ändern und zu streichen. —

Aus Breslau. Mit der katholischen Sache in Schlesien steht es politisch gesprochen schlecht, sehr schlecht. Der zu unkirchlichen Tendenzen falscher Aufklärung geneigte Sinn unseres Fürstbischofs läßt Alles befürchten. Es gähren viele Elemente und eine Erneuerung der Kölner Katastrophe, nur im entgegengesetzten Sinne scheint hier ihre Wiederholung zu feiern. Es kann geschehen und man muß darauf gefaßt seyn, daß katholische Priester fallen werden, aber vielleicht nicht so sehr durch Feindes als durch Freundes Hand. Hilf Gott! und Sie, unsere katholischen Brüder, in der Ferne, Sie werden uns Ihre Theilnahme

nicht versagen. Wenn Rom wegen Schlesien ganz besonders einen öffentlichen Spruch thäte, so wäre den Katholiken geholfen, so müssen wir fürchten, bleiben die Gegner im Siege. Wir fragen uns, kennt man denn in Rom auch unseren Zustand in Schlesien, weiß man, wohin die Tendenzen unseres neuen geistlichen Hirten führen müssen. Ich zweifle, wie könnte man sonst wohl dazu schweigen.

Köln am Rhein 20. Dec. Hier sind wir alle im höchsten Grade in peinlicher Spannung und ängstlicher Erwartung auf die Beendigung der Berliner Conferenzen und die Veröffentlichung ihrer Beschlüsse. Da aber nur Protestanten sammt einem der Regierung in ihren kirchlichen Absichten nur allzu gewogenen Prälaten an jener Berathung Theil nehmen, so läßt sich kaum etwas Ersprießliches für uns Katholiken davon hoffen. Aus Verkennung und Nichtberücksichtigung des Standpunktes unserer Kirche müssen wir auf einseitige oder vielleicht im günstigsten Falle auf halbe Maaßregeln gefaßt seyn. Zudem da der heilige Vater beständig bei seinen Forderungen bleiben wird und auch nicht nachgeben kann. Jenen Umständen ist es auch beizumessen, daß jedes katholische Gemüth in tiefe Trauer versetzt ist nnd die Spannung mit jedem Tage größer wird. Der Vorfall vom 26. Oktober wird Ihnen aus den Tagesblättern bekannt seyn, von denen die Würzburger Zeitung ihn am getreuesten mitgetheilt hat. Auch werden Sie von der Verhaftung des Pastors Beckers gelesen haben, der die ganze Stadt und Umgebung in die tiefste Trauer versetzt hat, weil derselbe durch Kenntnisse und Frömmigkeit ein musterhafter Priester ist, an dessen Leben nicht die geringste Makel klebt, und der sich schon als Kaplan den Ruf eines ausgezeichneten Kanzelredners Kölns errungen hat, ja selbst ein geborner Kölner ist. Kurz er ist ein Mann, der sich alle Liebe und Zutrauen der Kölner, als Bürger und als Seelsorger erworben hat; er war aber allerdings ein Eiferer für den altrömischen katholischen Glauben und Anhänger oder besser ein gehorsamer Unterthan seines rechtmäßigen geistlichen Oberhirten Clemens August; dieß ist in den Augen Mancher ein Verbrechen und dieß war und dieß ist hinreichend, um sich die Ungunst unseres Domkapitels zuzuziehen. Tausende besuchten seine Predigten. Von jeher gewohnt, die Wahrheit zu verkündigen, fuhr er auch fort in den traurigen Verhältnissen unserer Diözese dieselbe rein herauszusagen, jedoch ohne die Regierung oder den König irgendwie anzugreifen, oder die ihnen gebührende Ehrfurcht zu verletzen, vielmehr forderte er die Gläubigen stets zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit auf, unterließ dabei aber auch nicht jene zum Festhalten

an den wahren Glauben aufzumuntern und darin zu stärken. Unter der Menge seiner Zuhörer waren aber auch Manche, welche seinen Worten in böser Absicht auflauerten, und nicht Segen sondern Gift für ihre Anklagen suchten. So konnten sie leicht Manches in ihnen finden, was nicht darin lag. Wenn er zum Beispiele von Zöllnern oder vom König Herodes redete, so fanden diese Böswilligen hierin hochverrätherische Anspielungen, sprach er von Pharisäern, so gaben sie ihm Schuld, er rede von dem Domkapitel. Unter solchen Umständen ist es freilich ein Leichtes, die Verkünder der Wahrheit bei der Regierung in ein gehäßiges Licht zu stellen. Beckers sowohl als Binterim, welchen man dieser Tage zur Betrübniß der Düsseldorfer und unserer ganzen Rheinlande schimpflicher Weise ohnerachtet seines hohen Alters und der allgemeinen Verehrung, deren er genießt, gefangen genommen hat wie einen gemeinen Verbrecher, sind unschuldig wie ihr Erzbischof. Auch hat man den Küster des Pastor Beckers, einen jungen, aber frommen und der Kirche und seinem Herrn getreuen Diener, gleichfalls verhaftet, und zwar des Nachts ganz unvermuthet, aus der Ursache, weil derselbe am 26ten die Verhaftung Beckers dadurch behinderte, daß er, als er in der Kirche das Gerücht vernahm, man wolle seinen Herrn verhaften, in seiner Angst herauslief, und an etliche bekannte Häuser rief: man will meinen Herrn Pastor gefangen nehmen. Der arme Mensch ist aber von Familie aus etwas schwachsinnig und darum hat jederman Mitleiden mit ihm, weil man von seiner Unschuld überzeugt ist. Aber wer ist in dieser unglücklichen Zeit des Argwohnes noch sicher, wo soll dieß Alles noch hinaus? Binterim kömmt nach der Festung Jülich, am 16ten dieses Monats ist er hier durch Köln schon abgeführt worden, ferner sind noch drei oder vier dergleichen gute Männer als Landpfarrer, wie ich vernehme, festgenommen worden.

Das Domkapitel dahier hat sich ganz von Soldaten umringen und bewachen lassen, so befindet es sich gewissermaßen in derselben Lage wie unser Erzbischof, aber wie verschieden sind die Ursachen dieser Bewachung, welches Gefühl müssen diese Priester haben, die es für nöthig finden, sich vor ihrer eigenen Gemeinde bewachen zu lassen! O Himmel, welche Trauer erfaßt mich, wenn ich an unsern Zustand denke. Wird sich denn Niemand unserer erbarmen, werden wir denn bei jenen Fürsten, die unsere Religion theilen, keine Fürsprecher für die Heilighaltung unserer Rechte als deutscher Katholiken finden? Oder soll diese heillose Verwirrung, diese Unsicherheit und Auflösung aller Ordnung noch mehr wachsen, bis ihrer zuletzt Niemand mehr Meister wird?

Königsberg Mitte Dezember. Es hat sich seit einigen Tagen hier das leider nur zu gegründete Gerücht verbreitet, als soll gegen den hier lebenden Verfasser der Schrift: „Clemens August u. s. w. gegen die Anklagen der preuß. Regierug vertheidigt von einem Protestanten“, eine Criminaluntersuchung wegen derselben eröffnet werden. Zuverläßigen Andeutungen nach scheint sich diese Sache kürzlich so zu verhalten. Der Verfasser jener Schrift, Rintel, k. Referendar a. D. hatte darin sich auf den Standpunkt der Rechtesgleichheit beider Confessionen in kirchlichen Dingen gestellt und in dem Verfahren der Regierung als Protestant und preußischer Unterthan eine Kränkung des Rechtes und eine Preisgebung des schönsten Steins der preußischen Krone der wahren Toleranz nämlich in kirchlichen Fragen gesehen und daher mit großer Freimüthigkeit sich dagegen ausgesprochen. Diese Ansicht und die warme Vertheidigung ihrer Rechte hatte dem Verfasser viele Herzen in den Rheinlanden gewonnen, die ihm schriftlich ihren Dank ausdrückten und ihn um Trost und Beruhigung in ihren Bedrängnissen baten. H. Rintel schrieb hierauf einen Brief an den Rhein, worin er sie zu Geduld und Gebet ermahnte und die Ansicht aussprach, daß der König in dieser Sache von seinen Rathgebern falsch unterrichtet worden sey, und dann die sichere Hoffnung äußerte, ihnen würde geholfen seyn, sobald derselbe die Wahrheit erfahre. Rintel, bei der Offenheit seines Characters, wollte aus diesem Schreiben nichts weniger als ein Geheimniß gemacht wissen und so circulirte dasselbe in vielen Abschriften am Rheine und in Westphalen *). Die darin ausgesprochenen Gesinnungen fanden solchen Anklang, daß man in Münster dasselbe als den wahren Ausdruck der Gesinnung der dortigen Katholiken hochgestellten Männern der Monarchie mittheilte. In dieser Zeit aber, wo kein Ehrenmann mehr vor Verdächtigung und Argwohn sicher ist, scheint man auf den unglücklichen Gedanken gerathen zu seyn, der Verfasser stünde in einer geheimen Verbindung mit Gott weiß welcher von den beiden revolutionären Partheien. Der Oberpräsident von Schön wollte nun in der gedruckten Schrift eine Aufreizung der Unterthanen zur Unzufriedenheit mit der Obrigkeit erkennen, welche nach §. 151 Th. II. T. 20 A. L. Rechts mit Gefängnißstrafe von 6 Monaten bis zwei Jahren verpönt ist. Das Oberlandesgerichts-Inquisitorial hat aber Anstand genommen dem Antrage des Oberpräsidenten zu willfahren und hat, da nach einer im Jahre 1834 ergangenen königl. Cabinets-

*) Wir haben dasselbe, in so weit es zur Publizität geeignet ist, im 2ten Bande Seite 486 dieser Blätter unsern Lesern mitgetheilt. A. der Red.

Orte Vergehen, wie das dem H. Rintel imputirte, zur Cognition des Kammergerichtes gehören, beim Justiz-Ministerium angefragt. Schon am 2. October hatte man in der Wohnung Rintels eine polizeiliche Nachforschung gehalten und alles unter seinen Papieren, was auf die jetzt obschwebenden bedauerungswürdigen kirchlichen Wirren Bezug zu haben schien, mit Beschlag belegt und an das königl. Ministerium des Innern und der Polizei gesandt. Rintel bedauert vorzüglich, daß ihm auf diese Weise das fast vollendete Manuscript einer größern umfaßenden Schrift über seine Angelegenheit entzogen worden ist. Ihr Inhalt war eine Darstellung der kirchlichen die gemischten Ehen betreffenden Gesetzgebung, so wie auch eine vollständige Entwicklung der preuß. Legislation von 1750 an, und eine Zusammenstellung alles bisher über den Kampf der letzten Jahre Bekanntgewordenen mit Urkunden. Es wurde demselben zwar von Seite der Polizei Hoffnung auf baldige Zurückgabe dieses seines geistigen Eigenthums gemacht, allein bis jetzt ist dieselbe noch nicht erfolgt, und man sieht mit großer Spannung der fernern Entwicklung dieser neuen Verlegenheit entgegen, hofft jedoch man werde so klug seyn und die Sache in Güte ausgleichen, denn es fehlte noch, daß unsere Festungen auch mit Protestanten besetzt würden. — Bei dem neuerlich erfolgten Uebertritte mehrerer Personen zum katholischen Glauben haben sich die Polizeibehörden erlaubt, den landrechtlichen Bestimmungen zuwider, die Convertiten über die Gründe zu demselben zu verhören. Es ist dies um so strenger zu mißbilligen, je weniger im umgekehrten Falle auch bei dem gegründetsten Verdachte gesetzwidriger Proselytenmacherei von Seiten der Behörde Schritte geschehen wären.

V.

Rückblick auf den Jahrgang 1838 dieser Zeitschrift.

Das neue kirchliche Leben, welches durch das Kölner Ereigniß, dessen Jahrestag auch diese Zeitschrift in einem besondern Aufsatze gefeiert hat, hervorgerufen worden ist, hat die nächste Veranlassung zum Entstehen unsers literarischen Unternehmens gegeben. Die Aufnahme desselben, welche unsre kühnsten Erwartungen überstieg, lieferte zunächst den Beleg dafür, daß eine solche Zeitschrift ein dringendes Bedürfniß war, der steigende Beifall aber, dessen sie sich erfreut, beweist, daß das Publikum sein Zutrauen ihr zugewendet hat. Einem dringenden Bedürfnisse entsprechen diese Blätter deshalb, weil in den gegenwärtigen Zeitläuften es mehr als je darauf ankömmt, daß die Wahrheit offen verkündet werde. Zwar hat es allerdings nicht an solchen Organen der periodischen Presse gefehlt, welche für viele Verhältnisse unumwunden die Wahrheit gesagt haben, aber es handelt sich darum dieselbe nicht bloß in einem, sondern in allen Gebieten, in dem politischen wie in dem wissenschaftlichen, durchzuführen. So haben wir denn im Vertrauen auf Gott, um Ihm und Seiner heil. Kirche zu dienen, begonnen und gedenkend der Worte, welche Görres zu Anfang des ersten Bandes sprach, können wir nunmehr den Bauleuten gleich uns darüber freuen, daß der schwierigste Theil des Werkes, die Aufführung des Grundgemäuers vollendet, dem Bergmanne gleich frohlocken, daß die Schachte eingeschlagen und die Erze entblößt sind, dem Seefahrer gleich getrost seyn, da unser Schifflein in glücklicher Fahrt die Meereswogen durchschnitten hat. Der Segen Gottes ist mit uns gewesen, Ihm sey gedankt für das Ge-

deihen, welches Er unsrer Arbeit geschenkt hat, und so können wir auch freudigen Muthes der Zukunft entgegengehen. Jetzt aber bei des Jahres Wechsel, sey es uns vergönnt, rückblickend zu überschauen, was bisher in diesen Blättern geleistet worden ist. Nicht kann es unsere Meinung seyn, Selbstlob uns zu spenden, sondern wohlgeziemend ist es, bei dem Beginne eines neuen Jahres Rechenschaft zu geben über das verflossene, zu ordnen den Haushalt, damit in schneller Ueberschau doch das Ganze in allen seinen Theilen gesehen werde.

Zuvörderst sey auch hier gedacht des Freundes, der freudig Theil nahm an dem Erscheinen dieser Blätter, der Hülfe und Beistand uns zugesagt, den aber zu früh der Tod entrissen. Dennoch aber sind wir so glücklich gewesen, Einiges von dem, was Möhler in seiner schönen edlen Weise aufgezeichnet, unsern Lesern geben zu können; seine tiefen und ernsten Betrachtungen über „das Leben Jesu von Strauß“ und über das Heidenthum. Christus eine Mythe! rief der christliche Lehrer, erstaunend und erschreckend über das unchristliche Thema jener Schrift, aus, worauf er dann in wenigen Zeilen, die leider ein Fragment geblieben sind, so schön und zart die positiv begründende Polemik gegen jene unselige Idee des talentvollen Autors führt. In der andern Abhandlung zeigt er hinwiederum, wie selbst das Heidenthum in seinen Mythen einzelne Strahlen des Lichtes göttlicher Wahrheit aufbehalten hat. Auch für die Zukunft hoffen wir noch Manches aus dem Nachlasse Möhlers mittheilen zu können, und so wird er auch auf diese Weise in unsern Blättern leben.

Schied also ein Freund aus unserm Kreise aus, dessen Name allein für den Erfolg unsers Unternehmens eine Bürgschaft gab, so hat fortan ein Anderer, derselbe, der Möhlers Stelle auf dem Lehrstuhle dieser Universität vertritt, auch sich in diesen Blättern an seiner Statt eingereiht: es ist Windischmann, der Sohn eines alten Streiters für die katholische Wahrheit. Auch Andere haben freundlich unserer Auffor-

derung Folge geleistet, und ist insonderheit in dem von fern-her uns zugegangenen Sendschreiben an Leo, eine Fülle katholischer Wahrheit und historischer Gründlichkeit, vereint mit liebevoller Behandlung des Gegners, niedergelegt, so freuen wir uns um so mehr, bald die Fortsetzung dieses Sendschreibens liefern zu können. War gleich der Verfasser desselben noch nicht als Schriftsteller vor dem großen Publikum aufgetreten, so hat doch sein von dem Eifer für die Wahrheit erfülltes Herz seiner Rede Fluß, seinen Worten Kraft und Macht geliehen. Bis jetzt ist Alles stumm geblieben, noch keine Sylbe ist darauf erwidert; was Wunder, schweigt ja doch das ganze protestantische Deutschland auf Görres Triarier! Wir haben mit dem Athanasius einen großen Sieg erfochten, aber der Feind, der nachmals seine Triarier vorrücken ließ, hat auf der Flucht eine vollständige Niederlage erlitten. Er ist vor der Wahrheit verstummt; fünf Monden sind verflossen, seit unsere Blätter zuerst von dem unmittelbar darauf folgenden Erscheinen der „Triarier" Kunde gaben, und Alles schweigt — denn Ruge's Tiraden von Sansculotismus und die Probeblätter der ländlichen Zeitung aus Potsdam, sind doch wohl nicht in Anschlag zu bringen. Aber warum schweigt Ihr? nicht weil Görres geredet, sondern weil Euch die göttliche Wahrheit herrlich entfaltet, gegenüber jenem elenden Hohne von dem Deus in pyxide entgegen getreten, so seyd Ihr, wie Jene, zu welchen der Sohn Gottes sprach: „Ich bin es", zu Boden gesunken.

Doch kehren wir zu dem Inhalte der Zeitschrift zurück, so wäre zunächst über einen Punkt, den wir in unserer Ankündigung hervorgehoben haben, Rechenschaft zu geben. Dort nämlich wurde eine kurze Chronik der laufenden Begebenheiten verheißen. Wir überzeugten uns bald, daß, so leicht ausführbar diese Arbeit war, sie doch überflüssig seyn würde. Solche chronologische Uebersichten liest Niemand, sie würden uns nur den Raum für Besseres entzogen haben; auch glaubten wir nicht durch dergleichen leading articles, wie engli-

sche Journale und in anerkannter Vortrefflichkeit das Berliner politische Wochenblatt sie liefert, den Zweck unsers Unternehmens zu fördern, dagegen aber desto mehr Werth auf „größere Uebersichten und Zusammenstellungen der laufenden Begebenheiten" legen zu müssen. Dazu sind denn vorzüglich diejenigen Artikel bestimmt worden, welche die Ueberschriften: „Zeitläufte" und „kurze Weltchronik" führen, und sich an denjenigen anschlossen, welcher unsere Zeitschrift, die ganze „Weltlage" überschauend, eröffnete, und noch in einem der folgenden Hefte seinen Schluß erhalten wird. Die „kurze Weltchronik" glich einer Reise durch alle Länder Europa's, das Wichtigste in jedem hervorhebend, die Zeitläufte aber umfassen eine große Zahl der verschiedensten Gegenstände, welche die allerneueste Geschichte dargeboten hat. Aus diesem Grunde beabsichtigen wir auch für die Folge den jedesmaligen besondern Inhalt der unter jener Ueberschrift erscheinenden Artikel zur Bequemlichkeit unserer Leser näher zu bezeichnen. Zuerst wendeten sich die „Zeitläufte" — denn womit konnten sie anders anheben — zu dem Kölner Ereigniß und begannen mit einer Kritik derjenigen Stimmen, welche die That gelobt, sich gefreut und gejubelt haben, vorzüglich aber derjenigen protestantischen Zeitschrift, welche bei dieser Gelegenheit so ganz und gar aus ihrer Haltung und Würde gefallen war, der hengstenbergische Kirchenzeitung. Wie wenig Ursache zu jener Freude vorhanden war, wie wenig jene Dinge für den Jubel von jener Seite her geeignet waren, hat die Vergangenheit bereits gelehrt, mehr aber noch wirds die Zukunft zeigen. Wer hat wohl Ursache zu jubeln? Das gute Volk am Rhein war allerdings im ersten Momente, als jener Schlag der Verhaftung seines geistlichen Oberhirten es traf, in hohem Grade bestürzt, aber erholte sich bald aus der Betäubung, denn jenes glorreiche Bekenntniß des Erzbischofs von Köln, ist ein Triumph der Kirche in Deutschland, und die kirchliche Freiheit unsers Vaterlandes beginnt ihre neue Aera mit dem ersten Jahre der Gefangenschaft Clemens August's.

Wer also hat eigentlich Ursache zum Frohlocken? die Kirche und mögen auch noch so viele äußere Drangsale über sie kommen! Zu derselben Zeit aber, wo eben die Kirche „durch den Sturm der Verfolgung eine neue Kraft erhält, gehen kaum bemerkt, die letzten Reste des alten Lutherthums hoffnungslos und für immer zu Grabe". Dieß ist das Thema, welches — unstreitig eine der interessantesten Zeiterscheinungen — durch einen besondern Artikel der Aufmerksamkeit unserer Lesern empfohlen worden ist. Bald aber mußte wiederum auf das seither eingeschlagene Verfahren der preußischen Regierung gegen die katholische Kirche und auf die Doctrin derer eingegangen werden, welche sich zu den Vertheidigern der Maaßregeln derselben aufgeworfen hatten. Die Aeußerung: „das Einzige von Seiten der Protestirenden zu Gunsten der weltlichen Regierung ergangene Wort, welches seinen Standpunkt über der rohen Gemeinheit nehme, rühre von einem Juden her", hatte den in Bd. 2 S. 168 abgedruckten Brief eines protestantischen Autors, und zwei Beantwortungen desselben zur Folge, welche die Gelegenheit boten, auf einzelne Verhältnisse der Protestanten in ihrer Stellung zur katholischen Kirche und zwar namentlich der Fraktion der Wohlgesinntesten unter denselben einzugehen. Außer diesen kirchlichen Fragen ist vorzüglich die hannöverische Verfassungsangelegenheit in einem der die Ueberschrift Zeitläufte führenden Artikel zur Sprache gebracht worden und zwar in einer Weise, daß wohl zu wünschen wäre, der Streitpunkt würde so friedlich, wie dort vorgeschlagen, gelöst.

Ein zweiter Abschnitt unserer Zeitschrift sollte größern Aufsätzen politischen, nationalökonomischen und historischen Inhalts aller Art gewidmet seyn. Wir glauben in der That in dieser Hinsicht, den Anforderungen des Publikums entsprochen zu haben, wenn freilich noch keineswegs Alles, was hier zur Sprache kommen konnte, berührt worden ist. Die Zeitschrift theilte hier gleich in ihrem Beginne zur allseitigen Verständigung ihre Ansichten, in Betreff des Verhältnis-

ses der Confessionen, mit. Als der Geschichte angehörig, möchte der Aufsatz, welcher „Reformation“ überschrieben ist, hervorgehoben werden, worin auch unsere Widersacher wenigstens das anerkennen werden, daß wir die Gebrechen, an denen die Kirche im fünfzehnten Jahrhunderte litt, und die deßhalb nothwendige Reformation derselben in Haupt und Gliedern nicht zu verhehlen beabsichtigen. Zwei Aufsätze über Luther enthalten psychologische Bemerkungen über seinen Charakter, ein anderer eine wohlbegründete Vertheidigung Maria Stuarts gegen die Angriffe Raumers und Leo's. Den Persönlichkeiten Gustav Adolfs, Peters des Großen und Friedrichs des Großen sind eigene Artikel gewidmet; eine besondere Rubrik ist für umfassendere historische Berichtigungen eröffnet, und zwar ist der Anfang gemacht worden mit den Albigensern, die man in neuerer Zeit so gern als Martyrer des wahren Glaubens hat darstellen wollen; in diesen historischen Berichtigungen soll fortgefahren werden und wir dürfen hier unsern Lesern einen gediegenen Artikel über Johann Huß aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Theologen Deutschlands verheißen. Die Noth, in welcher die Väter vom Orden des heiligen Franciskus am Grabe unsers Erlösers sich befinden, bot die Veranlassung dazu, eine historische Uebersicht der Geschichte der Stadt Jerusalem und der Schicksale des heil. Grabes nebst einer Beschreibung desselben der Aufforderung um milde Beiträge für die heilige Stätte voranzuschicken. Gott sey gedankt, unsere Aufforderung hat Nachahmung gefunden und günstigen Erfolg gehabt, so daß auch wir das alte Jahr mit einer Einnahme von 1100 Gulden für die ehrwürdigen Hüter des Grabes Jesu Christi abschließen. Folgende Artikel werden den Zustand des heiligen Landes und die Lage der Väter und ihrer Missionen in der Levante ausführlicher zur Sprache bringen, und die Aufmerksamkeit der deutschen Katholiken dem Geburtslande unserer Religion fortdauernd zuwenden. — Eine andere historische Abhandlung hatte die Wohlthätigkeitsanstalten Karls des Großen

und die von diesem Kaiser darüber erlassenen Gesetze zu ihrem Gegenstande; überhaupt aber ist es das Armenwesen, dem auch sonst noch in unsern Blättern mit Vorliebe Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, und auch diese Materie soll in der Folge eine weitere Bearbeitung finden. —

Unter den Nachbarländern waren es besonders Frankreich und die Schweitz, deren Verhältnisse ausführlich beleuchtet worden sind; das erstere in einer Betrachtung über den Thron des Julius und die Zukunft Frankreichs; die letztere vorzüglich in einem Aufsatze über die Staatsstreiche der Regierung von Aargau, und in einem andern, der unter der Ueberschrift: „Nationalität", nachdem die Bedeutung derselben in ein helles Licht gestellt ist, deren allmählichen Untergang in der freien Schweitz schildert. — Außer den genannten wäre noch eine Menge von Aufsätzen vermischten Inhaltes, einige von vorzugsweise theologischem Stoffe hervorzuheben. Zu den letzteren gehört vornämlich eine Abhandlung über den kirchlichen Gehorsam, eine andere über das göttliche Recht der Könige, zu den ersteren die Briefe über Berlin, im gewissen Sinne auch die Abhandlung über die sittliche Freiheit, Gewissensfreiheit und politische Freiheit, der Aufsatz über den Einfluß der Erziehung auf die Zukunft Europas, über das Verhältniß der katholischen Kirche zur Democratie, über die jüdische Frage. — Auch ist es uns gelungen, unsern Lesern einige biographische Skizzen zu liefern, und wir glauben, daß die beiden Aufsätze: „Fragment aus dem Leben eines Priesters" und „Meine Bekehrung" wohl einen Anspruch auf günstiges Urtheil zu machen berechtigt sind.

Soviel es irgend zulässig war, ist auch die neuere Literatur zum Gegenstande der Kritik in unsern Blättern gemacht worden. Hurters Meisterwerk über Papst Innocenz III., Theiners Buch über Schweden und seine Stellung zum heiligen Stuhle sind die Erzeugnisse der historischen Literatur, welche in besondern Artikeln Berücksichtigung fanden, das rothe Buch und seine Tendenzen, die Schrift: zum preu-

pischen Kirchenrecht, Lechleitners Jus naturae, Görres Triarier und mehreres belletristischen Inhalts, wie Max von Schenkendorfs Gedichte, das englische, nunmehr in einer Uebersetzung zu erwartende Büchlein: Geraldine, und manche Geständnisse der französischen Literatur boten einen reichhaltigen Stoff und Ausbeute für Erörterungen dar, wie sie der Tendenz unsers Unternehmens angemessen sind.

Eine eigene Reihe von Artikeln hat unter der Ueberschrift: „briefliche Mittheilungen“ begonnen, dieselbe wird die uns zugehenden Nachrichten, die Wünsche und Hoffnungen und Besorgnisse unserer Glaubensgenossen enthalten, und ihnen werden wir, so weit es in unserer Macht steht, eine immer größere Ausdehnung geben. In einer andern Rubrik: „patriotische Phantasien“ endlich sollen Gedanken und Winke als Saatkörner für die Zukunft über vaterländische Interessen ihre Stelle finden.

Vorstehendes möge genügen, um den Inhalt der beiden Bände, welche bisher von unserer Zeitschrift erschienen sind, in allgemeinen Umrissen zu charakterisiren. Indem wir nunmehr auf der von uns begonnenen Bahn fortzuschreiten gedenken, und in diesem ersten Hefte dem Publikum wiederum manches Neue bieten, so wiederholen wir an Alle, welche unsere Grundsätze billigen, die Aufforderung, sie möchten sich dem Unternehmen anschließen, und uns mit Beiträgen unterstützen, namentlich mit solchen, die das darstellen, was sie zunächst berührt und dessen Augenzeugen sie sind, damit wir vereint für die Sache Gottes und der Kirche wirkend, die schöne, aber nicht leichte Aufgabe, die wir uns gestellt, zu erfüllen im Stande sind. Gott wolle auch ferner uns dazu die Kraft und die Gnade verleihen. —

VI.

Der segnende Gregor XVI.

Der Marquis von Beauffort schreibt in seiner Schrift: Souvenirs d'Italie par un Catholique von Rom 22. Februar 1834:

„Ich hatte eine Audienz bei dem Papst, der mich mit einer Güte aufgenommen hat, die mich tief bewegte. Monsignore Capaccini hatte ihn ohne Zweifel auf eine günstige Weise über mich in Kenntniß gesetzt, denn er sprach mir von Euch allen. Ich weiß, sagte er mir, daß ihre Familie der Religion und dem heiligen Stuhle gänzlich ergeben ist. In dem Laufe des Gespräches drückte ich dem heiligen Vater das unendliche Interesse aus, welches Rom für mich hat. Ich hatte immer ein großes Zutrauen zu St. Peter, fügte ich hinzu, aber in Eurer Heiligkeit den Nachfolger des heiligen Petrus nach achtzehn Jahrhunderten zu verehren, das macht den Glauben so süß und so leicht, daß er fast sein Verdienst verliert; anderwärts glaube ich, hier aber sehe ich. Euer Heiligkeit wird leicht die ganze Freude begreifen, die ich empfinde; man ist hier fern von den Stürmen der Welt, man sieht sie in der Ferne, man fühlt sich glücklich in einem Lande zu seyn, wo keine engen niederdrückenden Nationalvorurtheile mehr herrschen, die die Familien spalten und das Leben so sehr verbittern".

Der Papst schien mit meinen Bemerkungen zufrieden; er sprach mir von dem Volke von Rom, und lobte mir seine Güte: „Sehen Sie es", sprach er, „mitten in den Festen; es stört keine Freude durch keinen Zank, durch keine Unordnung; jeder kehrt leicht zurück zur Ruhe des gewöhnlichen Lebens". Bevor ich

mich zurückzog, bat ich ihn um Seinen Segen für mich, meine Kinder und alle Glieder meiner Familie, indem ich meinen Wunsch so weit und so fern ich konnte ausdehnte. Er faßte mit einer Güte, die mir unvergeßlich ist, meine Hände und sprach: „Allen Segen, den ich Ihnen und Ihrer Familie geben kann, gebe ich Ihnen von ganzem Herzen.“

Drei Wochen später am 1. April schreibt er wieder: „Am Ostertage war ich um 8 Uhr zu St. Peter. Um neun Uhr traten in jene Vorhalle, die selbst eine herrliche Kirche wäre, die Canonici von St. Peter, hinter ihnen die Bischöfe, die sich in Rom befinden, darauf die Cardinäle, die Mitra auf dem Haupte, dann die Kammer-Prälaten des Papstes im großen Ornat und endlich der Papst auf einem Stuhle getragen. Hinter dem Papste folgte der König und die Königin von Neapel, der Prinz von Salerno, alle Gesandten. Diese herrliche Procession betritt langsamen Schrittes St. Peter, der Papst giebt dem knienden Volke seinen Segen, während die Priester der Feierlichkeit gemäße Kirchenverse singen, so gelangt er zur Stätte der confessione di San Pietro und dort feiert er, von dem christlichen Senate umgeben, das Pontifical-Hochamt. Ist der Gottesdienst geendet, so geleitet ihn dasselbe Cortege zurück. Er wird auf den Balkon, die sogenannte Loge, getragen, die den ganzen St. Petersplatz dominirt. Sechzig tausend Zuschauer erfüllen diesen herrlichen Platz, die Truppen sind unter den Waffen, Infanterie und Cavallerie; alle Glocken läuten und von jener Höhe herunter gibt er dreimal seinen Segen der Stadt und der Welt, urbi et orbi; dieß ist ein Anblick, den man gesehen haben muß, um sich davon eine Idee zu machen“. So weit der belgische Marquis.

Ein junger Deutscher, der im verwichenen December 1838 Papst Gregor XVI. vorgestellt wurde, schreibt uns darüber: „als von den Erziehungsanstalten für den deutschen Klerus die Rede war, äußerte er sich auf die theilnehmendste Weise über unser Vaterland, indem er beifügte: „Ja, wenn es

ginge, ich gäbe Euch am liebsten ein Stück meines Vaticans selbst". Dann kam auch die Rede auf Görres, dessen Buch (die Triarier) mir der heilige Vater selbst aus den Händen nahm und dessen er sich gar wohl erinnerte. — Beim Weggehen bezeigte mir der heilige Vater noch dadurch seine gütige Stimmung, daß er meine Wange mit seiner Hand berührte, als ich vor ihm kniete, um seine Füße zu küssen. — Neulich hatte der Bischof von Algier, der neugeweiht worden ist, Audienz beim heiligen Vater und stand nachsinnend darüber, wie er am schicklichsten seine Demuth, Unterwerfung und Liebe bezeugen könne, seiner Ankunft harrend. Auf einmal wird er von Jemand umarmt und herzlich geküßt, und wie er näher zusieht, ist es der heil. Vater selbst, der ihn wie einen Bruder behandelte, stärkte und tröstete".

Wer Zeuge dieser liebreichen Demuth verbunden mit der höchsten irdischen Würde war, wird sich wohl nicht wundern, wenn selbst Protestanten — die mit ganz andern Gesinnungen nach der heiligen Stadt kamen, so davon ergriffen wurden, daß sie die Nähe einer höheren heiligeren Kraft ahnend unwillkührlich sich vor dem segnenden Vater der Christenheit niederknieten, um von seinen geweihten Händen eine Gnade zu empfangen, gegen die ihr kalter Verstand von vornherein protestirt hätte. Niebuhr, der als ein Historiker das historische Recht, wenn es auch seinen Confessionsansichten als Protestant widersprach, doch als ein Ehrenmann mit gewissenhafter Scheu ehrte, und der in diesem Geiste als preuß. Gesandter zu Rom wirkte, und namentlich die Errichtung des Erzbisthums Köln zur Ausführung brachte, auch er empfand jene höhere Gewalt. Nur mit der innigsten Rührung sprach er von Pius VII., und gestand freimüthig, als dieser ehrwürdige Greis ihm seinen Segen ertheilt, da habe er in seinem Innern dessen Kraft gefühlt, ein Geständniß, das auch der preußische Staatskanzler, Fürst von Hardenberg, theilte.

VII.

Zeitläufte.

Vermeintliche belgische Umtriebe. — Die Maaßregeln der preußischen Provinzalbehörden. — Die Stimme aus Berlin von Joel Jakoby.

Nach den übereinstimmenden Nachrichten der Freunde wie der Gegner der Kirche, hat die Mißstimmung der Rheinländer über die Stellung, welche die preußische Staatsgewalt zur katholischen Sache genommen, einen Grad erreicht, der die betrübendsten Aussichten in die Zukunft gewährt. — Um so größere Aufmerksamkeit verdienen alle von jener Regierung zur Hemmung oder Milderung dieses Uebelstandes getroffenen Maaßregeln, und in dieser Beziehung ist ein Factum von besonderer Wichtigkeit, worüber vor wenigen Monaten die Organe des Protestantismus sich in den leidenschaftlichsten Aeußerungen ergingen. Wir haben damals darüber geschwiegen, da wir es vorzogen, die richtigere Würdigung desselben so lange zu verschieben, bis der Rausch des zornigen Eifers der wiederkehrenden Besinnung Platz gemacht haben, und die Thatsache auch von andern Seiten her beleuchtet seyn würde. — Von Belgien aus sollten nämlich Proclamationen an die Rheinländer erlassen seyn, in denen offen zum Aufruhr gegen die bestehende Regierung gemahnt wurde, und deren Inhalt und Fassung bei keinem wahrhaft gläubigen Katholiken auch nur den leisesten Zweifel über die Abscheulichkeit und Verwerflichkeit des Geistes zurücklassen konnte, der sich unverholen darin kund gab. — In der That läßt sich nicht leicht etwas Absurderes denken als eine Aufforderung zur Rebellion, erlassen im Namen und Interesse derselben Kirche, deren Oberhaupt auf das allerentschiedenste den Irrthum Jener verworfen hat, die durch Lehre und That die schuldige Treue antasten, welche die Gläubigen der irdischen Obrigkeit schuldig

sind. — Wer nicht mit Willen und Absicht die gesammten Verhandlungen über die Lehre des Abbé de La Mennais aus seinem Gedächtniße verwischt hat, wird schwerlich im guten Glauben dem Gedanken an die Möglichkeit Raum geben können, daß der dem heil. Stuhle in Treue ergebene katholische Clerus Belgiens eine solche, recht eigentlich hochverrätherische Mahnung veranlaßt, befördert oder auch nur um dieselbe gewußt haben könne. Trotz dessen ist diese Anklage durch alle Blätter gegangen, welche wie z. B. die Elberfelder Zeitung, den Zweck der Beruhigung der preußischen Rheinlande auf dem eigenthümlichen Wege zu erreichen suchen, daß sie ihre Spalten einer Polemik öffnen, deren Wuth- und Rache-schnaubende Gehäßigkeit der Zeiten Cromwells's oder Johann's von Leyden würdig wäre. — Dieser Anschuldigung aber ist von den belgischen Bischöfen die feierliche Erklärung gegenübergestellt worden: daß sie und der ihnen untergebene Clerus dem Geiste fremd seyen, der sich in jenem Machwerk ausspricht, von dem sich auch in ähnlicher Weise sämmtliche belgische Journale lossagten. Jedem billig Denkenden wird es daher einleuchten: welch ein Grad von Leidenschaftlichkeit und Befangenheit dazu gehört, den Clerus eines ganzen Landes für ein Pamphlet verantwortlich zu machen, welches selbst, wenn es wirklich von daher ausgegangen wäre, ebensowohl das Werk eines Halbverrückten als eines einzelnen Intriguanten seyn könnte und das gewöhnlichste Maaß von Klugheit würde gerathen haben, die Versicherung der bezüchtigten Bischöfe: daß die Kirche Schritte solcher Art verabscheue, mit beiden Händen zu ergreifen. Statt dessen wurden diese Protestationen mit der anderweitigen Anklage beantwortet, daß sie gewiß nicht ernstlich gemeint seyen. — Nach dem Gange der menschlichen Angelegenheiten konnte es nun nicht fehlen, daß die Frage über den Ursprung der Proclamationen, in denen das Corpus delicti lag, schärfer untersucht, und daß in Folge dieser Erörterungen nicht bloß in französischen Blättern, sondern auch in der gelesensten aller deutschen Zeitungen die

Behauptung laut ward: eben jene Brandbriefe seyen gar nicht von Belgien ausgegangen, sondern ein Bubenstück der Feinde der Kirche. — Es wäre Vermessenheit uns hierüber ein entscheidendes Urtheil anzumaaßen, welches in dieser Sache Dem vorbehalten bleiben muß, der allein in das Verborgene sieht. — Allein wir halten es für unsere Pflicht, in einer Zeit, wo das Mißtrauen gegen die weltliche Autorität in so vielen Gemüthern Wurzel gefaßt hat, unsere Glaubensgenossen auf das entschiedenste vor dem ungereimten Verdachte zu warnen, den französische Journale sich nicht scheuten auszusprechen: als sey die Regierung selbst bei der Schmiedung jenes berüchtigten Actenstückes in irgend einer Weise betheiligt. Mag es immerhin unwahrscheinlich seyn, daß es in **Belgien** entstehen konnte, ohne daß irgend ein Journal es mitgetheilt haben sollte, mag man immerhin geltend machen, daß belgische Revolutionärs es zuverläßig zunächst unter die Aachner Fabrikarbeiter gebracht, nicht aber sich damit begnügt haben würden, es an ruhige, zuverläßige Personen in Köln zu schicken, bei denen man sicher seyn konnte, daß das hochverrätherische Plakat zwei Stunden nach dessen Empfang durch die Post in den Händen der Polizei seyn werde; dennoch wird jede Verdächtigung der Regierung durch die einfache Bemerkung siegreich zu Boden geschlagen werden können: daß keine Autorität der Welt für die Handlungsweise Derer Bürgschaft leisten könne, die in aufgeregten Zeiten sich mit oder ohne Mission zu Organen und Vertretern ihrer Interessen aufwerfen. — So hat auch die preußische Regierung nicht verhüten können, daß preußische Polizeibeamte aus Aachen belgische Freimaurerlogen besuchten, die sich durch die bekannten, von der preußischen Staatszeitung protegirten Auftritte zu Tilfs als Heerd des Straßenaufruhrs herausstellten. So hat sich auch Monate lang ein höchst verdächtiges Individuum der Aufmerksamkeit der Behörden entziehen können, welches unter dem Namen eines Herrn v. Wörner in vielen Städten der Rheinprovinz mit ziemlicher Plumpheit das ehrbare Geschäft

eines Agent provocateur trieb und erst verschwand, als es von der Würzburger Zeitung förmlich ausgeschrieben ward. Wenn eben dieses Subjekt in *** ehrliebende Protestanten verleiten wollte, gegen gutes Honorar Denunciationen der belgischen „Propaganda“ zu componiren und ihm periodische Berichte in diesem Sinne zugehen zu lassen, so leuchtet einerseits zwar von selbst ein, wie wenig auf Actenstücke zu geben sey, die unter so verdächtigen Umständen, wie die oben erwähnten, in's Leben treten, andrerseits begreift aber auch jeder Unpartheiische, wie ungerecht es wäre, die Regierung für die Intriguen eines vielleicht ganz isolirt stehenden Nichtswürdigen verantwortlich zu machen. — Schwerer ist dagegen der große Mißgriff zu entschuldigen, daß eben jener Brandbrief, der am Rhein mit Ausnahme weniger Individuen für die ganze Bevölkerung ein Geheimniß war, als ein Triumph über den endlich festgestellten Thatbestand der belgischen Umtriebe durch die Zeitungen öffentlich bekannt gemacht, und eben dadurch den untersten Volksklassen von Regierungswegen in die Hand gegeben wurde. — Daß dieses Verfahren ohne allen Einfluß auf den Kölner Pöbelaufstand vom 26. Oktober geblieben sey, wird jedem Unbefangenen zu glauben schwer fallen.

Jener unglückliche Auftritt giebt uns übrigens eine neue Veranlassung, dieselbe Bitte an die katholischen Bewohner der Rheinprovinz und Westphalens zu erneuern, die wir schon öfter, im Interesse der Kirche, der Religion und der öffentlichen Ordnung an sie richteten. — Es bedarf hoffentlich bei unsern Lesern der Warnung vor eigentlichen revolutionären Gewaltthaten nicht, dafür bürgt uns der gläubige Sinn und der gesunde Verstand der Bewohner jener Gegenden. — Allein wir bitten und beschwören sie, auch über jenes Gebiet ihres Herzens und Willens, in welches keine Aufsicht der Staatsgewalt dringen kann, strenge Wache zu halten und sich vor der eitlen, gefährlichen und sündlichen Hoffnung zu bewahren, als könne jemals ein Bündniß des revolutionären Geistes mit den Interessen der Religion und Kirche möglich

seyn; oder als bedürfe das gute Recht der Beihülfe und Unterstützung von Seiten des Unrechts und der verbrecherischen Auflehnung. — Ist denn die Hand des Herrn verkürzt, daß er dem Heiligthume nur durch den Frevel und das Verbrechen zu Hülfe kommen könnte? — Und wird nicht die reinste und heiligste Sache, die es geben kann, selbst schon durch den Gedanken und die Hoffnung auf solche Bundesgenossen besudelt? — Wir kennen nur eine Gefahr für die katholische Sache; sie liegt in der eben bezeichneten Täuschung und in der Möglichkeit einer falschen Allianz der Hoffnungen wahrer und treuer Katholiken mit den Lehren und Verheißungen des falschen Staatsthums, das, je nach Befinden der Umstände, hier den Thron, dort die Kirche bedroht, hier die Priester von der irregeleiteten Staatsgewalt einkerkern, deportiren, abschlachten, dort die Monarchie durch das in seiner Religion beschimpfte und verhöhnte Volk stürzen lassen möchte. Wer dieß bedacht hat, wird nicht bloß sich selbst von jeder Hinneigung zu den Abwegen der Revolution frei erhalten, wie sehr sie ihm auch durch falsche Maaßregeln aufgedrungen werden möge, sondern jeden persönlichen Einfluß auf seine Familie, auf seine Freunde und vornämlich auf die untersten Volksklassen, der ihm irgend zu Gebote steht, dahin benutzen, sie über ihre vom Oberhaupte der Kirche so deutlich als möglich bezeichnete Pflicht aufzuklären: Gott, was Gottes zugleich aber auch dem Cäsar, was des Cäsars ist, zu geben, und niemals auf den Grund religiöser Bedrückungen, — selbst wenn die Klagen darüber die begründetsten wären, — sich zum Bruche der bürgerlichen Treue verleiten zu lassen. —

Inzwischen erfüllt uns, wenn wir die Lage der Dinge in dieser Zeit und die große Verwirrung der Begriffe erwägen, die selbst unter den Guten herrscht, der Gang, den die Gesetzgebung der preußischen Provinzialbehörden nimmt, mit den lebhaftesten Besorgnissen. — Der Oberpräsident von Posen hat den katholischen Geistlichen förmlich verboten ihrem Bischofe in Betreff seiner Anordnungen über die gemischten Ehen

zu gehorchen und denen, die dadurch in die Strafe der Suspension von ihrem priesterlichen Amte fallen würden, versprochen: sie wider die Gesetze der Kirche in ihrer Auflehnung gegen ihren Oberhirten schützen zu wollen. — Ein späterer Erlaß verhängt über Jeden, bei dem die Allocution des heil. Vaters vom 13. September gefunden würde, — welche bekanntlich alle europäischen Zeitungen, mit Ausnahme der preußischen, mittheilten, — sofortige Verhaftung und, — ohne Urtheil und Recht, Abführung auf eine Festung. — In ähnlicher Weise hat der Oberpräsident von Preußen die Bestimmungen des kanonischen Rechts, welche den preußischen Staatsmaximen nicht entsprechen, für nichtig und unverbindlich für den katholischen Clerus erklärt und letztern, in Betreff dieser Punkte, von seiner Eidespflicht des Gehorsams gegen die Bischöfe von Ermeland und Culm losgesprochen. Am Rheine endlich hat der Generalvicar Hüsgen die Bedingungen, unter denen ihm die Fortführung seiner Verwaltung vom heil. Stuhle anvertraut wurde, offen verletzt und ein consequentes System der Verfolgung aller, als Gegner des Hermesianismus bekannten Priester, und der Beförderung und Beschützung der Glieder eben dieser Secte aufgestellen begonnen.

In jüngster Zeit haben sich dazu die Einschreitungen der preußischen Criminalgerichte gegen mehrere der würdigsten Pfarrer der Erzdiöcese Köln gesellt. — Einer derselben, welcher angeschuldigt ist, der Verfasser einer Schrift zu seyn, in welcher den katholischen Jungfrauen empfohlen wird: nur mit katholischen Männern eine Ehe zu schließen, ist zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt. — Da wir die Geschichtserzählung und Gründe dieses Urtheils noch nicht kennen, müssen wir uns vorläufig des Ausspruchs über die Gerechtigkeit jener Entscheidung enthalten. — Was der Verurtheilte aber auch immer geschrieben, was der in Köln verhaftete Pfarrer Beckers auch irgend gepredigt haben möge, schwerlich wird es an Kühnheit, ja an Heftigkeit, den Ausdrücken wie dem Inhalte einer Broschüre gleichkommen, die durch ein seltsames

Spiel des Zufalls, gerade zu derselben Zeit, wo am Rheine jene Verhaftungen vorfielen, zu Berlin unter der schützenden Aegide der k. preußischen Censur die Presse verließ. — Dieses Büchlein, als dessen Verfasser sich Herr Joel Jakoby nennt, enthält in den Principien, die es aufstellt, eine Kritik des Verfahrens alles dessen, was seit einem Jahre im Namen der preußischen Regierung geschrieben, und mehr noch dessen was gethan worden ist, — die wir ihrer zermalmenden Schärfe und beißenden Ironie wegen in solcher Form und Fassung, aus Rücksicht auf die Censur, in diese Blätter aufzunehmen Bedenken getragen haben würden. — In der That halten wir diese Schrift nicht für eine Meinung, — sondern für eine Begebenheit, und rathen Jedwedem sich des ehesten mit einem Exemplar derselben zu versehen, ehe sie, wenn sie recht gelesen und beherzigt ist, nachträglich von denen verboten wird, in deren Namen zu sprechen sie sich das Ansehen giebt. —

Bei ihrer Würdigung aber sind zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden. — Was ist von dem Verfasser, was von der Absicht und dem politischen Calcul Jener zu halten, die ihn und seine Feder als Werkzeug für ihre Plane benutzen? — In ersterer Hinsicht ist das überwiegende und ausgezeichnete Talent des Schriftstellers außer Frage; das Urtheil über den Charakter des Mannes aber hängt davon ab, ob er wirklich heute in eben demselben Maaße, seiner innern Ueberzeugung nach, glühender Katholik geworden ist, als er vor anderthalb Jahren noch eifriger und altgläubiger Jude seyn wollte. — Wir halten diesen innern Entwicklungsgang für nichts weniger als unmöglich, ja bei einem geistreichen Manne nicht einmal für einen Sprung, sondern für eine nothwendige Entfaltung. — Denn seit Anbeginn der Welt hat es, streng genommen, nur zwei Religionen gegeben: die wahre Gotteserkenntniß vor Christo, welche aufbewahrt ward im jüdischen Volke und, nach der Erscheinung des Herrn, der Glaube und die Lehre der katholischen Kirche, die aufbewahrt bleiben werden bis zur zweiten

Erscheinung Christi. Alles Uebrige, was sich sonst auf Erden noch Religion und Glauben nennt, ist in sich inconsequent; Mißverstand oder Entstellung der kirchlichen Lehre, sey es der vorchristlichen oder christlichen. — Ein altgläubiger Jude also, der den Glauben an die Menschwerdung Gottes in Christo gewinnt, steht dadurch von selbst auf dem Boden der allgemeinen, römischen und apostolischen Kirche. — Ist dieß bei Herrn Jakoby der Fall und ist er im Begriff auch äußerlich und durch öffentliches Bekenntniß ein Glied der wahren katholischen und römischen Kirche zu werden, so wünschen wir ihm aufrichtig und von Herzen Glück. Wäre aber jene Gluth der Begeisterung für die Kirche nicht ächt, wäre sie nichts als künstliches, gleißendes Phrasenwerk, so wäre der Künstler eben nur ein gemietheter Schönredner, und es würde der Mühe nicht lohnen weiter ein Wort über ihn zu verlieren. — Letzteres können und wollen wir nicht glauben; von ihm aber hängt es ab, die Welt von der Reinheit und Aufrichtigkeit der Gesinnungen zu überzeugen, die er in seiner jüngsten Schrift an den Tag legt. — Folgt er seinem Gewissen, wird er auch äußerlich, förmlich und aufrichtig katholisch, so wird er Gelegenheit haben, an seinem Leibe zu erfahren: ob seine „Stimme“ eine Stimme aus Berlin oder ob sie die Stimme des Rufenden in der Wüste gewesen sey. Gott gebe ihm für diesen Fall seinen Segen und Muth und Kraft das Martyrium des Hohnes, der Schmach und der bittern Verfolgung zu ertragen, durch welche auch er dann Gott zu verherrlichen berufen seyn wird. —

Wenden wir uns nunmehr zum Inhalte seiner Schrift, so erstaunen wir, wenn wir in einer Zeit, wo der Herr Erzbischof von Köln zu Minden gefangen gehalten wird, weil er nicht von der Strenge der altkatholischen Satzungen lassen wollte, wo der nächste Augenblick ein Strafurtheil über den Herrn Erzbischof von Posen bringen kann, gegen den man aus denselben Gründen mit einer criminalgerichtlichen Procedur eingeschritten ist, wo jeder mündliche oder schriftliche Ver-

kehr der preußischen Katholiken mit dem sichtbaren Oberhaupte ihrer Kirche bei Strafe der sofortigen Abführung auf eine Festung verboten ward, wo die dem Hermesianismus abgeneigten, der Kirche unwandelbar treuen Pfarrer am Rhein einer nach dem andern abgesetzt, andere verhaftet, verurtheilt und eingekerkert werden, wo die Oberpräsidenten von Posen und Preußen den Gehorsam der Priester gegen ihre Bischöfe, die Seele des katholischen Kirchenthums, aus polizeilicher Machtvollkommenheit für gelöst erklären, — wir erstaunen, wenn wir in einer solchen Zeit die „Stimme“ des Herrn Joel Jakoby aus Berlin den Rheinländern folgendes zurufen hören: „Seyd treu Eurer Kirche! — Glüht die Begeisterung nicht durch Eure Seele, wenn Ihr sie nennen höret, Eure heilige, Eure ewige, Eure katholische Kirche: die Schöpferin Eurer Vergangenheit, die Bildnerin Eurer Gegenwart, der Trost, die Leuchte für Eure Zukunft, die Mutter Eurer Freiheit und Eigenthümlichkeit, die Bedingung Eurer Wohlfahrt, Eurer Ehre. Es ist diese Kirche durch das vergossene Blut Eurer Vorfahren auch national gekittet an Euch, den Segen strömt diese Kirche über Euch seit vielen Jahrhunderten, ihre Priester kämpften für Euch, ihre Diener bluteten für Euch; und diese Kirche wollen die Revolutionäre mißhandeln. Denn ich meine nicht die erfundene und erlogene geistig-katholische Kirche der Schriftsteller, der Aufklärer, der Schwindler und der Projectenmacher, welche eine Kirche aus Redensarten, aus Spinnweben und aus humanen Lappen sich erträumen und welche von einer Wiedergeburt, oder gar von einer Reform derselben sprechen. Ich meine Eure wirkliche, lebendige und lebenvolle, ich meine Eure römisch-katholische Kirche, deren Geist in alle Ewigkeiten verbleibt der heilige Geist, deren sichtbares Oberhaupt in Glaubenssachen ist der Papst in Rom, deren Organe Eure Bischöfe und Pfarrer sind und deren Glieder Ihr selber seyd, die Ihr katholisch lebet, katholisch glaubet und katholisch gehorchet. Ich meine Eure unverfälschte, römische Kirche, die sichtbar vor

Euch steht, an die Ihr gebunden seyd mit irdischen und himmlischen Banden, und diese Kirche wollen die Revolutionäre mißhandeln. Und jüngst war es mir, als säh' ich diese Kirche. Trauernd weilte sie, und Buben und Frevler bohrten ihr Messer in die Glieder und warfen Koth nach ihrem strahlenden Haupt. Mit schwermuthvollem Auge schaute die Kirche, Eure gebenedeite Kirche, hinab schaute sie auf Europa, dem der Racheengel bereits naht, und Ihr klagendes Mutterwort ertönte also: — Mir ist bange wegen meiner Kinder am Rhein, und ich empfinde Angst wegen meiner lieben Kinder in Westphalen. Aber ich hoffe, daß sie mir treu bleiben in gehorsamer Pflichterfüllung, treu im gläubigen Ernst, daß sie nicht verrathen ihre Mutter, daß sie sich nicht verführen lassen von den Frevlern, von den Abtrünnigen und von den Aufklärern". — — „Tagtäglich kommen neue Schandschriften und Schandzeitungen vor, welche Eure Heiligthümer, welche Eure Priester verhöhnen und beschimpfen, welche Euch zum Verrath zum Abfall auffordern und welche für Glaubensangelegenheiten sogar Euch losreißen wollen von Rom und mithin von der katholischen Gemeinschaft. Alle Schande, alles Gift dieser verruchten Zeit hat sich gewälzt gegen Eure Kirche, und selbst der Auswurf der Menschheit, das sogenannte junge Deutschland, dünkt sich noch gut genug, Eure Kirche zu reformiren. Da ist kein Gassenjunge mehr, der nicht zum Ritter geworden an Eurer Kirche, der nicht öffentlich, sey es in Broschüren oder in Zeitungen, Eure Kirche gelästert und Eure Priester beschimpft hat, der nicht eingedrungen in das Innerste Eurer Heiligthümer und dort Eure Sacramente besudelt hat. Ist denn die katholische Kirche eine Mistpfütze geworden, daß, zum Trotz gegen alles göttliche und menschliche Recht, jeder Bube seinen aufgeklärten Koth hineinträgt? — ist die jungfräuliche Kirche eine öffentliche Dirne geworden, daß die Gassenjungen sie höhnen und sie vor allem Volke, mit Schimpf und Schande überschütten. — Oeffnet die Augen und gewahret, wo Ihr stehet,

wohin die neumodischen Frevler Euch führen wollen. Die Kirche hält Euch umfangen mit dem mächtigen, zärtlichen Mutterarm, sie ist Eure Mutter, die treue, tröstende, kämpfende Mutter; und wer Eure Mutter beschimpft und sie tagtäglich ein abgelebtes, krankes, halsstarriges, sieches, böses Weib nennt und wer ihre Gewänder zerreißt: — der verhöhnt Euch selbst bis in das innerste Leben, der tritt Euch mit Füßen, der zerrt Euch das Herz entzwei. Und leset nur nach, was die Revolutionäre in gewissen Zeitungen und Broschüren sagen von Eurer Kirche!“

„Der Papst in Rom ist Euer sichtbares Oberhaupt in Dingen des Glaubens und in Kirchenangelegenheiten ist Er für Euch der Stellvertreter Christi. Und wer zu den Gliedern des Leibes saget: Rebellirt gegen das Haupt! — der will den ganzen Körper zerstören. Und Wer Dein Haupt beschimpft, und es tagtäglich ein abgelebtes, unnützes, äffisches Ding nennt, der verhöhnt den ganzen Leib, der tritt den ganzen Leib mit Füßen, der zerrt Euch das Herz entzwei. Und leset nur nach, was in gewissen Zeitungen und Broschüren gesagt ist von Eurem heiligen Vater in Rom! *)“

„Ihr seyd die Kinder der Kirche, und die Revolutionäre beschimpfen die Mutter vor Eurem Angesicht; Ihr seyd die Glieder der Kirche, und die Revolutionäre höhnen ihr Haupt auf öffentlichem Markt?“

---

*) Die „evangelische“ Kirchenzeitung in Berlin, die unsers Wissens mit der junghegelischen Gesellschaft nichts gemein haben will, hat seit 10 Jahren das sichtbare Oberhaupt der Kirche am heftigsten und empörendsten gelästert. — Herr Jakoby zieht also den Kreis der Revolutionäre so weit, daß nach ihm Herr Hengstenberg und der gesammte Pietismus mit darin beschlossen wäre. Welche Section des Protestantismus er ausgenommen wissen wolle, ist nirgends deutlich angedeutet. —

„Aber nicht bloß Eure gebenedeite Mutter wird verhöhnt, nicht bloß Euer geistliches Oberhaupt wird beleidigt und gekränkt: — Eure Seele, Euer innerstes Leben, das Heiligthum dort wird besudelt. Sie begnügen sich nicht mehr, die katholische Ordnung zu zerstören, den Papst zu lästern, und die von Gott gefügte Hierarchie aufzulösen. Eure Glaubenslehren, Eure Sacramente, Euer Abendmahl *) und Eure Beichte verhöhnen sie, verflachen sie und nennen die Mysterien abgeschmackt, nicht zeitgemäß und also albern. Leset nur nach, was die Revolutionäre in gewissen Zeitungen und Broschüren sagen von Euren Sacramenten".

„O — ich kenne diese Schlange", fährt er an einem andern Ort fort, „und nicht umsonst bin ich in ihre finstere Höhle gedrungen. Der innerste Kern ihres giftigen Lebens ist der Haß gegen die katholische Kirche, und diese Kirche aus ihrer apostolischen Unwandelbarkeit heraus auf den schmutzigen Markt der Concessionen zu zerren, erst mit wohlberechneter Arglist das scheinbar Unwichtige zu benagen und zu liberalisiren, dann bis an den Altar, bis zu den Sacramenten mit mörderischer Faust vorzudringen, den Felsen Peters zu sprengen, das Kreuz selber zu zertrümmern und zuletzt auf den Ruinen der Kirche die jakobinische Herrlichkeit und die Hochgerichte für die Könige aufzustellen — das ist der große Plan und das bezwecken sie. Darum saget nicht: — es handelt sich bis jetzt um Unscheinbares! Nicht einen Stift Eures großen Kirchenbaues sollt Ihr preis geben, nicht den Schatten eines Stiftes. Die Frevler reden Euch vor, sie wollen Euch aufklären, reformiren, bilden, aus der Pfaffenknechtschaft reißen. Hyänenliebe ist das, Tigerzärt-

*) Herr Jakoby spielt hier ohne Zweifel an auf die Gotteslästerungen in Betreff des allerheiligsten Sacramentes, mit welchen sich Leo versündigt hat. — Bekanntlich gehört auch dieser Schriftsteller nicht zur jungdeutschen, sondern zur pietistischen, vermeintlich antirevolutionären Fraction des Protestantismus.

lichkeit! Ich will Euch kund thun, was sie bezwecken. Eure Kirche wollen sie berauben, Eure Priester wollen sie demüthigen, Euern Glauben wollen sie zertreten, Euer Eigenthum wollen sie bei dieser Gelegenheit erbeuten. Und wenn Alles vollbracht ist, wenn Ihr wüst, verlassen diesseits, verloren jenseits, wenn Ihr als Verräther an Eurem Gott, als Verräther an Eurer Kirche, als Verräther an Eurem Seelenheil dasteht, dann werden sie Euch, um zu trösten, dann werden sie Euch das humane, das moderne Hohngelächter entgegenschicken, wie Ihr es jetzt so oft erschallen hört in Frankreich. Wenn erst zertrümmert ist, was die glorreichen Väter gebaut, was Gott Euch selber gefügt hat in seiner Barmherzigkeit, da wird die Reue zu spät kommen. Und gerade auf Euch, Rheinland und Westphalen, ist es in diesen Tagen von den Frevlern abgesehen, und gerade Euch wollen sie verführen und verderben. Denn Ihr seyd die Wächter für den religiösen Ernst, und für den kirchlichen Gehorsam an den Marken Deutschlands, und das ist Eure historische Pflicht und Eure heilige Mission. Ihr habt über ein Jahrtausend getrotzt in freudiger, siegreicher Kraft, Eure Chroniken erzählen die Historie, und eine blutige Brücke verbindet Euch mit der Kirche. Ihr habt Euch nicht gebeugt vor dem Schwert und und dem Beil: — Du großes, klares, kluges Volk am Rhein, Du ehrenfestes, starkes Volk in Westphalen, wirst Du Dich beugen vor dem aufgeklärten Federvieh, vor den gebildeten Schwindlern, vor den impertinenten Schreibern, vor den lumpigen Phrasendrechslern, deren Schwert ist die Gotteslästerung, deren Beil ist der Verrath"?

Dann spricht er über die Hermesianer ein wohlbegründetes Urtheil aus. „Viel Unglück und eine tiefe, tiefe Verwirrung haben diejenigen, welche sich nennen die Hermesianer, gebracht über die Kirche, und — ohne daß Viele unter ihnen es wußten — sind sie die Hintertreppe gewesen, auf welcher die Feinde und Jakobiner eindringen wollten in das innere Heiligthum der Lehre. Da nun das Wort gesprochen

ist in Rom, so werden jene ursprünglich gläubig-demuthvolle, und jetzt (freilich nur theilweise) durch sogenannten wissenschaftlichen Hochmuth getrübte Geister — sie werden öffentlich und reuig verleugnen die verdammte Lehre; sie werden zur Ehre Gottes und zur Ehre der Kirche, auch die Bezeichnung „Hermesianismus“ fallen lassen, damit kein Aergerniß gegeben werde, damit sich für dieses Gebiet der Befehl und der Wille des Papstes allgemein und ohne Rückhalt erfülle*); sie werden endlich, da sie jetzt das Ungeheure, welches droht, erkennen, sie werden nicht fortfahren, im Schooße der Kirche ein zweischneidiges Schwert zu bergen, an das, von Seiten der revolutionären Frevler, sich knüpft ein feingesponnener, ein entsetzlicher Plan, und welches bestimmt ist, in jenen Gegenden, wenn die rechte Zeit gekommen, ein Würgeschwert für die Kirche zu werden. (Hier folgt eine Censurlücke von zwei Zeilen.) Besser: das kranke Fleisch löset sich ab, oder es wird weggeschnitten, ehe daß es verderbe den ganzen Leib, ehe daß es knechte den unsterblichen Geist. Seyd wachsam für dieses Gebiet. In dem sogenannten Hermesianismus droht und keimt ein tief angelegtes Unheil und eine entsetzliche Verwirrung für die katholische Christenheit — namentlich für Eure Gegenden. Das sagt Euch Jemand, der geschaut hat. Seht nur den Anfang. Ist denn der Papst in Rom der Vorsteher einer aufgeklärten Judenschule geworden, daß die deutschen Professoren hinziehen nach Rom, um zu disputiren über verdammte Lehren“? (Sie hatten die Reise bekanntlich auf Kosten der Regierung unternommen.) Ueberall verkündet er der Sache der Kirche den Sieg: bald werde die Revolution bußfertig knieen vor dem Altar, und die Völker werden ihre Freiheit empfangen wollen aus der Hand der Könige und der Kirche. „Ja — ihr freisinnigen Schwindler, ihr liberalen Projectenmacher — beu-

*) Bekanntlich war das Bestehen hierauf einer der Gründe der Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Köln.

get Euch vor der Majestät der Geschichte, erkennet an, daß die Kunststücke zu Ende sind, daß die zur Besinnung gekommenen Völker Nichts mehr von Eurem glorreichen Handwerk wissen wollen, sondern mit alter, treuer Liebe sich wieder zuwenden der wahren Freiheit, dem Königthume und der Kirche. Und die ungeheuren Folgen des Ereignisses von Köln mögen Euch belehren, daß die christliche Kirche noch lange nicht ein abgemachtes Ding sey, sondern daß ein Blitz aus ihrem ewigen Himmel Euch zerschmettern kann, Euch und Eure Pläne und Eure Frevel. Denn seht: — ein Stück nach dem andern von Eurem glorreichen Knabenbau wird gelöst und zertrümmert, und die Völker sehen vergnügt dem Schauspiele der Nemesis zu". — — — — — —

„Sie haben kluge Schlangen und gelehrte Ottern — o ich weiß weiß es wohl — in die Kirche ausgesäet, und als die Saat aufging, da sind es Lerchen geworden, Lerchen und jubelnde Nachtigallen, welche in himmlischen Chören die Kirche preisen. — Innerlich steht sie da: jungfräulich, unbetastet, unwandelbar und ewig. In ihren äußerlichen Beziehungen? — Gelüstet es Jemanden, den europäischen Kampf der Völker herauf zu beschwören, für die Kirche? Will man durchaus den revolutionären Grimm verwenden für die religiöse Gluth, verbinden mit der Leidenschaft für die Kirche, für die in vielen Ländern unterdrückte, versteht mich wohl: — für die nationale Kirche?! — Wie eine Zuchtruthe, wie ein flammendes Cherubsschwert hängt dieser Kampf über Europa, und sollte er sich je erfüllen, so möchten die Throne auseinanderbersten wie Scherben, und die Kirche überdauerte gewiß den politischen Untergang, aber sie hätte nichtdie mindeste Verantwortung. Denn nicht sie hat den Kampf begonnen, sondern die Revolution. Und käme der Riese Goliath selber mit dem langen, langen, langen Arm, und kämen Myriaden von Schreibern, Schwindlern, und Schriftstellern: nicht ein Titelchen sollten sie nehmen von der Kirchengewalt, von dem

Kirchenbau und von dem Kirchenglauben, nicht das Heiligenbild dort von der Säule, nicht einmal den zufälligen Schmuck von dem Altar. Und diejenigen, welche muthwillig und ehrgeizig einen solchen Kampf beginnen und ihn gewaltsam beschwören: — sie könnten vorher Leichentücher bestellen für ihr Geschlecht und einen Sarg für Ihren Ruhm. (Censurlücke). Entsetzlicher Gedanke — du wirst dich niemals erfüllen. Denn unsere deutschen Könige sind weise, und gottesfürchtig und zukunftssicher prangt das Haus der Hohenzollern“. . . . .

Dann erhebt sich der Verfasser zur grofsartigsten Anschauung des Widerstandes den der heil. Vater, den Clemens August, den Martin von Posen den Zerstörungsversuchen entgegensetzen. „Weil nun die jetzige Zeit ist eine frevelhafte und trotzige und weil in ihr schon vorbildlich ausgestreut wird die Saat, aus welcher aufgehen wird der weltgerichtliche Kampf gegen die Kirche, alsdann die grofse Noth und der grofse Abfall und zuletzt die verklärte und allgemein-gläubige, die glückselige Menschheit: — so hat der heilige Geist der Kirche jetzt Fürsten und Wächter gegeben, welche trotzig und eisern und unwandelbar bewahren die apostolische Würde. Felsen und Festen sind sie, die sich nicht beugen vor dem Sturm und vor der drohenden Brandung, sondern die aufrecht prangen zum Schutz und Trutz für die Pilger; treue Hirten sind sie, die wohl erkannt haben, wessen Lämmer sie weiden und wie der Herr des Himmels und der Erden, kraft seines ewigen Wortes ihnen das geistliche Wächteramt übertragen. Sie ordnen und fügen für Euch im Sinne ihrer apostolischen Würde und apostolischen Majestät, und was die Schreiber und Schwindler sagen in ihren Flugschriften und schlechten Zeitungen: — Das dünkt jenen Männern so gleichglültig und unnütz, als ob die Hunde bellen, als ob die Affen Capriolen schneiden“. . . Zuletzt giebt eine Warnung an die rheinischen und westphälischen Mütter zu verstehen, was der Verfasser für ihre Pflicht in Hinsicht der Erziehung der Kin-

der aus gemischten Ehen hält. „Seht: wie macht es die fromme, kluge Taube, wenn der Raubvogel mordgierig von der Höhe stürzt? — Sie breitet ihren Fittig aus und schützt und schirmt die theure, die gefährdete Brut. Auch Euren Gegenden naht der mörderische Geier und will trinken Euer Blut und das Blut Eurer Kinder. Denn der Glaube und die unbefleckte Lehre der Kirche ist gleichsam das Blut für die unsterbliche Seele, und ohne dieses Blut siecht die Seele dießseits und wird krank und wird verdammt jenseits — Darum, aufmerksame Mütter, Ihr namentlich am Rhein und in Westphalen, breitet aus über Eure Kinder den Fittig der schirmenden Zucht". —

Aber wie reimt sich dieses Alles mit der Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Köln, wie mit dem Criminalprozesse gegen den Erzbischof von Posen, wie mit allen jenen oben erwähnten Schritten der Behörden, durch welche sich das katholische Volk, welches Herr J. Jakoby jetzt zu besänftigen unternommen, in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt findet? Herr Joel Jakoby antwortet darauf: „Nicht das gottesfürchtige Haus der Hohenzollern ist die Feindin Eures Glaubens, nicht unser erhabener König und Herr will das arglistige, das neumodische katholische Wesen. Er hat ruhmreich gekämpft sein Leben lang für den Ernst und für die Wahrheit, und Er ist und bleibt für Euch ein Hort und ein Wächter der orthodoxen römischen Lehre und Ordnung, wie Er es erst neulich wiederholt hat den Männern in Posen, und wie Er es verbrieft und besiegelt hat durch Sein königliches Wort, als Ihr, römisch-katholische Christen, eintratet unter Sein glorreiches Regiment. Und das Wort der Hohenzollern ist eine Säule, an die sich vertrauensvoll die Völker lehnen! — Und glaubt Ihr, die Räthe Seiner Krone, jene würdigen Männer, die seit Jahrzehnden ihre Ehre darin fanden, für das Reich Gottes zu kämpfen und gegen die Revolution zu streiten — sie seyen mit einem Male neumodische, aufgeklärte, widerwärtige Schwindler geworden, die Eure Kirche unterwühlen, die Eure

Priester beschimpfen, die Eure Ordnung zerstören wollen? Das Herz blutet ihnen bei dieser Wirthschaft, die sie nicht im Entferntesten heraufbeschworen, sondern die als ein ruchloses Spiel der Revolutions-Männer zu bezeichnen ist". Unter den königl. preußischen Staatsmännern macht er jedoch einen erheblichen Unterschied: „Auch die Räthe der Krone, welche wirklich nahe stehen dem Thron, bezwecken in Kirchenangelegenheiten das Begründete und buhlen nicht mit dem liberalen neumodischen Affenwesen". — Daher sind es wahrscheinlich nur die Räthe der Krone, die dem Throne nicht nahe stehen, welche er S. 13 folgendergestalt begrüßt: „Ihr aber — ihr Verblendete — die ihr zusehet, wie die mordgierigen Buben in das Heiligthum der Kirche dringen, — graut Euch denn nicht vor diesen wohlbekannten Fäusten, die Ihr zu fesseln wußtet, als sie die irdische Ehre bedrohten und den politischen Bau?.... Glaubet Ihr denn, jene Männer der Zukunft werden, wenn sie eine Weile fortgearbeitet, die kirchenräuberische Axt und den Titanenhammer in Eure Hand zurücklegen und etwa sagen: Hochwohlgeborne, hochzuverehrende Herren — wir haben jetzt die Kirche ein Wenig ruinirt und demolirt — gerade soviel und nicht um ein Körnchen mehr, als es Euch eben bequem war. Wir wollen jetzt, da genug gethan ist, wir wollen jetzt wieder in das Demagogenloch zurückkehren.... Thoren, kluge kurzsichtige, pfiffige Thoren! Erst unter eurer Leitung die Mauerbrecher an die Kirche und dann in derselben Faust das Beil für Euch! — Das ist freilich ein altes Lied, ein altes Jesuitenlied, aber ein wahres Lied!" — — „Nur die Ritter auf dem Schraubenbock, die Winkel-Staatsschreiber, das aufgeklärte und ausrangirte Federvieh, — die wollen Euch durch Zeitungsartikel eben so lumpig und kahl machen, wie sie selber sind, — aus purem Neid und aus reiner Mißgunst. Aber unser erhabener König und unsere Staatsmänner" (d. h. vermuthlich jene, die wirklich dem Throne nahe stehen) „denken wahrscheinlich jetzt in ihrer klaren, tiefen Seele also: Es wohnt doch

ein braves, gutes mächtiges Volk an unserm Rhein und in unserm Westphalen! Ist stark und freudig in seinen Sitten, gottesfürchtig und unüberwindlich in seiner Religion, und läßt sich Nichts nehmen und läßt sich Nichts verrücken. Haben sich tapfer und würdig gewehrt gegen den anstürmenden Zeitgeist, und sind trotz aller Anfechtungen, so eigenthümlich und fest geblieben wie vorher. Schlimm für uns — wenn es anders aussähe in jenen Gegenden. Denn wer da verkauft seine Kirche, welche ist die himmlische Heimath, wird der nicht auch verkaufen das Vaterland, welches lediglich ist das irdische Häuschen; und wer da verräth seinen Gott, wird der nicht auch verrathen seinen König?! Wer aber vertheidigt seine Kirche, der vertheidigt auch tapfer das Vaterland; und wer da treu bleibt dem Gott seiner Väter: der bleibt auch treu dem irdischen König und Herrn". — —

Wir sind hier an dem Punkte angelangt, wo wir unsern Lesern das freimüthige Geständniß ablegen müssen, daß wir von einem solchen Stande der Dinge in einem Lande nichts mehr verstehen, ja die Möglichkeit einer Verfassung nicht mehr begreifen, wo von der Hauptstadt aus die Unterthanen in den Provinzen mit dürren Worten aufgefordert werden: den Provinzialbehörden nur recht tüchtigen und ernsten Widerstand entgegen zu setzen und sich nichts nehmen zu lassen. Sie dürften sich, wenn sie darüber etwa eingesperrt würden, des Beifalls Derer die im Centrum sitzen, gewiß und wahrhaftig versichert halten. — Wir würden diesen Wirrwarr für einen seltsam lächerlichen Traum oder für ein schönes Mährchen von Clemens Brentano halten, wenn nicht die reale Wirklichkeit gedruckt und verkörpert in der Broschüre des Herrn Jakoby vor uns läge und mehrere durch Gedankenstriche ausgefüllte Zeilen, die sich eben dadurch als Censurlücken legitimiren, uns zu dem Schluße berechtigten, daß das Portentum mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in's Leben getreten sey. Dem

nackten, körperlich greifbaren Factum dieser Broschüre gegenüber, verstummt jeder Zweifel an deren Möglichkeit. —

So drängt sich also die zweite der oben aufgestellten Fragen auf: was haben Jene, als deren Organ Herr Joel Jakoby auftritt, mit diesem abnormen Schritte gewollt? — Manche deren Urtheil wir zu vernehmen Gelegenheit hatten, sind geneigt, darin eine recht politische Absicht, einen klug angelegten und lange vorher berechneten Staatsstreich zu erkennen. — Ach! wir sind der entgegengesetzten Meinung! — Wir halten diese Broschüre für ein einfaches Product der unheilbaren Complication der Umstände, deren Schwierigkeit allerdings geeignet ist, auch die Weisesten rathlos zu machen; wir halten sie für eine Erklärung einer unter den „Staatsmännern“ herrschenden Ansicht gegenüber einer andern, ihr entgegenstehenden. Jedenfalls würde der Effect dieses Schrittes jedwede Berechnung täuschen, wenn eine solche ihm wirklich zum Grunde gelegen haben sollte. — Fortan werden die Vertheidiger der verhafteten Priester am Niederrhein nur nöthig haben, statt einer Defensionsschrift für ihre Clienten die Broschüre des Herrn Jakoby zu den Acten zu geben. Welch' ein Gericht dürfte es mit gutem Gewissen wagen, Jene zu verurtheilen, die in ihren Aeußerungen lange nicht so weit gegangen, als der Schriftsteller, welcher von der Hauptstadt aus den erstaunten Bewohnern der Provinz verkündet: daß den Staatsmännern, die dem Throne wirklich nahe stehen, über die dem Volke mißliebigen Proceduren ebenfalls das Herz blutet! Und wenn etwa ein Priester sich in Betreff seiner Predigten gegen eine peinliche Anklage auf „staatswidrige“ Gesinnungen schützen will, so mag er sich darauf beschränken wörtliche Auszüge aus der Schrift des Herrn Jakoby seiner Gemeinde an's Herz zu legen. Würde sich doch Niemand leicht unterfangen haben etwas noch Stärkeres zu sagen! Endlich kann jeder Bischof, der etwa wegen Erfüllung seiner Pflicht angefochten würde, dieses wahrhaft goldene Büchlein als Fundgrube der kühnsten und schlagendsten Argumente be-

nutzen, ohne daß er zu fürchten braucht, er werde der servil-revolutionären Fraktion der „Dintenklexer“ — (wir profitiren bereits von der licentia poetica des Herrn Jakoby! —) eine Blöße geben. — War dieß die Absicht der Veranlasser und Begünstiger jener Schrift, so verdienen sie Gotteslohn und Segen; — noch lieber aber wäre jedem Freunde des Rechts und der Ordnung die thatsächliche Einstellung der, die Kirchenfreiheit beeinträchtigenden Maaßregeln und die Freilassung des Herrn Erzbischofs von Köln gewesen. — Diese hätte eine augenblickliche beruhigende Wirkung auf das katholische Volk geäußert; die Schrift des Herrn Jakoby, ohne daß mit ihr Hand in Hand die Bethätigung der darin ausgesprochenen schönen Gefühle und erhabenen Grundsätze geht, dürfte eher den entgegengesetzten Erfolg haben.

Nachdem wir in dem Bisherigen dem Sachlichen in dieser Broschüre sein Recht widerfahren lassen, sey es uns vergönnt auch von den Theilen derselben zu sprechen, die uns angehen. Herr Jakoby hat nämlich in der Vorrede eine Polemik gegen diejenigen eröffnet, welche er für katholische Gegner der preußischen Regierung hält. Wir können Alles, was hier über Frankreich und Belgien gesagt ist, unbedingt unterschreiben. Dann aber richtet sich seine Rede an uns. — „Warum fahret ihr fort,“ sagt er, „unberufene Zeitungsschreiber als Organe des preußischen Gouvernements auszugeben, warum hetzt Ihr? — Warum verwirrt Ihr? — Es war hier zu Lande die katholische Kirche niemals von außen bedroht und niemals wollten diejenigen, welche die Macht in Händen haben, die Katholiken in Preußen von dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit losreißen. Ihr wißt am besten, was die Faselei mancher Zeitungs- und Broschürenschreiber bedeutet!“ — Spricht Herr Jakoby im Ernste zu uns? — Er der (S. 54. seiner Broschüre) den königlich preußischen Adler in folgender Weise apostrophirt: „Da Du ein Sohn bist des Lichtes und strebst empor in seine Regionen; — duld' es nicht, daß die Jakobiner in Deinem Namen lästern das himmli-

sche Licht, daß sie in Deinem Namen verfinstern den Quell und den Palast des Lichtes, die christliche Kirche. — Hast du umsonst die strafende Kralle, umsonst den prüfenden Adlerblick?" *) — Wenn Herr Jakoby den edlen Wappenvogel mit so zutraulichen Worten anreden darf, so wird es uns auch freistehen, seine schwungreiche poetische Prosa in die schlichte Sprache des Alltagslebens zu übersetzen. Wir antworten ihm also, daß Niemand williger ist zu glauben als wir, daß Jene unter den hohen Staatsbeamten, welche dem Throne „wirklich nahe stehen," die ehrlose Polemik gegen die Kirche, zu welcher die Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Köln das Zeichen gab, — dermalen nicht billigen und loben, daß sie diese Zeitungsartikel und Broschüren auch nicht schreiben, ja daß sie damit unzufrieden sind, wenn Andere, die dem Throne nicht nahe stehen, sie schreiben, einsenden oder bezahlen. — Wenn aber der Aar, welcher „ein Sohn des Lichtes" ist, die „strafende Kralle" nur gegen die Würzburger Zeitung und gegen alle jene Producte der katholischen Presse ausstreckt, die in gerechter Nothwehr gegen jenes von Herrn Jakoby so richtig gewürdigte Treiben begriffen sind; — wenn er dagegen die Leipziger allgemeine Zeitung, oder den Hamburger Correspondenten nicht mindestens auch mit demselben Banne belegt;

---

*) Herr Jakoby sagt ferner S. 12: „Glaubt denn irgend Jemand im Ernste daran, daß diejenigen, welche jetzt auf Kosten der Regierung, die Kirche beschimpfen, die Priester verläumden, die Sacramente besudeln, — daß diejenigen also handeln, um die Macht und Würde des königlichen Hauses zu erhöhen?" Dem gesunden Menschenverstande liegt die Frage nahe: aber warum schießt denn die Regierung die Kosten zu diesem, für sie selbst verderblichen Beginnen vor? Vielleicht ist es jedoch die Absicht des Herrn Verfassers nicht, an dieser Stelle mehr einzuräumen, als wir je behauptet haben, und die „Kosten" sind wohl in einem mehr poetischen Sinne zu nehmen. — Wir wollen also auf diese unüberlegte Aeußerung weiter kein sonderliches Gewicht legen.

wenn das berüchtigte Frankfurter Journal Actenstücke zuerst mittheilte, die ihm nur aus amtlicher Quelle zugegangen seyn konnten; wenn nachdem diesem Löschblatte endlich das Handwerk niedergelegt worden und dem am Sitze der Bundesversammlung getriebenen Skandal ein Ziel gesetzt ist, dieselbe Polemik sich sofort in die auf k. preußischem Grund und Boden erscheinende Elberfelder Zeitung verlegt; wenn die Berliner Staatszeitung einem Rheinwald auch nur auf einen Augenblick anvertraut werden konnte; wenn in der Berliner Vossischen Zeitung, unter den Augen der Behörden und dem Imprimatur der k. preußischen Censur die bekannten Artikel über den Jesuitismus, — vielleicht das Aergste und Dümmste unter dem vielen Schlechten der neuesten Zeit! — erschienen; wenn Herr v. Rehfues die „Wahrheit in der hermesischen Sache“ schreiben durfte, ohne daß seitdem irgend verlautet hat, daß ihm die Gelegenheit entzogen sey, in demselben Geiste zu handeln; wenn die Herrn Augusti und Marrheinecke, die dem Throne zwar nicht „wirklich nahe stehen,“ aber jedenfalls im preußischen Staatswesen von größerem Belange sind als Herr Jakoby, von der Losreißung der preußischen Katholiken von Rom, ebenfalls unter k. preußischer Censur, als von einer bereits ausgemachten Sache sprechen; wenn jener Ellendorf, — oder rechnet Herr Jakoby diesen etwa nicht zu der Gesellschaft, deren Titelatur er uns S. 30 u. 31 giebt? — zum Lohne für sein schriftstellerisches Thun oder Geschehen lassen, sich der Gunst des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten sich erfreut; — wenn das Alles geschah, geschehen durfte und noch geschieht, — so ist keine Macht der Welt, kein schönrednerisches Talent, ja selbst nicht Herrn Jakoby's bona fides im Stande, die öffentliche Meinung zu überreden, daß sie die antikatholische Presse und die Sache der preußischen Regierung nicht für identisch halten. — Legt nun Herr Jakoby seine Broschüre in die andere Wagschale und sagt er: seht hier! ich durfte ja auch dieses Büchlein schreiben und bin ja

doch auch ein Mann der Regierung, der wissen muß, was Jene denken, die dem Throne wirklich nahe stehen, — so antworten wir darauf: wohl und gut! Die Regierung lehnt also jeden Antheil an der antikatholischen Presse ab? Dann hat sie sich also auch jedes Rechtes zur Hemmung, Unterdrückung und Beschränkung der katholischen Presse begeben, dann gestatte sie den Kampf auf geistigem Gebiete für jeden Theil in gleichem Maaße, und mit gleichen Waffen für beide, und trete aus jener Stellung heraus, die mit nichten eine unpartheiische ist, weil sie den Angriff von der einen Seite gestattet und beschützt, und die Vertheidigung von der andern durch ihre Verbote und Beschwerden nicht bloß in Preußen hemmt, sondern in ganz Deutschland unmöglich machen zu wollen schien. — Diese Forderung dictiren uns nicht Mißgunst oder Haß gegen jene Macht, — wollte Gott, sie hätte viele Freunde, wie wir sind! — sondern die Ueberzeugung, daß dieß der einzig mögliche Weg sey, — die schlechte Presse und die Sache der preußischen Regierung in der öffentlichen Meinung der katholischen Welt von einander zu trennen. — Herrn Jakoby's Broschüre erreicht diesen Zweck (den wir übrigens vollkommen begreifen und billigen, zu dessen Verwirklichung wir unter der eben angegebenen Voraussetzung auch gerne die Hand bieten wollen, —) in keiner Weise. —

Außer dem eben Besprochenen hat Herr Jakoby uns noch einen andern Vorwurf gemacht, der uns an seiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit irre machen könnte, wenn wir nicht die andere Auslegung vorzuziehen liebten: er habe sich genöthigt gesehen, gewissen Abneigungen, die gegen uns in Berlin obwalten mögen, das Opfer einiger Polemik gegen diese Blätter zu bringen, habe aber, nicht ohne Absicht, uns die Widerlegung leicht machen wollen — und dabei großmüthig das Opfer: sich selbst in ein etwas ungünstiges Licht zu

stellen, nicht gescheut. — Hr. Jakoby hatte nämlich in einer frühern Broschüre gesagt: die katholische Kirche und die Lehre Luthers hätten Platz in der Christenheit und sollten „beide neben einander prangen zum Ruhme Gottes und zum Heile der Menschheit“. — Wir haben uns die Freiheit genommen, diese Worte ohne Sinn dadurch zu entschuldigen, daß der Verfasser als Jude nicht wisse und wissen könne, daß Satz und Gegensatz, Bejahung und Verneinung innerhalb der einen Kirche Christi nicht statt finden können; — sie würde in solchem Falle ohne Zweifel jenes in sich getheilte Reich darstellen, von dem der Herr gesagt, daß es wüst und leer werde. — Herrn Jakoby's Scharfsinn ist das Abgeschmackte seiner damaligen Phrase, wie es scheint, auch nicht entgangen, er hat, was recht löblich ist, seine Ueberzeugung geändert, und empfiehlt heute nicht bloß in seiner Broschüre das strenge Festhalten an der Einheit der römischen Kirche — dieß ist genug gesagt! — sondern er gestattet selbst in der, aus einem ganz andern Tone gehaltenen Vorrede (S. XVIII), daß der Katholik die Kirchenordnung und die Anschauungen des Protestanten für falsch halten dürfe und umgekehrt. — Weiteres haben auch wir nicht verlangt, denn für falsch halten in Sachen des ewigen Heils, heißt nichts anders, als sich gegen den Irrthum in Glaubenssachen gerade so verhalten, wie es Herr Jakoby in seiner Broschüre den Rheinländern und Westphalen empfiehlt. — Nun gefällt es ihm aber zugleich das, was früher von uns, wie von ihm selbst (s. S. 490 des ersten Bandes dieser Blätter) lediglich in Beziehung auf die Kirche und das religiöse, geistige Gebiet gesagt worden, durch ein geschicktes Volteschlagen auf das Gebiet des Staates zu verpflanzen und uns die, — allerdings eben so ungereimte, als wahrhaft friedbrecherische — Absicht unterzuschieben, als wollten wir die protestantischen Gemeinden in Deutschland ihrer, durch die bekannten Friedensschlüsse erworbenen politischen Rechte berauben und den 30jährigen Krieg von vorne

anfangen. — Wie wir darüber denken, haben wir bereits im ersten Hefte des ersten Bandes *) so deutlich gesagt, daß ein Mißverständniß in solchem Betrachte schwerlich noch möglich ist. — Herr Jakoby aber sollte sich vor solchen Kunststücken mehr hüten, als jeder Andere, zumal zu einer Zeit, wo er darauf ausgeht, die deutschen Katholiken von seiner Redlichkeit zu überzeugen. — Er hat wenig Freunde in Deutschland und wird vielleicht bald noch weniger haben; so sollte er also Jene nicht unaufrichtig behandeln, die es wahrhaft gut mit ihm meinen. Widerruft er in angemessener Frist seine Beschuldigung und erklärt er sie durch Irrthum und Mißverständniß, so versprechen wir hiermit ihm Glauben schenken und die Sache nicht weiter nachtragen zu wollen.

*) „Ueber die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr getrennten Confessionen."

VIII.

Zweites Sendschreiben an Heinrich Leo.

Indem Sie demjenigen Sacramente, welches Sie selbst das heiligste Geheimniß des Christenthums genannt haben, verneinend gegenüber auftreten, üben Sie eine Kampfesart und Argumentationsweise, die man von unterrichtetem Munde zu vernehmen kaum gewohnt, noch sich derselben von einem historisch belehrten Geiste zu versehen vorbereitet war.

Es konnte auf dreifachem Grunde der Streit eröffnet werden. Der Versuch konnte gemacht werden, dem katholischen Glauben hierinnen durch die heil. Schrift in dieser oder jener Stelle etwas abzugewinnen; man konnte die Geschichte der Kirche, die Zeugnisse der apostolischen Männer und Väter, und die Ueberlieferung der Jahrhunderte anrufen; es konnte endlich die Frage vollends auf philosophischen Boden verlegt, und mit den Waffen menschlicher Erkenntniß, mit Gründen individueller Vernunft zu streiten und zu siegen unternommen werden. Daß Sie von diesem dreifach-möglichen Wege (wenn man nicht eine nackte Assertion über den Sinn einer Schriftstelle, auf die wir gleich zurückkommen werden, für einen biblischen, und die Nennung zweier Namen, als einen kirchenhistorischen Beweis will gelten lassen) vorzugsweise den dritten, wir werden sehen mit welchem Glücke betreten; daß Sie auf demselben sich gefallen, und mit Behagen verbreitet und ausgedehnt haben, mag von einer Seite her, die alle rationalistische Bestrebung noch kurz vorher in harter Rede angelassen, immerhin befremdend erscheinen; es ist in der Sache bezeichnend, und gibt zureichenden Aufschluß über zwei Dinge; Erstens, wie viel auf positivem Wege zu erreichen war; — und Zweitens, was immerzu die letzte Wurzel und der Halt-

punkt des Glaubens derjenigen sey, die diesen ihren Glauben anderswo, als auf den Gehorsam der Kirche gegründet haben. Den materiellen Inhalt Ihres eigenen Glaubens aber rücksichtlich des Sacraments, verrathen Sie nirgendwo an was immer für einer Stelle Ihres Buches, und da Sie wohl das Dogma der katholischen Kirche hierüber bestreiten, die lutherische Auffassung aber als widerspruchsvoll bezeichnen, so kann ich Ihnen inzwischen nur die calvinische Behandlung als eines bloßen Erinnerungs- und Gedächtnißmahles unterlegen, wenn nicht etwa Ihre Meinung vielleicht ebensowenig calvinisch als lutherisch, sondern vielmehr leoninisch ist. — Mit der Bibel also haben Sie uns nun in dem Streite, wie gesagt, nicht bestürmen wollen, die ganz vorübergehend fallengelassene Behauptung abgerechnet, es könnte ein einfacher und kindlicher Sinn in dem τοῦτο ἐστί rc. rc. nicht dasjenige finden, was die katholische Kirche darin gefunden hat. Mir däucht, ein einfacher und kindlicher Sinn nähme die Rede eben einfach und kindlich wie sie lautet, und wo die Worte lauten: Das ist — so versteht er einfach Das ist, und klügelt nicht heraus oder hinein: Das bedeutet — Da Sie hierüber weiter nichts zu sagen gewußt haben, als das hier Verlautete, so habe ich auch weiter nichts zu antworten. Eine Gegenstelle, um dieses schlagende und unüberwindliche τοῦτο ἐστί rc. das mit sich nicht handeln läßt, zu modificiren, haben Sie nicht aufzubringen vermocht; und es ist unnöthig, daß ich solche hier abschreibe, die es wiederholen und bekräftigen. (Matth. XXVI. 26. — Mark. XIV. 22. — Luc. XXII. 19. — Joh. VI. 51. — 1. Cor. X. 16. XI. 23—29.)

Ich komme zu Ihren ebenso nachläßig und im Vorübergehen beigebrachten kirchenhistorischen Allegationen.

Ihr erster Ruf geht an die (also überschriebenen) apostolischen Constitutionen; oder besser zu sagen, auf ein einzelnes darin gebrauchtes, von Ihnen nach Ihrem Sinne gedeutetes Wort. Ich überwinde zuvörderst wieder eine Empfindung, die mich bei solchem Vorgang anwandelt, und deren Natur Ihnen

aus demjenigen, was ich darüber zu erinnern habe, ohne Verzug klar werden wird. — Wäre Heinrich Leo der Einzige, der nicht wüßte, daß diese Constitutionen wenigstens in der Form und Version, wie sie heute gelesen werden, als genuines Werk der Apostel, als wörtlich erhaltene Lehre und Vorschrift derselben, von Niemanden betrachtet werden? Daß die Schriftsteller des ersten zweiten und dritten Jahrhunderts ihrer nicht gedenken. — Daß ihr Verfasser oder Compilator unbekannt ist, und der Text, ohne der Alterthümlichkeit und Ehrwürdigkeit des überlieferten Inhalts im Allgemeinen zu nahe zu treten, selbst nach der spätern Abfassung durch Interpolation so sehr gelitten hat, daß die heutigen Lesearten nicht mehr mit den Citationen der Alten übereinstimmen, anderer Bedenken zu geschweigen? — Diese Fragen muß ich billig zu Anfang an Sie richten, um die Haltlosigkeit Ihrer Stellungen und die Bewehrung mit welcher Sie in den theologischen Kampf treten zu können vermeinen, vor allem Weitern ins Ausgemachte zu bringen. Was die in Rede stehende Frage, und den angeführten Ausdruck ἀντίτυπα betrifft, so wäre es aus diesem Grunde ganz unnöthig, das Ansehen der Constitutionen anfechten oder ablehnen zu wollen, deren Rang als achtenswürdiges Denkmal des christlichen Alterthums, und Zeugniß von der Disciplin der frühen Kirche im mindesten nicht bestritten und gefährdet werden soll. Nur deren unmittelbare, textuelle, apostolische Emanation ohne Weiteres vorauszusetzen, auf einen Stylausdruck derselben als apostolisch zu provociren und eben diesen in selbst gewählter Acception als Einrede gebrauchen zu wollen gegen das einmüthige Zeugniß der zuverläßigsten und unverfälschten Denkmale gleicher und älterer Zeit für den Glauben der katholischen Kirche: — ein solches Vorgehen durfte auch an protestantischer Leichtfertigkeit gerügt werden. — Der Ausdruck τύπος mit dem beiwörtlichen ἀντίτυπος ist übrigens dem Sprachgebrauche des dritten und vierten Jahrhunderts eigen, und in dem Verstande dieser Zeit so wenig häretisch, daß er auch von Schriftstellern gebraucht wird, deren Trans-

substantiationsglaube, anderwärts in den unzweideutigsten und unverhülltesten Worten ausgedrückt, über allen Einwand und Zweifel erhaben ist, wie vom H. Cyrillus von Jerusalem. Dieses einzige Wort (ἀντίτυπα) würde zwar nicht die Orthodoxie, wohl aber den Ursprung des Textes der Constitutionen aus der apostolischen Zeit völlig in Abrede bringen, und diesen Text eben jenem späteren Alter vindiciren, dem er wirklich angehört. Ich weiß wohl, daß es das Wort τύπος war, welches man protestantischer Seits (nachdem endlich die Einsicht sich aufdrang, daß es des Redens aus eigenem Geiste genug, und ein Versuch historischen Halt zu gewinnen, schlechterdings nothwendig sey) mit so lärmendem Jubel begrüßte, und als ein großes gefundenes Kleinod herumzeigte. Es war dieß ein kurzer Triumph vor dem Kampfe, in welchem man mit einer Redensart des dritten, gegen den gesammten Glaubensinhalt des ersten und zweiten, wie aller folgenden Jahrhunderte auszureichen vermeinte. Ich kann hier nicht den Geschichtschreiber der Niederlagen der Ihrigen in dem wirklich unternommenen Kampfe machen; die Aufgabe wäre zu weitläufig, und der Sache zu fremd. Aber man hätte erwarten dürfen, daß kein Mann gegenüber die Wörter τύπος und ἀντιτυπος ohne Erröthen hätte aussprechen hören, wenn man auf dieser Seite jemals müde geworden wäre, das tausendmal zu Schanden gemachte tausendmal wiederzubringen, und gegen alle gepredigte Vernunft und erfahrene Geschichte immer wieder auf sein altes Wort zurückzukommen. — Sie, mein werther Herr, scheinen den hierüber abgeführten Streit völlig überhört zu haben, und in aller Unschuld die Sache, als zum ersten Male, vorzubringen. — Ich vermag die umfassende Untersuchung von der Bedeutung eines Mysterien-Wortes in der kirchlichen Literatur zweier Jahrhunderte, noch dazu während der strengsten Beobachtung der disciplina arcani, nicht in den Raum weniger Blätter zu drängen; am allerwenigsten gegenüber einem Gegner, der ausgerissene Wörter und Redensarten, ohne Verband, ohne Parallelstellen, ohne allen

historischen Zusammenhang, als Beweise von sich schleudert. — Die durchaus katholische Bedeutung der genannten Wörter im Gebrauche jener Jahrhunderte, ist nicht nur durch einzelne unmöglich zu mißdeutende Stellen [1]; sie ist vor allem durch den Gesammtausdruck des Glaubens dieser wie aller Zeiten der unveränderlichen und wandellosen Kirche in der Totalität aller Zeugen und dem Zusamenhang der Worte jedes einzelnen über allen Zweifel erhaben. Ich muß Sie aber hierüber an eine vollständige Literatur verweisen.

Aber noch ein Wort von den Constitutionen. Sie provociren also auf dieselben? — Das heißt doch, sie sind Ihnen Autorität, und Sie nehmen deren Inhalt als wahr an? — Sie dürften sich vielleicht sehr wundern, zu vernehmen, daß Sie dann eine Reihe der von den Ihrigen am meisten bestrittenen, katholischen Glaubensätze und die gründlichsten hierarchischen und disciplinarischen Elemente unserer Kirche angenommen haben? — Oder sollen die Constitutionen Autorität seyn, wo es zu dienen scheint, und wieder nicht, wo es nicht zu dienen scheint? — Auch hätten Sie wohl gethan, nicht zu übersehen, daß, wenn zwei Stellen dieser Constitutionen das Wort ἀντίτυπα von dem allerheiligsten Sacramente gebrauchen, die Ausdrucksweise andererseits so gerade und unverhüllt an die Sache geht, als nur immer in einer katholischen Liturgie seit dem Tridentinum, wie in dem Danksagungsgebete nach der heil. Communion: Μεταλάβοντες τοῦ τιμίου σώματος,

---

1) Wie z. B. eben im heil. Cyrillus v. Jerusalem: „Unter dem Typus des Brodes gibt man dir den Leib; unter dem „Typus" des Weines gibt man dir das Blut". — Daß hier τύπος genau das nämliche heißt, was bei den Lateinern und im Concil von Trient species, und im deutschen, kirchlichen Sprachgebrauche die „Gestalt" genannt wird, leuchtet in die Augen. Ich muß übrigens bedauern, daß der Raum und mein Ziel es verbiethen, Sie mit einer Reihe von höchst klar tridentinischen Aussprüchen dieses heiligen Kirchenvaters bekannt zu machen, des nämlichen, der sich auch des Wortes τύπος bedient.

και του τιμίου αἵματος τοῦ Χριτοῦ εὐχαριςήσωμεν ꝛc. — Und so viel von den Constitutionen.

Was nun die Heiligen Irenäus und Justinus angeht, welche Sie nebst jenen Constitutionen anrufen zu dürfen geglaubt haben, so muß ich hier wieder zuvörderst das Verfahren bemerklich machen, welches Sie in Aufbringung und Vorführung dieser Zeugenschaft einhalten. Aus der großen Wolke von Zeugen des christlichen Alterthums wählen Sie zwei, deren an uns gelangte Werke nirgends von den Sacramenten oder von der allerheiligsten Eucharistie insbesondere ex professo, und in besonders gewidmeten Schriften verhandeln, und diese beiden citiren Sie aus dem Munde Rothe's, des Modernen. Ich weiß nun allerdings nicht, was Rothe (dessen Buch ich nie vor Augen gehabt, und zu gegenwärtigem Zwecke um so weniger einzusehen für nöthig befunden habe, da mir Justinus und Irenäus selbst zu Gebote standen), diese beiden großen Zeugen altchristlicher Ueberlieferung hat sagen lassen, ich lese aber in ihnen selbst, ohne Umwege, was sie wirklich gesagt haben, und ich finde den, obwohl nur bei vorkommender Gelegenheit gebrauchten Ausdruck ihres Glaubens an das Geheimniß der Eucharistie so unzweifelhaft und unzweideutig katholisch-tridentinisch, daß ich meine Verwunderung über Ihre Anrufung zweier, mit so klarer Bestimmtheit wider Sie redenden Zeugen nicht bergen kann [2]).

---

2) Ich sagte oben mit Vorbedacht; Den Ausdruck ihres Glaubens, nicht mit den Worten des Sendschreibens: ihrer Auffassung. Diese verschiedenen Worte sind bezeichnend für den beiderseitigen Stand. Die heiligen Väter Irenäus und Justinus haben mit allen Katholiken einfach, ohne Zuthat, geglaubt, was ihre heilige Kirche sie lehrte; Sie aber, mein Herr Professor mit den Protestanten, fassen auf: wer glaubt, giebt sich hin; wer auffaßt, zieht zu sich her. Der Gläubige hört Gott, der Auffassende seinen eigenen Sinn. Objectiv-göttlich ist der Gegenstand des Glaubens, subjectiv-menschlich das Resultat der Auffassung. Das individuelle Aneignen und Insichlebendigmachen der Glaubenswahr-

Dieser außerordentliche Mißgriff macht Ihnen keine Unehre; es ist einleuchtend: Sie wußten nicht, wen Sie anriefen.

Hören wir zuvörderst den Apologeten Justinus. Also spricht er in seiner zweiten Schutzschrift für die Christen, an den Kaiser Antonius Pius: „Denn wir empfangen dieses nicht als gewöhnliches Brod und gewöhnlichen Trank; sondern gleichwie durch das Wort des Herrn unser Heiland, J. Chr. Fleisch geworden ist, und Fleisch und Blut, um unserer Erlösung willen angenommen hat, so sind wir auch belehret worden, daß jene Nahrung, über welche, durch das Gebet des von ihm ausgegangenen Wortes die Weihe gesprochen wurde, und womit unser Fleisch und unser Blut durch Verwandelung sich nährt, das Fleisch und Blut des fleischgewordnen Jesus[3]) ist“. Sie werden in meiner Uebersetzung, wie ich hoffe, den Charakter der gewissenhaftesten, vielleicht fast ängstlichen Wort- und Sinnestreue anerkennen. Ich habe mich mit Absicht jedes Wortes und Ausdruckes enthalten, welche, dem Geiste unserer Sprache vielleicht angemessener, und darum in unserer Art zu reden, deutlicher, daher der Meinung des heiligen Schriftstellers anpassender, dennoch von argwöhnischen Blicken, wenn auch noch so leise, hätte beanstandet, oder irgend wie verdächtigt werden können. Ich habe darum aus dem significanten κατὰ μεταβολὴν keinen Vortheil gezogen, obschon es mir im Griechischen ungemein deutlicher katholisch zu klingen scheint, als in meiner Uebersetzung. Aber nehmen wir

---

heiten ist von einer solchen, den geoffenbarten Inhalt derselben deutelnden und gestaltenden Auffassung wesentlich verschieden.

3) — οὐ γὰρ ὡς κοινὸν ἄρτον, καὶ κοινὸν πόμα ταῦτα λαμβάνομεν· ἀλλ' ὃν τρόπον διὰ λόγου θεοῦ σαρκοποιηθεὶς Ἰησοῦς Χριςὸς ὁ σωτὴρ ἡμῶν καὶ σάρκα καὶ αἷμα διὰ σωτηρίας ἡμῶν ἔσχεν, οὕτως καὶ τὴν δι' εὐχῆς λόγου τοῦ παρ' αὐτοῦ εὐχαριςεῖσαν τροφὴν, ἐξ ἧς αἷμα καὶ σάρκες κατὰ μεταβολὴν τρέφονται ἡμῶν, ἐκείνου τοῦ σαρκοποιηθέντος Ἰησοῦ καὶ σάρκα καὶ αἷμα ἐδιδάχθημεν εἶναι. S. Just. Mart. pro Christ. apol. II. ad Ant. Pium.

nur die Worte einfach, wie sie liegen. Die unterstrichenen Schlußworte enthalten das Glaubensbekenntniß des Concils von Trient über das Mysterium der Eucharistie mit derjenigen unabweislichen Deutlichkeit, deren sich kein unbefangener Leser wird erwehren können; ich weiß nicht, ob sie auch denjenigen deutlich seyn werden, denen es die Worte der heiligen Schrift nicht geworden sind. Ein „einfacher kindlicher Sinn“ möchte vielleicht auch hier bei dem εἶναι, wie dort bei dem ἐστὶ das Gegentheil von dem verstehen wollen, als es lautet. — Aber ertragen Sie auch das ganze Gewicht der Zusammenstellung des eucharistischen Wunders mit dem Wunder der Menschwerdung? Keine geringere That der Allmacht wird uns von dem Kirchenvater des zweyten Jahrhunderts zu Beispiel und Maaßstab geboten für das Geheimniß unserer Altäre, als das große Grundgeheimniß unsers Heils und unsers Glaubens, in welches die Engel „gelüstet einzuschauen“ — das sie also nicht verstehen, welches sie aber dennoch einfach und kindlich wie sie sind, weder drehen noch deuteln. Für ein bloßes Erinnerungs- und Gedächtnißmahl dünkt mich, wäre die Anstrengung eines solchen Vergleiches zu groß. — Ich gehe auf eine andere Stelle über.

In dem Gespräche mit dem Juden Tryphon macht derselbe heilige Kirchenvater aufmerksam auf alle vorbedeutenden Opfer des alten Bundes, von Melchisedech, nach dessen Ordnung der Heiland im Psalme ein Priester genannt wird, durch das ganze Mosaische Gesetz, bis zur Ankunft dieses ewigen hohen Priesters selbst; er zeigt aus dem Propheten Malachias, daß der Juden Opfer nicht mehr gelten. „Ich habe an euch kein Gefallen, spricht der Herr der Heerschaaren, Ich will auch keine Gabe von eurer Hand annehmen. Denn vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name groß unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen Opferung gebracht, und ein reines Opfer geopfert. Denn mein Name ist groß unter den Völkern, spricht der Herr der Heerschaaren, ihr aber habt ihn entheiligt,“ (Mal. I. 10. — 12.)

und nach diesen Worten fährt er fort: „Aber in Betracht der von uns, den Völkern, an jedem Ort ihm dargebrachten Opfer, d. h. des eucharistischen Brodes und Weines sagte (der Herr) damals voraus, daß wir seinen Namen ehren, ihr ihn aber entheiliget“ [4]).

Ich hebe diese Stelle, eigentlich nur die Spitze einer langen Ausführung der Sache im Justinus, vorzüglich heraus mit Berücksichtigung Ihrer Behauptung S. 100, 101, wo Sie zu sagen so kühn und so unwissend waren, daß die katholische Kirche dieses Sacrament „ohne allen Grund in den heiligen Schriften für ein Opfer erklärt habe.“ Was Sie damit meinen, ist die Negation des Opfers der heiligen Messe, in welcher die Creaturen des Brodes und Weines zuerst als solche dem Herrn aufopfernd dargebracht, hierauf aber, und nach der, kraft der Gewalt des priesterlichen Amtes und Wortes geschehenen Transsubstantiation, das auf dem Calvarienberge vollbrachte Opfer zur Glorie des ewigen Hohenpriesters und zur Ehre seiner triumphirenden, wie zu Nutz, Frommen und Trost seiner streitenden und leidenden Kirche sich wiederholt. Diese beständige Erneuerung des ewigen und allgemeinen Opfers, und Anwendung desselben auf Noth und Bedürfniß der jedesmaligen Zeit und des besonderen Menschenherzens, ist der wahre und höchste, es ist der einzige christliche Gottesdienst, um den sich alle unsere Gebete und sonstige Gott dienende, oder Gott verehrende Handlungen sammeln und zu ihm vereinigen, durch den sie allein würdig oder kräftig werden zu erhalten und zu preisen, und ein annehmbarer Dienst zu seyn, vor den Augen Gottes des Allerhöchsten. Ja hier ist Mittelpunkt und Ende; Gott ist in uns, weil Er in der heiligen Messe ist, und sich hier für uns, täglich

4) *Περὶ δὲ τῶν ἐν παντι τόπῳ ὑφ' ἡμῶν τῶν ἐθνῶν προσφερομένων αὐτῷ θυσιῶν, τοῦτ' ἐστι, τοῦ ἄρτου τῆς εὐχαριστίας, καὶ τοῦ ποτηρίου ὁμοίως τῆς εὐχαριστίας προλέγει τότε εἰπών, καὶ τὸ ὄνομα αὐτοῦ δοξάζειν ἡμᾶς, ὑμᾶς δὲ βεβηλοῦν.*
S. Just. M. Dialog. cum Tryphone Judaeo.

darbringt und erneut, d. h. in immerwährender unblutiger Wiederholung und Anwendung des immerwährenden, einmaligen blutigen Opfers am Kreuze aufopfert. Daß dieses Bekenntniß der katholischen Kirche zu Rom und zu Trient auch jenes der ersten christlichen Jahrhunderte gewesen sey, sprechen die ununterbrochenen Reihen der Zeugen von den Tagen der Apostel bis in diese laufende Zeit; es ist keiner von den Vätern, der nicht frohlockenden Herzens sein Zeugniß zugelegt hätte zu den vielfachen Stimmen der andern; ein in ewiger Ordnung geordneter Chor reden sie einstimmig und herzerfreuend die Rede der Wahrheit von dem immerwährenden Opfer unserer Altäre, Clemens Romanus, Ignatius M., Justinus M., Irenäus, Origenes, Eusebius, Athanasius, Basilius d. Gr., Cyrillus v. Jerusalem, Gregor v. Nazianz, Epiphanius, Chrysostomus, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und unzählige andere. Man muß in der Geschichte und Literatur der alten Kirche vollendet Fremdling seyn, um diese Stimmen überhört zu haben; aber dann freilich auch sollte man sich des Wortes nicht unterwinden. Es ist der Fluch dieser Zeit, daß die meisten Lügen, die die Welt beherrschen, daher stammen, daß Einer behauptet, was er nicht gewußt hat, und Schaaren von Anderen den Orakelspruch des Unwissenden, wenn etwa noch sein Name Klang hat, mit blinderem Köhlerglauben auffsaugen, bewahren und wiederholen, als den Kindern der heiligen Kirche jemahls für den Ausspruch ihrer Lehrer zum Vorwurfe gemacht worden ist. — Ich weiß übrigens, daß ich zu dem gelehrten Leo spreche. Ich kenne und erkenne, und verehre Ihre Wissenschaft auf allen Gebieten, wo Sie solche besitzen. Daß das kirchliche Alterthum nicht mit darunter gehört, sagt Ihnen Ihr eigenes, redliches Bewußtseyn gewiß viel lauter und überzeugender als meine Worte. — Aber noch Eines ist Ihnen ferner begegnet. Sie fahren fort, „daß sich die Erklärung als Opfer nur halten lasse, wenn man die Transsubstantiation im materiellsten Sinne (so erlauben Sie sich zu sagen) fest hält;“ — wenn nun die

gleichlautende Ueberlieferung aller Kirchen und Lehrer der ersten Jahrhunderte (von deren letzteren die obige Reihe, obwohl einige der bedeutendsten, dennoch die wenigsten Namen in sich schließt) das Opfer behauptet, so folgt daraus nach Ihren eigenen Worten, daß der Transsubstantiationsglaube, genau im tridentinischen Sinne, den Sie eben den materiellen nennen, der einstimmige und unzweifelhafte Glaube des Urchristenthums gewesen sey. Dieses Zeugniß kommt von Ihrem unwilligen Munde. Mit sehr richtigem Tacte folgern Sie ferner die ganze Wesenheit und Stellung des katholischen Priesterthums aus dieser einzigen Idee des Opfers. — Es ist dem wirklich also, wie Sie sagen, und Sie haben darin völlig recht geredet.

Ich kehre zu Ihrem Zeugen, Justin dem Märtyrer zurück. Wie übelberathen sind Sie gewesen, als Sie den Heiligen aufriefen, Zeugniß Ihrer schlechten Sache zu geben! „Ohne allen Grund in den heiligen Schriften habe die katholische Kirche die Eucharistie als Opfer verstanden“, dieß war Ihr Satz, und der von Ihnen vorgeführte Zeuge versteht eine inhaltreiche Schriftstelle nicht anders als von dem christlichen Opfer. Er ist der Rede voll darüber, und redet Ihnen jedes seiner Worte entgegen. — Aber bei ihm ist wieder ein τοῦτ' ἐστι, ein „einfacher kindlicher Sinn“ wird es wohl abermahls gegentheilig als τοῦτ' οὐκ ἐστι zu verstehen haben? — Ich überlasse das Ihrer Redlichkeit und Ihrem Gewissen, und scheide von dem heiligen Justinus, indem ich Ihnen noch einen seiner Aussprüche zur Beherzigung anempfehle: „daß ferner diejenigen, die da vermeinen, der heiligen Schrift kundig zu seyn, und die Weissagungen anhören, doch kein Verständniß besitzen, dieß rufen laut dieselben heiligen Schriften“ [5]).

(Beschluß folgt.)

5) *Καὶ ὅτι οἱ τὰ γράμματα τῶν γραφῶν ἐπίστασθαι λογιζόμενοι, καὶ ἀκούοντες τῶν προφητειῶν, οὐκ ἔχουσι σύνεσιν, ὁμοίως αἱ γραφαὶ κεκράγασιν.* Ibid.

IX.

Betrachtungen über Tirol auf einer Wanderung durch Passeier.

(Fortsetzung.)

Von frühester Kindheit an, lange ehe ich die beschneiten Gipfel Tirols gesehen und unter seinen gastlichen Dächern geweilt, hatte ich eine besondere Vorliebe für die Tiroler. Ein alter, in guten und bösen Tagen treubewährter Freund meines Vaters, der Dichter Achim v. Arnim, eine edle, redliche, deutsche Seele, hatte mir auf seiner Rheinreise als Spielzeug ein Bild dieses Landes mitgebracht. Es waren bunte Tiroler von Holz mit bemoosten Felsen und grünen Bäumen und glänzenden, lachenden Früchten. Sie waren eines meiner ersten und liebsten Spielzeuge. Noch erinnere ich mich deutlich eines Tirolers, der vor sich in einem Korbe an einem um die Schultern geschlungenen Bande südliche Früchte, goldgelbe Zitronen und Orangen, trug. Der Deutsche mit seinen hesperischen Aepfeln machte auf mich einen besondern Eindruck, als mir erzählt wurde, daß diese Früchte in Tirol, in einem deutschen Lande, hinter den hohen Eisbergen wüchsen. Seitdem hat Tirol immer als ein Land der Poesie in meiner Erinnerung gelebt, und es schmerzt mich noch stets, wenn die Wirklichkeit mit ihrer Prosa nicht immer meinem schönen Bilde aus der kindlichen Erinnerung entsprechen will.

Damals war es auch, wo ich einen zweiten deutschen Dichter, den für das alte deutsche Kaiserthum in seiner christlichen Herrlichkeit glühenden Schenkendorf kennen lernte, und

damals erschien das schöne Gedicht auf Andreas Hofer zum erstenmal in dem Rheinischen Merkur, von unbekannter Hand eingesendet *). Ich will es hier mittheilen, weil es, wie ich erfahren, selbst in Tirol wenig bekannt ist, da es doch ohne Zweifel das beste ist, was von dem Sandwirthe aus Passeier in seinem Geiste gesungen wurde.

Als der Sandwirth von Passeier
Inspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst, legt hin die Geigen,
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'schen Feind' besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dieß sind meine frohsten Geigen,
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drein zeigen.

*) Dieß Gedicht steht gegenwärtig in der Sammlung von Schenkendorfs Gedichten, während von andern behauptet wird, Arnim habe es gedichtet. Daher wäre es zu wünschen, daß die Freunde und Angehörigen beider Dichter, die ohne Zweifel die Wahrheit kennen, sich darüber aussprechen möchten. Unter den Gedichten, die Schenkendorf selbst 1815 bei Cotta herausgegeben, steht es nicht. Wobei noch zu bemerken ist, daß die Blätter, welche in in dem „Briefwechsel eines Kindes“ den Tirolern gewidmet sind, in ihrer Begeisterung zu den poesiereichsten und schönsten dieses Buches der Frau von Arnim gehören, wenn auch der Historiker über die darin erzählten Thatsachen und ihre poetische Chronologie sehr bedenkliche Zweifel zu erheben hat.

Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dieß ist mir das liebste Karmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!

Damals dachte ich nicht, daß ich einst die Berge seiner Heimath betreten, in dem Wirthshause am Sande zusprechen, und mit seinen Landsleuten, mit ihren Orangen, Zitronen und Limonen die einsamen Jochsteige in vertraulichem Gespräche gehen würde, wie es jetzt geschah.

Es war dieß übrigens nicht das erstemal, daß ich über den Jaufen gieng; nichts störte daher durch überraschende Neuheit meine ruhige Beobachtuug. Als ich diesen Weg ein Jahr früher zum erstenmal machte, traf ich am Fuße des Berges mit einer Schaar von Männern, Frauen und Mädel aus Passeier zusammen. Sie hatten dem sonntäglichen Gottesdienste in Sterzing beigewohnt, und kehrten mit heiteren sonntäglichen Gesichtern in ihren besten Festkleidern, mit ihren kleinen Einkäufen beladen aus der stillen Bergstadt in die einzelnen Höfe ihres noch stilleren Thales zurück. Sechs Stunden hatten sie hin und sechs Stunden her, die sie ungezwungen, aus eigener freier Lust und zur Ehre Gottes so leichten Muthes gingen, als sey es eben nur ein Sprung.

Was auch die kritischen Philister, die kein Herz für das Volk und in ihren todten Abstractionen keinen Sinn für das Leben und die Natur haben, dagegen sagen mögen, es ist ein schöner poetischer Zug des Characters dieser Bergkinder, daß sie trotz Wind und Wetter keinen noch so weiten Weg über Berg und Thal scheuen, um vorzüglich an hohen Festtagen, auch ei-

nem reicheren, festlicheren Gottesdienste in Mitte einer großen Gemeinde oder in einer weitverehrten Wallfahrtskirche beizuwohnen. Vor Tagesanbruch oder noch früher machen sie sich schon auf den Weg, in einem Tuche gemeinlich die Nothdurft des Lebens mit sich führend. So ziehen sie wohlgemuth, von allen Begegnenden gegrüßt und sie wieder grüßend, in einzelnen Schaaren, die nach und nach zahlreicher werden, dem fernen Gotteshause zu. Wurde ihr Geist eine lange Woche über, unter dem schweren Drucke ununterbrochener knechtischer Arbeit, dem Lastthiere gleich, tief zur Erde niedergebeugt, dann athmet er auf diesem luftigen Gange zur Kirche wieder frei auf und erfreut sich an dem festtäglich heiteren Anblick einer großartigen und reichen Natur, die der Ruhe des Sabbathes genießend mit dem Menschen ihren Gottesdienst zu feiern scheint. Der Müde sammelt sich in dieser allgemeinen Ruhe wieder Kraft und Muth, um den Bedrängnissen und Gefahren des Lebens zu widerstehen. In der Kirche selbst aber übt die Erinnerung an so viele hier empfangene Gnaden, die von den Vätern vererbte Ehrfurcht von der Heiligkeit der Stätte, der feierlichere Gottesdienst und die Andacht von Tausenden ihre erhebende Gewalt auch auf den Einzelnen. Zugleich erweitert sich im Verkehr mit den Thalgenossen der Sinn des auf zerstreuten Einödhöfen abgeschieden lebenden Bauern. Bei einem genügsamen Mahle werden dann, nach Sitte der alten Germanen, Freude und Leid wechselseitig mitgetheilt, alte Freundschaften erneut, neue geschlossen, die gemeinsamen Bedürfnisse besprochen, Erfahrungen ausgetauscht und Verabredungen zum gemeinsamen Frommen getroffen. Kehrt er dann heim, so nimmt er oft noch mit, was seiner einsamen Haushaltung Noth thut, und damit auch die Kinder nicht leer ausgehen, bringt er ihnen von seinem Kirchgange einen Semmel, ein Bildchen oder sonst eine Kleinigkeit mit. Auf dem Heimwege selbst endlich spricht er noch rechts und links bei einem Bekannten oder Verwandten zu. Er hat ihm vielleicht etwas besorgt, oder bietet ihm seine Dienste an und wird gastfreund-

lich gelabt. Oder er will seinem fernen Nachbarn nur im Vorübergehen einen fröhlichen Gruß oder einen lustigen Scherz zurufen, der ihm mit lachendem Munde und einer zugeworfenen Blume erwidert wird.

So findet an solchen Tagen ein allgemeines Begrüßen der ganzen nahen und fernen Umgegend statt, und die Kirche bringt die Herzen, die durch hohe Berge und tiefe Thäler, wilde Wasser und mächtige Felsgründe geschieden sind, einander näher. Man wird an die Zeiten des alten Testaments erinnert, wo allen Stämmen geboten war, dreimal des Jahrs zum brüderlichen Opfer- und Freudenmahle in dem Heiligthume vor dem Angesichte ihres Herrn sich zu versammeln. Wechselseitig sich ermuthigend laufen sie minder Gefahr durch ihre Abgeschiedenheit in eigennützige abstoßende Selbstsucht zu verfallen, und unter den Mühen des Lebens in Mißmuth und Trübsinn zu verkümmern und zu verdüstern. Eine Gefahr, die vielleicht von jenen, welche in gutgemeintem Eifer gegen alle und jede Volkslustbarkeit eifern, zu gering geachtet wird; da es doch wohl nicht zu läugnen ist, daß eine Bergeinsamkeit, wie die der Alpen mit ihren Schrecken und Nöthen, den Menschen nur zu leicht finsteren und schwermüthigen Speculationen und Grübeleien geneigt macht. Daß die Tiroler aber von dieser geistigen Krankheit sich frei erhalten haben, zeigt die ungemeine Seltenheit des Wahnsinnes und des Selbstmordes, worin sie vielleicht vor jedem andern Lande Europas und namentlich vor dem nördlichen Deutschland auf das vortheilhafteste sich auszeichnen. Nicht mit Unrecht setzen sie daher auch einen Stolz darauf, daß einer wie sie es nennen, ein lebfrischer Bue sey.

Das Ziel dieser festtäglichen Erholungen, der Altar und der Gottesdienst, bewahren sie vor der entgegengesetzten Gefahr; sie werden dadurch in ernster Stimmung erhalten, und durch ihr Gewissen vor Ausgelassenheit und müßigem Wirthshaussitzen und andern Unordnungen beständig gewarnt. Natürlich bleibt der Klugheit und dem Eifer der Geistlichen, auf

der Kanzel und im Beichtstuhle, Aufsicht und Leitung hier überlassen, und von ihnen wird es guten Theils abhangen, daß den kräftigen Söhnen der Berge eine erlaubte Freude nicht verkümmert werde, zugleich aber auch die überwallende wilde Lust uud Ausgelassenheit sich in ihre gebührende Schranken zurückgewiesen finde. Gern gestehe ich es übrigens zu, daß hier die richtige Mitte zu halten, keine leichte Aufgabe ist, die selbst einen kerngesunden, lebensfrischen Verstand voraussetzt. Gewiß aber ist, daß wer das Volk der Berge kennen lernen will, der muß es in seinem Festgewande am Sonntage vor der Kirche sehen.

Jene Kirchgänger aus Passeier, die ich auf dem Jaufen traf und welchen ich mich anschloß, waren schöne, freundliche, gutherzige Leute, womit ich bald bekannt wurde und von denen ich mir von alten und neuen Dingen, was sie wußten, erzählen ließ. Bei einem Brunnen machten sie Halt und verzehrten ihr einfaches Mittagbrod. Nach der guten, altdeutschen, gastfreundlichen Sitte, die sich in Tirol noch in voller Kraft erhalten hat, luden sie mich dazu ein. Sie gaben mir von ihrem Schmalze und ich ihnen von meinem Braten, und so aßen wir miteinander, wie alte Freunde, ohne daß sie sich übrigens nur von Ferne irgend eine Zudringlichkeit erlaubt hätten. Sie hatten nichts von jener affectirten Naivität so mancher ihrer hausirenden Landsleute, die mit ihrem kokettirenden Du und ihrer künstlichen Natürlichkeit, wie mit ihren Teppichen und Handschuhen, speculiren. Es wäre in der That sehr ungerecht, wollte man die Tiroler nach den Sitten und Manieren dieser Weltläufer beurtheilen.

Zwar schneite und regnete es unaufhörlich, nichts desto weniger aber schritten die Mädel, die zum Theil ziemlich schwer zu tragen hatten, so flink und lustig, lachend und scherzend vor mir her, den Berg hinan, als gieng es über weichen Rasen im schönsten Sonnenscheine. Und wenn ich noch an diese sonntägliche Begleitung denke, so fallen mir die Worte

Tiecks ein, der auch jene Gegenden des Eisak und der Etsch besuchte und zu ihrem Lobe singt:

> Wer da will Männer sehn,
> Geh ins Tyroler Land,
> Wie sie so muthig stehn
> An der Felsenwand.
>
> Wer da will Weiber sehn,
> Geh ins Tyrolerland,
> Wie sie so zierlich gehn,
> Keck über Berg und Land.

Sie sprachen sehr lebhaft mit einander, und auf dem ganzen Wege schien ihnen der Verstand so wenig, wie der Mund stille zu stehen. Ich freilich verstand kaum ein Wort davon, und konnte nur aus dem wechselnden Tone ihrer Rede errathen, daß sie die Personen, von denen sie sprachen, mit großer Lebendigkeit nachmachten. Wenn sie das Wort jedoch an mich richteten, so drückten sie sich, ohne Zweifel der Ermahnungen ihres Schulmeisters eingedenk, deutlicher und langsamer aus. Sie hatten frische und gesunde Gesichter mit zarten, klugen Zügen. Wie denn überhaupt die Passeirer oder die Pseirer, wie man sie in Tirol nennt, anerkannt zu dem schönsten Menschenschlage des Landes gehören. Wo übergroße Noth und Mühsal ihre Lebenskraft nicht vorzeitig aufgerieben hat, sind es hohe, starkgebaute, fast schlanke Mannsgestalten mit voller Brust. Der Ausdruck ihres Gesichtes, mit den edlen, regelmäßigen Zügen, verräth einen wohl überlegenden, feinen Verstand, dessen Kälte jedoch durch den Ausdruck einer großen Gutherzigkeit gemildert ist. Ein tiefer, ruhiger Ernst beherrscht ihr ganzes Wesen, allein es ist nicht die Ruhe der Schwäche und Stumpfheit, die sich darin ausspricht, es ist die Ruhe gebändigter aber glühender Leidenschaft, die in der tiefen Brust in ihren Fesseln gefangen liegt, und mit grimmiger Wildheit wüthen würde, sobald sie sich losgelassen fühlte. Sehr verschieden von der lauten, sinnlichen Lust des Nordtirolers, und namentlich des

Zillerthalers, sind die Schützen von Passeier ein sinnendes, in sich gekehrtes, ernsthaftes Volk, das im Ganzen wenig Worte macht und wenig lacht. Ein Volk, dem es mit Allem im Leben, und vor Allem mit seinem Glauben, seiner Rechtlichkeit und Sittlichkeit ein tiefer, heiliger Todesernst ist, wofür es kein Opfer scheut und freudig dem Tode entgegengeht. Ihr fester, zuversichtlicher Glaube an Gottes Verheißung und das Höhere im Menschen achtet das irdische Leben mit seinen endlosen Mühen für ein geringes Gut, und macht sie zu einem kriegerischen Volke, das mit unerschrockenem Auge den Kugeln des Feindes entgegengeht, wenn es für eine heilige Pflicht zu sterben und mit dem zeitlichen Leben das ewige zu gewinnen gilt. Ein neuerer Schriftsteller, der selbst ein Tiroler ist und Zeit und Gelegenheit genug hatte, sie zu beobachten, gibt ihnen folgendes schöne Zeugniß: „Tapfer und todesmuthig sind alle Tiroler, aber dem feindlichen Kugelregen, wie dem heiligen Abendmahle, geht nur der Passeirer entgegen, und die heimgelassene Gattin erzählt den verwaisten Kindern, der Vater sey, wie Jesus Christus, für Recht und Wahrheit gestorben. Das trocknet die Thränen und stillt das Herzweh. Ihre Aufrichtigkeit gränzt oft an Einfalt, ihre Gewissenhaftigkeit an Aengstlichkeit. Der Seelsorger ist die erste und letzte Autorität des Thales; im Leben der einzige geliebte Lehrer, im Tode der einzige geliebte Beistand. Jede häusliche Angelegenheit wird vor seinen Entscheid gebracht, mit kindlicher Einfalt sein Rath befolgt, und der Tod kaum empfunden, wenn der Priester einmal erklärt hat, es sey also der Wille Gottes“ *).

Dies Zeugniß, das ein Tiroler den Tirolern und einem ihrer Kernstämme, den Passeirern, gibt, könnte Manchem übertrieben und verdächtig scheinen, es wird aber auf eine schlagende Weise von einem bayerischen Offizier, unserm General Bauer,

---

*) Das Land Tirol mit einem Anhange. Ein Handbuch für Reisende. Innsbruck 1838. 3. Bd. S. 238.

bestätigt. Dieser machte den Krieg vom Jahre 1805 und den von 1809 als Hauptmann mit, und hat darüber eine beherzigenswerthe, in mancher Hinsicht lehrreiche Schrift geschrieben. Obschon als Bayer ein politischer Feind der Tiroler, der mehr als einmal im Feuerregen ihrer Kugeln gestanden, und an dessen Seite der tapfere Arko fiel, als Protestant kein Anhänger ihres Glaubens, versagt er ihrem gläubigen Muthe doch mit ehrenwerther Unpartheilichkeit folgendes Zeugniß nicht: „Was dieses romantisch-religiöse Gebirgsvolk auch besonders auszeichnete, war seine außerordentliche Resignation im Tode; so ist kein Beispiel, daß von Mehreren, die nach dem Ausspruche des Kriegsgerichtes hingerichtet wurden, nur ein Einziger starb, ohne die größte Standhaftigkeit und Unerschrockenheit zu zeigen. Es war die völlige Ergebung in den Willen Gottes und der Jedem eigene religiöse Sinn, welcher ihrer Phantasie bis zum letzten Augenblicke hin, den himmlischen Spiegel des Märtyrertodes vorhielten. Eben so bemerkenswerth ist es, und zeugt für reine germanische Abkunft, daß von dem Augenblicke an, wo das ganze Volk an völlige Unterwerfung glaubte, auch nicht eine Feindseligkeit, kein Menchelmord, keine Mißhandlung einzelner Soldaten, und troß der beträchtlichen Anzahl der völlig verarmten Klasse, welche bisher nur allein vom Krieg lebte, nicht einmal Raub und Diebstahl verübt wurde, wie häufig auch einzelne Soldaten und Offiziere der bayerischen Armee die entlegensten Thäler und Wohnungen durchstrichen. Ein allgemeines dumpfes Schweigen, eine allgemeine Trauer des Landes waren die einzigen Spuren des eben geendigten Krieges“. — Hinsichtlich der einzelnen Gegenden und Stämme während des Krieges selbst, sagt derselbe, indem auch er den Passeirern den Ruhm der Tapferkeit zuerkennt: „Die südlichen Tiroler, wohlhabender als ihre Landsleute des Nordens, zeichneten sichdurch ihre Ordnungsliebe und alle Raubsucht verschmähende Disciplin, — die Passeirer, die Waffengenossen Hofers, durch ihre kernfeste Ta-

pferkeit — die Vinschgauer durch ihre Plünderungssucht und die Bewohner des Oberinthals durch revolutionäre Ausschweifungen aus“.

Hofer theilte im vollen Maaße jenen unerschütterlichen Glauben, jenen Opfermuth seiner Landsleute. Und auch dieß wird durch den Mund seines Feindes bestätigt: „Vorzüglich war es der religiöse Sinn dieses Mannes“, fährt er fort, „der mit zauberischer Kraft auf die Masse wirkte. In der kritischen Lage, in welcher sich Tirol befand, als im August 1809 die bayerische Armee bis Sterzing vorgerückt war, war es nicht die Weisheit und Combination seiner Anordnungen, auf welche er sein Zutrauen setzte, denn im Grunde machte er gar keine, sondern ließ den Bauern und die Natur des Bauern frei wirken — sondern allein die göttliche Hülfe. Vertraut auf Gott, er verläßt uns nicht und wehrt euch standhaft, war daher immer der Hauptinhalt der Tagsbefehle, die aus seinem Hauptquartier ausgingen. Welche Versuche man auch machte, durch Parlamentairs das Volk zur Ruhe zu bringen, so scheiterten alle an diesem übermenschlichen Glauben an Hofer: „Wir sind nur schlechte Leute, Frieden wünschen wir Alle, aber unsre Posten können wir nicht verlassen, denn der Obercommandant hat es befohlen“, — war einstimmig selbst in der letzten Zeit die Antwort auf alle Versuche, das Volk theilweise zu Niederlegung der Waffen zu bewegen“.*)

Hofer war dabei rein und makellos in seinen Sitten, in Handel und Wandel von einer strengen Redlichkeit, einer harmlosen Heiterkeit und einer barmherzigen Gutmüthigkeit. Sein Haus, obgleich nur ein Wirthshaus, war ein Muster christlicher Zucht und Ehrbarkeit. Weniger besaß er dagegen jenen überlegenden feinen Verstand, wie er bei seinen Landsleuten gleichfalls nicht selten ist. Sein Wesen hatte vielmehr

*) Der Krieg in Tirol während des Feldzuges von 1809 von C. Bauer. München 1812. S. 170.

etwas zutrauliches ja demüthiges und es ist bekannt, daß er selbst als Obercommandant Leute, vor denen er als Sandwirth Respect hatte: „Euer Gnaden“ nannte. Ja ein Augenzeuge erzählte mir, als der Bürgermeister von Lienz mit dem Magistrat ihm seine Aufwartung machte, da wollte der Oberbefehlshaber Tirols dem Bürgermeister die Hand küßen, so daß dieser es nur mit Mühe vermeiden konnte. Vielleicht aber hat gerade dieser Mangel an Berechnung und kalter Ueberlegung ihm vorzüglich die Herzen geöffnet und gewonnen und ihm mehr, als alles andere, jenes allgemeine Zutrauen erworben, wie es keinem der Andern gelang, die ihn an Verstand weit übertrafen. Jeder konnte auf den ersten Blick in seinem ehrlichen aber nichts weniger als schlauen Gesichte lesen, daß kein selbstsüchtiger Gedanke hier verborgen stecke und so ergriff er arglos und ohne Zaudern die Hand, die ihm mit herzlicher Offenheit geboten ward.

Sonst war er ein rüstiger, starker Mann, wie seine Landsleute, die Passeirer, überhaupt. Wie hätte auch er oder seine Kampfgenossen ohne diese eiserne, jeder Entbehrung oder Anstrengung gewachsene Körperkraft die Drangsale jener Kriege aushalten können. Wie oft mußten sie nicht, den Gemsen gleich, hoch oben in den öden Felsen, am Saume des ewigen Schnees viele Tage und Nächte in Hunger und Kälte hausen, in steter Furcht, der aufsteigende Rauch des wärmenden Feuers möge sie den Feinden verrathen. Manchem mag es damals geschehen seyn, daß es bei ihm eine Wahrheit war, was Hofer einst als Ort der Ausfertigung seines Tagsbefehls darunter schrieb: „dermal nit weiß wo“. Ich selbst sah dort einen seiner Kampfgenossen, einen ehrwürdig aussehenden Mann von 85 Jahren, der noch mit Leichtigkeit die schwersten Steine zur Herstellung einer eingefallenen Mauer handhabte und dabei so hell aus seinen alten Augen in die Welt blickte, daß er auch jetzt wohl schwerlich mit der Büchse sein Ziel gefehlt hätte. Den schönsten Beweis jedoch von ihrer Stärke, ihrer aufopfernden Treue und ihrer christlichen

Barmherzigkeit gaben die Passeirer im Jahre 1799. Damals im April, da das Hochgebirg noch mit tiefem Schnee bedeckt war, führte der Graf von Haddik seine Brigade den beschwerlichen und gefahrvollen Weg aus Vinschgau über das hohe Scharlerjoch nach Engadein. Er hatte drei Kanonen, zwei Drei- und einen Einpfünder. Allein wie sollten sie fortgebracht werden auf einem Wege, den der ledige Mann nur mit Mühe geht? Da war es der Schützenhauptmann aus Passeier, Johann Holzknecht, der sich dazu erbot und mit seiner Kompagnie die Kanonen mit Lafetten und Munition nicht nur über das Joch, sondern bis in die Gegend von Schuls hinabtrug. Einer seiner Schützen, der mit dem Dreipfünder ganz allein eine gute Strecke den Berg hinanschritt, bemerkte bloß in der einfachen Weise dieses Volkes: „ich hätte nicht gedacht, daß die Pfeife so schwer wäre“. Allein die Schützen von Passeier gewannen noch einen höhern Preis. Als nämlich die Kaiserlichen wieder bis Schuls zurückgeworfen wurden, trugen sie mit christlicher Barmherzigkeit die Verwundeten ohne Unterschied von Freund oder Feind über den Schneeberg hinab ins jenseitige Spital *) Ein Zug, der wohl bekannter seyn würde, wenn wir die Heldenthaten der Griechen und Römer nicht fleißiger studirten, als die unseres eigenen Volkes. Uebrigens aber mußte ich froh seyn, daß ich keine Pfeife wie jener Passeirer zu tragen hatte, denn ich würde sonst schwerlich, trotz meiner fröhlichen Begleitung die Spitze des Jaufens erreicht haben, viel eher hätte ich wohl, um in der bildlichen Volkssprache des Passeirers zu bleiben, auf dem letzten Loche meiner tiroler Pfeife gepfiffen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tiroleralmanach auf das Jahr 1803. S. 199.

X.

Die preußische Erklärung vom 31. Dec. 1838.

In dem Maaße, wie die kirchlichen Irrungen in Preußen einen bedrohlicheren und umfassenderen Charakter annahmen, kehrten auch mit steigender Spannung nicht nur alle Katholiken, sondern alle Deutschen ihre Blicke nach Berlin, jene im Interesse ihrer Religion, diese im Interesse der Wohlfahrt und Stärke des Vaterlandes, den vielen Gefahren gegenüber, die dem zerrissenen, von Seiten der Revolution und von eroberungssüchtigen Nachbaren drohen würden.

Jetzt endlich, nach einem langen, unverbrüchlichen Schweigen, seit das offizielle Schreiben des Ministers v. Altenstein an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz ergangen, sehen wir dieses am letzten Tage des abgelaufenen Jahres durch eine offizielle Erklärung in der allgemeinen preußischen Staatszeitung gebrochen, die hier als eine Erwiderung auf die zweite päpstliche Allocution vom 13. Sept. erscheint, welche die Staatszeitung nun auch zum erstenmale mittheilt. Im Interesse Aller sey es uns daher erlaubt, über den Inhalt dieses wichtigen Actenstückes, dessen Bestimmung die Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther seyn soll, einige ruhige und freimüthige Bemerkungen zu machen, da nach unserer innigsten Ueberzeugung ein dauerhafter Friede nur auf freier Erwägung und gerechter Würdigung der Ansprüche beider Theile beruhen kann.

Die, welche geglaubt hatten, die unheilvollen Irrungen seyen endlich zu ihrer glücklichen Lösung gelangt, weil die Regierung, nachgebend im Gebiete des Kirchlichen, sich auf die Behauptung ihrer Autorität in zeitlichen Din-

gen zurückziehen würde, und in diesem Sinne eine Vereinbarung mit dem heiligen Stuhle getroffen habe, erhalten hier die bestimmteste Erklärung, daß dem nicht also sey; sondern daß die Dinge am letzten Tage des Jahres 1838 noch genau auf demselben Punkte stehen, worauf sie am 20. Nov. des Jahres 1837 sich befanden, mit dem Unterschiede, daß das Schicksal, welches damals einen Einzelnen traf, nun das so vieler, und der Gegenstand der Besorgniß Aller werden soll. Da nun das Actenstück unmittelbar an die zweite Allocution anknüpft, und alle in den letzten vier Monaten stattgefundenen Unterhandlungen mit der Klage über unerfüllt gebliebene Aussicht einer Ausgleichung auf anderem Wege, stillschweigend übergeht, so dürfen wir hieraus mit Bestimmtheit folgern, daß man zu Rom die gemachten Friedensvorschläge mit den Principien der katholischen Kirche für unvereinbar und mithin unannehmbar angesehen habe.

Dagegen erklärt das Actenstück — welches sich auf den fictiven Standpunkt stellt, als ob die kirchlichen Wirren nicht mit dem 20. November 1837, sondern mit der ersten päpstlichen Allocution begonnen hätten, und als ob durch diese der Angriff erfolgt sey — seiner Seits die Forderungen des heiligen Stuhles, und namentlich die in der letzten Allocution angedeuteten, umgekehrt als mit den Principien des Staates unvereinbar, und fügt diesem Ausspruche in folgenden Worten gewisser Maaßen eine Drohung bei: „Sollte der päpstliche Stuhl jemals die practische Anwendung solcher“ (in der letzten Allocution ausgesprochenen) „Principien versuchen, sollte er die Grundlagen erschüttern wollen, auf welchen seit Jahrhunderten der Friede und die Eintracht beruhen, so würde ihm das vereinigte Recht und die vereinigte Kraft aller gleichbetheiligten Regierungen entgegentreten“. Daß die Erklärung unter diesen gleichbetheiligten Regierungen die des deutschen Bundes verstehe, spricht sie im Verfolge da, wo sie die Hoffnung der Regierung ausdrückt, der heilige Stuhl werde von jenen Principien zu-

rückkommen und sich „für die Stimme der Versöhnung und der Weisheit gewinnen lassen“, in folgenden Worten aus: „Sie will, sie mag nicht glauben, daß der römische Hof entschlossen sey, den theuer erworbenen Rechten der deutschen Staaten die Anerkenntniß und die Würdigung, die sie von ihm zu fordern berechtigt sind, zu versagen; sie will, sie mag nicht glauben, er werde jemals stillschweigend geschehen lassen, oder gar billigen, daß die in den kirchlichen Angelegenheiten ihm untergeordneten Bischöfe und Priester die Fackel der Zwietracht am Altare anzünden, die Unterthanen zur Empörung anreizen, den Gesetzen Hohn sprechen, dem Landesherrn den gelobten Gehorsam verweigern und auf solchen Wegen das eigene früh oder spät eintretende Verderben der Kirche vorbereiten“.

Bei diesen ernsten Vorwürfen, die dem heiligen Stuhle gemacht werden, als könne es je in seinen Sinn kommen, oder läge in den Worten der Allocution den Aufruhr und die Empörung der Unterthanen zu sanctioniren; bei dieser Appellation an die gleichbetheiligten Regierungen, womit ihm gedroht wird, sey uns eine Bemerkung gestattet, deren Gerechtigkeit man auch in Berlin nicht wird in Abrede stellen können.

Wer ist es, der in diesem Conflicte zwischen der weltlichen Gewalt einerseits und der katholischen kirchlichen andrerseits die Stimme der Anklage erhebt? Es ist die Regierung eines Staates, dessen Oberhaupt nicht nur sich zu einer der jener geistlichen Gewalt entgegengesetzten Confessionen bekennt, sondern dessen sämmtliche Minister ohne Ausnahme, so wie auch alle zur Conferenz berufenen Oberpräsidenten gleichfalls protestantischer Confession sind, und daher unmöglich die Ansichten der Katholiken über die Gränze zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt theilen können. Es ist also genauer gesprochen, ein Conflict nicht der weltlichen Macht überhaupt, sondern der protestantischen Staatsgewalt mit der katholischen Kirchengewalt, und die Anklage ist von der ersteren, die hier

in dem Kampfe als Parthei erscheint, gestellt. Daß hier der Fürstbischof von Breslau, der einzige der auf die Stimme seines Oberhirten geschwiegen, nicht als ein vollgültiger Vertreter der katholischen Interessen in den Augen der Katholiken gelten könne, leuchtet von selbst ein.

Da nun den protestantischen Führern dieser Unterhandlungen der Papst als ein fremder Souverain erscheinen muß; da nach dem Lehrbegriffe ihrer Confession seine Autorität über die Gewissen der Menschen ursprünglich auf Usurpation und Entstellung der christlichen Lehre ruht, und mithin die Versuchung ihnen nur allzu nahe liegt, seine Gewalt in alle Weise einzuschränken, und wie eine feindliche zu bewachen: so wäre es wohl in hohem Grade unbillig, den Katholiken zuzumuthen, der Lösung jener Verhandlungen mit dem festen Vertrauen entgegenzusehen, daß die Gegner ihrer Kirche sie in dem Sinne ihrer Kirche, deren freie ungeschmälerte Aufrechthaltung sie gelobt haben, führen und endigen werden. Man wird ihnen nicht zumuthen können, ihren Behauptungen unbedingten Glauben zu schenken, wenn sie als Parthei in dieser Erklärung sich selbst die Gerechtigkeit, die Weisheit und Mäßigung zuerkennen, dem heiligen Stuhle aber das offene Bestreben schuld geben, die kirchliche Gewalt auf eine mit den Rechten des Landesherrn unvereinbare Weise auszudehnen, ihm grundlose Beschuldigungen, unzuläßige Forderungen, unrichtige Kenntniß der Landesverfassung, geflißentliches Schweigen über ihre Milde, Mißdeutung ihrer Absichten, Verdächtigung ihrer Gesinnungen, Entstellung ihres Verfahrens und den Ungestüm einer leidenschaftlichen Sprache vorwerfen; oder wenn sie in der Theilung von Schatten und Licht sich schonende Milde beilegen, dem Erzbischof von Posen aber ungebührlichen Troz, sich die äußerste Langmuth, jenem Ungehorsam und Anmaaßung, sich zurechtweisende Nachsicht, jenem beharrlichen Irrthum, verzagte Wankelmüthigkeit und sträflichen bis zur äußersten Gränze verirrten Troz.

Die Bedenklichkeiten der Katholiken bei dieser Vertheilung

von Lob und Tadel, müssen sich aber noch steigern, wenn sie von jenen, denen die Vertretung ihrer Interessen als katholischer Unterthanen anvertraut ist, Grundsätze öffentlich aussprechen hören, die, noch über den an Positivem festhaltenden Protestantismus hinausgehend, nur in den Theorien von dem unumschränkten absoluten Staate ihre Gültigkeit haben. Wenn sie befürchten müssen, daß auch an sie, wie es in dem bekannten Königsberger Schreiben geschehen, die Anmuthung gestellt werde, der Intelligenz und dem Gewissen der absoluten Staatsgewalt ihre Intelligenz von Recht und Unrecht und ihr Gewissen, ohne Widerspruch und Murren zu unterwerfen, und davon absorbiren zu lassen.

Werden nun, so fragen wir, nach solchen Prämissen die übrigen Regierungen des deutschen Bundes und namentlich jene, an deren Spitze katholische Regenten stehen, sich in diesem Kampfe als gleichbetheiligt ansehen, werden sie, wie in dieser Erklärung gedroht wird, die Ansprüche des preußischen Ministeriums als die ihrigen erkennen und dem päpstlichen Stuhle gegenüber verfechten?

Setzen wir den umgekehrten Fall. Nehmen wir an, der heilige Stuhl stellte der Berliner Erklärung mit denselben Ausdrücken eine andere entgegen, worin die legitime geistliche Obergewalt aller Katholiken sich also der katholischen Christenheit gegenüber vernehmen ließe: „Sollte der preußische Staat jemals die Anwendung solcher Principien versuchen, sollte er die Grundlage erschüttern wollen, auf welchen seit Jahrhunderten die Eintracht zwischen der Kirche und dem Staate beruhen, so würde ihm das vereinigte Recht und die vereinigte Kraft aller gleichbetheiligten katholischen Nationalkirchen entgegentreten. — Der H. S. will aber, er mag nicht glauben, daß der Berliner Hof entschlossen sey, den theuer erworbenen Rechten der katholischen Kirchen Deutschlands die Aner-

kenntniß und die Würdigung, die sie von ihm zu fordern berechtigt sind, zu versagen; er will, er mag nicht glauben, derselbe werde jemals stillschweigend geschehen lassen oder gar billigen, daß die in den weltlichen Angelegenheiten ihm untergeordneten Minister, Regierungspräsidenten und Beamte die Fackel der Zwietracht am Throne anzünden, die Gläubigen zur Empörung anreizen, den Kanones Hohn sprechen, dem heiligen Vater den gelobten Gehorsam verweigern und auf solchen Wegen das eigene, früh oder spät eintretende Verderben des Staates vorbereiten." Wenn der heilige Stuhl, nun in dieser Appellation an die katholischen Kirchen und Völker gleichfalls Licht und Schatten in derselben Weise vertheilen würde, wie es in der Berliner Erklärung geschieht, wer würde es alsdann der preußischen Regierung verargen, wenn sie gegen solche Beschuldigungen und Drohungen als von einer Seite, nämlich der katholisch-kirchlichen Gewalt, ausgehend, protestirte, und auf dem audiatur et altera pars bestünde. Demgemäß wird man es aber auch umgekehrt gerecht und billig finden müssen, wenn die übrigen Regierungen des deutschen Bundes, und namentlich die katholischen, nicht alle Ansprüche einer protestantischen Staatsgewalt bei der feierlich garantirten Religionsgleichheit beider Confessionen für begründet und für die ihrigen ansehen sollten. Die Verfasser jener Erklärung können unmöglich erwarten, daß katholische Fürsten protestantischen Ministern die Bestimmung der Gränzscheide zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt unbedingt überlassen sollten; sie können nicht verlangen, daß überall, wo in kirchlichen Fragen Einsprache gegen Gesetze geschieht, die im protestantischen Sinne abgefaßt, mit jener Freiheit und Gleichheit im Widerspruche stehen, die in der Bundesacte und in dem Besitzergreifungspatente feierlich anerkannt und sanctionirt sind, daß hier Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit statt finde, besonders wenn jene, welche die Verbindlichkeit solcher, die innere Frei-

heit der Confession störender Gesetze in Abrede stellen, zugleich hoch und theuer versichern, daß sie in allen weltlichen Dingen treu und gehorsam seyen, wie es die Pflicht eines christlichen Unterthans fordere. Alle sind daher auch berechtigt, gegen eine solche Theilnahme zu protestiren, und der mächtigste Monarch des deutschen Bundes kann ebensowohl, wie der Kleinste, der Fürst von Lichtenstein Achtung der geistlichen Rechte der Katholiken weltlichen Ansprüchen der Protestanten gegenüber fordern.

Wie nun zunächst Oesterreich jene Berufung der Theilnahme ansehen werde, können wir nicht voraus wissen, was wir aber wissen, ist, daß Oesterreich, unter den katholischen Staaten des deutschen Bundes im ersten Range stehend, kein Zeichen von sich gegeben hat, als hege es auch nur von ferne die Gesinnung, die Vertheidigung der katholischen Interessen aufzugeben. Was dagegen Bayern betrifft, das selbst in Bezug auf die Behandlung einer dem Glauben der Mehrheit entgegengesetzten Confession mit ganz anderem Beispiele vorangeht und auch seinerseits keineswegs unbefugte und unrechtmäßige Eingriffe der geistlichen Macht gestatten wird, so können wir aus der Freiheit, welches dasselbe der Presse in der Besprechung jener Irrungen zwischen der protestantischen Staats= und der katholischen Kirchengewalt eingeräumt hat, mit voller Gewißheit folgern, daß es keineswegs geneigt sey, jene Solidarität zu übernehmen und in dem Verfahren des heiligen Stuhles nach dem Ausspruche seiner Ankläger eine Kränkung seiner eigenen weltlichen Hoheitsrechte zu erblicken.

Seine Regierung wird bei jener gestatteten Preßfreiheit eben so sehr die Beschuldigung, die man auch ihr, wie dem heil. Stuhl gemacht hat, mit Unwillen und Verachtung von sich weisen, als wolle sie Unterthanen eines Bundesstaats ungestraft zur Empörung und Verletzung des schuldigen Gehorsams in weltlichen Dingen aufregen lassen, als sie sich ande=

rerseits mit Standhaftigkeit den Anmuthungen widersetzt, die wohlbegründeten Rechte der deutschen Katholiken, ihrer Kirche und ihres Oberhauptes der Willkühr ihrer Gegner unvertheidigt preis zu geben. Sie will vielmehr, wie wir mit Sicherheit glauben, daß die Rechte der Protestanten wie der Katholiken, der weltlichen wie der geistlichen Gewalt, in den Schranken einer freien, aber ruhigen, und auf das Recht und nicht auf die Gewalt provocirenden Erörterung besprochen werden, überzeugt, daß der Friede nur durch die klare Erkenntniß und Heilighaltung dieser beiderseitigen Rechte gewonnen werden könne, nicht aber durch einen einseitigen Entscheid, wie er hier in der Berliner Erklärung gegeben wird.

XI.

Briefliche Mittheilungen

aus Berlin, Koblenz, Heidelberg, Rheinbayern, Tirol, Turin und über die Berliner Conferenzen.

Berlin. Der Hegelianismus ist bei uns wieder eine Frage des Tages geworden. Durch ihn tritt allerdings das kleinliche Sectirerwesen etwas in den Hintergrund, und eine großartigere Würdigung des Gegensatzes ist möglich geworden: aber indem andererseits dieß Princip sich als allgemeines (katholisches) geltend machen will, worin jedes andere aufgehoben, oder als Moment aufgenommen seyn soll, tritt es in den grellsten Widerspruch mit der Wirklichkeit, sobald es gezwungen wird, einem anderen außer ihm Wahrheit und Leben zuzuerkennen. Darum verwandelt es alle Geschichte in ein Todtes und mit der Gegenwart verfährt dieß System grausamer als Procrustes mit seinen Schlachtopfern. Umsonst rufen die Lebendigen mit lauter Stimme den Todtengräbern zu, man möge sie nicht mit den Leichen verscharren, jene aber wollen weder sehen noch hören, denn sie wissen es wohl: ihr Princip ist vernichtet, wenn das vor ihm *gewesen seyn*

sollende noch wirklich ist und lebt, und durch seine Gegenwart den angeblichen Erben für einen falschen und unterschobenen erklärt. Indessen dürften auch sie durch die überraschende Lebenskraft, welche die katholische Kirche ganz gegen ihr Hoffen und Erwarten in dem gegenwärtigen Kampfe gezeigt hat, etwas bedenklich über die Richtigkeit ihrer Todtenlisten werden.

Köln 1. Jan. Welch ein seltsamer Anblick, unser Domcapitel von Soldaten oder Wachen umgeben zu sehen! Man sollte glauben, H. Filz sey ein Feldmarschall, man hat ihm gerade gegenüber die Hauptwache in das Museum verlegt, und nun hat er alle Tage eine Parade vor seiner Thüre. Sonst ist die Stimmung hier sehr gereizt, trüb und besorgt, und wie es unter solchen Umständen geht, man erzählt sich allerlei wunderliche Gerüchte und Gesichte, von großen Armeen und dergleichen Erscheinungen zu Neuß, Düsseldorf und Düren. Indessen soll der Oberpräsident an die hiesige Regierung geschrieben haben, man würde hier bald einer großen Milderung genießen, und dahin gehe auch seine Gesinnung. — Von Minden hat man Nachricht, daß der Hr. Erzbischof sich wohl befindet. Auf sein Gesuch, welches er nach Berlin gerichtet, und worin er verlangt, vor ein Gericht gestellt zu werden, hat man ihm einen Regierungsrath geschickt, und dieser hat ihm das Publicandum vom 20. Nov. 1837 vorgelesen. Man schreibt mir, dieß sey ganz gewiß, und ich könne mich darauf verlassen.

Koblenz den 3. Jan. Hier wird eine Proclamation verbreitet, die man Morgens auf den Straßen findet, sie ist vorzüglich gegen Belgien gerichtet, kann aber füglich als Seitenstück zu der vorgeblichen belgischen Proclamation dienen. Sie führt die Ueberschrift: „Ein Katholike (!) an seine Glaubensgenossen die Rheinpreußen"; und die Unterschrift Louis de l'—(Or.?) Hier nur eine Stelle, aus der jeder ersehen kann, auf welche empörende Weise das katholische Dogma von der Sündenvergebung durch die priesterliche Lossprechung mißdeutet wird. „Aber es wird von Rom aus nichts unterlassen um Eure Schwächen zu benützen, um in den Aufregungen der Sinne, welches zu bewirken den Feinden, den Bösen so leicht wird, unsere heiligsten Interessen, unsere Gewissensruhe als gefährdet darzustellen; und doch sind gerade die, welche durch solche Aufwieglungen, uns und unsere Familien in Bestürzung versetzen, unsere ärgste, ja unsere einzige Feinde weil sie nicht für unser Seelenheil, sondern für ihre irdische ehrgeizige, Pläne arbeiten und besorgt sind. Der Begriff, der sich bisher bei

uns, von der Gewalt der Priester erhalten hat, daß sie binden und lösen können, unterstützt ihre Absichten, nicht bei der aufgeklärten, aber doch bei der verblendeten, fanatischen, und ungebildeten Menge der Gläubigen. Allein dieser Begriff läßt sich mit keinem göttlichen und keinem menschlichen Gesetze in Uebereinstimmung bringen, da er alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflösen muß, indem dadurch die Eide als nicht heilig und unverletzlich betrachtet werden können! Man kann sich eines Grausen erregenden Gefühls nicht erwehren und das Blut erstarrt in den Adern, wenn man bedenkt wohin dieses führen würde: Der Mord und der Verrath wäre als gesetzlich organisirt zu betrachten; der Vater könnte den Sohn, der Sohn die Mutter, der Bruder den Bruder morden und verrathen, wenn es nur den Zwecken der Kirche förderlich wäre; sie kann ja binden und lösen, und die Absolution wäscht die Gewissen rein!!!!

Berichtigung aus Heidelberg. Die Redaction dieser Blätter hat die ihr eingesendeten Beobachtungen eines Reisenden über die Schweiz, Baden und Würtemberg, um so unbedenklicher mitgetheilt, da ihr aus anderen, von jenem Reisenden unabhängigen Quellen nur zu wohl bekannt war, in welchem kläglichen Zustande sich die katholische Kirche und zum Theil auch die Geistlichkeit jener Länder in mancher Beziehung befinde. Daß aber ein Reisender im Einzelnen unter vielen wahren Angaben auch einige falsche erfahren könne, liegt in der Natur der Sache. Wir nehmen daher in diesem wie in jedem andern Falle nicht den geringsten Anstand, eine Berichtigung jener Beobachtungen, die uns aus Heidelberg zugekommen, mitzutheilen, vorbehaltlich jedoch der Einrede des Reisenden selbst. Derselbe hatte nämlich gesagt: in Heidelberg sey eine Kirche zur Bierstube umgewandelt worden, und in Handschuhheim metamorphosire sich so eben eine zum Tanzboden. Darauf wird erwidert: „Von einer Kirche, die zur Wirthsstube geworden, weiß man nichts, aber wohl von einem deutschen Hause, worin seit langer Zeit die Post war. Auch von dem Tanzboden in Handschuhsheim ist uns nichts bekannt. Wenn endlich gesagt wird, daß an der Bergstraße die Crucifixe zusammenfallen, so macht Heidelberg eine rühmliche Ausnahme, wo erst noch in diesem Jahre die katholische Gemeinde alle, auch im besten Zustande gewesenen Crucifixe bis auf eine Stunde weit neu hat fassen lassen“.

Rheinbayern Ende Dec. Von manchen Anordnungen versprechen wir uns die gedeihlichsten Folgen. Der Geschichtsunterricht wird

nach Confessionen getrennt. Das bis Ostern zu trennende Schullehrer-Seminar wird, wie wir hoffen, gut besetzt werden. Unser Wunsch ist es, auch Schulschwestern zu erhalten, wofür Se. Majestät Unterstützung versprochen haben soll. Auch die Wohlthat der barmherzigen Schwestern wird uns, so Gott will, zu Theile werden. Sie sehen, wie Vieles sich dem Besseren zuwendet. Dieß ist aber auch nothwendig, wenn die Auflösung der Gegenseite sich nicht auch dem Katholischen, d. h. den unter Protestanten lebenden Katholiken mittheilen soll. Wären wir unter eine andere Regierung gefallen, so wäre in religiöser Beziehung vielleicht Alles zu Grunde gegangen. Auch so ist es schwer, die protestantisch-rationalistischen im Kirchlichen und die demagogischen Einflüsse im Politischen zu paralysiren. Unser Bischof geht mit Eifer in Alles Gute ein. In dem nahen Preußen freut man sich über Manches, was hier bei uns in Bayern geschieht, und namentlich über die Beförderung alles wahrhaft Religiösen. Die Gemüther sind dort sehr besorgt. Nun kommen noch die Verhaftungen und Verurtheilungen würdiger Priester, wie Binterim und Beckers, hinzu, ja man fürchtet auch noch für Andere, wie mir aus Köln geschrieben ward. Ob dieses Schreckenssystem fortgeführt werden soll, oder ob man endlich einlenken wolle, darüber sind die Meinungen getheilt. Gott möge den Ausbruch eines Krieges verhüten, und Bayerns König, den Schirmer unserer Kirche, der die Rechte jeder Confession achtet, erhalten. Alle Briefe, die ich von der Gränze erhalten, sind von Dank für ihn erfüllt. Wie trüb es auch sonst in manchem deutschen Lande aussehen mag, so regt sich doch überall ein katholischer Geist, der zu erfreulichen Hoffnungen berechtigt.

Tirol. Es ist ein gutes Zeichen, daß nun alle Welt an jenen Fragen Antheil nimmt, welche bereits abgemacht und für immer todtgeschlagen zu seyn schienen. Auch wir haben vor dreißig Jahren eine religiöse Verfolgung erlitten, aber damals fand das große Publicum die Sache kaum der Erwähnung werth, bis die Tage vom Jahre 1809 kamen. Fahren Sie und Ihre Geistesverwandten fort, siegreich den Kampf gegen Amalek zu kämpfen, wir auf unsern Bergen werden uns angelegen seyn lassen, mit Moses Aaron und Hur die Hände himmelwärts zu halten.

Turin. Auch hier regen sich manche Keime, die zu guten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. So wünschte ich sehr, daß die Werke Rosminis, dieses christlichen Denkers, dessen philosophische Werke wohl den Höhepunkt der heutigen italienischen Literatur in diesem Gebiete bilden, in unserem, für geistige Anregungen so empfängli-

chen Deutschlande bekannter werden möchten. Rosmini selbst führt ein der seligen Armuth und strengen Abtödtung gewidmetes Leben, während er in unzähligen guten Werken sein bedeutendes Vermögen verwendet. Er hat eine Versammlung von Weltgeistlichen unter dem Namen Istituto della Carità gestiftet, die in Piemont bereits zwei Häuser zählt, und früher eines in Trient besaß, welches aber leider wegen zufällig damals sehr ungünstiger äußerer Verhältnisse eingehen mußte. Die schöne, demüthige Idee dieser Geistlichen ist die, sich als den letzten Orden anzusehen, und zugleich eine Aehrenlese zu halten auf den Feldern, die schon von dem Schweiße anderer apostolischer Arbeiter befruchtet worden. Sie führen ein zurückgezogenes, ihrer Heiligung und dem Studium der göttlichen und menschlichen Wissenschaften geweihtes Leben, den Ruf der Vorsehung zu jedem Werke der geistigen und leiblichen Carità erwartend.

Die neuesten Nachrichten aus Berlin. Beim Schlusse unserer Blätter geht uns folgendes Schreiben zu, mit Spannung sehen wir seiner Bestätigung und den näheren Bestimmungen seines erfreulichen Inhaltes entgegen.

Niederrhein den 7. Jan. Seit der Zusammenkunft der Oberpräsidenten der Provinzen in Berlin sind alle Augen auf diese wichtige Versammlung gerichtet, Vermuthungen mancher Art sind über die Principien, welche als Maaßnahme dienen sollen, so wie noch mehr über das Resultat gemacht worden. Allein man konnte sich nicht einigen, obwohl man allgemein glaubte, daß gelinde Maaßregeln der Weisheit einer wohlunterrichteten Versammlung allein entsprechen könnten. In dieser Meinung hat man sich nun auch nicht getäuscht. Aus einer Quelle, der wir Grund haben, Glauben zu schenken, und die in vollkommener Kenntniß des Ganges der Verhandlungen ist, erhalten wir die Versicherung, daß für die katholischen Interessen Alles sehr gut stehe. Die Kirche in Trier ist bereits dem Seminarium zurückgegeben, die Ehen sollen in Zukunft paritätisch seyn, d. h. gleiche Rechte sollen in diesem Punkte den Katholiken wie den Protestanten gesichert werden; die Bischofswahl sey frei gegeben und es sey die Hoffnung vorhanden, daß den Katholiken die Communication mit Rom nur mit wenigen Restrictionen erlaubt werde. Von dem Erzbischofe aber sagt der Brief nichts, auf dessen weiteres Schicksal mit seinem Caplan Michaelis alle Katholiken nicht weniger gespannt sind, wie auf jene und ähnliche Puncte. Gleichwohl hofft man noch immer auf seine Zurückführung nach Cöln. Der Rücktritt des Herrn Ministers von Kamptz wird wenig besprochen und scheint selbst bei den Juristen wenig Interesse zu finden. —

XII.

Joseph II. und seine Zeit.

Erster Artikel.

Nicht leicht hat ein Fürst, als geschichtliche Erscheinung, durch das Urtheil der Welt von zwei entgegengesetzten Seiten her so vieles Mißgeschick erlitten, wie Joseph II. Mußte er bei seinen Lebzeiten die herbe Qual ertragen, daß alle seine Entwürfe scheiterten, die sein ruheloser Geist gebar, so wurde er nach seinem Tode gerade durch diejenigen, die seinen Ruhm verherrlichen wollten, bei allen edlern Naturen und allen denkenden Köpfen in jenes nachtheilige Licht gestellt, welches heute auf sein Andenken fällt, — so daß es zweifelhaft bleibt, ob dem geschichtlichen Charakter Joseph's, als er noch lebte, durch die zahlreichen Gegner, — oder nach seinem Tode, durch die Lober und Schmeichler seiner Tendenzen größere Schmach widerfahren sey. Ein solches Loos hat etwas wahrhaft Betrübendes, und gemahnt an die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen, die nicht allein das ewig Wahre und Gute, um seiner selbstwillen, zum Ziele haben. — Auf seinen Ruhm bei der Mit- und Nachwelt hatte Joseph seine gesammte Thätigkeit bis in die kleinsten Einzelnheiten des Privatlebens und seiner äußern Erscheinung berechnet; in jeder Minute seines Lebens war er bemüht, bei seinen Zeitgenossen den Eindruck eines vollendeten M o n a r c h e n zu hinterlassen; und heute muß sein Name den Feinden alles Königsthums zum Deckmantel ihrer Entwürfe dienen; — er sah den Ruhm der Freisinnigkeit als das Ziel seines Daseyns an, und nach fünf Jahrzehnten schon sucht der engherzigste Despotismus sein

Gebahren durch Joseph's Beispiel zu beschönigen. Im Angesichte dieses Treibens möchten heutzutage auch solche, die von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehen, sich zu dem Versuche gedrängt fühlen, den Sohn der großen Maria Theresia in mancher Hinsicht gegen die servile und despotische Revolutionspartheì in Schutz zu nehmen, die Joseph's II. Namen und Beispiel als Panier für ihre Zwecke zu erheben sucht. In der That ist es hier, wie überall, die Aufgabe unserer Epoche: der böswilligen Verdrehung der Geschichte durch wahrhafte und freimüthige Erörterung das Gebiet zu entreissen, auf dem sie bei dem Schweigen Derer, die es besser wissen, in behaglicher Sicherheit Platz genommen hat. Nur dadurch kann der wunderliche Anachronismus Derer beseitigt werden, die sich heute noch, — ein Menschenalter nach der Revolution, die über so viele Irrthümer früherer Generationen den Stab gebrochen! — auf Joseph's II. Vorgang berufen zu können glauben.

Vor Allem aber ist es vom höchsten Interesse, den Boden, auf welchem dieser Herrscher stand, und die Zeit, die sich in ihm verkörperte, richtig zu würdigen. Der Hauptcharakterzug derselben war die Isolirung des Menschen von Gott und die Proklamirung der Souverainität dieser isolirten Ichheit. Folgte hieraus unabweislich die Auflehnung des Individuums gegen Alles, was Autorität heißt, so war das nothwendige Resultat dieses Ideenzuges der Krieg der absoluten weltlichen Macht gegen die Kirche, zugleich aber auch und aus demselben Grunde der Krieg der Völker gegen die absolute Macht ihrer Regenten und gegen jede irdische Macht und Ueberlegenheit überhaupt. Seitdem in allen europäischen Ländern die Ermattung und der Ueberdruß der Kämpfenden dem offenen Kriege ein Ziel gesetzt hatte, der durch die Glaubensspaltung entzündet worden, war in dessen Stelle ein unblutiger, unterirdischer, aber viel gefährlicherer Kampf gegen den gesammten socialen Zustand von Europa getreten, ein Krieg, der sich freilich bloß auf dem Gebiete der Meinung bewegte,

hier aber für die wenigen Kundigen und Klarsehenden sich deutlich genug durch den Spott und Haß, durch den Neid und Hohn gegen jede von der Vorsehung verliehene höhere Stellung im Leben kund gab und mit stummer Beredsamkeit sich in dem dumpfen Gefühle der Unzufriedenheit aussprach, die sich wie ein Heerrauch über die sogenannten Gebildeten in ganz Europa gelagert hatte. Die Mehrzahl der Zeitgenossen freilich trieb es damals, wie sie es seit den Zeiten der Sündfluth gehalten; sie aßen und tranken, sie freiten und ließen sich freien und lachten jeder Warnung und Unglücksweissagung, bis endlich die Gewitterschwüle sich in den Donnerschlägen der französischen Revolution entlud. Daß diese kein isolirt französisches, aus einer localen Finanzverlegenheit hervorgehendes, zufälliges Unglück, sondern die blutige Frucht Jahrhunderte langer Verirrungen der Fürsten wie der Völker, daß sie das letzte Resultat des politischen Atheismus gewesen, den seinerseits wieder die Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts erzeugt hatte, darüber waltet heute unter Allen, denen die Befangenheit in ihren confessionellen Partheiinteressen und die Abneigung gegen die allgemeine Kirche nicht den Ueberblick geraubt, kaum mehr ein Zweifel ob.

In der That war der Protestantismus der in die europäische Gesellschaft geworfene Keim und Stoff einer Krankheit gewesen, die in ihrem weitern Fortgange sich in sich selbst entwickelnd und vollendend die Runde durch das gesammte Abendland gemacht hat. Der Unglaube des achtzehnten war nichts als die weitere Durchbildung des auf halbem Wege festgehaltenen Protestantismus des 16ten Jahrhunderts. Weil aber Europa damals wie heute ein politisch, merkantilisch und literarisch vielfach verbundenes Ganze bildete, so war strenge Absperrung gegen die Contagion auf die Dauer unmöglich. Sie griff, nicht in der Form der Neulehre aus der Schule Luther's und Calvin's, sondern als Protestantismus des 18ten Jahrhunderts, auch in die katholisch gebliebene süd-

liche Hälfte unsers Welttheils hinüber, die von dem Miasma mit um so größerer Heftigkeit befallen ward, als dieses hier noch auf feste Elemente der Gesundheit, und folglich auf einen Widerstand stieß, an dem es seine Kräfte versuchen konnte, — Elemente, die im protestantischen Norden längst schon der Rost des partiellen Unglaubens (der das Wesen des ältern Protestantismus ausmacht) zerfressen und in Staub und Asche verwandelt hatte, wodurch dann freilich die Kraft des Widerstandes gegen den neuen Sturm geschwächt und heftige Fieber unmöglich gemacht waren. — Endlich darf nicht vergessen werden, daß die alten Bande des Glaubens und der Treue in den katholischen Ländern erst durch die Staatsgewalt von oben herab gelockert werden mußten, ehe das Gift langsam bis in die untern Schichten des Volkes dringen konnte. So wird Spanien und Portugal heute ärndten, was schon von Pombal, Aranda und Campomanes unter großem Jubel der encyclopädistischen Secte in ganz Europa gesäet worden ist. Als dort, seit der Mitte des Jahrhunderts, das Werk gelungen schien und Turgot auch in Frankreich die Fackel in das alte Gebäude der Monarchie geworfen, wandten die Gläubigen der neuen Lehre ihre Blicke insonderheit auf Oesterreich, an dem sich einst, nachdem sie halb Europa verwüstet, die Wogen der Kirchenrevolution des 16ten Jahrhunderts gebrochen hatten.

Hier sollte Joseph II. die Hoffnungen der Parthei realisiren, die sich selbst die philosophische zu nennen liebte. Denn an die Persönlichkeit des jungen Monarchen knüpfte sich die Hoffnung aller Neuerer in Europa schon lange vorher, ehe er durch den Tod seiner erhabenen Mutter Gelegenheit erhalten hatte, seine Reformpläne in's Leben treten zu lassen, ja vielleicht noch ehe er sie selbst gefaßt haben mochte. Ein heutzutage vergessenes und längst aus dem Gedächtnisse der Welt verschollenes Buch: „Le Monarque accompli" ist in dieser Hinsicht gleichzeitig Quelle der Geschichte und Schlüssel für Vieles, was später geschehen ist. — Der Verfasser

desselben ist Lanjuinais, ein Oheim jenes eifrigen Jansenisten, der einst als Mitglied der Constituante vornämlich thätig war, den Sturm der Verfolgung auf die Kirche in Frankreich zu lenken, und der, nachdem er wie Lafayette, ein langes Leben hindurch den politischen Wahngebilden seiner Jugend treu, jedwede Belehrung, die ihm die Erfahrung bot, hartnäckig von sich abgelehnt hatte, im hohen Alter (1827) als Pair von Frankreich starb. Ob jener ältere Lanjuinais, wie sein Neffe, von der Secte des Jansenius seinen Ausgangspunkt genommen, ist uns unbekannt, läßt sich jedoch aus der, in seinem Buche allenthalben wiederkehrenden eigenthümlichen, höhnisch-kalten und heuchlerischen Haltung vermuthen, die das unterscheidende Merkmal jener Secte ist. — Nur so viel berichten die spärlichen Notizen, die wir über seinen Lebenslauf besitzen, daß er katholischer Priester und Mönch im Orden des heil. Benedict gewesen, später aber zum reformirten Bekenntnisse übergetreten und Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Moudon in der Schweiz geworden sey. — Als solcher schrieb er das oben erwähnte Buch und eine Reihe von Schmähschriften gegen die katholische Kirche, welche, wie es sich gebührt, das Meer der Vergessenheit verschlungen hat. Er starb im Jahre 1808. —

Der Monarque accompli ou prodiges de bonté, de Savoir et de Sagesse qui font l'Eloge de Sa Majesté Impériale Joseph II., et qui rendent cet auguste Monarque si precieux à l'humanité erschien zuerst im Jahre 1774 zu Lausanne. In der Form einer Lobschrift auf Joseph II. wird demselben hier sechs Jahre vorher, ehe er die Regierung seiner Erblande antrat, in einer ausführlichen, bis in das kleinste Detail eingehenden Abhandlung über sämmtliche Zweige der Staatsverwaltung eine eigentliche Regierungsinstruction ertheilt, welche einen nicht ohne großen Verstand und mit einem wahrhaft erstaunenswerthen Aufwande von Gelehrsamkeit ausgearbeiteten, umfassenden und consequenten Plan enthält, Oesterreich Schritt um Schritt kirchlich und politisch, bis auf

seine tiefsten Fundamente, zu revolutioniren. — Die Form des Panegyrikus ist augenscheinlich bloß aus Gründen der Schicklichkeit gewählt. Das Motto: „Narrando laudare et laudando monere, novum scribendi genus hactenus intactum" läßt über den wahren Zweck der Schrift keinen Zweifel übrig, und die über allen Ausdruck widerliche, bis zur Beleidigung plumpe Schmeichelei, verräth wider Willen des Verfassers, das wahre Urtheil desselben über den geistigen Standpunkt des Belobten. Das Ueberraschende, ja das wahrhaft Erschreckende ist aber nicht sowohl die Dreistigkeit und Offenheit, mit welcher bereits fünfzehn Jahre vor dem Sturme auf die Bastille die Revolution gepredigt werden konnte, sondern die sich von selbst aufdringende Vergleichung der theoretisch-practischen Unterweisung mit dem, was wenige Jahre darauf Punkt für Punkt in's Werk gerichtet ward. Hat das hier in Rede stehende Buch einen so tiefen Eindruck bei Joseph II. hinterlassen, daß er sich mit der pünktlichen Genauigkeit eines dankbaren Schülers an diesen Leitfaden hielt, so lange, bis unvorhergesehene Hindernisse ihn mit den angerathenen Reformen innezuhalten und die völlige Verwirklichung des Planes aufzugeben geboten? oder hat umgekehrt Lanjuinais durch einen glücklichen Wurf den Charakter des jungen Monarchen, vielleicht aus geheimen Schilderungen der jansenistischen Umgebung desselben, so richtig divinirt, daß ihm das fast unglaubliche Kunststück gelingen konnte, die Regierungsgeschichte Joseph's vor dem Antritte derselben zu schreiben? — oder erklärt sich endlich das Zusammentreffen der Bestrebungen, denen sich der Kaiser während der ersten Hälfte seiner Regierung hingab, mit dem Ideal, welches ihm Lanjuinais vorhielt, einfach daraus, daß beide, durchdrungen von der damals gangbaren Ansicht göttlicher und menschlicher Dinge, aus derselben Quelle schöpften? — Wir sind außer Stand, auf solche Fragen zu antworten, und überlassen es dem Scharfsinn unserer Leser, sich für die eine oder andere dieser Meinungen zu erklären. Jedenfalls ver-

dient die seltsame Thatsache dieses Zusammentreffens näher beleuchtet zu werden, und wir glauben der Wißbegierde unserer Leser die Befriedigung schuldig zu seyn, daß wir ihnen einen Auszug aus mehreren interessanten Parthien des Monarque accompli nicht vorenthalten. — Unter diesen dürfte gewiß der Theil des Werkes, welcher von dem Verhältnisse des Regenten zur Religion und Kirche handelt, der interessanteste seyn.

Mit der dem Jansenismus eigenthümlichen Arglist legt hier der Verfasser zunächst die tiefste Verehrung vor der Religion, das Wort im allgemeinsten und unbestimmtesten Sinn genommen, an den Tag. Seine Heuchelei geht so weit, daß er sogar die wohlgesetztesten Tiraden gegen „jene unbesonnene und hochmüthige, in unsern Tagen so weit verbreitete Rotte“ nicht spart, die, weil sie das Daseyn Gottes nicht leugnen kann, sich gerne überreden möchte, daß die höchste Weisheit einer ewigen Ruhe genieße und sich um die Regierung der Welt nicht kümmere, deshalb also auch von den Sterblichen weder beleidigt noch geehrt werden könne, und das Laster eben so wenig bestrafe, als die Tugend belohne. „Was Sie betrifft, den frömmsten der Monarchen, Sie verwerfen mit heiligem Abscheu die Freigeisterei, die nothwendig die Depravation des Menschen nach sich zieht. — Sie wissen, daß die Ueberlegenheit und die Macht der Regierung aus der Religion entspringt, daß sich aus ihr die Nothwendigkeit sich zu unterwerfen ergiebt, daß sie es ist, die der Tugend den Preis zuerkennt, daß sie das Laster verabscheuen lehrt, uns die Liebe des Nächsten empfiehlt, die Staatsbürger vereinigt, Zwietracht und Haß aus ihrer Mitte verbannt, uns verhindert, im Glücke übermüthig zu werden, und uns im Unglück aufrecht erhält. Ueberzeugt, daß die Erforschung der Religion für alle Menschen die unfehlbare Richtschnur guter Sitten sey, wissen Sie dieselbe zu ehren, zu lieben und zu vertheidigen“. —

Nach dieser schlauen Captatio benevolentiae ergiebt sich der gewandte Sachwalter der encyclopädistischen Aufklärung

einer langen Digression über die Beweise vom Daseyn Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und der sittlichen Freiheit des Menschen, an der für unsern Zweck das Bemerkenswertheste ist, mit welcher List er den Monarchen, auf dessen Belehrung er ausgeht, von dem Boden des Berufs einer weltlichen Regierung wegzulocken sucht. — Unter dem Deckmantel des im gewissen Sinne ganz richtigen Satzes: daß theologische und philosophische Streitigkeiten die irdische Macht nichts angehen, — ist sein Bestreben gerade darauf gerichtet, eben diese souveräne Macht recht tief in die Controverse der Wissenschaft zu verwickeln, ja sie zur souveränen und alleinigen Schiedsrichterin in Fragen zu erheben, über welche ihr der Natur der Sache nach gar kein Urtheil zustehen kann. Nachdem nämlich Lanjuinais den Werth jener Beweise discutirt hat, fährt er fort: „Nach einem so weisen und so wohl überlegten Plane sich zu richten, haben Ew. Majestät allen Professoren in dem ganzen Umfange Ihrer Lande befohlen. Künftig soll aller Unterricht derselben auf einer von dem aufgeklärtesten aller Monarchen erfundenen Basis beruhen. Da Ihnen nicht unbekannt ist, daß die beste Antwort auf die Einwürfe der Atheisten in den directen Beweisen der bestrittenen Wahrheiten besteht, so haben Ew. Majestät, allezeit inspirirt, den Professoren befohlen, sich bei der Auswahl dieser Beweise besondere Mühe zu geben. Sie wollen, daß man vor Allem vermeide, sich irgend eines Beweises zu bedienen, der bestritten werden könnte, weil sie wissen, daß nichts unziemlicher, nichts ärgerlicher, ja ich sage mehr, nichts schädlicher für diese große Wahrheit wäre (wenn ihr anders etwas schaden könnte), als die Freiheit, mit der die Scholastiker sich gegenseitig in Betreff der Beweise von der Existenz Gottes angriffen". — Diese Freiheit durch die Intervention der Staatsgewalt zu hemmen, fordert also derselbe Schriftsteller auf, der für die Freiheit der Wissenschaft das Wort zu führen vorgiebt, — wobei nur noch zu bemerken ist, daß er nach einer, durch das ganze Buch gehenden, nicht selten an's Abgeschmackte streifen-

den Wendung, dieselben Schritte als vom Kaiser bereits gethan lobt, die er durch seinen Rath und Unterricht erst veranlassen will. —

Dem in dem angeführten bereits durchschimmernden Ziele nähert sich noch mehr ein anderer Rathschlag, den der Verfasser mit einer wahrhaft studierenswerthen List wiederum unter mehrere philosophische und historische Abschweifungen zu verstecken weiß. — Die Aufgabe eines „philosophischen Monarchen“ sey nicht nur die: die Menschen auf dem Gebiete der (weltlichen) Gesellschaft zu regieren, sondern auch sie religiös zu machen. (Il faut encore qu'il sache les attirer aux pieds des autels.) Wir werden sehen, in welchem Sinne dies gemeint sey; vorläufig aber verwahrt er sich gegen den richtigen Einwand, daß solches Geschäft eher den Priestern als den Königen obliege. „Wenn diese Missionarien schwarzgalligen Geistes sind, wenn sie den Gott, den wir anbeten sollen, als einen traurigen und wilden Tyrannen darstellen, der nur strafen will, wenn diese Missionarien eifersüchtige, stolze, melancholische Menschen sind“ (was natürlich von den Inhabern der absoluten Staatsgewalt niemals zu besorgen ist!) „so werden sie Gott als eben so zornig und gewaltsam schildern, wie sie selbst sind; — — — In welchen Abgrund von Uebeln könnte dieß nicht die Gesellschaft stürzen“? — Auch sind unter den erwähnten Altären nicht gerade ausschließlich die christlichen zu verstehen. „Ew. Majestät“, sagt Lanjuinais, „sind weit entfernt, zu glauben, daß es ohne die christliche Religion keine Rechtschaffenheit unter den Menschen gäbe“, und er fügt, nachdem er sich bemüht hat zu zeigen: daß das Wesentliche im Christenthum auf die sogenannte natürliche Religion hinauslaufe, die beruhigende Versicherung hinzu: daß die Mysterien des Christenthums, die einer Offenbarung bedurft hätten, in keinem Zusammenhange mit der Moral stünden. „Gott hat sie von der Kette unsrer Pflichten losgelöst, damit es auch ohne Offenbarung allenthalben ehrliche Leute gäbe. — Weil aber Gott die Ordnung der Ge-

sellschaft, den Zustand der Menschen, das Schicksal der Reiche, den guten und den schlechten Erfolg der Dinge hienieden von diesen sublimen Wahrheiten unabhängig gemacht hat, schließen Sie daraus mit Recht, daß wer diesen oder jenen Punkt der Lehre glaubt oder nicht glaubt, darum weder besser noch schlechter, daß er weder ein besserer noch ein weniger guter Bürger, noch ein mehr oder weniger guter Unterthan sey". — Es sey überhaupt mit den Religionen, in Beziehung auf den äußern Cultus, wie mit den Regierungen, Gott erlaube sie alle. Die Wahrheit und Unfehlbarkeit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes widerlegt er aber in folgender Weise: „Wenn es wahr ist, daß es keine christliche Secte giebt, die nicht ihren Tribut an den von der menschlichen Natur unzertrennlichen Irrthum bezahlte, — was immer geschieht, wenn wir in letzter Instanz über Fragen entscheiden wollen, in Hinsicht welcher wir keine sichern Grundlagen besitzen, — was soll dann ein vernünftiger Mensch von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche und der aller andern Secten halten, die sich dasselbe Privilegium beilegen"? —

Wenn sich der Verfasser bloß auf das Gebiet der Albernheit beschränkt hätte, wo solche Argumente, wie das eben mitgetheilte, zu Hause gehören, so würde er vielleicht noch immer weniger Abscheu als Mitleid verdienen. Aber im weitern Verfolg seiner Erörterung zeigt sich in der über allen Ausdruck hämischen Polemik gegen die Kirche, und in den unausgesetzt wiederkehrenden Aufforderungen, sie zu verfolgen, weil sie der absoluten weltlichen Macht gefährlich sey, — das rachsüchtige und engherzige Gemüth des Jansenisten in seiner wahren Gestalt. Der Jansenismus läuft hier sogar schon in seine letzten Consequenzen aus und reicht, nachdem er jede Anwandlung von Schaam überwunden hat, uneingedenk seiner anfänglichen Respectsversicherungen gegen die Religion unverhohlen die eine Hand dem Calvinismus, während er die andere bereits gegen den Pseudophilosophismus ausstreckt. Eines solchen Grades von kalter Wuth, wie sie

sich hier offenbart, konnte nur ein abgefallener Priester fähig seyn. Nach vielen und langen Vorreden, Clauseln und heuchlerischen Umhüllungen kömmt er nämlich zur Sache, und läßt sich mit einer Schaamlosigkeit, die Niemand für möglich halten sollte, einem Regenten gegenüber, der einst in seinen Erbstaaten 25 Millionen Katholiken zu beherrschen berufen war (Th. I. S. 213), in folgender Weise aus: „Wie muß man doch einen Souverain bedauern, der das Unglück hat, in seinem Staate eine Religion vorzufinden, welche auf einem langweiligen, von Jahrhundert zu Jahrhundert aufgehäuften Mischmasch von Aberglauben beruht, und die zu ihren Soldaten Fanatiker hat, welche in verschiedene schwarze, weiße, graue und braune Regimenter vertheilt, hundert Mal besser bezahlt sind, als die Soldaten, welche ihr Blut für das Vaterland vergießen. Wenn nun diese Religion häufig im Namen Gottes den Thron beleidigt, wenn sie die Weisen eingeschüchtert und die Schwachen verkehrt gemacht hat, was muß man thun? Gestatten Sie, großer Fürst, daß ich es Ihnen sage, ich bin vielleicht nur in diesem Stück der Dollmetscher Ihrer eigenen Gefühle. — Ein philosophischer Monarch muß mit einer solchen Religion in derselben Weise umgehen, wie ein geschickter Arzt mit einer chronischen Krankheit. — Er macht anfangs gar nicht den Anspruch, sie zu heilen, er würde Gefahr laufen, seinen Kranken in eine tödtliche Crisis zu werfen. Er greift das Uebel stufenweise an, er vermindert die Symptome. — Der Kranke wird zwar nicht völlig gesund, aber er lebt mit Hülfe einer weisen Diät in einem erträglichen Zustande. So ist auch die Krankheit des Aberglaubens im Norden durch sehr große Fürsten, durch ihre Minister und die Vornehmsten der Nation behandelt worden. Die große Kunst besteht darin, einer Nation in demselben Maaße, als sie aufgeklärter wird, die Nahrung ihrer alten Dummheit zu entziehen. Würde man jetzt nicht über eine Stadt lachen, welche die Waffen wegen der Reliquien des heil. Pancratius ergriffe“? —

Auf der Grundlage dieses obersten Princips entwickelt sodann der ehemalige Benedictiner ein vollständiges Recept: den katholischen Glauben des österreichischen Volkes stufenweise durch immer stärkere Dosen zu vergiften. „Ein philosophischer Monarch fängt damit an, unvermerkt (insensiblement) die unnütze und gefährliche Zahl der Klöster zu verringern“. Insbesondere geht dem Verfasser das Schicksal der Nonnen zu Herzen. „Lassen Sie Sich“, redete er den Kaiser an, „durch das unglückliche Loos so vieler jungen Schönheiten rühren, die in einem heiligen Gefängniß eingesperrt und das Feuer ihres Geschlechts, welches durch eine ewige Clausur verdoppelt wird, unterdrückend, verurtheilt sind, immerwährenden Versuchungen zu unterliegen“. — Ein weiteres Mittel ist die möglichste Lostrennung der Landeskirche vom Mittelpunkte der Einheit zu Rom. „Warum soll man fortfahren, unter verschiedenen Namen schimpfliche Taxen an den Bischof von Rom zu zahlen, die der Sache nach nichts sind, als eine verschleierte Simonie? — Die protestantischen Fürsten, die diese schmählichen Taxen in ihren Ländern abschafften, haben das Geld im Lande behalten, eine schimpfliche Kette zerbrochen und die Autorität ihrer Regierung befestigt“. — Dann folgt als „unbestreitbare Wahrheit“ der Satz: „je mehr die Polizei sich vervollkommne, desto weniger bedürfe man religiöser Uebungen; und je mehr die abergläubischen Ueberzeugungen verachtet werden, desto mehr befestigt sich die wahre Religion in allen Geistern, desto weniger achtet man die menschlichen Erfindungen und desto mehr wird Gott angebetet“. Um die Menschheit dieses Glückes theilhaftig zu machen, ist das sicherste Mittel: absolute Gleichgültigkeit der weltlichen Macht gegen jedwede Lehre eintreten zu lassen, freilich wie sich weiter unten zeigen wird, mit Ausnahme der katholischen. — „Sie sind überzeugt“, schreibt Lanjuinais, „daß niemals die Geister einträchtiger sind, als wenn es Jedem frei steht, zu denken, was ihm beliebt“. Ganz besonders ist es der Protestantismus, dessen

Protection und Förderung der Verfasser einem Kaiser anempfiehlt, — dessen Haus durch dieselbe Parthei 150 Jahre früher an den Rand des Verderbens gebracht und nur durch ein Wunder gerettet ward. „Ich rufe Ihren hohen Schutz, Ihre Milde und Ihre Großmuth an zu Gunsten jener Secte, die nichts Fremdartiges in ihrem Cultus, und bloß ihren Gott in ihrem Tempel haben wollte, die nichts annimmt, als was sich ausdrücklich im Evangelium der Christen findet, während die Römer den Cultus mit kindischen und abergläubischen Ceremonien, welche die Vernunft empören, überladen, und eine Menge neuer Dogmen erfunden haben. — — In allen Reichen, wo der Protestantismus die Staatsreligion, ist der Clerus der weltlichen Obrigkeit unterworfen; die römische Kirche streitet seit 800 Jahren gegen die weltliche Macht“. Dann geht er nach einer langen Verherrlichung der Secte mit jansenistisch-schleichender Zurückhaltung zu einer Schutzschrift für die encyclopädistische Philosophie jener Tage über; er tadelt sie, aber der Name Materialist sey in unsern Zeiten eine Art Feldgeschrei geworden, eine bannale Benennung, die man auf jedweden Ungläubigen anwende. „Hier muß man mit Ew. Majestät ausrufen, daß die Vertheidiger der Religion nur in sofern etwas zu fürchten haben, als man für das, was nicht das Werk der Menschen ist, zu fürchten braucht“. Desto strenger ist er dafür gegen diese Vertheidiger, die er dem Monarchen in jeder Weise lächerlich und verächtlich zu machen sucht, und deren übertriebenen Eifer er nicht grell genug schildern kann. Habe man doch sogar den berühmten Verfasser des Esprit des lois seiner Gesinnung wegen zu verdächtigen gewagt! — Er selbst ist natürlich empört über solchen Frevel; er fordert den Monarchen, dessen Orientirung ihm so sehr am Herzen liegt, dringend auf: „die Philosophie“ gegen die Orthodoxen zu beschützen, und äußert sich an einer andern Stelle über das Haupt der Encyclopädistensecte in folgender Weise: „Ein philosophischer Monarch findet in den Werken des Herrn v. Voltaire nicht nur in sei-

nen Mußestunden Stoff zur angenehmen Unterhaltung, sondern auch Belehrung. Aus diesem Grunde kann Ew. Majestät sie Sich nie zum Ueberdruß lesen. Welchen süßen Eindruck auf Ihren Geist haben jene Geschichten gemacht, die dieser unsterbliche Mann nach dem besten Plane erzählt, der jemals entworfen worden! Wie oft haben Sie nicht diese Reinheit des Styls bewundert, welche die abstractesten Sätze allen Menschen begreiflich macht. — — Unter allen französischen Dichtungen giebt es keine, die mehr zu Ihrem Herzen spräche, als die des Nestors vom Parnaß. Das anerkannte Verdienst seiner Gedichte legt selbst seinen Feinden Stillschweigen auf". —

Mochte aber auch der von oben begünstigte Indifferentismus und Pseudophilosophismus ein wichtiges Mittel zur Erreichung der Zwecke des Verfassers werden, — dennoch mußte auf diesem Wege immer die Besorgniß obwalten, daß die, jedweder, selbst der verruchtesten Lehre gestattete Freiheit wider Willen der Gestattenden auch der katholischen Kirche zu Gute kommen könne. Dieß mußte in aller Weise verhütet werden. Damit ja jede Besorgniß vor möglichen Störungen der gegen die Philosophen geübten Toleranz recht gründlich aus dem Wege geräumt werde, sollen im Namen der Gewissensfreiheit alle Katholiken verjagt oder zur Verzichtleistung auf ihren Glauben genöthigt werden. „Ehrwürdiger Monarch! Jeder, der in Ihren Staaten sagt: Ausser der Kirche kein Heil! müßte unfehlbar verjagt werden. — — Sie wissen, wie absurd es ist, einen Unterschied anzunehmen zwischen bürgerlicher Intoleranz und theologischer Intoleranz. Wäre es möglich in Frieden mit Leuten zu leben, die man verdammt glaubt? Wenn man sie liebt, muß man nicht Gott hassen, der sie bestraft"? Lanjuinais beweist dann weiter alles Ernstes: „wie sehr man Unrecht gehabt habe, den Missionarien die Freiheit zu lassen, daß sie die Menschen an die Stufen der Altäre ziehen (attirer) dürfen". Dieß sey eine von Staatswegen schlechterdings nicht zu duldende Abschei-

lichkeit, und der Expriester entwirft ein schauerliches Gemälde der Gräuel, welche die Geistlichkeit im Laufe der Jahrhunderte verübt haben soll. „Die Geschichte der Canibalen und der Menschenfresser ist weniger schrecklich als die unsrige". — Also Vernichtung jeder Selbstständigkeit der Kirche, ja der Kirche selbst als einer besondern vom Staate verschiedenen Anstalt. „Sie wissen (heißt es Th. I. S. 123), daß die Gesellschaften ihren Ursprung und ihr Entstehen lediglich menschlichen Motiven verdanken, und daß die Religion an ihrer ersten Bildung keinen Theil hat. Sie sind ferner nur zu wohl unterrichtet in Betreff der verderblichen Mißbräuche der Gewalt, welche die Diener der Religion bisher ausgeübt haben, und wissen, welche Sündfluth von Uebeln die Erde bis zu diesem Zeitpunkte bedeckt hat, und schließen hieraus mit dem vollkommensten Rechte: daß alle zeitliche Gewalt, alle zeitliche Jurisdiction und alle dem Clerus beigelegten Exemtionen eben so viele Usurpationen sind, die den weltlichen Regenten entweder abgedrungen oder abgelistet wurden". — So sollte also doch wenigstens die geistliche Gewalt auf dem reingeistlichen Gebiete unabhängig seyn und in ihrem Rechte ungekränkt bleiben? Nichtsweniger! „Das System der zwei Gewalten ist ein monströses System, welches jede Ordnung und Unterwürfigkeit zerstört; Anarchie und alle möglichen Uebel sind die Folge davon". — Die Beherrscher von Rußland, England und dem reformirten Preußen, so wie die Magistratspersonen von Holland und der reformirten Schweiz stehen der Kirche und dem Clerus vor. Da ist die wesentliche Einheit der Gewalt bewahrt. In den römisch-katholischen Staaten ist die Macht getheilt, und wo dieß der Fall, ist es nothwendig, daß früher oder später Conflicte und Reibungen zwischen den zwei Gewalten eintreten: Daher Unruhen, Spaltungen und Bürgerkriege, und ist dieß nicht die Quelle aller Leiden, die das Menschengeschlecht seit so langer Zeit betrüben"? — Ist einmal diese Einheit der weltlichen und geistlichen Macht angenommen und der erstern die unum-

schränkte Befugniß: die Kirche zu regieren als gutes Recht zugesprochen, so ist damit zugleich ein Conflict zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche begründet, in welchem die nutzlosesten, feindseligsten, kleinlichsten und ungerechtesten Quälereien der Geistlichkeit nichts als nothwendige und unvermeidliche Folgen des falschen obersten Grundsatzes sind. In der That bedürfte es nur des Letztern, um eine nie versiegende Quelle des Haders und Mißvergnügens zu öffnen; Lanjuinais überhebt aber außerdem noch seinen gekrönten Schüler der Mühe, die Consequenzen jenes unheilvollen Princips selbst zu ziehen. Er giebt eine Reihe von ganz speziellen Maaßregeln als besonders wirksame Mittel an, „die chronische Krankheit" der katholischen Religion von Grund aus zu heilen. Die Kirchendisciplin muß gebrochen, der Geistlichkeit darf nicht gestattet werden, selbst eine rein geistliche Strafe über die Gläubigen zu verhängen, ohne daß der Souverain sie dazu autorisirt. Dem Souverain liegt es ob, über die Art zu wachen, wie die Disciplin verwaltet wird, sonst findet Berufung wegen Mißbrauchs statt. Damit nicht etwa die Versagung des kirchlichen Begräbnisses als Mittel geistlicher Zucht gehandhabt werde, sind alle Kirchhöfe lediglich unter die weltliche Polizei zu stellen. Außerdem gehört auch die Kirchenlehre zur weltlichen Domaine. „Ew. Majestät wissen, wie weit sich die Rechte des Souverains erstrecken, und lehren heutzutage alle römisch-katholischen Monarchen, welche Mittel man in Bewegung setzen muß, um unmerklich das Joch des Aberglaubens und der Unwissenheit des Volkes zu brechen und diesem Frieden und Ruhe zu sichern. Ihre Majestät wissen, daß wenn es auch nicht die Sache des Souverains ist, die Dogmen der Religion zu lehren, — — es ihm doch wenigstens obliegt, über die Art und Weise zu wachen, wie man unterrichten muß, und wie man seine Unterthanen unterrichtet". — „Ihre Majestät wollen auch, daß die Obrigkeiten aufmerksam seyen, um die aufrührerischen Prediger mit Strenge zu unterdrücken, die durch gefährliche

Declamation die Gemüther erhitzen. Kraft nothwendiger Folge wollen Sie auch, daß selbst die Verwaltung der Sacramente der Aufsicht der Magistrate unterworfen sey. Wenn die entstehende Kirche in dieser Hinsicht eine verschiedene Form beobachtete, so geschah dieß, weil sie noch nicht im Staate war". „Da das canonische Recht, wie man sagt, die Sammlung der durch die Regierung der Kirche aufgestellten Vorschriften ist, und man besondere Sorge getragen hat, aus dieser Jurisprudenz eine Wissenschaft zu machen, die man auf den Universitäten lehrt, so wollen Ew. Majestät, daß man eine ernstliche Prüfung dieses Werkes anstelle, und daß man ohne Erbarmen Alles davon absondere, was darin der Reinheit des Christenthums, der Souverainität, der Freiheit des Gewissens, den Gesetzen und Privilegien der Nation zuwiderläuft. Wenn es Gesetze zur Regierung der Kirche bedarf, hat man keiner andern nöthig, als die im Evangelium stehen. Uebrigens liegt es dem einzigen Gesetzgeber im Staate ob, sie nach dem Geiste des Christenthums und den Bedürfnissen der Kirche zu machen". In Hinsicht der Ehe soll der Civilcontract von dem Sacramente „oder der religiösen Ceremonie" unterschieden werden. — „Ew. Majestät wollen, daß trotz der Dazwischenkunft des Clerus die Ehe in der politischen Ordnung der Autorität der weltlichen Obrigkeit unterworfen werde. Alle Fragen über Ehesachen gehören von Rechtswegen vor die Magistrate, und wenn man deren Prüfung den Geistlichen erlaubt, so darf dieß nur unter Autorität der weltlichen Obrigkeit geschehen. Ew. Majestät behalten sich das Recht vor, die Ehescheidung aus gerechten Ursachen zu gestatten. Sie fühlen, daß wenn die Ehescheidung erlaubt ist, die Ehen künftig glücklicher seyn werden. Man wird sich weniger fürchten, ein Band zu knüpfen, was die Genossen nicht zu Unglücksgefährten macht.——— Ist die Ehescheidung erlaubt, so werden wahrscheinlich die Weiber um so aufmerksamer und unterwürfiger seyn. Besteht das Band nur durch den Willen des Gatten, so wird es um so stärker seyn. Uebrigens wissen Ew. Ma-

jestät vollkommen, daß die Bevölkerung weit unter ihrem wahren Ziele steht, und Sie messen mit Recht die geheime Ursache davon zum Theil der Unauflöslichkeit der Ehen bei, welche heimlich die katholischen Monarchien untergräbt". —

Ist die gesammte Kirchendisciplin auf das Gebiet der Polizei verpflanzt, so muß auch der liturgische Theil des kirchlichen Lebens ihrer Administration unterliegen. „Die weltliche Obrigkeit muß zu jeder Zeit die Aufsicht über die religiösen Versammlungen haben. Die Formulare, die Gesänge, die Ceremonien, alles muß der Prüfung der Magistratspersonen unterliegen. Um der Formulare Willen sind blutige Kriege erregt worden. Sie hätten niemals Statt gehabt wenn die Souverains ihre Rechte gekannt und zu vertheidigen gewußt hätten. Da die Vermehrung der Feste zur Verschlechterung der Sitten und zur Verarmung der Nation beiträgt, so beschäftigen Sich Ew. Majestät mit der Sorge diejenigen abzuschaffen, die schädlich sind, und nur den Müßiggang des Volkes befördern können. Was aber dermalen die Aufmerksamkeit Ew. Majestät ganz besonders auf sich zieht, ist die genaue Kenntnißnahme von der Aufführung aller Geistlichen, die in Ihren Staaten sind, insbesondere von ihren Einkünften und der Anwendung, die sie davon machen. Sie sind im Begriff damit den Anfang zu machen, daß Sie einige geistliche Anstalten reformiren, mehrere vereinigen und die grössere Anzahl abschaffen, nach dem Bedürfniß und den Umständen." Dann werden die Nachtheile des Besitzes der geistlichen Güter für diejenigen, „die verurtheilt sind, ihr Fleisch zu kreuzigen," hervorgehoben. „Ew. Majestät befehlen, daß rechtschaffene und aufgeklärte Beamte Ihnen helfen diese Unordnungen zu steuern. — Sie bieten allen diesen frommen Gefangenen die Freiheit, weil Sie mit Recht glauben, daß jeder Souverain das Recht hat, jeden geistlichen Orden aufzuheben. Die Gelübde jedes Einzelnen hören auf von dem Augenblicke an verbindlich zu seyn; das erste Gelübde ist, daß jeder Staatsbürger sey."

Der Schlußstein des ganzen Systemes aber ist die Aufhebung des Cölibats. „Ew. Majestät haben Muth genug, nicht allein die Ehescheidung in ihren Staaten einzuführen, sondern auch den Cölibat der Geistlichen zu proscribiren. Ew. Majestät werden das Grundgesetz in Ihren Staaten geben, daß jedes geistliche oder weltliche Amt nur von Verheiratheten bekleidet werden kann, die Familie haben. Fortan wird kein Bisthum, keine Pfarrei, mit einem Worte keine Pfründe einem Geistlichen anvertraut, der nicht Frau und Kinder hat. Uebrigens völlige Freiheit, für alle in Deutschland geduldete Secten, nur muß diese Freiheit ihre richtigen Gränzen haben und ganz ausdrücklich verboten werden, unter welchem Vorwande es immer sey, Geld nach Rom zu schicken.“ Die Gemüthsart des Verfassers spricht sich endlich am Schluße des von den kirchlichen Verhältnissen handelnden Abschnittes noch in dem höhnischen Vorschlage aus: den Gliedern der Gesellschaft Jesu eine Zufluchtsstätte in Oesterreich zu öffnen, damit sie ihre Schätze hereinbrächten, welche hinreichten Europa dreißigmal auszukaufen. — Nur müßten sie sich verheirathen. Man könne sie dann in Gegenden ansetzen, wo Katholiken und Protestanten gemischt leben, und ihnen befehlen, den letztern eine tolerante Predigt zu halten, nachdem sie vorher in der Frühe für die Katholiken die Messe gelesen hätten. —

Einem solchen kirchlichen Systeme entsprechen die politischen An- und Absichten des Verfassers vollkommen. Wenn er den scheußlichsten Absolutismus *) predigt, den seit den

*) Als Beispiel desselben kann auch das von demselben Autor über die Erziehung und den öffentlichen Unterricht Gesagte dienen. — Er will beide nicht nur der Kirche, sondern auch der Familie entreißen, weil ja sonst die Kinder unmerklich in den religiösen Grundsätzen der Aeltern aufwachsen könnten. Daher ein universales und uniformes System des Staatsunterrichts für Alle. — Die Polizei solle Register über alle Gewerbe und Berufsarten, wie über die heranwachsenden Jünglinge halten, und den Einzelnen je nach dem Be-

Zeiten der römischen Cäsaren je die Welt gesehen, so weiß er recht wohl, in wessen Interesse er spricht und wem zuletzt der ganze Gewinn der despotischen Revolution zufallen soll. Trotz aller Heuchelei mit der er die verrätherischen Absichten unter dem Deckmantel gränzenloser, mit Leib und Seele an die weltliche Macht dahin gegebener Unterwürfigkeit zu verstecken sucht, sind seine wirklichen politischen Grundsätze und Gefühle an manchen Stellen stärker als er, und lassen ihn die sonst durch das ganze Buch gehende Vorsicht vergessen. „Die Summe der Freiheit aller Einzelnen bildet die Souverainität der Nation, die in die Hände des Souverains gelegt und seiner Verwaltung anvertraut wurde.“ Der recht- und ehrlose Despotismus, den er auf jedem Blatte seines Buches postulirt, soll also im Namen des souveränen Volkes ausgeübt werden. Wie aber, wenn dieses mit seinem Schaffner unzufrieden würde? — Er giebt darauf selbst die Antwort! Nachdem er im Geiste und Geschmack seiner Zeit ein Gemälde der Leiden entworfen hat, unter denen alle Völker Europa's seufzen sollen, apostrophirt er diese in folgender Weise: „O Völker, die ihr so geduldig seyd in Euren Leiden, warum habt ihr nicht den Muth, ruhmvoll und edel zu sterben? Es giebt Zeiten und Umstände, wo allein der Niederträchtige sagt: Man muß hassen und gehorchen. Wenn das Uebel ohne Hülfe ist, und seine letzte Stufe erreicht hat, dann muß man die Ungeheuer erwürgen, die die Habe des armen Volkes verzehren, oder wenn das Glück Eurer Tapferkeit spottet, so darf man wenigstens nicht ungerächt ster-

dürfnisse der Gesellschaft und seinen Schulzeugnissen in diesen oder jenen Stand, in dieses oder jenes Fachstudium hinüberweisen. — Die Wahl des Standes des Einzelnen solle also nicht mehr von dem Individuum auch nicht von dessen Aeltern, sondern von der Polizei abhängen. Dabei müsse vornämlich darauf gesehen werden, daß die Zahl der Geistlichen wenigstens auf ein Dritttheil ihres Bestandes verringert werde. — Verwirklicht ist von diesem Plane späterhin nur dieser letztere, die Diener der Religion betreffende Punkt.

ben, sondern verzweifelt fechten, und den Urhebern seiner Leiden den Sieg nur um den Preis ihres Blutes und ihrer Thränen lassen. Unglückliche Völker, für die man so herbe Fesseln schmiedet, lernet, wenn es Noth thut, Eure Tyrannen ausrotten. Das sey fortan Euer Wahlspruch. — Die Könige werden vor Euch, Ihr aber vor Niemand zittern.“ —

Er hat wahr gesprochen. — An derselben Aufklärung, welche kraft der Lehre der Sophisten mit äußerster Gewalt den Völkern von ihren Fürsten aufgedrungen ward, hatten diese sich selbst die strafende Geissel geflochten. — Daß aber Joseph II. den schlauen Betrug nicht gemerkt, daß er in so arger Weise von denen sich täuschen lassen, die den Altar hauptsächlich deshalb stürzen wollten, weil an ihn sich die Throne der Könige lehnten, wer mag mit seinen Manen darüber rechten? Wer ihn ohne Erbarmen richten, daß er nicht über seiner Zeit gestanden? Nur der kindliche einfache Glaube oder ein hoher Genius, wie ein Jahrtausend ihn nur einmal geboren werden sieht, hätte vielleicht an seinem Platze die Schlangen erwürgen können, die ihn schon in der Wiege umwunden. Mittlere Geisteskräfte eines Fürstensohnes, der die Welt nie anders, als durch die gefärbten Gläser seiner Umgebung gesehen, der noch dazu verirrt und trunken gemacht war durch das Gift des Weihrauchs, mit dessen Rauchwolken eine durch ganz Europa verbreitete, ebenso böswillige als talentvolle Secte ihn ohne Rast bis zum Aufhören der Besinnung umhüllte, mußten in einer Zeit, wie die damalige ohne Rettung zu Grunde gehen. — Wo war zu jener Frist die bessere Lehre und die klare Einsicht in die wahre Lage der Zeit? in welcher Form wurde sie, selbst wo sie sich noch finden mochte, geboten? und hat sie auch in dieser mangelhaften Gestalt während der ganzen Erziehungsperiode Josephs jemals an ihn gebracht werden können? — Dieß alles wird dereinst die Geschichte erwägen, wenn sie ein gerechteres Urtheil über diesen Fürsten sprechen wird, als es in unserer zerrissenen Gegenwart möglich ist.

Nirgends aber ist es nöthiger, der großen Wahrheit eingedenk zu seyn: daß es ein verkehrtes und unbilliges Beginnen ist, einen Charakter von seiner Zeit zu sondern. Wie jedes Zeitalter sein Sensorium commune hat, so hängt Jeder von uns durch tausend Fäden mit der geschichtlichen Umgebung zusammen, die ihn gebar. Jeder schöpft, wie unabhängig und selbstständig er sich auch wähnen möge, aus denselben geistigen Strömungen, die durch sein Jahrhundert gehen. Ist er in irgend einer Weise auf die Höhe des Lebens gestellt, so kann er den Gang der Dinge beflügeln, er kann ein Fahnenträger der Richtung werden, der er sich angeschlossen hat, er kann, in sofern er mit seinem Herzen, Willen und Gemüth in die Bestrebungen seiner Zeit eingegangen ist und deren Geiste sich zu eigen ergeben hat, einen Theil der sittlichen Verantwortlichkeit übernehmen, die auf seiner Mitwelt lastet, immer aber ist es bei weitem weniger der Mensch, — auch wenn er der berühmteste, mächtigste, unumschränkteste Herrscher wäre, — der seine Zeit, als die Zeit, die den einzelnen Menschen macht. — Nur sein Wille ist sein inneres Heiligthum, und in dieser Sphäre ist er frei; aber das Geheimniß des Willens der großen geschichtlichen Charaktere kennt seinem tiefsten Grunde nach, selten ein Anderer, als Gott allein. Wird doch in ähnlicher Weise auch, während die Seele unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, zu dem sie zurückkehrt, der Leib des Menschen gewirkt und gewoben aus den Stoffen, die er genießt, aus der Luft, die er athmet, aus den Strahlen der Sonne, die ihn erwärmt, und an dieser natürlichen und körperlichen Seite seines Wesens haben alle Elemente und Reiche der Natur ihren Theil. So gehört auch das, was That geworden an den weltgeschichtlichen Characteren und als solche dem Richterspruche der Nachwelt anheim gefallen ist, dem ganzen Geschlechte, dessen Schuld sich so oft in einem Namen zusammengefaßt, der dann in der Geschichte die Sünden des Zeitalters tragen muß.

XIII.

Zweites Sendschreiben an Heinrich Leo.

(Schluß.)

Vernehmen wir auch Ihre anderen Zeugen, den heil. Irenäus. In seinem Buche gegen die Valentinianische und ähnliche Ketzereien bestreitet er eine Irrlehre von Arianischer oder angenäherter Meinung mit folgendem Argument: „Wie können sie denn die Ueberzeugung behalten, daß jenes Brod, über welches die eucharistischen Worte gesprochen wurden, der Leib des Herrn geworden sey, wenn sie ihn nicht zugleich als den Sohn des Weltschöpfers erkennen“? 6) Man sieht, diese Irrlehrer dachten über das eucharistische Dogma richtig und wahr, und der Kirchenvater hält ihnen den Widerspruch vor zwischen ihrem Glauben auf der einen, und ihrer Ketzerei auf der andern Seite. Gegen eine andere Irrlehre, welche die Auferstehung der Leiber und ihre Theilnahme am ewigen Leben

6) Von der griechischen Urschrift des Buches wider die Ketzereien ist bekanntlich nur ein geringer Theil auf uns gekommen, doch besteht es vollständig in einer, vielleicht noch bei Leben, wenigstens nicht lange nach dem Tode des heiligen Irenäus gefertigten lateinischen Uebersetzung. Dieselbe wurde durch Erasmus von Rotterdam neu herausgegeben. Mir war nur diese und die (protestantische) Orforder Ausgabe von Grabe zugänglich, in welcher letzteren ich, wenigstens in den nachgeschlagenen Stellen, den Text des Erasmus wiederholt fand. Nach diesem Texte folgen hier die Citate derjenigen Stellen, welche ich in der Urschrift nicht vorfand: Quomodo autem constabit eis, eum panem, in quo gratiae actae sint, corpus esse Domini sui, si non ipsum fabricatoris mundi filium dicant? *Iren. adv. haer.* IV. 32.

bestritt, drückt sich Irenäus aus, wie folgt: „Wenn also der gemischte Kelch und das bereitete Brod des göttlichen Worts theilhaftig und zur Eucharistie des Bluts und des Leibes Christi wird, durch welche die Substanz unseres Fleisches sich nährt und besteht, wie mögen sie dann läugnen, daß dieses Fleisch, welches durch das Blut und den Leib Christi ernährt und sein Glied geworden ist, fähig sey der Gabe des Herrn, die da ist das ewige Leben? Wie auch der Apostel sagt in dem Briefe an die Epheser: Denn wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein; — nicht von irgend einem geistlichen oder sichtbaren Menschen sprechend, (denn der Geist hat weder Fleisch noch Gebein), sondern von der wahren Beschaffenheit des Menschen, der aus Fleisch und Nerven und Knochen besteht, und genährt wird von dem Kelche, der da ist Sein Blut, und von dem Brode, das da ist Sein Leib“ [7]). Die übergroße Deutlichkeit dieser Stelle, welche jede falsch-geistliche, d. h. von der substantiellen Gegenwart des allerheiligsten Leibes und Blutes absehende, und bloß die unsichtbare Gnade statuirende Deutung der Eucharistie ausschließt, ja eigentlich dasjenige, was Sie das empirische Ding genannt haben, als das nährende darstellt, überhebt mich jeder weiteren Erklärung.

---

7) Ὁπότε οὖν καὶ τὸ κεκραμένον ποτήριον καὶ ὁ γεγονὼς ἄρτος ἐπιδέχεται τὸν λόγον τοῦ Θεοῦ, καὶ γένεται ἡ εὐχαριςία σῶμα Χριςοῦ, ἐκ τούτων δὲ αὔξει καὶ συνίςαται ἡ τῆς σαρκὸς ἡμῶν ὑπόςασις, πῶς δεκτικὴν μὴ εἶναι λέγουσι τὴν σάρκα τῆς δωρέας τοῦ Θεοῦ, ἥτις ἐςὶ ζωὴ αἰώνιος, τὴν ἀπὸ τοῦ σώματος καὶ αἵματος τοῦ κυρίου τρεφομένην, καὶ μέλος αὐτοῦ ὑπάρχουσαν; καθὼς ὁ μακάριος Παῦλός φησιν ἐν τῇ πρὸς Ἐφεσίους ἐπιςόλῃ· ὅτι μέλη ἐσμὲν τοῦ σώματος, ἐκ τῆς σαρκὸς αὐτοῦ, καὶ ἐκ τῶν ὀςέων αὐτοῦ· οὐ περὶ πνευματικοῦ τινος καὶ ἀοράτου ἀνθρώπου λέγων ταῦτα· τὸ γὰρ πνεῦμα οὔτε ὀςέα, οὔτε σάρκα ἔχει· ἀλλὰ περὶ τῆς κατὰ τὸν ἀληθινὸν ἄνθρωπον οἰκονομίας, τῆς ἐκ σαρκὸς καὶ νεύρων, καὶ ὀςέων συνεςώσης, ἥτις καὶ ἐκ τοῦ ποτηρίου αὐτοῦ, ὅ ἐςι τὸ αἷμα αὐτοῦ, τρέφεται, καὶ ἐκ τοῦ ἄρτου, ὅ ἐςι τὸ σῶμα αὐτοῦ, αὔξεται. Iren. adv. haer. V. 2.

Hören wir den Irenäus noch vom Opfer. Im vierten Buche desselben Werkes ist darüber eine lange Stelle; ich hebe das Bezeichnendste hervor. Der Kirchenvater erwähnt die Einsetzung des heiligen Abendmahls, er erzählt von J. Ch., daß Er „dasjenige, was der Creatur nach Brod ist“ [8]), genommen und gesprochen habe, „dieß ist mein Leib“, eben so den Kelch als sein Blut bekannt habe [9]), und fährt dann fort: „Und also lehrte Er des neuen Bundes neues Opfer, welches die Kirche von den Aposteln empfangen hat, und in der ganzen Welt Gott darbringt, Ihm, der die Erstlinge seiner Gaben im neuen Bunde als Nahrung uns beut, wovon unter den zwölf Propheten Malachias also geweissaget hat: „Ich habe an euch (den Juden) kein Gefallen, spricht der Herr der Heerschaaren; ich will auch keine Gabe von eurer Hand annehmen. Denn vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name groß unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen Opferung gebracht, und ein reines Opfer geopfert: Denn mein Name ist groß unter den Völkern“ — spricht der allmächtige Herr, und gibt damit auf das allerdeutlichste zu erkennen, daß das früher erwählte Volk aufgehört hat, Gott zu opfern, daß aber dem Herrn an allen Orten ein reines Opfer gebracht werden soll, und sein Name verherrlichet werden unter den Völkern“ [10]).

---

8) Qui ex creatura panis est.

9) Sanguinem suum confessus est.

10) Et novi testamenti novam docuit *oblationem*, quam ecclesia ab Apostolis accipiens in universo mundo offert Deo, ei qui alimenta nobis praestat, primitias suorum munerum in novo testamento, de quo in duodecim prophetis Malachias sic praesignificavit: „*Non est mihi voluntas in vobis, dicit Dominus exercituum: et munus non suscipiam de manu vestra. Ab ortu enim solis usque ad occasum, magnum est nomen meum in gentibus: et in omni loco sacrificatur et offertur nomini meo oblatio munda: quia magnum est nomen meum in gentibus*“, —

Hier haben Sie nun Ihren zweiten Zeugen, der Sie ins Angesicht straft, gleich dem ersten, und das allerheiligste Opfer der Messe, gleich dem Concil von Trient und der katholischen Kirche dieser Tage in den heiligen Schriften begründet findet. Damit Sie aber nicht Ursache haben, ein besonderes und insignes Mißgeschick jener Stunde zu beklagen, in welcher Sie nach Zeugen ausgriffen, so vernehmen Sie, daß z. B. nur diese einzige Stelle des Malachias in derselben tridentinischen Weise verstanden und angeführt wird, unter andern von Clemens Romanus, Tertullian, Cyprian, Eusebius von Cäsarea, Chrysostomus, Augustinus, Cyrillus von Alexandrien, Theodoret rc. rc., und daß Sie nicht besser daran gekommen wären, wo Sie immer zugegriffen hätten [11]). Da ich nichts weiter zu thun mir vorgesetzt habe,

---

dicit dominus omnipotens, manifestissime significans per haec, quoniam prior quidem electus populus cessavit offerre Deo, omni autem loco *sacrificium* offertur Deo, et hoc purum, nomen autem ejus glorificatur in gentibus. *Iren. adv. haer.* IV. 32.

11) Also bemerkt der gelehrte Johann Ernst Grabe, ein Protestant wie Sie wissen, zu der letzt angeführten Stelle des Irenäus (Orforder Ausgabe 702, S. 325): „Eam, quam Fevardentius (ein katholischer Editor des Irenäus) hic inseruit de sacrificio Eucharistiae dissertationem, indeque subnexam in Lutherum, Calvinum etc. invectivam omitto, quod nimis prolixa et intempestiva sit, non quod rem ipsam inficias eam aut subterfugiam. Certum enim est, Irenaeum ac omnes, quorum scripta habemus, Patres, Apostolis sive coaevos, sive proxime succedentes, S. Eucharistiam pro novae legis sacrificio habuisse, atque panem et vinum tamquam sacra munera in altari Deo Patri obtulisse; ante consecrationem quidem velut primitias creaturarum, in recognitionem supremi Ejus super universa dominii; post consecrationem autem, ut mysticum corpus et sanguinem Christi ad repraesentandam cruentam personalis Ejus corporis ac sanguinis in cruce oblationem, et beneficia mortis Ejus omnibus, pro quibus offeretur, impetranda. Atque hanc non privatam particularis Ec-

als Ihren Vorbringungen zu begegnen, so muß ich dem Drange widerstehen, Ihnen auch aus den übrigen Vätern und alten Kirchenschriftstellern bezeichnende Denkmale ihres katholischen Glaubens vor Augen zu legen. Nur die besondere Ehrfurcht, die Sie für unseren großen Augustinus an den Tag geben, veranlaßt mich noch zu einigen Aushebungen aus dem reichen Schatze seiner uns erhaltenen Schriften. Vorher aber, und ehe wir von dem heil. Irenäus gänzlich Abschied nehmen, hören Sie noch eine Stelle aus dem 43. Kapitel seines vierten Buches: „Man muß also jenen Priestern gehorchen, die in der Kirche sind; denjenigen, welche, wie wir gezeigt haben, ihre Succession von den Aposteln haben, welche mit der Succession des Bischofthumes die sichere Hinterlage der Wahrheit, nach der Anordnung des Vaters empfangen haben; die anderen aber, welche, der ursprünglichen Nachfolge fremd, wo immer sonst sich zusammenthun, für verdächtig, und wie als ketzerisch und übler Lehre halten; oder wie als Kirchenspalter und Hoffärtige, die sich selbst gefallen; oder wieder als Heuchler, die um des Gewinnes oder eitlen Namens willen dergleichen unternehmen. Alle diese aber sind von der Wahrheit abgefallen. Und die Ketzer, welche ein fremdes Feuer bringen auf den Altar Gottes, d. h. fremde Lehren, werden von dem himmlischen Feuer verbrannt werden, gleich wie Nadab und Abiud. Die aber gegen die Wahrheit sich erheben und andere aufreizen gegen die Kirche Gottes, diese bleiben in dem Abgrund, von dem Schlund

---

clesiae vel Doctoris, sed publicam universalis Ecclesiae doctrinam atque praxin fuisse, quam illa ab Apostolis, Apostoli ab ipso Christo edocti acceperunt, diserte hoc et seq. capite docet Irenaeus, atque ante ipsum Justinus M., partim in Apologia prima ad Antonium, clarius vero et prolixius in dialogo cum Tryphone Judaeo. Cujus, ut et S. Ignatii, Tertulliani, S. Cypriani, aliorumque verba, tam a Pontificiis, quam a doctioribus Protestantibus crebro allegata, hic describere non est necesse.

der Erde verschlungen, gleich denen mit Korah, Dathan und Abiron. Die aber die Einheit der Kirche spalten und trennen, werden von Gott dieselbe Strafe, wie Jeroboam empfangen" [12]. — Und nun zu Augustinus.

Also spricht der Heilige in dem Buche von der Dreieinigkeit (es war früher die Rede, daß wir Menschen von den Erscheinungen der Engel in körperlichen Gestalten, wie sie die heil. Schrift erzählt, nichts begreifen, und sie nichts destoweniger zu glauben verbunden sind): „Ebenso wissen die Kinder nicht, wie und woher dasjenige komme, was auf dem Altare dargestellt, und nach der Feier des göttlichen Dienstes genossen wird; noch, woher es in religiöser Absicht angewendet werde. Und ob sie es auch niemals durch Erfahrung, an sich oder andern, inne würden, und die Gestalten selbst nur bei Feier der Geheimnisse erblickten, wo sie geopfert und gespendet werden, so glauben sie dennoch, wenn ihnen die zuverlässigste Autorität verkündet, wessen Leib und Blut dieß sey, nichts anderes, als daß der Herr in dieser Gestalt

12) Qua propter eis, qui in Ecclesia sunt, Presbyteris obaudire opportet, his, qui successionem habent ab Apostolis, sicut ostendimus; qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum secundum placitum Patris acceperunt; reliquos vero, qui absistunt a principali successione, et quocumque loco colliguntur, suspectos habere, vel quasi haereticos et malae sententiae, vel quasi scindentes, et elatos, et sibi placentes; aut rursus ut hypocritas, quaestus gratia et vanae gloriae haec operantes. Omnes autem hi deciderunt a veritate et haeretici quidem, alienum ignem afferentes ad altare Dei, id est, alienas doctrinas, a coelesti igne comburentur, quemadmodum Nadab et Abiud. Qui vero exsurgunt contra veritatem, et alteros adhortantur adversus Ecclesiam Dei, remanent apud inferos, quemadmodum qui circa Chore, Dathan et Abiron. Qui autem scindunt et separant unitatem Ecclesiae, eandem quam Hieroboam poenam percipiunt a Deo. *Iren. adv. haer.*

den sterblichen Augen erschienen, und daß aus seiner durchstochenen Seite dieses Naß unzweifelhaft geflossen sey [13]. — Man sieht, der heil. Augustinus spricht entschieden über dasjenige, was Sie das empirische Ding gelästert haben. Etwa noch bestimmter im Folgenden:

„Christus hielt sich selbst in eigner Hand, als er seinen Leib darreichend sprach: Dieß ist mein Leib. Denn er hielt diesen in seinen Händen“ [14]. Ist dieß deutlich genug? Ferner: „Empfanget im Brode, was am Kreuze gehangen hat, empfanget im Kelche, was aus Christi Seite geflossen ist“ [15]. Es scheint, diese Stellen lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. — Eben so Prosper aus Augustinus: „Wir aber verehren in der Gestalt des Brodes und Weines, die wir sehen, unsichtbare Dinge, nämlich Fleisch und Blut; und so begreifen wir diese Gestalten ganz anders, als wir sie vor der Consecration begriffen haben; indem wir gläubig bekennen, daß vor der Consecration Brod und Wein vorhanden sey, welche die Natur gebildet hat, nach der Consecration

13) Sicut infantes non noverunt, quod in altari ponitur, et peracta pietatis celebratione consumitur, unde vel quomodo conficiatur, unde in usum religionis assumatur. Et si numquam discant experimento, vel suo, vel aliorum, et numquam illam speciem rerum videant, nisi inter celebrationes Sacramentorum, cum offertur et datur, dicaturque illis auctoritate gravissima, cujus corpus et sanguis sit, nihil aliud credent, nisi omnino in illa specie Dominum oculis apparuisse mortalium, et de latere tali percusso, liquorem illum omnino fluxisse. *Aug. de Trin.* III. 10.

14) Ferebatur Christus in manibus suis, quando commendans ipsum corpus suum ait: Hoc est corpus meum. Ferebatur enim illud in manibus suis. *Aug. ad Psalm.* 33. *conc.* 1.

15) Hoc accipite in pane, quod pependit in cruce; hoc accipite in calice, quod manavit de latere Christi. *Aug. Serm. ad Neophyt.*

aber das Fleisch und Blut Christi, welche die Weihe consecriret hat" [16]).

Hören wir noch unsern Heiligen von dem Meßopfer:

„Ist nicht Christus einmal in sich selbst geopfert worden, und wird er nicht dennoch in dem Sacramente nicht allein zu jeder Osterfeier, sondern alle Tage den Völkern geopfert"? [17])

„Was kann Erhabeneres, was Ehrenvolleres genannt werden, als unter jenem Altare zu ruhen, auf welchem Gott das Opfer gefeyert wird, auf welchem die Hostien dargebracht werden, an welchem der Herr der Priester ist, wie geschrieben steht: Du bist ein Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedech?" [18])

„Es hat daher dieser wahrhaftige Mittler der Mensch Jesus Christus, insofern er, Knechtesgestalt annehmend Mittler geworden ist zwischen Gott und den Menschen, während Er, in Seiner Gottesgestalt, mit seinem Vater, mit welchem Er ein einiger Gott ist, das Opfer annimmt, dennoch in Seiner Knechtesgestalt das Opfer lieber seyn als annehmen wollen; damit nicht Jemand davon zu glauben Anlaß nehme,

---

16) Nos autem in specie panis et vini, quam videmus, res invisibiles, i. e. carnem et sanguinem honoramus: nec similiter comprehendimus, has duas species, quemadmodum ante consecrationem comprehendebamus: cum fideliter fateamur, ante consecrationem panem esse et vinum, quod natura formavit, post consecrationem vero carnem Christi et sanguinem, quod benedictio consecravit. *Lib. sent. Prosp.*

17) Nonne semel Christus immolatus est in se ipso, et tamen in Sacramento, non solum per omnes Paschae solemnitates, sed omni die populis immolatur? *Aug. Epist. ad Bonif.*

18) Quid reverentius, quod honorabilius dici potest, quam sub illa ara requiescere, in qua Deo Sacrificium celebratur, in qua offeruntur hostiae, in qua Dominus est sacerdos, sicut scriptum: *„Tu es Sacerdos in aeternum secundum ordinem Melchisedech"? Aug. Serm.* 4. *de Innoc*

man könne jedweder Creatur opfern. Dadurch ist Er der Priester, und der Opfernde und das Opfer selbst. Die Kirche aber wollte zu dessen sacramentalischer Feyer ein tägliches Opfer einsetzen; und da sie selbst der Leib jenes Hauptes (Christi) ist, so lern; sie durch Ihn sich selber opfern. Von diesem wahrhaftigen Opfer sind die vielfachen und mannigfaltigen alten Opfer der Heiligen Vorbedeutungen gewesen, indem durch Viele dieses Eine vorgebildet wurde, gleich als würde Eine Sache mit vielen Worten ausgedrückt, um sie ohne Ueberdruß vielfach ans Herz zu legen. Diesem höchsten und wahren Opfer haben alle falschen Opfer Raum gegeben" [19]). Und:

„Als Melchisedech den Abraham segnete, da erschien zuerst (im Vorbilde) jenes Opfer, welches nun von den Christen Gott dargebracht wird auf dem ganzen Erdkreise" [20]).

Ferner noch:

„Wir errichten unsern Martyrern nicht Tempel, gleich als Göttern, sondern Gedächtnisse, als verstorbenen Men-

---

19) Unde verus ille mediator, in quantum formam servi accipiens mediator effectus est Dei et hominum, homo C. J. cum in forma Dei sacrificium cum Patre sumat, cum quo et unus Deus est, tamen in forma servi sacrificium maluit esse quam sumere, ne vel hac occasione quisquam existimaret, cuilibet sacrificandum esse creaturae. Per hoc et sacerdos et offerens ipse et oblatio. Cujus rei Sacramentum quotidianum voluit esse Ecclesiae sacrificium: quae quum ipsius capitis corpus sit, se ipsam per ipsum discit offerre. Hujus vero sacrificii multiplicia variaque signa erant sacrificia prisca Sanctorum, cum hoc unum per multa figurarctur, tamquam verbis multis res una diceretur, ut sine fastidio multum commendaretur. Huic summo vereque sacrificio cuncta sacrificia falsa cesserunt. *Aug. de civ. Dei* X. 20.

20) Cum Melchisedech Abrahae benediceret, ibi primum apparuit sacrificium, quod nunc a Christianis offertur Deo toto orbe terrarum. *Ibid.* XVI. 22.

schen, deren Seelen bei Gott leben; und wir bauen nicht Altäre, um den Martyrern darauf zu opfern, sondern wir bringen das Opfer dem Einigen Gott; dem Gott der Martyrer und unserm Gott. Bei diesem Opfer werden sie, als Männer Gottes, welche die Welt in Seinem Bekenntniß überwunden haben, an ihrem Ort der Reihe nach genannt, nicht aber von dem Priester, der da opfert, angerufen: denn er opfert Gott, nicht ihnen, wenn gleich zu ihrem Gedächtnisse, weil er Gottes Priester ist, und nicht der ihrige. Das Opfer selbst aber ist der Leib Christi, welcher nicht ihnen dargebracht wird, weil sie selbst dessen Glieder sind“ [21]).

In dieser letzten Stelle haben Sie zugleich die allerkatholischeste Theorie von der Verehrung der Heiligen, die schönste Darlegung der Liturgie des h. Meßopfers, in welchem der Priester, heute wie zu Augustini Zeit, immer nur an Gott allein, wiewohl zur Ehre und unter Beziehung auf die Verdienste der Heiligen, mit seinem Gebete sich wendet; Sie haben die Idee des christlichen Priesterthums gerade so, wie Sie sie negiren; Sie finden den Leib des Herrn aufs Deutlichste als Gegenstand des Opfers ausgedrückt; Sie treffen den tiefsten Grund aller Gemeinschaft, Verehrung und Anrufung der Heiligen (außerhalb der Messe) in den inhaltreichen Schlußworten, einer Gemeinschaft der Glieder mit den Gliedern desselben Leibes Christi, einer Verehrung und Hilfe-

21) Nos Martyribus nostris non templa, sicut diis, sed memorias, sicut hominibus mortuis, quorum apud Deum vivunt spiritus, fabricamus: nec ibi erigimus altaria, in quibus sacrificemus Martyribus, sed uni Deo et Martyrum et nostro, sacrificium immolamus. Ad quod sacrificium sicut homines Dei, qui mundum in ejus confessione vicerunt, sub loco et ordine nominantur, non tamen a sacerdote, qui sacrificat, invocantur: Deo quippe, non ipsis, sacrificat, quamvis in memoria sacrificat eorum, quia Dei sacerdos est, non illorum. Ipsum vero sacrificium corpus Christi est, quod non offertur ipsis, quia hoc sunt et ipsi. *Ibid.* XIII. 10.

forderung von Seiten der schwachen, kranken und sterblichen Glieder, an die völlig durch den Herrn geheilten, verklärten und unsterblichen — Sie werden übrigens an diesen und den früher angezogenen Stellen aus Irenäus und Justinus ersehen haben, wie sich die Kirchenväter besondere Mühe zu geben scheinen, die ausschließende Deutung der vorbildenden Opfer und Schriftstellen des alten Bundes auf den einmaligen Kreuzestod J. Chr. und Sein blutiges Opfer auf Golgatha abzuhalten und durch ihre Worte und Ausdrücke von dem „durch die Kirche“ „an allen Orten“ „auf der ganzen Erde,“ „alltäglich“ Gott dargebrachten Opfer, die heilige Messe, als die unaufhörliche Wiederholung und Aneignung jenes ewigen Versöhnungsopfers für den opfernden Priester und das durch Meinung und Theilnahme mitopfernde Volk in die Erfüllung des weissagenden Wortes und Bildes einzubegreifen.

Genug!

Und nun, weil wir einmal in historischer Erörterung, nur noch eine Schlußfrage. Wenn die Lehre von der Transsubstantiation, und von dem Opfer der heiligen Messe nicht die Lehre der Apostel und der ursprünglichen Kirche gewesen ist, wann und zu welcher Zeit wurde dieser Irrthum, wie Ihr wähnet zum ersten Male eingeführt? Geschah es noch vor dem Aufkommen der nestorianischen und eutychianischen Ketzereien? — Wie kurz war dann das Reich der Wahrheit! Wie schnell verließ der Heiland, und der von Ihm versprochene Geist der Wahrheit seine Kirche! — Geschah die Aenderung des Glaubens erst nach dem nestorianischen und eutychianischen Abfalle? — Wie kommt es dann, daß diese Ketzer die Veränderung aufnahmen in Gemeinschaft mit einer Kirche, von der sie sich getrennt hatten? Wie stimmten Alle, Rechtgläubige und Irrgläubige, Katholiken und Sectirer in Verläugnung derselben Wahrheit, in Annahme desselben Irrthums überein? — Und während wir jede Neuerung im Glauben, d. h. jede Ketzerei mit ungeheurem Lärmen in die

Welt treten, und die christliche Gesellschaft in ihren Tiefen aufregen sehen, wie ruhig und friedlich, wie leise und unhörbar, wie unvermerkt und unbezeugt wäre diese gewaltige, das Herz alles christlichen Lebens berührende Veränderung vor sich gegangen? — Solches wäre geschehen, und Niemand wüßte wann noch wie? — — Dergleichen Absurditäten vermögt Ihr zu glauben, und vor uns damit aufzutreten?

So erdrückend die Gewalt desjenigen ist, was ich zurückbehalten muß, um nicht gegen ein Paar ausgefahrene, gedankenlose Worte ein Buch zu schreiben und Spinnweben mit Geschütze abzufegen; — hier sey mein Ziel. Ich habe freilich schon auf wenige, geringe Zeilen in vielfacher Rede geantwortet. Aber mir schien, es müßte so seyn. Nehmen Sie dieß Ihrerseits als Probe, was dabei herauskäme, wenn man Ihnen, nach Ihrem eigenen Worte, Zeile für Zeile folgen, und an Satz und Beweis das anatomische Messer anlegen wollte. — Leicht geht die Rede in die Welt; — was der eigenen Herzensmeinung entgohren ist, das fließt glatt und ohne Widerspruch über die schnell bewegte Lippe, und drängt sich behende durch die fügsame Hand in die Schrift. Aber da draußen kommt es mit den Sachen, und mit der Wahrheit aneinander, und da pflegte man sonst die Gedanken und Meinungen zu bewehren und zu waffnen, und in echte Farbe zu kleiden, daß sie sich auswiesen als solche, die Recht haben, und sich ebenbürtig zeigten den anderen, welche die besseren Menschen vor uns als ihre geringen Mannen gestellt zum Dienste der ewigen Wahrheit, auf deren Domäne sie geboren waren. So hielten es seit Weltgedenken Alle, die da mit rechtem Herzen für die Wahrheit kämpften. — Was für Wehr und Waffen und Zeug haben Sie nun Ihren Gedanken mitgegeben? — welch ein unfreiwilliges, ungeheures Zeugniß für die Gerechtigkeit der Sache, die Sie anfeinden, daß ein Mann, der andre Dinge wohl gründlich zu nehmen weiß, und in manchem weltlichen Wesen ein Meister heißen mag, in so heilloser Seichtigkeit und schülerhafter Unwissenheit sich preis-

bieten muß, sobald er die frevelnde Rede gegen das Heiligthum wendet, und die Geschichte zu zwingen vermeint, daß sie ihm diene und den Mund der Aeltesten, daß er zeuge nach dem Gelüsten seines Herzens! — Haben die Eurigen noch nicht genug gethan, die Geschichte zu entehren, die Thatsachen zu decimiren, den Abgang durch wohleinexercirte Lügen zu ersetzen und das Gemenge abzurichten zu schlechtem Dienst nach der Absicht der Schreibenden, so daß Weiß Schwarz heißen mußte, und Schwarz Weiß, und Ja Nein und Nein Ja? Und kommt nun Heinrich Leo, Einer von denen, die es bemerkten und theilweise rügten, ein klein Theil zu rechte legten, und einige Lügen entlarvten, und will es ärger machen, denn die vor ihm waren? Hat er nun so blindes Zutrauen auf die Leute, die er kennt, und weiß er nicht, oder kann er sich nicht vorstellen, daß die betrügerischen Zwischenhändler im Fache der Profangeschichte, es im Felde der Kirchengeschichte, wo eigens ihres Thuns und Wollens war, tausend und zehntausendmal ärger gemacht haben. —

Was die obenangeführten Stellen betrifft, so sind die begegnenden, für sich klaren, zur nöthigen Antwort ausgehoben worden. Eine genaue Darlegung des gesammten Glaubensausdruckes der angezogenen Kirchenväter würde den Beweis ihrer unwandelbaren Einigung zur katholischen Kirche, als deren demüthige Kinder und Bekenner jene gelebt haben und gestorben sind, nur noch erschöpfender vorstellen; es wäre selbst im Einzelnen die größere Anzahl nicht minder deutlicher, oder noch deutlicherer Stellen nachzulesen, — aber es schien das Beigebrachte zu genügen. — Empfangen Sie gegegenwärtiges Schreiben als die historische Einleitung zu der von Ihnen in Anregung gebrachten Frage von dem Reichthum der Confessionen. Entnehmen Sie daraus zuvörderst, daß die Kirchenväter, die ersten Zeugen des Glaubens, die Apostelschüler, gehabt haben, was wir haben, und was Euch abgeht. — Ich muß Sie, wills Gott, noch einmal sprechen. In wie kurzer oder langer Frist vermag der Schreiber dieses,

bei der geringen Verwendbarkeit seiner Augenblicke, nicht zu bestimmen; die Frage geht um kein Interesse des laufenden Tages. — Auf das Weitere vollends die Würdigung Ihres rationalistischen Waffenzeugs. — Gott gebe Ihnen das Gute, ja das Beste, was ich Ihnen zu wünschen weiß.

XIV.

Die k. preußische Erklärung vom 31. Dec. 1838.

Zweiter Artikel.

Nachdem wir uns in dem Vorhergehenden über den Charakter der Irrungen zwischen dem Preußischen Kabinet und dem heil. Stuhle im Allgemeinen ausgesprochen haben, wollen wir hier noch einige Punkte insbesondere durch Erörterungen zur Sprache bringen, wozu uns die Berliner Erklärung vom 31. Dezember 1838 die Veranlassung bietet.

Man hat bekannter Maaßen die hohe Pforte, obschon sie unsers Wissens nicht einen einzigen den Koran bekennenden Unterthanen im ganzen Umfange der preußischen Staaten besitzt, mit ehrender Zuvorkommenheit veranlaßt, zu Wahrung der Interessen ihrer Unterthanen einen Gesandten in der preußischen Königsstadt zu accreditiren, dagegen hat man es sich dort bis auf den heutigen Tag noch nicht abgewinnen können, einen Nuntius des Statthalters Christi zuzulassen, obschon denselben fünf Millionen preußischer Unterthanen, auf eine auch von dem weltlichen Gesetze und durch Verträge feierlich garantirte Weise, in kirchlichen Dingen als ihr einziges rechtmäßiges Oberhaupt ehren und ihm hierin Gehorsam schuldig sind. Diese, protestantischen Vorurtheilen entspringende und nur auf Mißtrauen gegründete, Politik macht es nothwendiger Weise dem heiligen Stuhle ganz

und gar unmöglich sich unmittelbar durch Männer seines Vertrauens von den Wünschen, Hoffnungen und Bedürfnissen der seine Autorität anerkennenden Gläubigen in Kenntniß zu setzen, sie schiebt ein undurchdringliches Medium zwischen die Kirche in Deutschland und ihr Oberhaupt. Allein hiemit begnügt sie sich noch nicht, die, welchen sie jene einseitig betriebenen Unterhandlungen in Rom anvertraut, sind abermal Protestanten; und diese, die keinen Tropfen katholisches Blut in ihren Adern haben, sollen die Interessen von fünf Millionen Katholiken in Rom vertreten; und von ihnen, den Gegnern der Kirche, soll der Oberhirt erfahren, was seiner Heerde Noth thue, und welche Gefahr ihr drohe!

Wenn aber also die, welche als Abgeordnete die Unterhandlungen führen, gleich denen die als Minister zu Berlin ihnen ihre Instructionen ertheilen, und ebenso die aus den Provinzen zur Conferenz über die entstandenen Irrungen berufenen Regierungspräsidenten, wenn alle diese, sagen wir, ohne Ausnahme Protestanten sind, und wenn endlich im Falle die Katholiken das also einseitig, im Widerspruche gegen ihr Oberhaupt, Beschlossene nicht für verbindlich anerkennen, die Richter, welche über dieß sogenannte Vergehen gegen die Landesgesetze urtheilen, abermals der fast ausschließlichen Majorität nach, wie dieß bei dem Processe Binterims der Fall war, zur protestantischen Confession gehören: wie kann man alsdann erwarten, wenn noch irgend ein Gefühl für Billigkeit übrig ist, daß die Katholiken die Worte der Erklärenden mit voller Beruhigung hinnehmen sollen, wenn dieselben von dieser ihrer Verwaltung katholischer Angelegenheiten ihnen zurufen: „Sie ist fern und wird immer fern bleiben, jeder feindlichen oder übelwollenden Absicht gegen eine Kirche, deren Glauben sie ehrt, deren Freiheit sie anerkennt und schützt, so lange eine mißverstandene Ausdehnung dieser Freiheit den Gesetzen und Einrichtungen des Staates nicht gefährlich zu werden droht“. Sind, denn so fragen wir das Gerechtigkeitsgefühl

eines Jeden, bei so bewandten Umständen, dieselben nicht Gesetzgeber, Unterhändler, Kläger, Richter und Executoren Alles in einer Person; und von wessen Seite droht zumeist das Mißverständniß über zu weite Ausdehnung der Gewalt? Von Seite der Katholiken, die ganz und gar nicht vertreten sind, oder von Seiten der Protestanten, welche die legislative und executive Gewalt gänzlich sich beigelegt haben und das in einem Staate, wo die katholische Kirche keine rechtlose tolerirte ist, die um Gnaden betteln muß, sondern eine gleichberechtigte, und daher auch bei denen, die ihre Rechte garantirt, gegen Rechtsverletzung klagen kann.

So viel über die Unterhandelnden; was nun die Unterhandlungen selbst betrifft, deren Fruchtlosigkeit jene Erklärung beklagt, so hat man es nicht für gut befunden, die gestellten Friedensvorschläge mitzutheilen, wie die Erklärung denn überhaupt nur in allgemeinen Zusicherungen sich bewegend, durchaus nichts Positives, was allein zur Beruhigung dienen könnte, enthält. Aus den einzelnen Andeutungen, und namentlich aus der Darstellung des Verhältnisses der Regierung zum Erzbischof von Posen, ist jedoch ersichtbar, daß die Unterhandelnden ganz und gar ihrem obenbezeichneten, protestantischen Charakter gemäß diese Unterhandlungen geführt haben. Noch immer erscheint hier das Verfahren des Erzbischofs, der sich in der Ausspendung der Sacramente strenge an die Vorschriften seines Oberhauptes und die Grundsätze der Kirche halten will, als ein Verbrechen gegen die Landesgesetze, und es wird seinen untergebenen Priestern der Schutz des Staates zugesagt, im Falle sie sich gegen diese Vorschriften ihres Vorgesetzten auflehnen. Ein Grundsatz, der mit dem Gehorsam alle Disciplin in der Kirche auflösen und die Anarchie und Revolution in das Heiligthum einführen würde, zum gemeinsamen Verderben des Staates und der Kirche, im Falle man auf seiner Ausführung bestehen sollte, oder jene Priester nicht, wie es in der That in Posen geschehen ist, den unerbetenen Schutz gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt fort-

dauernd von sich weisen sollten. Und zwar geschieht dieß, nachdem eine Cabinetsordre an die rheinische Geistlichkeit im Januar des vorigen Jahrs alle die gemischten Ehen betreffenden Fälle eigens der Cognition der Bischöfe zugetheilt hatte. Doch über diesen Punkt ist von beiden Seiten so viel gesagt worden, daß wir die Einsicht und gerechte Würdigung des Gesagten billig der Zeit überlassen können. Insbesondere aber wird in der Erklärung auf Veranlassung der zweiten Allocution noch ein Punct berührt, den wir nicht mit Stillschweigen übergehen können, da er eine Lebensfrage der katholischen Kirche in Deutschland protestantischen Regierungen gegenüber betrifft. Es ist dies die von den preußischen Behörden unter Androhung sofortiger Abführung auf die Festung verbotene unmittelbare Communication mit Rom und die Weise wie von Seiten dieser Behörden die ganz in ihre Hand gelegte Vermittelung zwischen Deutschland und dem heil. Stuhl gehandhabt wird.

Daß die Regierung mit Recht von Seiten der Kirche und ihres Oberhauptes erwarten darf, daß der heilige Stuhl sie über Dinge, die das gemeinschaftliche Interesse berühren, in Kenntniß erhalte, wird kein Billiger in Abrede stellen, da ja das Verhältniß von Staat und Kirche keineswegs ein feindliches, sondern ein zum gemeinsamen Besten sich wechselseitig unterstützendes und förderndes seyn soll. Wird aber diese billige Forderung so weit ausgedehnt, wie es hier geschieht, daß ein protestantisches Ministerium alle und jede Verbindung der Katholiken und namentlich ihrer Bischöfe mit ihrem rechtmäßigen Oberhaupte so in seine Gewalt gestellt verlangt, daß es einzig und allein von seiner protestantischen Einsicht und seiner absoluten Willkühr abhängt, ob es Gesuche und Anfragen von Seiten der Bischöfe an den heiligen Stuhl, oder umgekehrt Bescheide und Mittheilungen des letzteren an jene, sey ihr Inhalt welcher er wolle, befördern oder zurückhalten kann: so leuchtet es wohl dem blödesten Auge ein, daß alsdann den Katholiken nur die Wahl zwischen Zweien bleibt: entweder solchen Anordnungen sich zu unterwerfen und mit

der Anerkenntniß dieses summus episcopatus protestantischer weltlicher Minister auf die Existenz ihrer Kirche zu verzichten, oder gegen die Verbindlichkeit derselben zu protestiren und als vorgebliche Empörer gegen die Staatsgesetze der darauf verhängten Strafen von Richtern, wie die obenbezeichneten Binterims, gewärtig zu seyn. Daß wir den Umfang der Prätensionen der weltlichen Gewalt hierin nicht mißverstanden haben, davon gibt uns die Erklärung selbst zwei höchst eclatante Beispiele, die ihre Verderblichkeit vollkommen ins Licht stellen.

Als nämlich der Erzbischof Dunin einerseits durch die abmahnende Stimme seines Gewissens beunruhigt, andererseits von der Regierung und ihren dictatorischen Forderungen bedroht, in diesem Zwiespalte das bescheidene Gesuch stellte: es möge ihm erlaubt werden, bei seinem Oberhirten anzufragen, ob diese Forderungen auch den Dogmen seiner vom Staate anerkannten Kirche nicht zuwider seyen; da wurde ihm dieß, was man dem Erzbischof von Köln früher angeboten hatte, abgeschlagen. Das protestantische Ministerium erkannte also factisch sich die Entscheidung zu, und decretirte durch Nichtgestattung der Communication, daß jene Praxis, von welcher der Erzbischof fürchtete, sie beruhe auf Mißbrauch, mit den Dogmen seiner Kirche verträglich sey. Der eigentliche Grund aber zu diesem Mißbrauche der beigelegten Befugniß, den es auch selbst eingesteht, war eben wieder ein rein protestantischer. Es fürchtete von einer ungünstigen Entscheidung den Beginn eines Kampfes gegen die mißbräuchlich eingeführte Praxis.

Der zweite, in der Erklärung angeführte Fall ist fast noch greller und dürfte auch dem Kurzsichtigsten die Augen öffnen. Nachdem nämlich der heilige Stuhl in Folge vielfacher vorhergegangener Untersuchungen durch ein Breve, dessen Publication abermals in Berlin nicht zugelassen wurde, die hermesische Lehre für unkatholisch erklärt hat; nachdem alle Versuche der beiden hermesianischen Abgeordneten in Rom

fruchtlos geblieben sind, und nur die erneute Aufforderung zur Unterwerfung der Anhänger jener Lehre unter das gefällte Urtheil zur Folge gehabt haben; nachdem sich nun endlich die Professoren von Trier diesem so oft und ernstlich ausgesprochenen Gebote des heiligen Stuhles und den Wünschen aller Katholiken gemäß dem Spruche unterwerfen, ihren Gehorsam unter die Autorität der Kirche erklären, und diese nur kirchliche Dinge betreffende Erklärung dem Ministerium nach Berlin einsenden, damit dasselbe ihr Oberhaupt von der Erfüllung in Kenntniß setze, das Mißtrauen aufhöre und der bedauerliche Zwiespalt sein Ende finde: hält dieses Ministerium, seinem Geiste getreu, abermals diese rein dogmatische Unterwerfungsacte theologischer Professoren zurück; also daß man glauben könnte, es lege sich nicht die Beförderung der Communication mit Rom, sondern vielmehr ihre Nichtbeförderung bei. Die Gründe, die es zur Rechtfertigung dieses außerordentlichen Verfahrens in der Erklärung anführt, sind so auffallender Art, daß ihre Anführung zur Bezeichnung ihres Charakters völlig genügt. „Die königliche Regierung", heißt es hier, „konnte sich um so weniger bewogen finden, dieselbe (die Unterwerfungsacte nämlich) nach Rom zu befördern, als sie, das Breve vom 26. Sept. 1835 ignorirend, auf keine Weise dazu beitragen durfte und wollte, das Parteiwesen über eine Frage, welche der päbstliche Hof selbst als erledigt zu betrachten wünscht, wieder aufzuregen"!!! Der Streit über die Richtigkeit einer aufgestellten Lehre erscheint hier als Parteiwesen, das Urtheil des heil. Stuhls wird ignorirt, und die Unterwerfung, die den Streit erledigen soll, wird nicht befördert, weil der heilige Stuhl, der das Urtheil gesprochen und der Unterwerfung entgegenharrt, den Streit als erledigt zu betrachten wünsche, und die Regierung denselben durch Mittheilung der Unterwerfung nicht wieder aufregen will! Wir würden die Einsicht unserer Leser zu beleidigen fürchten, wenn wir uns noch irgend einer wei-

tern Bemerkung zu diesen Worten und den darin behaupteten Thatsachen erlaubten.

Um den Charakter dieser Forderungen übrigens ganz zu würdigen, darf man sich nur vergegenwärtigen, wie dieselbe protestantische weltliche Gewalt, die hier ein so unbedingtes Monopol über die Communication aller Katholiken mit ihrem geistlichen Oberhaupte in Anspruch nimmt, es als eine unerträgliche Priesteranmaaßung mit der größten Indignation zurückweisen würde, wenn der heilige Stuhl es sich je sollte einfallen lassen, auch mit der größten Bescheidenheit die vorherige Communication irgend eines ihrer Gesetze in weltlichen Dingen, wie nahe es auch sonst indirect die Moral und die Interessen der Kirche berührte, zu begehren, oder gar sein Gutachten darüber abzugeben.

Doch auch hiermit begnügt man sich noch nicht; nicht nur die Communication Roms mit seinen Bischöfen, sondern auch die der Bischöfe selbst mit ihren Priestern und den Gläubigen, auch sie soll auf gleiche Weise dem unbeschränkten Gutdünken von Ministern einer andern Confession unterworfen seyn, so daß diese sich also überall zwischen die Gelenke des kirchlichen Organismus einschieben und von einer freien Bewegung, die man ihr verheißt, auch nicht dem Scheine nach mehr die Rede seyn kann. Wobei endlich nicht zu vergessen ist, daß jene Bischöfe selbst unter dem directesten Einfluß erwählt werden, und ihre Sitze jahrelang, wie gegenwärtig der von Trier, erledigt stehen, sobald man sich nicht über eine Person des vollen Vertrauens verständigen kann.

Nicht minder wie das Reden, ist auch das Schweigen der Erklärung bezeichnend. Oder muß es etwa nicht jeden überraschen, daß sie den Gefangenen von Minden, dessen doch die zweite Allocution, die sie beantworten will, gleichfalls gedenkt, mit tiefem Schweigen übergeht. Ueber ihn, den Gegenstand der Sorge so vieler Gemüther, den die öffentliche Anklage der Beziehung zu zwei revolutionären Partheien beschuldigte, über ihn so wie über Michaelis schweigt sie nach

dreizehnmonatlicher Gefangenschaft, ohne seine Schuld oder Unschuld auszusprechen. Sie enthält nichts zur Lösung jenes Zweifels, der, Protestanten wie Katholiken, aufstoßen muß, wenn sie sehen, wie der, welcher seinen Beitritt zu der geheimen Convention doch jeden Falls in Abrede gestellt, in gefänglicher Haft gehalten wird, während jene, welche sie wirklich unterzeichnet und dem Beispiele des Gefangenen von Minden folgend, sie widerrufen haben, nach einem andern Maaße der Gerechtigkeit behandelt werden. Dies Alles, so wie das Schicksal seiner verwaisten Diözese, übergeht sie mit gänzlichem Schweigen.

Nach solchen Forderungen von einer Seite, die noch überdieß alle materielle Gewalt einzig und allein in ihrer Gewalt hat, und, ohne ihre Gründe anzugeben, freien Gebrauch davon macht, während die andere nur leidenden Widerstand und das Berufen auf ihr gutes Recht ihr entgegensetzen kann, ist es wohl überflüssig, zu fragen, wer in diesem Kampfe der Unversöhnliche sey, wer Maaßloses, die Schranken seines Bereiches Ueberschreitendes fordere, und wer zum eigenen Verderben den Frieden und die Eintracht durch seine Principien gefährde.

Seitdem diese Erklärung erlassen worden, hatte verlautet, daß man zu Billigerem sich verstehen wolle, und zum Besten der Kirche und des Staates wollen wir auch jetzt diese Hoffnung nicht aufgeben, denn daß bei dem Beharren auf den obigen Forderungen nie an eine Aussöhnung dieses traurigen Streites, dessen Folgen bei irgend einer politischen Catastrophe für das Schicksal von Deutschland unberechenbar sind, zu denken ist, darüber dürften wohl alle, die ein Gefühl für Billigkeit und Gerechtigkeit bewahrt haben, mit uns einverstanden seyn. Milde und Versöhnlichkeit proclamiren, und daneben schreiende Härte und aufregende Gewalt fortdauernd in Uebung erhalten, ist der Weg, der gerade aus zum Verderben führt, und die, welche dazu Rath und Anschlag geben, sind zugleich Werkzeuge und Boten des Nahenden. Eine Auf-

lösung der gesammten Organisation der Kirche müßte bei der Durchführung dieser Grundsätze, wenn sie gelänge, die Folge seyn; wie dieß der Rücktritt des Fürstbischofs von Breslau, von dem eben verlautet, des Letzten, der noch geschwankt, mehr als alles Andere beweist. Es würde nothwendiger Weise die Meinung Wurzel fassen, das Lebensprincip des preußischen Staates und der katholischen Kirche seyen sich feindlich bis auf den Tod entgegengesetzt und zwischen beiden sey den Unterthanen die Wahl gestellt. Eine Meinung die factisch zu widerlegen das Interesse aller fordert, denen das Schicksal Deutschlands und jener Monarchie am Herzen liegt. Da überdieß aber auch jene Erklärung nicht die Unterschrift eines, geschweige denn aller Minister trägt, so steht es uns zu unserm Troste noch frei, anzunehmen, daß die darin entwickelten Grundsätze nicht die aller Rathgeber der Krone seyen, und daß man sich den Forderungen der Gerechtigkeit nicht ferner entziehen werde.

XV.

Die Elberfelder Zeitung und der Bischof von Gent.

Wessen Gedächtniß noch über die letzten sechs bis sieben Jahre hinausreicht, wird sich zu erinnern wissen, daß der Abbé de La Mennais eine Lehre aufstellte, die wenn sie in die Massen des katholischen Volkes eingegangen wäre, dem monarchischen Bestande der Dinge in Europa vielleicht mit einem Schlage ein Ende gemacht hätte. Denn tiefer und gefährlicher ist noch niemals der Hebel unter das gesammte Gebäude unsres geselligen Zustandes gelegt worden, als durch die Doctrin des beredtesten unter den modernen Schriftstellern Frankreichs, durch jene Doctrin, die im Wesentlichsten darauf

hinauslief, daß man der Staatsgewalt, die sich vom Gesetze Gottes absolvirt habe, im Namen derselben Grundsätze Gleiches mit Gleichem vergelten solle, und daß, weil sie die Kirche als die höhere von Gott gesetzte Macht knechte und unterdrücke, andererseits auch die Völker von der Treue und dem Gehorsam losgesprochen seyen, welche sie den Fürsten und Obrigkeiten dieser Welt schuldig sind. — Es ist bekannt, daß es einen Augenblick gab, wo diese furchtbare Lehre der Islam des 19ten Jahrhunderts zu werden drohte, und der Erfolg derselben ließ sich in einer Zeit, die an allen socialen Banden feilte, nicht berechnen, als sich plötzlich die drohende Woge an dem Felsen Petri brach. — So wie Rom das ernste Wort der Mißbilligung und Verwerfung über die verderbliche Lehre gesprochen, sah der Stifter derselben sich von seinen nächsten und eifrigsten Schülern verlassen, und sein fortgesetzter Kampf gegen die Autorität des Statthalters Christi auf Erden diente nur dazu, die Macht der Wahrheit glänzend zu verherrlichen, die heute, wie alle Zeit, in der Kirche wohnt. Wenn also jene allerdings große und dringende Gefahr dermalen von der fürstlichen Herrschaft abgewendet ist, so verdankt Europa dieß demselben Papste, den die preußische Staatszeitung heute beschuldigt: daß er die Fackel des Aufruhres am Altare anzünde.

Nichts desto weniger haben sich in der aller neusten Zeit wiederum Spuren und Nachwehen jenes Irrthums in einem Lande zu zeigen begonnen, welches vor allen andern, durch das Zusamenwirken einer Reihe von Umständen, beim ersten Hervortreten des Lamennaiismus der bereite Boden für diese giftige Pflanze gewesen war. — Sechszehn Jahre lang hatte die holländische Regierung alles Erdenkliche und mit menschlichen Kräften irgend Realisirbare gethan, die Gesinnung ihrer südlichen Unterthanen im Sinne der neuesten religiösen und politischen Aufklärung zu bearbeiten: nicht bloß fand, was irgend dazu dienen konnte die christliche Ueberzeugung der Bewohner jener Lande durch Spott zu kränken, durch

Zweifel und Sophismen wankend zu machen, Aufnahme und sichere Zufluchtsstätte, — sondern es ging damals, wenn unser Gedächtniß uns nicht täuscht, die gemeine Sage in der diplomatischen Welt: — daß mit den, aus Frankreich vertriebenen Königsmördern auch die obligaten Doctrinen rothmütziger Freiheit und Gleichheit ihren Sitz in dem Lande aufgeschlagen hätten, was heute Belgien heißt, und daß Brüssel unter der legitimen Regierung des Königs der Niederlande einer der Hauptheerde der Revolution in Europa geworden sey. — Nachdem dann endlich die Drachenzähne aufgegangen waren und, wie es zu geschehen pflegt, das Unheil zuerst die Hand geschlagen, die es gesäet hatte, war es die verhöhnte, geschmähte, zertretene Kirche, der das Geschäft anheimfiel dem Uebermaaße des Unheils zu wehren und insbesondere jene falsche, dem gesammten Europa Gefahr drohende Allianz zwischen der Vertheidigung kirchlicher Interessen und der entschieden revolutionären Doctrin wieder aufzulösen, in die sich die Schule La Mennais' geworfen hatte. Dieß überaus schwierige Geschäft gelang ihr zwar unter der Aegide der oben erwähnten Entscheidung des heiligen Vaters, und Niemand hat seitdem in Belgien, wie anderswo, gewagt, sich offen für La Mennais zu erklären. Allein in der Verwirrung der neuesten Zeit sind, wie oben gesagt, dennoch wiederum in manchen flanderischen Journalen Stimmen laut geworden, die, ohne den Namen des Urhebers zu nennen, die Irrlehre La Mennais erneuerten und unter dem Deckmantel des Eifers für die Freiheit der Kirche den Haß des Königthums und der weltlichen Autorität, als solcher, predigten.

Einer so argen Verfälschung der Wahrheit gegenüber konnten die Hirten der Kirche nicht schweigen und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit wiederum wie in jenem Lande, nachdem die schützende und ordnende königliche Gewalt beinahe gänzlich erloschen ist, die Kirche allein den Triumph des allerwildesten Radicalismus zurückzuhalten vermag. Von einer Beschränkung jener Journale durch weltliche Mittel konnte

in Belgien begreiflich keine Rede seyn; der unumschränkten Preßfreiheit gegenüber mußte die irdische Polizei sich absolut machtlos und incompetent erklären. Aber die Macht der Kirche war darum noch nicht erschöpft und die Verhandlungen, welche zwischen dem Bischofe von Gent und den Redactoren des Journal des Flandres statt fanden, bewiesen einerseits: daß Jener seine Aufgabe richtig erkannte und andererseits: daß auch die Unbändigkeit der Presse eine moralische Macht, wo sie wirklich vorhanden ist, — mehr fürchte als jede bloß äußerlich polizeiliche. — Der Bischof hat keine Gewalt und kein Recht, von Staatswegen das Erscheinen der anrüchigen Journale zu verbieten; wohl aber ist er auf dem Gebiete des Gewissens der Stellvertreter des Herrn und er kann als kirchlicher Oberhirt den Priestern das Mitarbeiten an jenen Journalen, so wie die Beförderung, Empfehlung und Verbreitung derselben untersagen, bei den Laien aber dahin wirken: daß sie das, von der Kirche verworfene Blatt zu lesen aufhören. Endlich ist er befugt durch seine Erklärung die Meinung des Publikums zu widerlegen, welches in jenen Zeitschriften katholische Organe zu erblicken glaubte. — Mit diesen Maaßregeln hat der Bischof zuvörderst der Redaction der lamennaiistischen Blätter gedroht; diese zeigten sich zwar bereit: seiner Censur die Artikel zu unterwerfen, die sich ausschließlich mit Religion beschäftigen würden, behielten sich jedoch genau in derselben Weise, wie einst Lamennais dem Papste gegenüber, — die Politik in ihrer ganzen Ausdehnung zur völlig freien Bearbeitung und Ausbeutung vor. In der That würden sie sich damit die Erreichung ihres Zweckes vollkommen gesichert haben, da gerade die Politik das Feld war, auf welchem sie die schlechte Saat irriger religiöser Lehren auszustreuen suchten. Da jedoch der Bischof dieß ebensowohl einsah, hat er die oben erwähnten Androhungen in sofern in Erfüllung gehen lassen, daß er allen, seinem Gehorsame unterworfenen Priestern verboten hat, an jenem Blatte schreiben zu helfen oder es ferner zu lesen. — Ob er

die weitere Erscheinung desselben hindern, ob er eine Veränderung der bisherigen Tendenz desselben bewirken könne, steht dahin; was er aber gehindert hat, und hindern mußte, ist der Irrthum treuer aber ununterrichteter Katholiken, daß jene Blätter die kirchliche Lehre enthielten und im kirchlichen Geiste redigirt seyen. —

Dem beschränktesten Verstande muß hierbei nun so viel einleuchten, daß der Bischof von Gent kein Freund oder Beförderer der antimonarchischen und revolutionären, geistigen Strömung sey; ja, daß er sich um die Ordnung und den Frieden der Welt, so viel irgend in seinen Kräften stand, wohl verdient gemacht habe. — Dafür wird er dann auch, wie billig, von den revolutionären Journalen in Belgien hart angelassen, die recht wohl wissen, was sie wollen und die Unterdrückung der lamennaiistischen Lehre, von ihrem Standpunkte aus mit vollem Rechte, als Attentat gegen ihre revolutionären Zwecke schmähen. — Dieß begreift sich, und ist der Mühe kaum werth, besprochen zu werden. — Was aber von ganz Europa beherzigt und in seiner vollen, tiefen Bedeutung begriffen zu werden verdient, ist die Haltung, welche die unter königlich preußischer Censur erscheinende Elberfelder Zeitung, — bekanntlich eine der wenigen, denen es gestattet ist, raisonnirende Artikel (jedoch nur im antikatholischen Geiste) aufzunehmen, — in dieser Sache beobachtet. — Sie stellt sich rein und einfach auf die Seite der hyperdemokratischen Lehre La Mennais und eifert, ohne eine Anwandlung von Schaam und Gewissen, und ohne die herbe Satyre auf die in Preußen übliche Censur, die in ihrem Gebahren liegt, zu merken, für die allerwildeste und schrankenloseste Licenz der Presse. — „Die größte Preßfreiheit herrscht, sagt sie, in Belgien, und gewisse deutsche Blätter erklären diese Freiheit für ein heiliges Gut. Auch La Mennais hat so gedacht. Allein diese Blätter, und mehr noch diejenigen, welche ihren Einfluß auf sie üben, verstehen unter Preßfreiheit diejenige Freiheit der Presse, alles zu drucken, was ei-

ner gewissen Parthei angenehm ist, alles Andere müsse untersagt werden. Daß der belgische Clerus so gesonnen ist, haben wir oft nachgewiesen; jetzt ist ein auffallender Beweis dafür eingetreten. In Gent ist man bekanntlich nicht so eifrig, und der Handelsstand hat seit 1830 nicht gewonnen: es erscheinen dort Blätter von allen Farben. Sobald Hr. Delebecque der neue Bischof von Gent wurde, ließ er einen Geistlichen, einen der Actionärs des Journals des Flandres (hierarchisch-revolutionär) zu sich rufen, sagte ihm, er wolle in Gent nur ein katholisches, in französischer Sprache geschriebenes Blatt haben, der Constitutionel des Flandres habe schon eingewilligt. Die Eigenthümer des Journals erklärten, sie wollten hören, welche Bedingungen der Bischof mache. Vierzehn Tage nach dieser Erklärung erwiderte der Bischof, die beiden Blätter sollten sich verbinden, unter verantwortlicher Leitung des Redacteurs des Constitutionel, die Commission deßhalb habe aus zwei vom Bischofe gewählten Geistlichen und zwei Laien zu bestehen; die Hälfte der Actien des Journals solle dem Bischof cedirt werden, wenigstens vier Setzer vom Constitutionel müßten dabei angestellt werden, der ebenfalls erscheinende „Vaderlander" solle fortbestehen. Das Journal konnte dieß nicht annehmen, und mehrere Mitglieder der Repräsentantenkammer beschwerten sich deshalb bei Monsignor Fornari. Eine Woche später zeigte der Bischof an, er werde am 26. Nov. ein Rundschreiben gegen das Journal erscheinen lassen: es erschien indessen nicht und man suchte zu vermitteln. Endlich schlug man vor, das neue Blatt solle „Echo des Flandres" heißen, unabhängig seyn, ein Geistlicher solle die bischöfliche Censur haben und die berathende Stimme bei der Redaction; dieß alles gefiel dem Bischofe, der sogar dareinwilligte, daß die Theilnahme des Geistlichen an der Redaction nicht stattfinden möchte. Am 13. Dec. erklärte er aber auf einmal, der Geistliche müsse mitredigiren, sonst höre alles auf. Am 17. erklärte ihm ein Eigenthümer, man wolle gern einen Censor des Bischofs in katholisch-ortho-

dorer Hinsicht annehmen, aber politisch unabhängig könne das Blatt nicht seyn, wenn es fernere Einwirkung zugebe. Am 21. Dec. hat nun der Bischof Ludwig Joseph von Gent den Bann über das Journal des Flanders und den Vaderlander ausgesprochen: die Geistlichkeit der Diöcese Gent darf diese politischen Zeitungen weder redigiren, noch verbreiten, weder unterstützen noch lesen. Diese beiden Blätter haben nun die Gewißheit, zu Grunde zu gehen — aber wir müßten uns sehr irren, oder es steht in der belgischen Constitution die Preßfreiheit als staatsgrundgesetzliche Bestimmung!" Wir können dem preußischen Blatte zum Troste die Versicherung geben: daß dieser Artikel der belgischen Constitution, für den sich seltsamerweise das Organ des Absolutismus zu ereifern die Miene giebt, dadurch im geringsten nicht angefochten wird, wenn der Bischof die seiner Leitung und seinem Gehorsam untergebenen Priester verhindert, revolutionäre Blätter zu schreiben und zu lesen. Wenn es in den Ländern der Gewerbefreiheit Häuser der Freude giebt, so folgt daraus nicht auch, daß jeder Vater seinen Söhnen sie zu besuchen gestatten müsse. — Aber Zeitgenossen und Nachwelt werden aus jenem, vielleicht nicht ganz reiflich überlegten Geständnisse die Ueberzeugung schöpfen, was von dem Ernste und der Aufrichtigkeit gewisser protestantischer Declamationen gegen die revolutionären Richtungen in Belgien zu halten sey! Das Factum des offenen Partheinehmens für den allerunverholensten Demokratismus, sobald er nur in Opposition gegen die Kirche tritt, von Seiten einer preußischen, censurirten Zeitung spricht unzweideutiger unsere Meinung aus, als Worte es vermöchten. Aber auch die preußische Staatszeitung vom 4. Januar *)

*) Der betreffende Artikel lautet wie folgt:

„Lüttich 29. Dec. Das Journal de Liege enthält über die Vorgänge in Gent und über die Eingriffe, die sich der dasige Bischof gegen die Freiheit der Presse gestattete, einen sehr ausführlichen Artikel, in welchem es unter Anderm heißt: „Was in Gent jetzt vorgeht, verdient die Aufmerksam-

schließt sich dem Elberfelder Blatte würdig an, wie es sich, nachdem sie schon vor einem halben Jahre das Protectorat

---

keit des ganzen Landes. Die von Hrn. Delebecque, Bischof von Ost-Flandern, laut verkündigte Absicht die Presse zu unterdrücken und ihre Bahn ihr vorzuzeichnen, eine Absicht, die man auch auszuführen versucht hat, ist keine der uninteressanteren Episoden in der Geschichte des Belgischen Clerus seit fünfundzwanzig Jahren". Das Journal weist nunmehr darauf hin, wie im Jahre 1814 der damalige Bischof von Gent, Fürst von Broglie, im Namen der belgischen Geistlichkeit in einer an den Wiener Congreß gerichteten Vorstellung die Beschränkung der Religions-Freiheit, die Ausdehnung der priesterlichen Gewalt, die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens und des Zehntens, so wie die Abschaffung der Preßfreiheit verlangt habe. Zwar hätten in der Periode von 1825 bis 1831 die Organe der klerokratischen Parthei in Belgien ganz andere Grundsätze aufgestellt, und unbedingte Freiheit des Unterrichts und der Presse verlangt; dieß seyen jedoch bloße Maskeraden gewesen, die man, den damaligen Umständen gemäß, für nothwendig gehalten; jetzt werfe man die Maske wieder ab und zeige sich in seiner wahren Gestalt, als Feind der Bildung, des Zeitgeistes und des Fortschrittes. Bereits im Jahre 1832 habe der Bischof van Bommel verlangt, ihm alle Bücher zur Prüfung vorzulegen, die irgendwie beim Elementar-Unterricht benutzt werden. Die Gesellschaft zur Verbreitung von Elementarbüchern erbot sich vergebens, alles auf die Religion Bezügliche dem Bischof zur Genehmigung vorzulegen; dieser verlangte jedoch auch die geographischen und die Rechenbücher, und ließ am Ende durch sein bekanntes Organ in Lüttich sämmtliche, von jener Gesellschaft herausgegebene Schulbücher in den Bann thun. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo der klerokratische Einfluß in Europa mehr Spielraum zu gewinnen suche, als in irgend einer Epoche der neuern Geschichte, scheine der belgische Clerus gar keine Rücksichten mehr, wie er sie früher beobachtet, noch für nöthig zu halten. Er verbiete jetzt sogar Blätter, die immer von Geistlichen redigirt worden, bloß weil diese der vorherrschenden Parthei der Jesuiten und Kapuziner mißfällig seyen. Das Journal de Liège prophezeiht hieraus eine Entzweiung des Bischofs mit der niedern Geistlichkeit, und meint, daß dieß dem

über den Straßenaufruhr übernommen, als er gegen katholische Priester gerichtet war, — nicht füglich anders erwarten ließ. — Fern sey es von uns, mit einer solchen Politik zu rechten, denn so ausbündigen Staatskünstlern gegenüber wäre jedes Wort der Warnung, jede Bitte um vernünftige Ueberlegung oder um Schonung der eigenen Ehre wie der allgemeinen Interessen Europa's eitel verlorne Mühe; nur constatirt müssen jene Thatsachen werden, damit, wenn sie einst ihre naturnothwendigen Früchte tragen, diejenigen, die dann berufen seyn werden die Geschichte zu schreiben, nicht lange nach den Gründen dessen zu forschen brauchen, was sie der Nachwelt zu berichten haben werden.

Ersteren von wesentlichem Nachtheil seyn könne. In der That haben sich bereits einzelne Stimmen im „Journal des Flandres" vernehmen lassen, die den Grundsatz verkünden, daß der Bischof ihnen (den Geistlichen) zwar in Sachen der Religion, aber nicht auch in denen der Politik Vorschriften ertheilen könne. Belgische Blätter machen darauf aufmerksam, daß die geistliche Censur hier zu Lande bereits mehr geübt werde, als man zu wissen scheine. Abgesehen von den bekannten Organen der Klerokratie in Lüttich, Gent und andern Orten, haben sich auch Zeitschriften, wie die „Revue de Bruxelles" und die Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher freiwillig der geistlichen Censur unterworfen".

Besondere Anerkennung verdient die selbstgefällige Schlauheit, mit der das Staatsblatt zwar einerseits dem Leser das Urtheil, von welchem man will, daß er es fällen soll, auf die Zunge legt, andrerseits aber doch die eigene Meinung nur so weit durchschimmern läßt, daß immer noch halb und halb die unrühmliche Ausflucht offen bleibt: man habe ja nur, was belgische Blätter sagen, berichten wollen. — Wahrscheinlich wird dieses eben so redliche, als von tiefer Einsicht zeugende, einer Staatszeitung ganz besonders wohl anstehende Mittel der Vertheidigung uns jetzt siegreich entgegen gehalten werden.

XVI.

Die Berliner allgemeine Kirchenzeitung und der Erzbischof von Köln.

Der vacirende Bonner Professor H. Rheinwald hat das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, d. h. nachdem ihm die Redaction der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung niedergelegt worden, tritt er nun in der, einem ehemaligen Professor der Theologie angemesseneren, Würde eines Redacteurs der Berliner allgemeinen Kirchenzeitung auf, deren erste Probeblätter vor uns liegen.

Der Verfasser „der Wanderungen eines sächsischen Edelmanns" beginnt sein Blatt mit der Einweihung des Saales der Missionsstunden zu Berlin am 18. Dec., es folgt alsdann, wie es scheint als Frucht jener Missionen „die Einweihung der Kirche und des Gottesackers, die Installirung des Predigers, und die in Gegenwart des Tiroler Comités vorgenommene Einweihung der durch die Gnade seiner Majestät neubegründeten Schule der eingewanderten „evangelischen" Zillerthaler in Schmiedeberg, mit der schließlichen Bemerkung, die damit verknüpfte Prüfung sey zur Zufriedenheit aller Anwesenden ausgefallen". Unsere Nachrichten über die Examinirten lauten nicht so ganz befriedigend, wovon vielleicht ein andermal mehr. Nach dieser triumphirenden Nachricht tritt die Berlinerin sogleich als Bellona gegen die historisch-politischen Blätter in die Schranken. Wegen des Artikels „Mißstimmung am Rheine" giebt sie uns nichts Geringeres Schuld, als „daß wir Verwirrung und Unordnung predigten, statt zu besänftigen aufreizten, statt den Frieden zu verheißen mit Verwüstung drohten, und durch Ermahnung selbst zur Ge-

duld die Ungeduld und Erbitterung nährten, weil wir das Geistliche mit dem Weltlichen, das Göttliche mit dem Menschlichen in ebenso irriger als boshafter Weise vermischten und für die innersten Heiligthümer des Geistes den Schein äußerlicher und dazu fremder Freiheit entzündeten". Auf diese Beschuldigungen des Bonner Professors erwidern wir: daß wir keine Gemeinschaft mit der Revolution haben, das haben wir unsern Lesern nicht nöthig zu sagen, diesem Berliner Kirchenzeitungsschreiber es aber zu wiederholen, halten wir unter unserer Würde. Was wir verlangen, ist unser gutes Recht; aber kein unsichtbares überirdisches für eine unsichtbare überweltliche Kirche, sondern ein wirkliches, positives Recht, wie es uns in den Friedensschlüßen und in der Bundesacte zugesichert ist; die freche Verläumdung aber, daß wir Verwirrung und Unordnung predigten, können wir um so mehr mit Stillschweigen übergehen, da die historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland sich niemals so weit vergessen haben, den Pöbelscandalen zu Köln zu applaudiren, wie dieß der Allgemeinen preußischen Staatszeitung geschehen ist, als der Redacteur der Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung mit den Kreuzstürmern und Kirchenschändern von Tilfs fraternisirte.

Weiter enthält die erste Probenummer eine Correspondenznachricht aus Oesterreich, die also lautet: „Wien 21. Dec. Ein K. K. Kommissarius hat den Allerh. Ortes verfügten Aufhebungsbefehl des Carmeliter-Klosters in der Leopoldstadt exequirt. In den ihm übergebenen Ordenskassen fanden sich 600,000 fl. C. M. in Papieren, baar 6000 fl., die noch übrigen 8 Conventualen gehen nach Linz ab; in ihr Kloster sind vorläufig die Dominikaner, deren Wohngebäude der Staat bedarf, transferirt worden"

Die Absicht dieser, mit so viel Zuversicht gegebenen Notiz, ist offenbar keine andere, als Oesterreich, das katholische Oesterreich, als mitschuldig der Tyrannei und der Beraubung der Kirche darzustellen. Allein der wandernde sächsische Edel-

mann hat sich wieder in den Factis verirrt. Es ist nämlich allerhöchsten Ortes keine Aufhebung des Carmelitenklosters in Wien verfügt und mithin auch keine exequirt worden. In den Ordenskassen haben sich ferner keine 600,000 fl. C. M. in Papieren (sondern höchstens der dritte Theil als Stiftungskapital für fromme Zwecke), gefunden, ja es hat sich überhaupt nichts darin „gefunden", da man nur zu genau wußte, was darin war. Auch sind jene nicht gefundenen 600,000 fl. nicht als Eigenthum übergeben worden, da sie das reservirte Eigenthum der nicht aufgehobenen und nur provisorisch nach Linz versetzten Carmeliter bleiben. Endlich sind die Dominikaner nicht vorläufig in das nicht aufgehobene Kloster transferirt worden, auch ist keine Rede davon daß der Staat die Wohngebände der nicht transferirten Dominikaner bedürfe. Sollte sich also die Berliner Allgemeine Kirchenzeitung neben ihren Partheizwecken noch irgend wie für die Wahrheit interessiren, so ersuchen wir sie, diese Dementis nicht unberücksichtigt zu lassen.

Die Krone setzt aber dieses Blatt offenbar seiner Polemik auf, wenn es die zweite Nummer mit folgendem Correspondenzartikel aus Würtemberg beginnt: „Ludwigsburg 27. Dec. Wie wenig Störung in unserem Lande die gemischten Ehen verursachen, mag Ihnen ein in unserer Nähe vorgekommener Fall zeigen. Der Chirurgus zu T., ein Katholik, verlobte sich mit einem protestantischen Bauernmädchen aus einem benachbartem Dorfe, die Verwandten der Braut nahmen Anstoß an diesem Schritte, und brachten das Mädchen dahin, sich durch einen vor der Ortspolizeibehörde geschlossenen Contract zu bedingen, daß alle Kinder evangelisch erzogen werden müßten. Der katholische Pfarramts-Verweser auf H. A. trug nicht das mindeste Bedenken, die Ehe kirchlich einzusegnen. Die Sache hat bei unserem evangelischen Landvolke, welches dergleichen nicht indifferent zuzusehen pflegt, einen guten Eindruck hinterlassen."

Wir wissen nicht, ob es sich mit diesem „in unserer Nähe vorgekommenen Falle, mit dem Chirurgus zu T. und dem katholischen Pfarramts-Verweser zu H. A. „nicht ebenso verhält, wie mit dem zu Wien auf allerhöchsten Befehl nicht aufgehobenen Carmelitern und ihren 600,000 fl. C. M., und den vom Staate benöthigten Dominikaner Wohngebäuden. Wir wollen aber annehmen, es verhalte sich alles ganz genau so, wie es hier gemeldet wird: dann können wir uns nicht genug wundern, wie die Berlinerin übersehen konnte, daß der Erzbischof von Köln einzig und allein deswegen auf der Festung sitzt, weil er über die gemischten Ehen ganz ihre Gesinnungen, versteht sich von dem katholischen Standpunkte aus, theilte. Denn wenn die Verwandten eines katholischen Bauernmädchens, daß sich mit dem protestantischen Chirurgus zu T. verlobt, daran Anstoß genommen und dieselbe vor die Ortspolizeibehörde gebracht hätten, und sich dort durch einen rechtskräftigen Contract ausbedingen lassen, daß alle Kinder in der katholischen Religion erzogen werden müßten, wir zweifeln nicht, der Erzbischof von Köln würde nicht das mindeste Bedenken getragen haben, die Ehe kirchlich einzusegnen, und bei dem katholischen Landvolke, welches dergleichen nicht indifferent zuzusehen pflegt, hätte die Sache einen guten Eindruck hinterlassen“, ja mehr noch, die historisch-politischen Blätter würden das Ereigniß mit den Worten der Kirchenzeitung ihren Lesern mitgetheilt haben: „wie wenig Störung in unserm Lande die gemischten Ehen verursachen, mag ihnen ein in unserer Nähe vorgekommener Fall zeigen.“ Nun will aber unglücklicher Weise die Berliner Regierung, unter deren Augen die Kirchenzeitung erscheint, nichts von jenen Contracten vor der Ortspolizeibehörde wissen, und weil der Erzbischof und sein Oberhaupt der Papst hierin der Kirchenzeitung beistimmen, ja weil sie die Ehen nur unter so löblichen Bedingungen einsegnen wollen, hat man den einen auf die Festung gesetzt und dem andern die Freundschaft aufgesagt. Unseren Dank verdient es daher, wenn sich

der ehemalige Redacteur der Staatszeitung durch dieß alles nicht von der Verkündigung der wahren Doctrine abschrecken läßt. Sollte auch er darüber auf die Festung gesetzt werden, so darf er unserer Sympathie versichert seyn und vielleicht auch einer Unterstützung aus den 600,000 fl. C. M. in Papieren, die dieser Menschenfreund in den Carmeliter-Ordenskassen zu Wien in der Leopoldstadt gefunden hat.

Schließlich jedoch ertheilen wir dem Berliner Redakteur und seiner Kirchenzeitung den wohlgemeinten Rath uns hinfüro mit seiner Polemik ungeschoren zu lassen, namentlich aber warnen wir ihn, uns nicht mehr des Predigens der Unordnung und der Verwirrung zu bezüchtigen, denn über diesen Punkt verstehen wir keinen Spaß, und es könnte geschehen, daß wir, bei minder guter Laune, dem Ankläger einmal das Licht ins Gesicht hielten und fragten: wer denn er sey, daß er unsere Ehre anzutasten wage, und dann möge er nicht vergessen, daß wir hier in Bayern und nicht in Preußen schreiben.

XVII.

Das Armenwesen.

Kaum irgendwo mag Widerspruch, einseitige Auffassung und Oberflächlichkeit, sohin Irrthum und Lüge, greller und kecker auftreten, als in den Ansichten und Lehren von dem Wesen, den Ursachen und Wirkungen, so wie den rechten Heilmitteln des immer drohender andrängenden Pauperismus. Und dennoch ist die Wahrheit, in welcher allein wir die Lösung der großen Aufgabe und die wahrhaft vereinigende Mitte zu suchen haben, nicht so schwer, sie ist vielmehr leicht zu finden, und von den Einfältigsten auch bereits längst gefunden. Nur blieb sie freilich jener eben so flachen und kurz-

sichtigen, als dünkelhaften Staatsweisheit verborgen, welche in der Zunahme der Menschenzahl eine Zunahme des Geistes entdeckt, welche mechanisch=arithmetisch nur zählt aber nicht einmal wägt, und welche consequent bei hundert Dummköpfen mehr Verstand annehmen muß, als in dem größten und höchsten Menschen. Darum suchen sie denn die Klugen unsrer verblendeten Zeit vergebens überall, nur da nicht, wo sie sich findet. Sie ist das Ei des Columbus und liegt im — Christenthume, in der christlichen Erkenntniß der Ordnung und Führungen Gottes in der Natur und Menschengeschichte. Wie jene falsche, verwirrende Vielheit und Vereinzelung, und mit ihr die Theilung der Erde, der Privatbesitz und die Armuth, wie Krankheit und Tod und die gegenwärtige Naturordnung — die allerdings Armuth sowie Krankheit und Tod in sich begreift, aber nicht bloß als züchtigende Strafe, sondern auch als väterlich strafende und zurückführende Zucht — nur durch die Sünde, durch den Abfall von der wahren, innern Einheit und Gemeinsamkeit in die Welt gekommen: so ist auch nur durch die Rückkehr zur alten, wahren Einheit, durch die Liebe, das uralte Räthsel, die Dissonanz zwischen Natur und Mensch, zwischen Bevölkerung und Ernährung, zwischen der Verschiedenheit der Gaben und des Besitzes, zu lösen. Darum ist Armuth und Noth allerdings eine Naturordnung und göttliche Fügung; aber nicht eine ursprüngliche und absolute, sondern erst durch den Menschen und die Sünde gewordene und relative, wovon die Erlösung und Befreiung möglich war und auch bereits gegeben ist. Darum ist Armuth und Noth allerdings auch ein Uebel, was man zu mildern und zu heben streben soll; aber ein Uebel, was zur Liebe, zum Heile führen soll: beide, den Armen und Reichen, jenen durch Ergebung und Empfangen, diesen durch Demuth und Geben; wie aller Privatbesitz nur zu seiner Ueberwindung bestimmt ist und zur Mittheilung. Aber jene Milderung und Hebung kann allerdings nicht von Außen, durch agrarische Gesetze oder wiedertäuferische und St. Simonisti=

sche Gütergemeinschaft erfolgen, deren Grund nur Neid und Hoffart sind, sondern allein von Innen, durch die ausgleichende Liebe, die eben nur durch die Unterschiede lebt und Nahrung zieht und sich erprobt, und diese nicht zerstört in eigensüchtig sondernder Gleichheit, sondern aufhebend vielmehr bewährt und verklärt. Darum findet sich auch nur in der christlichen Erkenntniß das richtige Verständniß jener Naturordnung, die ein Uebel und doch auch eine göttliche Fügung zum Heile ist, weil nur sie Natur und Geschichte wahrhaft zu verstehen vermag. Und eben so nur in der christlichen Liebe die freie, nicht erzwungene Beschränkung einer wuchernden Bevölkerung, die nur eine leibliche, keine geistige Vermehrung ist, vermittelst der hingebenden Verzichtung des geistlich werdenden Menschen auf die eheliche Verbindung und der Selbstbeschränkung auf die geistige Vaterschaft im Cölibate; so wie auch nur in ihr die einzig wahre, freie und erfolgreiche Milderung von Armuth und Noth vermittelst der freiwilligen Verzichtung auf eigenen Privatbesitz, oder der Hingabe desselben für den Bedürftigen und Nothleidenden in dem Gelübde freiwilliger Armuth und den milden Stiftungen für Arme und Kranke. Jede bloß äußerliche, gesetzliche Veranstaltung muß das Uebel, das sie bekämpfen will, nur vermehren und verstärken, und mit ihm dessen Wurzel, die Sünde der Eigensucht. Denn die Armengesetze können nur die freie Liebe ersticken und ertödten, das persönliche Verhältniß zwischen dem Reichen und Armen, dem Gebenden und Empfangenden, lösen, und, da sie Geben und Empfangen zu einer Zwangspflicht und zu einem Rechte machen, das Bedürfniß von Liebe und das Vertrauen auf sie bei den Armen in grimmigen Neid und trotziges Fordern, den Hang zu liebevoller Mittheilung bei den Reichen in abwehrende Verstockung und gestachelte Eigensucht verwandeln. Das Natur- und göttliche Gesetz ist das Surrogat und der Stachel der Liebe, die allein es überwindet und davon frei macht, weil sie allein es erfüllt. Das jenem widerstrebende, willkührliche und selbstge-

machte menschliche Gesetz dagegen ist gerade der Tod der Liebe, der den Menschen nur tiefer unter die Herrschaft der Natur beugt, die er auf diesem Wege seiner Herrschaft unterwerfen zu können wähnt.

Nichts aber ist unwahrer und unwissender, als die körperliche Zeugung und die Vermehrung der Bevölkerung für die, für Alles gegebene Ordnung der Natur zu halten. Diese zeigt vielmehr auf allen Stufenleitern der Schöpfung, daß nur der kleinere Theil der Einzelnen zur körperlichen Fortpflanzung der Gattung, der bei weitem größere aber und besonders gepflegte und veredelte zum Opfer und Nahrmittel für eine höhere Ordnung bestimmt ist, in welche derselbe dadurch als zu assimilirende Substanz eingeht. So ist es im Pflanzen- und Thierreiche: und sollte es nicht bei den Menschen eben so seyn? Der christliche Priester, der auf die zeitliche Ehe aus höherer Liebe frei verzichtet, und die Kirche zur Braut erwählt, um ihr geistige Kinder zu zeugen — selbst der Krieger, der Held, der Ritter, die für Glauben und Recht, für Ehre und Liebe kämpfen und fallen, und keine Kinder hinterlassen, als das ermuthigende Beispiel ihrer Thaten, wie jener Epaminondas die Schlachten von Leuktra und Mantinea: sind sie nicht auch Opfer und Nahrungsmittel für eine höhere Ordnung, in welche sie damit selbst aufgenommen werden, und alle, die an ihnen Theil haben, nachziehen? Und was ist denn die erfüllende und vorbildliche Bedeutung der Geburt, des Lebens, des Todes, der Auferstehung und Verklärung und des Abendmahls des Gottmenschen, unsers Herrn, Heilands und Hauptes Jesu Christi?

So erklärt das Höchste das Niedrigste und dieses jenes, und Alles steht in einer großartigen Gemeinschaft des Sinnes und Lebens. Und so enthält das Christenthum, und nur das Christenthum allein, den Schlüssel zur Natur und Geschichte, wie zu Heidenthum und Judenthum. In ihm, und allein in ihm liegen die höchsten Grundsätze des Staats, des Rechts, der Oekonomie. Darum waren diese sonst geltend

und herrschend, und sind jetzt bestritten und erschüttert; waren sonst dem Geringsten im Volke faßlich und geläufig, und sind jetzt unsern eingebildeten Historikern, wie z. B. Herrn von Raumer, gänzlich fremd und unbegreiflich.

XVIII.

Rechtshistorische Notiz aus dem Jahre 1170.

Die Cottonianische Bibliothek (im brittischen Museum zu London) bewahrt ein Manuscript, welches eine Verordnung König Heinrichs II. von England aus der Zeit enthält, als derselbe sich im Streite mit dem Erzbischof Thomas Becket befand. Einer langen Gefangenschaft hatte sich dieser durch die Flucht entzogen; als nun Papst Alexander III. sich des Erzbischofs annahm und sich nachdrücklich gegen die Maaßregeln der englischen Regierung erklärte, befahl Heinrich II. unter andern Folgendes:

1. Wenn Jemand mit einem Briefe des Papstes oder irgend einem Befehle des Erzbischofs, wodurch der Gottesdienst in England interdicirt wird, betroffen wird, so soll er ergriffen werden und auf der Stelle als Verräther des Königs und des Reiches vor Gericht gestellt werden.
2. Niemand darf an den Papst oder Erzbischof appelliren.
3. Es soll kein Gericht auf Befehl des Papstes oder des Erzbischofs gehalten werden, noch soll von irgend Jemand überhaupt ein Mandat derselben angenommen werden. Wer dawider handelt, soll ergriffen und eingesperrt werden. —

Das Verfahren der englischen Regierung fand in den übrigen Staaten Europas keinen sonderlichen Anklang.

XIX.

Briefliche Mittheilungen

vom Niederrhein, aus Mainz, Königsberg und Linz.

Niederrhein. Von Schritten, die man, wie es hieß, endlich in Berlin zur Aussöhnung thun wollte, ist dermalen wieder Alles stille. Man scheint wohl in Berlin von einigen Seiten einzusehen, daß das alte Princip nicht mehr haltbar sey, zu einem neuen, minder engherzigen kann man sich aber durchaus nicht entschließen, so wechselt das Wetter je nach den Umständen und Eindrücken jedes einzelnen Tages, und das Barometer, das eben hoch auf Heiterkeit gezeigt, ist wieder tief auf Sturm, vielleicht durch den Rücktritt des Bischofs von Breslau, gefallen. Unterdessen werden aber die Verwickelungen immer größer, und die Maaßregeln der Gewalt, welche man für nothwendig hält, mehren sich mit jedem Tage. Alle Geschäfte leiden unter diesem Zwiespalt, der für sich allein die ganze Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nimmt, während alles Andere darniederliegt. Auch Belgien gegenüber fühlt man sich neutralisirt in der Geltendmachung seiner besten Rechte. Was aber das Schlimmste ist, es ist schlechterdings kein Ende abzusehen, wenn man, wie es den Anschein hat, so fortfährt. Sie glauben stille zu stehen und wünschen Zeit zu gewinnen, allein jeder Tag zieht sie durch den Drang der Verhältnisse immer tiefer und tiefer hinein und die Spaltung wird immer größer. Die Erklärung in der Staatszeitung erinnert zu sehr an den im vorigen Jahre fast zur selben Zeit publicirten Brief an unsern Oberpräsidenten, um einen ernstlichen Unwillen erregen zu können. Sie beweist aufs Neue, daß wir die Hülfe nur von da erwarten dürfen, von wo wir sie stets erwarteten — von Gott. Der endlichen Rückgabe der Kirche zu Trier an das Seminar, wenn dieselbe sich wirklich bestätigt, soll die Bedingung beigefügt seyn, daß sie zum katholischen Militärgottesdienst mit benutzt werde, wogegen schwerlich Jemand etwas einzuwenden haben wird. Den Modificationen im Justizministerium legen Einige die Absicht unter, daß man hier Einen zum Sündenbock ausersehen, der alle Schuld der Aufregung unserer Provinzen tragen, und die Aufmerksamkeit aus dem kirchlichen Gebiete in das der

Justiz hinüberspielen sollte. Allein in diesem Falle hatte man den Plan nicht wohl berechnet, da Hr. v. Kamptz noch Minister für denjenigen Theil geblieben ist, worin man die meisten Einwendungen gegen ihn zu machen hatte, nämlich den der Gesetzgebung, und gerade aus demjenigen schied, worin man sich mit Grund, wenigstens im Vergleich mit seinen Vorgängern, nicht sonderlich beschweren konnte, nämlich in der Verwaltung. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß er so viel wie möglich den Andrang der Beamten aus den alten Provinzen von unsern Gerichten entfernt hielt. Nach der Geschichte mit dem Oberprocurator von Ammon und nach dem Erscheinen der Broschüre „die katholische Kirche der Rheinprovinz" war übrigens sein Schicksal wohl vorauszusehen. Hinsichtlich der Wahl von Ruppenthal ist die Beistimmung keineswegs so allgemein, wie der Correspondent der allgemeinen Zeitung, der seine Artikel vom Niederrhein datirt, aber mit unseren Verhältnissen nur höchst unvollständig und einseitig bekannt ist, glauben machen will. Ruppenthal war bei der Arretirung des Erzbischofs thätig, er wird als Verfasser von zwei Broschüren genannt, die jene Maaßregel vertheidigen; endlich aber hat der Erlaß seines bekannten Rescriptes in der Sache des Pastor Beckers die öffentliche Meinung über ihn von jedem Zweifel befreit. Unter den Richtern Binterims war nur ein einziger Katholik, zu den vier Protestanten gehört auch der bekannte Dichter und Theaterdirector Immermann. Welchen Werth übrigens die Regierung auf die Leitung der öffentlichen Meinung legt, geht aus unserm Journalwesen hervor. Die Elberfelder und Hannöverische Zeitung und das Frankfurter Journal und der Hamburger Correspondent sind seit lange thätig, nun hat auch die Berliner allgemeine Kirchenzeitung begonnen, während man die Potsdamer Landzeitung, die gar zu plump anfing, unmittelbar vor der Geburt interdicirte. Die Leipziger allgemeine Zeitung soll zur Verbreitung richtiger Grundsätze vierteljährig eine Unterstützung von 1500 Thalern erhalten. Endlich hat auch die Staatszeitung trotz ihrem officiellen Charakter auf eine höchst ominöse Weise begonnen, sich in die Reihe der Kämpfer zu stellen. Wenn man aber auf das Resultat der zweideutigen Polemik aller dieser Blätter, die die Gesinnung nur erbittern, sieht, dann würde das Geld viel besser angewendet seyn, wenn man sich ihr Schweigen damit erkaufen könnte.

Mainz. An die Stelle von Windischmann und Klee hat man einen Hermesianer und einen Protestanten in die Examinationscommission in Bonn gesetzt. Daß solche Maaßregeln in dem gegenwärtigen Augenblick auch auf den Langmüthigsten ihren Eindruck nicht verfeh-

len, springt in die Augen. Man schreibt sie den Rathschlägen eines Mannes zu, dessen curatorisches Walten an der Universität verhängnißvoll für die Interessen Preußens genannt werden darf. In Köln dauert das unkatholische Benehmen des Domkapitels fort. Das Convictorium in Bonn ist für 100 Mann eingerichtet, alle Theologen müssen eintreten und haben folgerecht nach dem Befehle Achterfeldts die Vorlesungen zu hören, so daß Klee beinahe um allen Einfluß gebracht ist. Sie können sich unsere Trauer denken über dieß Verharren der preußischen Regierung auf dem eingeschlagenen verderblichen Wege. Die Gesinnung hier, in Mainz ist für die Sache der Kirche, seit man Gelegenheit gehabt hat, der Entwicklung zu folgen, nun allgemein günstig. Auch unserer Zeitung werden keine Gehäßigkeiten gegen unsere Kirche mehr gestattet, nach vielen und lauten Beschwerden. Das ganze Sinnen und Trachten unserer Regierung scheint nur darauf zu gehen, jede Aufregung und Mißstimmung fern zu halten und läßt uns bessere Zeiten hoffen, wenn unser Bischof, der am Lobe unschuldig ist, das ihm die Leipziger Allgemeine spendet, mit Energie auftritt.

Königsberg. Die Criminaluntersuchung des H. Ref. Rintel ist nun wirklich eröffnet worden, heute (29. Dec.) hatte er den ersten Termin und Nachmittag soll er abermal vernommen werden. Der Minister von Rochow hat demselben die Rückgabe der nicht zur Constatirung der „ihm zur Last fallenden Verbrechen“ gebrauchten Papiere verweigert, da sie: „im Gewahrsam der Behörden bleiben müssen, um den strafbaren Mißbrauch zu verhüten, den man von ihnen bereits zu erwarten veranlaßt ist.“ Dieß geschieht in einem Staate, der seine Stärke und sein Lebensprincip in die freie Intelligenz setzt. Hier confiscirt man ein wissenschaftliches Werk, und am Rhein confiscirt man einen Pfarrer, weil man von der Freiheit beider Mißbrauch für die Wahrheit fürchtet.

Linz an der Donau 8. Jan. Von gefangenen Bischöfen und Priestern ist von hier aus nichts zu berichten, im Gegentheil hat die Amnestie unsers Kaisers wirklichen Verbrechern Gnade für Recht ergehen lassen, die Gefängnisse geöffnet und die Verbannten ihren Familien zurückgegeben. Sonst bereitet sich auch hier, wenn auch langsam und ganz in der Stille, manches Gute vor. So haben auch wir gegründete Hoffnung, unsere Kranken durch die aufopfernde Liebe barmherziger Schwestern gepflegt zu sehen, indem sie jeder Unterstützung von Seiten unseres Hochw. Bischofs gewiß seyn können Wie denn der katholische Stiftungsgeist auch hier nicht erloschen ist, gerade jetzt wurden wieder 30,000 fl. C. M. zu einem kirchlichen Zwecke vermacht.

XX.

Luther.

(Ein Versuch zur Lösung eines psychologischen Problems.)

(Dritter Artikel.)

Wie widersinnig und jedes richtige sittliche Gefühl empörend auch die Lehre seyn mochte, auf welche Luther die neue Kirche gründete: daß alle guten Werke zur Seeligkeit überflüssig oder gar schädlich seyen; dennoch war es hauptsächlich dieser Satz und dessen Gefolge von Consequenzen, der alle diejenigen, die Lust und Neigung verspürten, das Joch des göttlichen Gesetzes von sich zu werfen und der fleischlichen Lust nach jeder Seite hin den Zügel schießen zu lassen, bestimmte ihm beizufallen. In der That zeigte sich gleich beim ersten Entstehen des neuen Glaubens die eigenthümliche Erscheinung, welche unter ganz andern Formen und Verhältnissen bis auf den heutigen Tag fortdauert, daß nämlich im Protestantismus die allerentgegengesetztesten, sündhaften und verderblichen Neigungen, deren das menschliche Herz fähig ist, sich zusammenfinden, sich gegenseitig in die Hand arbeiten, und trotz alles innern Krieges und wüthenden Haßes unter sich, mit vereinten Kräften gegen die Wahrheit und die Burg des Heiles anstürmen. In Luther's Seele hatte jener Satz, der die Basis und den Schlußstein seines Lehrgebäudes bildet, im ersten Anfange aus einem falschen, die Strenge gegen sich selbst übertreibenden Gewissen seinen Ursprung genommen und das Extrem, auf welches er diesen Irrweg verfolgend gerieth, war alsbald in sein Gegentheil umgeschlagen. Niemand wird aber behaupten, daß übertriebene Scrupulosität der Fehler Derer gewesen sey, die sich um ihn sammelten und die ersten

Gläubigen des neuen Evangeliums waren. In Luther war die Quelle des Abfalls der moralische Hochmuth, in der überwiegend größten Mehrzahl seiner Proselyten, — in sofern diese überhaupt wußten, wovon die Rede war, und nicht blindlings dem Strome folgten, — die niederwärts ziehende Wucht fleischlicher Gesinnung. — Hatte Luther über dem hoffärtigen Bemühen durch eigne Kraft rein zu seyn vor Gott, zuletzt aus Verzweiflung jedwedes Streben nach sittlicher Ausbildung und innerer Heiligung aufgegeben, so faßte die Schaar seiner Anhänger zunächst die practische Seite der Neulehre auf und hielt sich einfach an die Vorschrift: sich aller guten Werke, alles Eifers der Gerechtigkeit, aller Sorge und Mühe um die Erfüllung der Gebote Gottes, aller thätigen Reue wegen begangener Sünden zu entschlagen und getrosten Muthes fest zu glauben, daß der Christ, auch ohne es sich im geringsten sauer werden zu lassen, durch den bloßen Glauben ohne alle That, das Himmelreich erwerben könne. — Das oft gebrauchte Bild: daß Christi Gerechtigkeit die Menge der Sünden bedecke, wie ein Rock, den man über ein schmutziges Unterkleid zieht, — bezeichnet hinlänglich den wahren Sinn der Irrlehre; der Mensch sollte fortan, um seelig zu sterben, nicht nöthig haben, ein Anderer zu werden, und unterstützt von der Gnade, rastlos durch thätige Buße und ascetische Strenge an seinem eigenen Heile zu arbeiten, sondern bleiben, der er war, und gehüllt in ein fremdes Verdienst, zu welchem er in ein bloß äußerliches Verhältniß trat, ohne alle seine Mitwirkung in die Wohnung der Seeligen eingehen. — Ein bequemeres Ruhekissen ist der ursprünglichen Verderbtheit unserer Natur noch niemals untergebreitet worden, und wenn die „Reformation“ im wirklichen Leben nicht noch scheußlichere Erscheinungen hervorgerufen hat, als die, von denen die Geschichte meldet, so verdankt die Menschheit dieß bloß der unvertilgbaren, durch keine Sophismen wegzudeutelnden Kraft der angebornen sittlichen Idee, d. h. der Stimme und dem natürlichen Lichte des Gewissens, das je-

den Menschen erleuchtet, der in die Welt kömmt, einer Stimme, die durch keine von Menschen erfundene, falsche Lehre übertäubt werden kann. — Diese Stimme gewann dann auch im Laufe der Zeit wiederum die Oberhand über das dogmatische System des Wittenberger Religionsstifters, und es ist gewissermaaßen eine Reaction der menschlichen Natur gegen das ihr aufgedrungene Gift, wenn der spätere Protestantismus sich mit wahrem Abscheu von jenem, dem Gewissen jedes Menschen in so hohem Grade widerstrebenden Grundsatze lossagte. — Freilich ging demselben aber auch bei diesem Processe jede Erinnerung und jede Kunde der wahren christlichen Lehre von der Kraft des Versöhnungstodes Christi rein und völlig verloren.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der Stifter der neuen Lehre sich über die moralischen Folgen seines Reformationswerkes habe täuschen können; sie traten so grell und schreiend ins Leben, daß selbst Luther, wie eng das Gehäus seiner Theorie, in welchem er gefangen saß, auch seyn mochte, im Laufe der Jahre nothwendig inne werden mußte, welche saubere Gesellschaft sich zu ihm gefunden hatte. Er gerieth kraft dieser Wahrnehmung, deren er sich unmöglich erwehren konnte, zu seiner eigenen Lehre in eine Stellung, über deren höchst bedenkliche Seite ihn nur der höchste Grad fanatischer Verblendung und eine jeden Glauben übersteigende Inconsequenz beruhigen konnte. So beschwert er sich bitter über die Geringschätzung, die seine eigene Parthei (freilich kraft naturgemäßer Folgerung aus seiner eigenen Lehre! —) — dem lieben „Evangelium“ erweise. „Bauer, Bürger und die vom Adel geben nicht ein Klirlein um das Evangelium“ *). Unter den Zuhörern einer Predigt gehe der

*) Tischreden. (Jena 1603.) S. 9. Zu dem mannigfachen Hauskreuz des Stifters der neuen Kirche gehörte auch, daß, wie es scheint, seine eigne Frau sich mit seiner Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne Werke, gar nicht hat befreunden können. Als er sie ermahnte, daß sie fleißig Gottes Wort lesen und hören

Eine da hinaus, der Andere dort, und unter einem so großen Haufen seyen kaum zehn oder zwölf, die darum da seyen, daß sie etwas aus der Predigt merken wollten. „Ja der meiste Theil gehet so dahin und lest sich dünken, es schmecke

---

solle, erwiderte sie, „daß sie es genug höre und täglich viel lese und könnte auch viel davon reden, wollte Gott, sie thäte auch darnach". — So wenig hatte sie begriffen, daß nach der Lehre ihres Mannes auf das Thun nichts ankomme! „Da seufzet der Doctor und sprach: „also hebet sich der Ueberdruß zu Gottes Wort an, daß wir uns viel lassen dünken, und wollen alles gar wissen und erfahren doch das Widerspiel, ja daß eben wir so viel davon verstehen als ein Gans" u. s. w. Vielleicht war es der Aerger über diese unhöfliche Zurechtweisung, welcher die gescholtene Frau bewog, bei einer andern Gelegenheit den gelehrten Ehemann arg in die Enge zu treiben. „Die Doctorin sagt zu ihm: Herr Doctor, wie kompts, daß wir im Bapstthumb so hitzig, emsig und so oft gebettet haben, jetzt aber ist unser Gebet gantz kalt, ja wir beten selten"? — Der Doctor gab darauf zur Antwort: „Der Teuffel treibet seine Diener immer fort, die sind mühselig und fleißig in ihrem Gottesdienst, aber der heilige Geist lehret und vermanet uns, wie wir recht beten sollen, aber wir sind so Eyßkalt und so laß zum Gebet, daß es nirgend fort will". — Ob die Fragende durch diese Antwort klüger geworden sey, wird nicht berichtet. — In den Tischreden ist noch eines andern Falles gedacht, wo die Frau des Reformators ihre Unwissenheit in dem neuen Evangelium unzweideutig verrieth. „Doctor Martinus fraget sein Weib: ob sie auch glaubt, daß sie Heilig were? Da verwunderte sie sich und sprach: wie kann ich heilig seyn, bin ich doch eine große Sünderin. Darauf sagt D. Martin: seht nur da an den bäpstischen Grewel, wie er die Herzen verwundet, Marck und alles inwendiges eingenommen und besessen hat, also daß sie nicht mehr sehen können, denn nur die eusserliche, Persönliche Frömmigkeit und Heiligkeit, so ein Mensch für sich selber thut". — Er wollte in Gemäßheit seiner Theorie von der Rechtfertigung, die uns ohne irgend unser Dazuthun zu Theil werde, daß sie, weil sie getauft und eine Christin sey, sich ohne weiteres als heilig hätte bekennen sollen. (A. a. O. S. 185.)

ihm der Wein oder Bier eben so wohl unter der Predigt als zur andern Zeit, niemand kümmert sich drumb, viel weniger macht ihm jemand ein Gewissen darüber, daß er das liebe wort so gering achtet". — Ueber das, was uns eine sehr natürliche und ganz unabwendbare Wirkung der Neulehre zu seyn scheint, geräth er in große Verwunderung. „Es ist ein Wunder und ergerlich Ding, daß, nachdem durch sonderliche Gnade und Offenbarung Gottes die rechte Lehre des Evangelii ist wieder an tag kommen, die welt immer erger ist worden. Jedermann zeucht die Christliche Freiheit nur zum fleischlichen Muthwillen, als hette ein jeglicher nur macht zu thun was ihn gelüstet. Darumb ist des Teuffels und Bapsts Reich was das eusserliche Regiment belanget, am besten für die Welt". — Derselbe Mann, welcher die heiligste, und durch die besten Gründe unterstützte Autorität verworfen hatte, klagt, daß seine eigene Lehre unter seiner Parthei so wenig gelte, und daß „der Adel, Burger und Bawren und fast jedermann, hohes und niedriges Standes, das Evangelium viel besser könnte denn er D. Luther, oder denn S. Paulus selbst, wie sie sich dünken ließen. Denn sie weren klug und meinten, daß sie gelehrter seyen als alle Pfarrherren", gleichsam als wenn die Behauptung: jeder Christ sey fähig und berechtigt, unmittelbar aus der Bibel seinen Glauben zu schöpfen, zu einem andern Resultate hätte führen können. Er hatte deshalb alle Ursache, die Seinigen zu beschwören, daß sie der Mahnung des Evangelii: den Baum aus den Früchten zu erkennen, doch ja keine Folge leisten möchten. „Gotteswort, Evangelium und Lehre soll man nicht nach den Früchten und Leben urtheilen". „Die Schwermer", sagt D. M. Luther, „sind unsinnige Narren vnd fehlen weit, vnd werden sampt allen denen, die Gottes Wort aus den Früchten der Zuhörer urteilen und richten wollen, schendlich betrogen. Denn also schreien sie, Ja zu Wittenberg werden die Leut nicht frommer aus der Predigt des Evangelii und derweil die Leut nicht frommer werden, so muß die Lehre nicht recht seyn".—

Luther sucht dann die Parabel vom Säemann, dessen Saamen zum Theil auf den Felsen, zum Theil auf gutes Land gefallen, zu seinem Vortheil zu deuten, und schließt mit den Worten: „Ach, es ist eine große Thorheit, daß sie wollen das Wort aus den Früchten urtheilen. Denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, welche seelig macht, nur die daran glauben". — Trotz dieser kahlen Entschuldigungen durchschaute auch Luther die Motive derjenigen, die ihm mit so großem Eifer zufielen: „Die Herren vnd der Adel suchen das Ihre, drumb wirds ihnen bekommen, wie dem Hunde das Gras. Jedermann will reich an den Bettelstücken der Klöster werden, sie sehen sich aber für, daß nicht ihr Reichthumb zu Bettelstücken werde". Seine Klagen darüber, daß die Parthei die Lehre von der Verwerflichkeit der guten Werke nur gar zu wohl beherzige, sind überaus bezeichnend, und charakterisiren den Geist des Protestantismus, wie er unwandelbar bis auf den heutigen Tag geblieben ist, besser als Alles, was die Vertheidiger der Wahrheit jemals gegen denselben gesagt haben: „Vom Geitz der Leute, sonderlich da das Evangelium gelehrt wird. Wir erfahren jetzt, da die Leute recht von Gott und Gottesdiensten gelehrt werden, desgleichen von guten Werken, wie gar ein greulicher Geitz, die Hertzen schier aller und des größten Theils besessen hat: Niemand erzeigt sich mit Miltigkeit gegen den Armen, wie er billig sollte" (warum denn auch, da jedes gute Werk eine Todsünde ist?) „man erdenkt mancherlei Weise und Wege die Wahr zu steigern und aufs thewerste zu geben, auch in den allergeringsten Dingen. Was man aber auff Kirchendiener und Schulen wendet, wie denn solchs gar gering ist, das achtet man groß vnd hoch. Drumb ists nicht allein eine große Schande, sondern auch eine große Sünde, jetzt zur Zeit, daß man sihet, daß durch der Leut Geitz viel Pfarren, entweder ganz wüst oder jämmerlich versäumet und verletzt werden". —

„Aber siehe die vorige Zeit an, da keine rechte Religion war, vnd die Leute auff Abgötterei und Götzendienste und

Vertrauen auf eigene selbstgewählte Werke gefüret wurden, da war des gebens kein maß noch Ende, da schneiet es nur mit gantzer macht, da war jedermann willig zu geben, alle Klöster voll Münch, alle Stiffter voll Meßpfaffen nehret man und gab ihnen genug, ja überflüßig, Kirchen wurden mit Silber und Golde auffs allerschönste und reichlichste geschmückt und geziert, ja überschütt. Drumb ist diese Blindheit der Welt wohl zu klagen". „Wir sind der Art", sprach Doctor Martin Luther, „wenn wir einen Pfennig haben, so wolten wir gern einen Gulden, und wenn wir einen Gulden haben, hetten wir gern hundert u. s. w. Wenn ich ein kandel Bier habe, hette ich gern das Faß mit dem Bier gar" u. s. w. *). Durfte er sich unter solchen Umständen über „die Verachtung der Kirchendiener" unter seiner Parthei so hoch verwundern? „Jetzt siehet man", meint er mit der ihm eigenthümlichen Unbefangenheit, „nichts guts noch Frewd an den Kirchendienern, die, so im ehelichen Stand sind, werden veracht vnd verjaget, da sie doch vor Zeiten, da sie Meß hielten, Sonderlich an den hohen Festen, wenn man das Sacrament umbher trug, in großen Ehren wurden gehalten, die Dorfpfarrherrn von den Edelleuten, die grawen Münche vnd die Holzschuher von Fürsten. Desgleichen hat man gesehen, wie fleißig das gemeine Volk in der Christnacht zur Christmeß lieff vnd sie hörete". Die (protestirenden) Prediger würden dagegen von der Welt „unwerth und für nichts gehalten"; sie könnten, meine man, „nichts, denn die Leute schelten". Man ziehe ihre Gebrechen hervor und übersehe ihre Tugenden. „D. Jonas hat alle gute Tugenden und gaben, die einer haben mag, allein daß er sich so offt renspert, das kann man dem guten Mann nicht zu gute halten". — Prediger, die auf der Kanzel zu scharf gegen die herrschenden Untugenden redeten, liefen Gefahr des Lebens und Gutes oder wür-

*) A. a. O. S. 251 auf der Rückseite.

den verjagt. Man schreie: „er hat mich gemeint“ und wolle „man solle die Leute nur in gemein straffen und sie nicht also schelten“. — „Im Babstthumb mußte man den Pfaffen, den Terminirern und Stationirern so viel geben, als man hatte und sie reich und uns arm machen. Jetzt aber, da wir dieß abgeschafft haben, nimmt man uns, was wir haben. Also danken uns unsere Herren und Edelleute, wolan es wird sie gereuen. Die Klöster und Kirchen gehören der Schreibfedern (?) den rechten Gottesdienst zu bestellen. So nimpt sie der Spies und bestellet des Teufelsdienst damit; es gehet ungleich zu, Gott muß straffen“. — Ein anderes Mal sagte er über Tisch: „daß ein wahr Sprichwort were, daß Pfaffengut Raffengut wäre und daß Pfaffengut nicht gedeyt. Und dasselbige hab man aus der Erfahrung, daß diejenigen, die da geistliche Güter zu sich gezogen haben, zuletzt darüber verarmt und zu Bettlern werden. Und sprach darauff daß Burkhard H und, Churfürst Hansen zu Sachsen Rath, hatte pflegen zu sagen: Wir vom Adel haben die Klostergüter unter unsere Rittergüter gezogen, und haben die Klostergüter unsere Rittergüter gefressen und verzehret, daß wir weder Klostergüter noch Rittergüter mehr haben.“ — Luther illustrirte diesen Satz durch eine Fabel, von der wir uns nicht erinnern gehört zu haben, daß jemals einer seiner heutigen Verehrer ihrer Erwähnung gethan. — Ein Adler holte einen Braten vom Opferaltar des Zeus „und brachte denselbigen den jungen Adlern in's Nest und flog wieder hinweg und wollte mehr Speis holen. Es war aber am Braten eine glüende Kole behangen blieben, dieselbige als sie ins Nest gefallen war, zündet sie das Nest an und als die jungen Adler nicht fliegen kundten, da verbrannten sie mit dem Nest und fielen auf die Erde. Und sagte D. Luther darauf, daß es pflege also zu gehen denen, so die geistlichen Güter zu sich rissen, die doch zu Gottes Ehren und zu Erhaltung des Predigtamtes und Gottesdienstes gegeben sind, dieselbigen müssen ihr Nest und ihre Jungen, das ist ihre Rittergüter und an=

dere Weltliche Güter verlieren und noch wol Schaden an Leib und Seel dazu leiden". *)

Wie gerecht aber auch die Vorwürfe seyn mögen, die Luther dem Laienstande macht, die Ruchlosigkeit desselben wird durch den Zustand des Clerus der neuen Kirche, wie der Stifter der letztern selbst ihn schildert, genugsam erklärt. „Es hat D. M. Luther", sagt die schon angeführte Quelle, „offt zu klagen pflegen, über etliche Prediger, die unter uns allerlei Ergernis anrichteten, mit ihrem frechen Leben und ungeschickten Lehren. Denn weil sie durchs Evangelium vor's Babstes zwang erlediget, mißbrauchten sie Christlicher Freiheit, schlempten, lebten in Unzucht, richteten einen Hader über den andern an, studirten nichts, gäben sich nur auff schänden und lästern, verunglimpfften die Obrigkeit, richteten nur Münch und Nonnen aus, welches der gemeine Mann gerne höret; ihr viel gedachten auch mit kleinen Ehren ihrer eigenen Preceptoren, die bisweilen ihre Unart und Unbescheidenheit straffeten und sie zur Mässigkeit und Bescheidenheit vermahneten. Ich bin auff eine Zeit beym H. Doctor in seinem Garten gestanden (schreibt Matthesius in vita Lutheri Conc. 11): Da lies er sich vernehmen, er würde von seinen eigenen Leuten dazu genöthiget und gedrungen, daß er um ein Pfaffen Thurn beym Churfürsten anhalten müsse, darin man solche wilde vnd ungezempte Leute wie in ein Prisaun stecken köndte. Denn ihr viel wollen sich doch mit dem Evangelio nicht mehr ziehen lassen, wie auch Dr. Martin saget: Alle die der Bauchsorg und guter Tag halben in's Kloster gelauffen weren, die springen Fleischlicher Freiheit halben wieder heraus, und der weniger Theil, die er kennete, hetten ihre Münch im Kloster gelassen". —

So betrübenden Erscheinungen gegenüber konnte Luther in Betreff des künftigen Schicksals seiner Parthei auf die

*) Tischreden. (Jena 1603.) S. 292.

Dauer nicht im Zweifel bleiben. Wenigstens hatte er Momente, in denen er hierüber völlig klar sah und, — dießmal wahrhaft ein Prophet! — die moralische Verwesung derselben, wie sie heute offen vor den Augen der Welt da liegt, in sehr bestimmten Umrissen voraussagte. „Doctor Martin beweinet den Fall des Evangelii in künftiger Zeit darumb daß es würde mangeln an rechten frommen, trewen Dienern. Wenn nur Pommeranus, Gabriel, Spalatinus stürben, wo wollten wir tüchtige finden?... Es wird sich finden, lieben Herren, der Fall des Evangelii ist allbereit für der Thür, denn es wird an Leuten gebrechen, wie wir leider schon und baß erfahren werden“ *) — Wenige Jahre vor seinem Tode sagt er zu seinen Tischgesellen: „Ach, wie müßen wir so viel Rotten und Ergernis leiden, kömpt doch eins stets nach dem andern, wenn eins geschlicht wird, so kömpt doch bald ein anders. Wenn nu solches auch verbrauset hat, so ist bald ein newes wieder da. Und so ist gewiß, daß noch gar viel Secten nach meinem Tode kommen werden“. — Oefters kam er auf diesen Gegenstand zurück: „Es wird des Schreibens“, sprach er, „noch so viel werden das der geringste Grammaticus und Philosophus wird sonderlich Ding wollen schreiben und wir werden wieder in die vorigen alten Irrthumb fallen“. — Eine seiner hieher gehörenden Prophezeihungen ist in der That vor allen andern merkwürdig. „Doctor Martinus saß betrübt und beweinte den jetzigen jämmerlichen Zustand der armen Kirchen, die in so mancherlei Fahr jetzt stünde, von wegen der Tyrannen und falschen Lehrer, Secten und Rotten. — — — Ich hoffe aber“, sprach er, „die zween Irrthumb (in Betreff der Taufe und des heil. Altarsacraments) sollen nu schier versauset seyn. Ich fürchte mich aber noch für zweyen Secten, für dem Epicurismo und Enthusiasmo“ (rationalistischem Pseudophilosophismus und pietistischem Pseudomysticismus, in welche

*) A. a. O. S. 270.

zwei Hauptrichtungen allerdings der Protestantismus heute aus- einander gegangen ist), „die zwo Secten werden noch regieren“: Jenen characterisirt er durch „die äußerste, höchste Sicher- heit — — als wollten sie hier ewig leben und als were kein Gott noch ander Leben nach diesem. Die andern („Enthu- siasten, Pseudomystiker“) die da nicht wollen dafür angesehen seyn, als achteten sie Gottes nicht, die werden fladdern nach hohen Dingen, das mündlich Wort Gottes verachten und mit ihren eigenen Gedanken und Speculationen umbgehen, sich des Geistes rühmen und fürgeben, das mündliche äußerliche Wort sey nichts“, (nach dem Beispiele Luthers, der ih- nen durch die Verweisung an den isolirten Text der heil. Schrift und die Verwerfung der Autorität der Kirche dazu den Weg gewiesen.) Ob er aber diese Enthusiasten richtig cha- racterisirt, dieß zu beurtheilen hat unser Zeitalter vielfache Gelegenheit, wenn es das nachfolgende Bild derselben mit den heutigen Verbreitern der pietistisch-methodistischen Trac- tätlein zusammenhält: „Ich habe Sorge dieselben Enthusia- sten werden mehr kommen, in grauen Röcken einhergehen, die Köpff hangen, sawer sehen, ersoffen in ihren Gedanken und verdüstert, steiff auf ihren Wahn bestehen, niemands weichen, und das mündliche Wort verachten“. — Ja er weiß und fühlt, daß die neue Kirche unmittelbar nach ihm, im gräu- lichsten innern Hader geistig und innerlich völlig auseinander fallen müsse, — (wie es denn in der That lediglich und al- lein die politische Gewalt ist, die sie um weltlicher Zwecke willen so viel es möglich war, äußerlich und der Form nach zusammengehalten hat und noch zusammenhält!) — und er äußert in diesem Vorgefühle: „Weil diese Leut so zu unserer Zeit noch leben und Gottes Wort fleißig lehren noch vorhan- den sind, und die auch noch am Leben sind, die Mich, Phi- lippum, Pommeranum und andere fromme und trewe, und rechtschaffene Lehrer gesehen und gehört haben, da möchte es wol stehen. Wenn aber dieselben hinweg sind, und diese Zeit für über ist, da wird ein Fall gesche-

hen". — Nur damit tröstet er sich noch, daß vor diesem, durch die Macht der Zeit bewirkten Ruin der neuen Kirche und deren Untergang im völligen Unglauben, der jüngste Tag hereinbrechen und dem schmählichen Bankbruche seiner Stiftung zuvorkommen werde. „Ich hoffe", sagte er, „der jüngste Tag wird nicht weit seyn, noch über viel Jahr außen bleiben. Gottes Wort wird wieder abnemen und verdunkelt werden und große Finsterniß kommen. Alsdann wird die Welt ruchloß vnd gottloß werden und dahin leben wie Sewe vnd unvernünftige wilde Thiere und also in solchem rohen Leben auf's allersicherste einhergehen, dann wird die Stimme klingen: Siehe der Bräutigam kömpt. Denn Gott wird und kann's nicht lenger leiden, Er muß den Ueberdruß vnd Verachtung seines Wortes mit dem jüngsten Tage strafen und dem Faß den Boden ausstoßen."

(Schluß folgt.)

XXI.

Protestantische Zustände und Anschauungen.

Seit einigen Wochen giebt sich, wie die Zeitungen berichten, eine ungenannte Hand alle erdenkliche Mühe, den neuen Roman in katholischen Ländern zu verbreiten, durch welchen Herr Generalsuperintendent Bretschneider in Gotha den sinkenden Actien der „evangelischen" Kirche unter die Arme gegriffen hat. — Wir haben ihn mit einer Mischung von Gefühlen gelesen, worin das herzlichste Bedauern sehr bald die Entrüstung und die nahe liegenden Anwandlungen zum Spotte niederkämpfte. Die hohen Gönner dieses Products protestantischer Romantik thäten besser den Beweis ihrer Schwäche in al-

ler Stille aufkaufen und einstampfen zu lassen, statt ihn im Lande herum zu schicken und das Document der eigenen Schmach den Katholiken geflissentlich in die Hände zu spielen. — Denn das ist der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung, und hätte er, als er jung und rüstig war, nicht gedroht die Welt in Blut und Elend und Verwirrung zu ersäufen, wir könnten jetzt, wo er alt und lebenssatt seinem Grabe zuwankt und nur durch diese Mittel noch sein armes Daseyn fristen zu können vermeint, fast von Mitleid mit solcher Hinfälligkeit ergriffen werden.

Dennoch ist dieses Buch, — trotz seiner bis zur Abgedroschenheit langweiligen Geistlosigkeit, die es zumal in dieser Zeit, für jeden auch nur einigermaßen unterrichteten Katholiken völlig ungefährlich macht, nicht ohne alles Interesse. Es ist eins der vielen Symptome, in denen sich zeigt, welches Stadium die Krankheit erreicht habe. — Wo der Marasmus senilis eingetreten, der sich in solcher Radotage kund giebt, da ist immer die Auflösung nicht mehr fern. — Der Kirche Gottes aber kann nichts Günstigeres begegnen, als wenn dieß allen denkenden und gescheuten Menschen, hüben und drüben, auf recht einleuchtende, klare und gemein verständliche Weise nahe unter die Augen gelegt wird.

Ein zweites interessantes Ergebniß, welches wir aus der Lectüre dieses Romans geschöpft haben, ist die erneuerte Ueberzeugung: daß jene, welche heute als Leiter und Häupter des Protestantismus dastehen, kraft der dicken Binde von Vorurtheilen, die sie mit Willen und Absicht um ihre Augen gelegt haben, von der wahren Lage der Dinge in der Welt, von der kirchlichen Lehre, von der Denkweise der Katholiken und von den wirklichen Gegensätzen, deren Attraction und Repulsion die Zeit bewegt, auch nicht die leiseste Ahnung haben. Herr Bretschneider stellt uns in seinem Romane Hampelmänner und Marionetten vor, die er Katholiken nennt und meint im künstlerischen Affect alles Ernstes: diese Figürchen, die er an ganz groben Fäden gehen und stehen und

sich niedersetzen läßt, redeten mit eigner Stimme, da sie doch nur seiner Hände Werk sind. — Er möge zu sich kommen und sich besinnen, daß er es ist und kein Anderer, der bald im Baße den Pater Cyriax, einen ultramontanen Höllenbrand, bald durch die Fistel das naive Fräulein Auguste tragirt (die ein so glorreiches Brautexamen besteht, wovon unten ein Mehreres!), bald mit der vox humana einen überaus pfiffigen Pastor sprechen läßt, der aus Littrow's „Wundern des gestirnten Himmels", den Dollond in der Hand, zwei Gänseblümchen, Mutter und Tochter wirklich überführt, daß es mit Himmel und Hölle nichts sey. — Natürlich wird hier das arme Papstthum aus einem Winkel in den andern getrieben, und der Sieg des bretschneiderisch=evangelischen Lichtes über die katholische Finsterniß ist vollständig. Am Schluße erfolgt eine gemischte Ehe, dieser aber geht das erwähnte Brautexamen voraus, das wir unsern geneigten Lesern, theils zur Gemüthsergötzung, theils zur zweckdienlichen Belehrung nicht vorenthalten wollen.

Es war nämlich von jener Familie, innerhalb welcher der zeitgemäße Roman spielt: daß die katholische Tochter vom Hause einen protestantischen Hauptmann heirathen sollte, der „greise katholische Pfarrer Ehrlich von N." herbeicitirt worden, um die beiderseitigen, einer solchen Verbindung entgegenstehenden Bedenklichkeiten zu beschwichtigen. — Dieß ist nun wieder Niemand anders, als Herr Generalsuperintendent Bretschneider aus Gotha; er hat sich aber, weil er uns überraschen will, verkleidet und macht jetzt einen katholischen Geistlichen, „der noch ganz den Geist hat, der den vier Erzbischöfen Deutschlands die Bad=Emser Beschlüße vom Jahre 1786 dictirt hatte". — Eine Bezeichnung, die, um es beiläufig zu erwähnen, gewiß wider Willen des Herrn B. und in einem ganz andern Sinne, als er ahnet oder je begreifen wird, eine große Wahrheit enthält. — Ueber Tische versichert nun besagter Herr Generalsuperintendent, den aber die übrigen Gäste auf eine für uns unbegreifliche Weise immer für den

„greisen katholischen Pfarrer Ehrlich aus R.“ halten, — „der Jesuitismus habe dem Adel eingeredet, daß man das alte Priesterregiment des Mittelalters wieder herstellen müsse, zum Schutz gegen den Republicanismus“; — worauf der Hausherr („für sich“) ausruft: „Das ist wahr! Cyriax hat mir dieses Lied immer vorgesungen“; — und Herr Ehrlich-Bretschneider hinzusetzt: „Und auch der protestantische Adel hat sich durch jene Vorspiegelungen beschwatzen lassen, den alten Kirchenglauben bei sich mit aller Macht wieder zu heben und die religiöse Aufklärung niederzudrücken.“ — Eben besagtem Pseudopfarrer geht dann beim „Anblick der Preußen“ in Mainz gebührend das Herz auf und er schüttet es aus vor seinem Gastfreunde: „Sie haben es verdient die braven Preußen, daß sie hier neben Oesterreich die Ehrenwache Deutschlands haben, denn ohne sie hätten wir die Siege an der Katzbach, bei Dennewiz, Leipzig, Paris und Waterloo nicht gesehen und die schönen Rheinlande nicht wieder zu Deutschland gebracht. Die mächtige Schilderhebung Preußens machten damals die protestantischen Provinzen Brandenburg, Pommern, Preußen, Schlesien; jetzt bekommen sie von den Rheinlanden und dem heiligen Vater den Dank dafür.“ — Wahrlich! es ist unglaublich und nicht zu entschuldigen, daß letzterer den „alten Kirchenglauben“ „mit aller Macht“ festhalten, und nicht etwa aus Dankbarkeit dafür, daß Preußen die schönen Rheinlande erworben, das Gewissen der katholischen Mutter beruhigen will, deren in gemischter Ehe erzeugte Kinder von Staatswegen protestantisch werden sollen! — Ließe sich denn nicht etwa der Roman des Herrn Generalsuperintendenten aus Gotha dem heil. Vater in die Hände spielen? —

Als endlich der bewußte Pfarrer Ehrlich von seinem Spaziergange müde geworden, setzt man sich an den Theetisch, wo sich alsbald folgender Discurs begiebt.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Major“, sprach der Greis, „wie dankbar ich Ihnen bin für ihre gütige Einladung. Was ich heute

hier gesehen habe, belebt mich ganz. Es ist doch etwas anderes, seine Gedanken am einsamen Studirtische zu haben, oder hier das rasche Pulsiren des Völkerverkehrs mit Augen zu schauen. Die schroffe Trennung in Auserwählte und Verdammte, Himmelskinder und Teufelskinder, durch die man die Völker auseinander reißen will, erscheint hier am Markt des Lebens, wo sich alle Confessionen und Völker freundlich mischen, in ihrer ganzen Thorheit, Unausführbarkeit, Lieblosigkeit und Gefährlichkeit".

Major. Sie haben recht. Es leuchtet aber hier auch eben so klar ein, daß dasselbe gilt von den gemischten Ehen. Sie werden geschlossen trotz aller donnernden Breves, und eben damit drückt das Volk dem Grundgesetze von dem gleichen Rechte der Confessionen sein mächtiges Siegel auf.

Auguste. Ich habe mich so fest überzeugt, daß der Katholik Gewissens halben keinen Grund hat, eine gemischte Ehe zu fliehen, daß ich, obgleich Katholikin, keinen Anstand nehmen würde, einem würdigen Protestanten meine Hand zu reichen, wenn ich auch nicht an dem Beispiele meiner Aeltern und hier an so manchen andern Personen die Erfahrung gemacht hätte, daß gemischte Ehen eben so gut glücklich seyn können, als ungemischte.

Ehrlich. Allerdings wird dieses der Fall seyn, wenn der evangelische Theil die katholische Ueberzeugung auch da, wo sie ihm irrig scheint, achtet und gewähren läßt, der katholische Theil aber die seiner Kirche eigenthümliche Herbe und Unduldsamkeit gänzlich ablegt. In ihrer schroffen Gestalt, wie sie in den öffentlichen Bekenntnissen vorliegen, stehen freilich beide Confessionen einander feindlich gegenüber. Ein Protestant daher, der in Luthers oder Calvins Geist den Katholicismus für das Antichristenthum hält, der handelt eben so gewissenlos, wenn er eine Katholikin heirathet, als ein Katholik, wenn er an alle päpstliche Aussprüche blindlings glaubt, und die Protestanten für Teufelskinder hält, wenn er eine Protestantin zur Ehe nimmt. Nur dann kann man mit gutem Gewissen eine gemischte Ehe eingehen, wenn man einsieht, daß in beiden Kirchen das Wesentliche der christlichen Religion enthalten ist, daß sich in beiden aber auch Meinungen und Gebräuche finden, wegen welcher man sich wohl friedlich vertragen könnte und sollte. — Dennoch aber ist es besser, wenn Mann und Weib zu einer und derselben Kirche gehören, denselben Gottesdienst besuchen, und die Tröstungen der Religion auf dieselbe Weise genießen. Dadurch kommt mehr Einheit und Friede ins Haus.

Auguste. Erlauben Sie mir, ehrwürdiger Vater, daß ich Ihnen darüber mein Glaubensbekenntniß ablegen darf. — Ich habe mich aus den Belehrungen Christi und seiner Apostel vollkommen und fest überzeugt, daß jeder, der den einen wahren Gott erkennt, und ihn im Geist und in der Wahrheit verehrt, der an Christum als seinen Herrn und Erlöser glaubt, und sich durch den Geist Gottes bessern und heiligen läßt, ein Christ ist, und von Christo als der Seinige und als Erbe des ewigen Lebens anerkannt wird. Alles, was von Glaubensmeinungen darüber hinausgehet, das scheint mir im Christenthum nichts wesentliches, sondern etwas zu seyn, worin man jedem Freiheit des Geistes gestatten kann. Die Gebräuche aber sind Sache des Gefühls, des Herzensbedürfnisses, worin die Ansprüche verschieden sind, und wo jeder dem Zuge seines Herzens und Geschmacks folgen darf. Die Verschiedenheit kann dann nicht störend wirken, und sie ist ja auch da in ungemischten Ehen. Denn oft ist bei gleicher Confession doch der Glaube des Mannes von dem des Weibes sehr verschieden, und auch ihre Gefühle treffen in Hinsicht der heiligen Gebräuche gar nicht immer zusammen.

Ehrlich. Wenn Sie sich freilich so über das Schroffe und Engherzige beider Confessionen zu erheben wissen, so tragen Sie die Grundbedingung des ehelichen Glücks in gemischter Ehe in Ihrem Herzen. — Aber wenn nun die Ehe mit Kindern gesegnet wird, da giebt es wieder Anstoß. Das Theilen der Knaben und Mädchen nach den Confessionen des Vaters und der Mutter ist das Schlimmste, was man vornehmen kann.

Auguste. Ich habe diese Ueberzeugung auch. Denn wie kann man von Kindern verlangen, daß sie sich über das Engherzige der Confessionen erheben sollen, da es oft Erwachsene nicht vermögen? Haben sie nun noch überdieß zu ihren Bildnern Geistliche, welche das Schroffe der Confessionen recht herauskehren, und aus verzeihlicher Fürsorge, die Kinder ihrer Kirche zu erhalten, sie gegen die andere Confession einnehmen, so ist Kaltsinn, Zwietracht und Religionsstreit unter den Kindern unvermeidlich. Darum halte ich den Grundsatz meines verehrten Vaters unbedingt fest, daß die Confession des Mannes die herrschende sey, weil er das Familienhaupt ist. Ich würde daher, wenn ich einen Protestanten heirathete, gar nicht zugeben, daß die Kinder einer andern Confession folgten, als der des Vaters, wenn er es auch nicht verlangte.

Ehrlich. Da wäre freilich wieder ein großer Anstoß beseitigt —

Aber haben sie auch bedacht, daß unter solchen Umständen der katholische Priester die Trauung und die Aussegnung verweigern könnte?

Auguste. Ich ehre die priesterliche Einsegnung hoch, und möchte die Ehe um keinen Preis als einen bloßen bürgerlichen Vertrag ansehen. Denn sie ist ja nicht Hingabe einer Sache, eines Rechts, einer Dienstleistung, sondern Hingabe der Person und des Herzens. Ob aber die Einsegnung, oder auch die Aussegnung, durch die Hand eines katholischen Priesters oder eines Dieners des Evangeliums geschähe, darauf würde ich keinen hohen Werth legen. Beide können nur beten und wünschen; keiner hat den Segen in seiner sterblichen Hand, sondern er kommt von oben.

Major (leise zu seiner Frau). Merkst du wohl, Luise, wo das Mädchen hin will?

Ehrlich. Meine Bedenken sind noch nicht erschöpft, und die Redlichkeit erfordert, daß ich alles sage. — Wie nun, wenn man Ihnen darum, weil sie die Erziehung der Kinder in protestantischer Confession zugäben, die Absolution im Beichtstuhl verweigerte? — Denn ich berge Ihnen nicht, daß ich fürchte, daß man es bis dahin treiben wird.

Auguste (mit festem Tone). So weiß ich einen Andern, der meine Beichte nie verschmähen, und mir die Vergebung nie verweigern wird. Der Priester ist selbst ein sündiger Mensch, der der Gnade Gottes bedarf. Christus weiset mich auf Gott. Er lehrt mich zu Gott beten: Vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Er verheißt mir (Matth. 7, 7.): „Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan". Und über die Sünderin sprach er (Luk. 7, 47.): „Ihre vielen Sünden sind vergeben, weil sie viel Liebe bewiesen hat". Johannes schreibt (1 Joh. 3, 22.): „Was wir von Gott erbitten, das werden wir von ihm erhalten", und David betet Ps. 32, 5.: „Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen; da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde".

Ehrlich. Wohl Ihnen, daß Sie solches christliche Vertrauen zu dem Vater aller Gnade haben. Ja! — er selbst muß vergeben. Denn wir sind alle Sünder und bedürfen seiner Gnade. Nur trösten, nur aufrichten können wir den Sünder durch Vorhaltung der Verheißung Gottes. — Aber wie, wenn man Ihnen das heil. Sacrament verweigern würde?

Auguste. Habe ich nicht die Messe, die für Alle da ist? Kann

ich nicht jährlich mit der Kirche in den heiligen Tagen den Tod des Herrn feiern'?

Ehrlich. Ich muß das Aergste sagen, denn es könnte gar wohl eintreten. Wie nun, wenn die Kirche Sie mit dem Bann belegte, und Sie ausstieß von ihrer Gemeinschaft? —

Auguste. Dahin sollte es kommen? — Ja, das würde mich schmerzen (mit edlem Unwillen). — Wäre die Kirche wirklich so hart und lieblos, ihr Kind um solcher Ursache willen aus ihrer Gemeinschaft herauszuweisen, nun — so würde ich gehen, — zwar mit Trauer, aber gehen würde ich, und ihr als einer herrschsüchtigen, hoffärtigen und lieblosen, dem Geiste Christi untreuen Gemeinschaft den Rücken kehren. Und glauben Sie mir! so wie ich, würden in solchem Falle noch viele denken, welche die Gebote Christi höher achten, als die Verordnungen geistlicher Herrschsucht.

Ehrlich. Würden Sie auch die Sterbesacramente, das katholische Begräbniß entbehren wollen? — Der im Leben starke Wille wird oft zum Kinde an den Pforten der Ewigkeit!

Auguste (mit Rührung). Dank Ihnen, würdiger Freund, daß Sie mich hinweisen auf jene ernste Stunde! — Doch der Herr sagt: „Glückselig, die rein im Herzen sind; sie werden Gott schauen" (Matth. 5, 8.). Und die Offenbarung seines Jüngers schreibt (Kap. 14, 13.): „Selig sind die Todten, die von nun an sterben im Herrn"! Diese Worte sollen einst als Sterbesacrament mich trösten. — Seit ich sie geschaut habe die zahllose Schaaren der Welten Gottes, die weiten Gefilde der Unsterblichkeit, so habe ich auch erkannt, daß keines sterblichen Priesters Spruch, Gebet und Salbung mir des Himmels Thore aufthun kann, sondern daß ich, wie Christus am Kreuze, meinen Geist in die Hände des allliebenden Schöpfers befehlen muß.

Ehrlich (mit feierlichem Tone). Wenn es so steht, so habe ich nichts mehr zu sagen, als das Wort des Herrn: Getrost meine Tochter, nach deinem Glauben wird dir geschehen!

Auguste war sehr ergriffen. Sie beugte sich nieder zu der Hand des ehrwürdigen Greises, die sie küßte. Eine warme Thräne aus ihrem Auge benetzte die Hand des Priesters. — Der Major und seine Gattin schwiegen; doch suchten sich ihre Blicke zu verständigen. — Der Greis erkannte wohl, daß das Fräulein über eine Angelegenheit ihres eigenen Herzens mit ihm verhandelt habe.

„Sie sind bewegt mein Fräulein — (sprach er mit mildem To-

ne) — es scheint, als hätte ich, ohne es zu wissen, ein Geheimniß Ihres Herzens berührt". — Auguste schwieg, und sah Vater und Mutter mit einem fragenden Blicke an.

Major. Ja, würdiger Freund! das Mädchen sprach von sich. Sie können alles wissen. Als wir damals in Ihrer Kirche waren, so sieht sie beim Herausgehen einen jungen Mann, und er sieht sie. Dieß Sehen war wie ein Blitz, der in eine Pulvertonne fällt. Er hat nun um Augusten förmlich geworben, wir haben ihm aber keine Antwort gegeben, denn er ist ein Protestant.

Majorin. Doch ist der Herr von Steinheim ein edler Mann!

Ehrlich. Steinheim? — Wo ist er her? — Ich kenne eine Familie dieses Namens.

Majorin. Und was wissen Sie von ihr?

Ehrlich. Es war ein Herr von Steinheim ein guter Bekannter von mir, der in Bayern lebte. Seine Gattin katholisch, und dadurch wurde die Ehe unglücklich. Der arme Steinheim hätte ein besseres Loos verdient. Seine Frau trennte sich aus Gewissensscrupel von ihm; sein Hauswesen wurde zerrüttet, und er starb endlich aus Gram. Er hatte einen einzigen Sohn, der, obgleich jung, doch durch Sparsamkeit und gute Wirthschaft die Schulden seines Vaters in kurzer Zeit getilgt hat, von dem ich aber nicht weiß, wie es ihm weiter gegangen ist. Er war Militair.

Auguste (lebhaft). Er ist's, er ist's! — O ehrwürdiger Vater, würden Sie wohl kein Bedenken finden, wenn ich mich mit einem evangelischen Bräutigam Ihrem Altar näherte, unsern Bund einzusegnen?

Ehrlich (lächelnd). Sie kennen doch die Vorschrift, daß ich Sie zuvor ernstlich verwarnen müßte?

Auguste. Und haben Sie dieses nicht schon gethan? — redlich gethan?

Ehrlich. Das ist wahr! — Nun wohl, es sey! — Ich werde bereit seyn, Ihren Bund zu segnen, wenn Sie dieses dereinst wünschen sollten.

Auguste. Dereinst! — Soll denn der arme Steinheim nicht bald eine Antwort bekommen"? u. s. w. u. s. w.

Das ist also der Typus jener „bescheidenen" Erkundigungen" und des vorschriftsmäßigen Brautexamens, dem das in der katholischen Kirche übliche mit sanfter Gewalt ähnlich gemacht werden soll! Herrn Bretschneider aber ist es geschehen,

daß er unbewußt eine recht bittere Satyre geschrieben hat. — Darum verbreitet und verschickt, so viel Ihr irgend mögt und könnt! ja, da Niemand Eure altbackene Waare mehr kaufen mag, verschenkt sie, so weit Eure Mittel reichen; — nur das Eine wollet nicht glauben, daß durch diese Beredsamkeit heute auch noch der blödeste Verstand des ungebildetsten Katholiken betrogen werden könne. Das Einzige, was Ihr bewirkt, ist lediglich und allein: daß Ihr Eure eigne Schande aufdeckt und Eure Gönner in die unangenehme Lage setzt, wenn der Anschlag seinen Zweck nicht erreicht hat, die Helfer und Bundesgenossen vor der Welt verläugnen zu müssen, — wie Euch dieß schon zu mehreren Malen geschehen. Armer Protestantismus! armer Generalsuperintendent!

Aber ist es nicht eine unerhörte Perfidie der historisch-politischen Blätter, aus der ganzen „evangelischen“ Glaubensarmee sich den allerschwächsten und beschränktesten Kämpen auszulesen, diesen vor allem Volke kahl zu rupfen, und wenn er dasteht in seiner ganzen Mitleid erregenden Blöße und Armseligkeit, ihn wegzuwerfen und auszurufen: Seht da Euern Protestantismus! — So dürften vielleicht manche Berliner Sachwalter des letztern urtheilen, wenn sie lesen, wie auch wir uns bemühen, dem Roman des Herrn Bretschneider durch unsere wohlgemeinte Empfehlung nützlich zu werden. In der That würden wir diesen Vorwurf der Herren von der „evangelischen“ Kirchenzeitung verdienen, wenn wir nicht ausdrücklich anerkennten, daß es neben Herrn Bretschneider auch solche Glieder der protestirenden Genossenschaft giebt, die dessen Richtung eben so tief und gründlich verachten wie wir selbst. Wir haben ja neulich noch die Broschüre *) eines

*) Die Allocution des Papstes Gregor XVI. u. s. w., Hannover 1838 in der Hahnschen Hofbuchhandlung. — Wir bitten den ausgezeichneten Verfasser, es uns verzeihen zu wollen, daß wir seiner so oft erwähnen, und auch in Zukunft auf ihn noch häufig zurückzukommen gedenken. Es wird uns nicht

dieser „christlichen und gläubigen“ Protestanten unbefangen und wohlwollend beleuchtet und jenem geistreichen und vornehmen Manne in Hannover die volle Ehre widerfahren lassen, die ihm gebührt. Aber es ist nicht unsre Schuld, wenn kraft höherer Fügung im letzten Resultate das, was die Allerdümmsten unter den Widersachern der Kirche erreichen wollen, genau mit dem Verlangen der Allergescheutesten unter ihnen zusammenstimmt. Sie begehren beide: wir sollen „die strenge Correctheit im Einzelnen“ aufgeben und einräumen: daß auch im Protestantismus Jeder seines Heiles sicher seyn könne und daß die Kirche mit ihren Widersachern im Wesentlichen eins sey, der Unterschied aber nichts Wesentliches betreffe und nur in menschlichen Meinungen seinen Grund habe, in Hinsicht deren es Jeder halten könne, wie er wolle. — Weil aber dergestalt die äußersten Endpunkte des Protestantismus, trotz aller sonstigen Verschiedenheit des Glaubens und Hoffens der Individuen in ihren Forderungen an die wahre Kirche zusammenstimmen, als wenn sie sich verabredet hätten; weil auch die Besten und Wohlmeinendsten, wie die Allerschlechtesten, auf denselben Zweck einer indifferentistischen Gleichstellung der widerstreitenden Glaubenslehren hinarbeiten, — so ziehen wir daraus mit Recht den Schluß: daß der Protestantismus, unangesehen alles subjectiven Beliebens seiner Glieder, endlich einem höheren Gesetze unterliegend, sich zu seinem letzten Ziel und Ende neige. Die Freilassung des Irrthums und die Licenz der Willkühr in Glaubenssachen mußten endlich bei dem absoluten, geist- und glaubenslosen Indifferentismus anlangen, und, — wie bunt auch die sonstigen Meinungen und Neigungen und Velleitäten Jener durcheinander wirbeln mögen, die außerhalb der Kirche stehen, —

---

alle Tage so gut einem Gegner, wie er ist, zu begegnen, — und meistens möchten wir mit Friedrich dem Großen, als an diesem ein Trupp gefangener Kalmucken vorbeigeführt wurde, ausrufen: Sieht Er, Ziethen, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!

das Gesetz der Geschichte, dem alles Menschenwerk verfällt, ist mächtiger denn sie. Dieser Moment des Gerichtes ist heute bereits eingetreten. Wer von uns verlangt: daß wir „die strenge Correctheit im Einzelnen“ fallen lassen sollen, hat kein Recht den Generalsuperintendenten in Gotha und Weimar Schweigen zu gebieten, wenn sie genau dasselbe, — aber nicht bloß von uns, sondern auch von ihm begehren. So verschwimmt denn jetzt, grau in Grau, der historische Protestantismus in dem allgemeinen, weichen Brei jener absoluten Gleichgültigkeit gegen das Dogma, die nichts verlangt als Gleichgültigkeit von dem andern Theile. Auf unserer Seite stehen die, so da wissen wer sie sind und was sie wollen; — drüben die Andern, die allein in dem gemeinsamen Widerwillen gegen die Wahrheit, die nur Eine ist, sich berührend, ihr letztes Heil in der nebelhaften Unbestimmtheit, in der Auflösung, in den Unionen und Fusionen versuchen wollen. Die nahe Zukunft wird lehren, wer das Feld behaupten kann.

Nachschrift.

Wir haben im obigen Artikel den neuen Roman des Herrn Generalsuperintendenten Bretschneider (der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe) in Erwägung gezogen und schon bemerkt: daß eben dieses Product des Unglaubens und der Albernheit von unbekannter Hand in katholischen Ländern und Provinzen verbreitet werde; — uns näher über dieses Factum auszusprechen fanden wir nicht angemessen, da wir, was einen so dunkeln Schatten auf die Verfahrungsweise jener, die wir damit gemeint, werfen könnte, nur mit aufrichtigem Leidwesen berühren. — Seitdem ist Etwas geschehen, was unsre schonende Reticenz überflüßig macht; die königlich preußische Staatszeitung selbst hat den Schleier gelüftet, bekennt sich zu den Doctrinen jenes Buches und empfiehlt es auf das dringendste mit folgenden Worten:

„Dieses kleine Buch verdient angelegentlichst allen denje-

nigen empfohlen zu werden, welche eine klare und partheilose Ansicht der kirchlichen Wirren unserer Zeit gewinnen wollen; eine einfache aber wohlerfundene Novelle, welche auch den Freund der Romanen-Lectüre als unterhaltend und geistreich ansprechen wird, zeigt uns in einer Reihe von Situationen, die aus den Verhältnissen selbst sich auf das Natürlichste entwickeln, in Charakteren, die durchaus wahrhaft, lebendig und individuell sich aussprechen, die traurigen, ja das Glück wohlgesinnter Familien völlig zerstörenden Folgen, welche die neuerlich von einem Theile des katholischen Klerus hinsichtlich der gemischten Ehen befolgten Grundsätze nothwendig herbeiführen müssen. Dieß ist der erste hauptsächlichste Zweck des Buches. Dessen Verfolgung gibt aber dem Verfasser Gelegenheit, nicht nur die Nachtheile zu schildern, welche der Klerus durch die neuerlich aufgestellten antisocialen Grundsätze sich selbst in der Achtung eifriger, aber wohlgesinnter und wahrhaft christlicher Katholiken zufügt, sondern auch die Entwicklung der Kirchenherrschaft, die Mittel, die zu deren Ausbreitung angewandt worden sind und noch angewandt werden, historisch nachzuweisen und zu erörtern, wie diese Angelegenheit, im Lichte des Evangeliums betrachtet, sich darstellt. Die Leser, welche mit der Kirchengeschichte nicht näher bekannt sind, werden dabei, die Grundsätze einiger jetzigen Prälaten erwägend, nicht ohne Bewunderung erfahren, wie deutsche Bischöfe in früherer Zeit ihr Verhältniß zum römischen Stuhle ansahen, und daß die drei Rheinischen Erzbischöfe, nachdem sie schon im Jahre 1769 sich bei dem Kaiser über den Erlaß päpstlicher Bullen beschwert hatten, im Jahre 1786 auf einem zu Ems gehaltenen Congresse bestimmten, daß alle römischen Bullen und Breves nicht eher gesetzliche Kraft haben sollten, als bis sie von den deutschen Bischöfen geprüft und genehmigt worden seyn würden. Man wird dabei nicht außer Acht lassen, daß die Prälaten, zu welchen auch der Erzbischof von Köln gehörte, nicht bloß Kirchenfürsten, sondern auch zugleich Landesherren waren."

Doch die Staatszeitung hat nicht allein Lob und Beifall, sie hat auch Tadel auszutheilen, und dießmal ist es der Verfasser des Athanasius, den sie sich zum Ziele erkoren. Sie, das officielle Blatt! hat keine Scheu, gegen ihn eine Jugendschrift heraufzubeschwören, deren Datum noch in das vorige Jahrhundert fällt, ja noch weiter gehend und auf ihren Dogmatiker Bretschneider vertrauend, nimmt sie ihre Zuflucht gegen ihn zu Citaten aus einem Buche, das derselbe nie geschrieben, dem „politischen Thierkreise“ nämlich!

Um aber die von der Staatszeitung empfohlene religiöse Lehre recht zu würdigen, theilen wir aus dem genannten Buche noch eine, früher schon angedeutete Stelle mit, die uns der Mühe jedweder weitern Characteristik jenes Productes blödsinniger Albernheit überhebt. — Bei Gelegenheit der Betrachtung des gestirnten Himmels, welchen ein protestantischer Pfarrer einem in gemischter Ehe lebenden Paar und dessen Tochter erklärt, fällt folgendes Gespräch vor:

„Majorin. Ich wundere mich nur, wie Menschen noch so kurzsichtig seyn können, sich für die einzigen Bewohner des unermeßlichen Weltalls zu halten; und wie sie sich nur der stolzen Anmaßung hingeben können, zu glauben, der Himmel sey nur allein für sie, oder gar für eine Art von ihnen da. Der Wahn, nach welchem jede Religionspartei nur sich als die für den Himmel erwählte betrachtet, erscheint doch bei einem Blick aufs Weltall als eine rechte Armseligkeit.

Pfarrer. Dieser Wahn konnte sich wohl in der alten Zeit erzeugen, wo man den Himmel noch für ein festes Gewölbe hielt, an welchem die Sterne als Lichtpunkte angeheftet seyen, das Thore oder Pforten habe, durch welche nur wenige, gleichsam privilegirte Menschen durch besondere Gunst hindurch gelangen könnten.

Major. Sonach also gäbe es gar keinen Himmel, also wohl auch keine Hölle?

Pfarrer. In dem nur eben gedachten Sinne gibt es freilich keinen Himmel, das heißt, kein geschlossenes Gewölb, an dem die Sterne hingen, und das die Erde umgäbe, wie etwa der Luftkreis um die Erde herumliegt. Denn die Sache genau genommen, so gehört unsere Erde sammt uns auch zum Himmel, und wir sind schon im Himmel. Die Erde ist nämlich auch ein Stern, und steht den Bewohnern

des Mondes, der Venus, des Jupiters und anderer Planeten ebenso, als himmlischer Stern an ihrem Himmelsgewölbe, wie jene Planeten uns als Sterne über unsern Häuptern erscheinen. Für jene aller andern Planeten gehört die Erde mit ihren Bewohnern zu ihrem Himmel, wie sie zu unserm Himmel gehören. Denken wir uns aber unter Himmel eine andere und vollkommnere Welt, in welche unser Geist nach dem Tode eintritt, um auf einem andern Sterne ein höheres Leben zu beginnen, so giebt es allerdings einen Himmel.

Major. Auch eine Hölle?

Pfarrer. Himmel und Hölle in ihrem Gegensatze, und nach der biblischen Beschreibung sind die Bilder, in welchen die große Wahrheit, daß es Vergeltung des Guten und Bösen nach dem Tode gebe, ausgesprochen ist. Die Vergeltung beginnt schon hier; man kann hier auf Erden schon einen Himmel, aber auch eine Hölle haben; sie wird sich aber fortsetzen in einer andern Welt, und dort noch vollkommener seyn und werden. Wir wissen zwar über die Art jener Vergeltung nichts, aber, wenn wir sehen, wie hier schon die Lagen der Menschen, vom Sclaven bis zum Herrscher, vom Elenden bis zum Glücklichen so verschieden sind, so können wir nicht zweifeln, daß eine größere und reichere Welt, die uns nach dem Tode aufnimmt, auch eine unendlich reiche Mannigfaltigkeit von Verhältnissen und Zuständen darbieten wird, durch welche jedem vergolten werden kann nach seinen Werken.

Majorin. In der Bibel findet sich aber doch jene alte Vorstellung vom Himmel als einem der Erde entgegengesetzten, die Erde umschließenden besondern Raum.

Pfarrer. Allerdings! Die Bibel spricht hierin gänzlich nach den Vorstellungen der alten Welt, nach dem sinnlichen Schein, so wie auch wir von einem Lauf, vom Auf- und Untergang der Sonne reden, ob wir gleich wissen, daß sie still steht, und vom Himmelsgewölbe, ob wir gleich einsehen, daß der Himmel kein Gewölbe ist. Hätte man zu Jesu Zeit anders gesprochen, so würde es niemand verstanden haben; denn die große Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, welche uns das Weltgebäude erst aufgeschlossen haben, besitzt das menschliche Geschlecht erst seit der Reformation.

Auguste (aus tiefem Nachsinnen erwachend). Wie ist es denn aber da mit dem Gegensatze des Himmels, der Hölle, dem Wohnorte der Verdammten? Wir Katholiken glauben, daß Himmel und Hölle zwei entgegengesetzte, geschlossene Räume seyen, zwischen denen sich noch ein Raum für das Fegfeuer und einen für die Kinder befinde,

die vor der Taufe gestorben seyen. Dieß alles will sich ja gar nicht mit der Vorstellung vom Weltall, wie es wirklich ist, reimen!

Pfarrer. Ihre Kirche, mein Fräulein, hat die Bilder in welchen das heilige Bibelbuch die Strafen der Bösen beschreibt, wörtlich und eigentlich genommen. Die Juden entlehnten das Bild der Strafen der Bösen von dem todten Meere, das jetzt den Ort bedeckt, wo die Städte Sodom und Gomorrha durch unterirdisches Feuer versanken, und das noch jetzt eine Menge Schwefel und Erdpech enthält, so daß kein Fisch in diesem Wasser leben kann. Daher kommen die Strafbilder des Feuers, des Schwefelpfuhls, die nichts anders bezeichnen, als daß dem Bösen nach dem Tode vergolten wird, wie er es verdient hat; und dieses ist das ewig Wahre, das dem Bilde zu Grunde liegt. Das war aber freilich ein Fehler, daß man in der Kirche diese Beschreibungen zu einem unveränderlichen Glaubensartikel gemacht hat, wie dieses Ihre Kirche thut. Da blieb freilich den Heiligen Vätern, die an der Spitze Ihrer Kirche stehen, nichts übrig, als die richtige Erkenntniß des Weltalls, als sie aufkam, für sträfliche Ketzerei zu erklären.“ u. s. w.

Ist dieß die heute vorgeschriebene, den dortigen Staatszwecken entsprechende, semioffizielle Religion, so wagen wir, ohne daß wir die Gabe der Prophezeihung empfangen hätten, mit Zuversicht vorauszusagen: es wird die Zeit kommen, — und sie ist nicht fern! — wo Ihr Euren eigenen Rationalisten gegenüber ein anderes entgegengesetztes System, vielleicht mit Strenge und Gewalt werdet durchsetzen wollen. — Dann werden sie Euch mit Euren eigenen Waffen schlagen und sich gegen das, was Ihr dann verfechten werdet, auf jene Lehre berufen, die Ihr heute von oben herab empfehlt, verbreitet und begünstigt. Werden dann jene, welche heute den alten Christenglauben bewahren, den Ihr schmäht, verhöhnt und mit Füßen tretet, an Eure Aufrichtigkeit glauben, wenn Ihr in der Noth den alten Gott anrufen — und die Gläubigen auffordern werdet sich um den Thron zu sammeln, und ihn gegen die Schaaren Derer zu schützen, die mit Herrn Bretschneider nicht mehr an Himmel und Hölle glauben?

XXII.

Das Denkmal des Arminius.

Die Gesänge, in welchen einst Deutschlands Erretter, Arminius, dankbar gefeiert ward, sind längst verstummt; ob sie zu denen gehört, welche der große Karl sorgfältig gesammelt, sein Sohn Ludwig als Kind auswendig gelernt, nachmals aber aus mißverstandener Frömmigkeit vernichtet hat, ob sie jene Zeit überlebt und in die Reihe derer zu stellen sind, die Mathildis, so lange ihr königlicher Gemahl, Heinrich I., noch lebte, so gerne sich vorsingen ließ, — wir wissen es nicht. Aber noch wird die Stätte gezeigt, wo der deutsche Held für des Vaterlandes Befreiung gekämpft, noch oft von dem Wanderer die Anhöhe erstiegen, auf welcher die tapferen Feinde in Verzweiflung streitend bis auf den letzten Blutstropfen dem Andrang der Cherusker gewehrt haben. Jetzt, nachdem mehr als achtzehn Jahrhunderte seit jener Schlacht verflossen, soll in dankbarer Erinnerung an jene Großthat in der Geschichte unserer Vorvordern, Arminius von der Nachwelt ein Denkmal in dem Teutoburger Walde errichtet werden, und von vielen Seiten ergehet der Aufruf dazu; dem folgen auch wir, indem wir die Ankündigung des in Bayern zu diesem Zwecke gebildeten Vereines heute unsern Blättern beilegen. Es möge daher den Thaten des cheruskischen Helden ehrende Anerkennung in dem Folgenden gespendet, zugleich Deutschlands Verhältniß zu Rom, wie die Geschichte es bietet, näher beleuchtet werden. —

Denkwürdig ist jene große Schlacht im Teutoburger Walde in doppelter Rücksicht; einmal, weil sie unser deut-

sches Vaterland von römischer Knechtschaft befreite, dann weil durch sie die Römer in der Verfolgung eines Systems, wenigstens auf längere Zeit, aufgehalten wurden, welches sie, seit Gründung ihrer Stadt, unablässig im Auge gehabt. Roms Geschichte unterscheidet sich darin von der anderer Staaten, daß schon von den ältesten Zeiten her die Verhältnisse nicht von einer natürlichen angebornen Individualität ausgehen, sondern vielmehr auf dem freien, durch Uebereinkunft bestimmten Zusammentreten verschiedener Stämme beruhen. Rom ist von Anfang an der Staat, welcher die Tendenz verfolgt, die Stammesverschiedenheit wenigstens durch äußerliche Vereinigung der Völker zu beseitigen, während im Gegentheile alle andern Staaten des Alterthums — auch diejenigen, welche nicht den Indiern gleich, eine förmliche Kastenverschiedenheit kannten — doch eine strenge Sonderung der Stämme bewahrten. Man könnte einwenden, auch dieß sey bei den Römern der Fall gewesen, da Patrizier und Plebejer lange getrennt blieben, und selbst eine Ehe zwischen diesen beiden Stämmen, dem siegreichen und dem besiegten, bis zu der Rogation des Canulejus nicht Statt finden konnte; allein dessenungeachtet hatte Roms Adel längst schon eine Menge fremder Geschlechter in sich aufgenommen, und eben hierin, nämlich in der fortwährenden Aufnahme neuer Elemente, besteht die ganze äußere Entwicklung der römischen Herrschaft. So tritt dieses Princip, welches durch Kriegs- und Friedens-Künste mit Ausdauer verfolgt wird, auf welches sich Roms Streben und Bestimmung zur Weltherrschaft begründete, allmählig immer deutlicher hervor, bis es endlich in der Theorie klar ausgesprochen wird: das Römerreich sey der Erdkreis, Roms Kaiser der Herr der Welt, des Meeres Gebieter. Achthalb Jahrhunderte war Rom auf dieser Bahn fortgeschritten, und schon war den Stämmen Germaniens die Bundesgenossenschaft des römischen Volkes nicht nur sehr nahe gelegt worden, sondern es waren mehrere von ihnen bereits wirklich in dieselbe eingetreten. Gerade bei den Germanen

wurde dieß durch einen besonderen Umstand ganz vorzüglich begünstigt. Nirgends bot sich Deutschlands Jünglingen so ruhmvolle Gelegenheit, die Lust nach kriegerischen Abentheuern zu stillen, als in dem Heeresdienste Roms. Arminius selbst und viele Andere, sie fanden keine schönere Lust, als Theil zu nehmen an der Römer kühnen Fahrten in ferne Lande Asiens und Afrikas; verlor ja doch Armins Bruder, der blondgelockte Flavius, den deutschen Namen, wie späterhin der auf dem Kampfplatze gegen die Römer auftretende Held Claudius Civilis. So ward der römische Dienst von ganzen Schaaren deutscher Krieger gesucht, und so konnte es bald nicht fehlen, daß nicht die Römer bei den einzelnen Stämmen eine für sie günstige Parthei gefunden hätten. Schon war das ganze linke Rheinufer römisch, schon die Donau in ihrer Gewalt, und dort ein Mann an der Spitze des Heeres und der Verwaltung, der durch Klugheit, List und Anmuth des Benehmens die Gemüther der Germanen in jeder Weise zu gewinnen wußte, Sentius Saturninus. Gemeinschaftlich mit Tiberius, der an der Donau den Oberbefehl führte, sollte er ein Unternehmen gegen Germaniens Völker ausführen, zu welchem die Römer seit Decennien die wohlberechnetsten Vorbereitungen getroffen hatten. Da rief ein Aufstand in Pannonien beide Feldherren nach diesem Lande, und als im Jahre 9 nach Ch. Geb. Tiberius wegen seiner hier erfochtenen Siege mit großem Pompe triumphirte, da kam die Schreckenskunde von der Vernichtung der römischen Legionen in dem Teutoburger Walde.

An des Sentius Saturninus Stelle hatte man den bisherigen Landpfleger Syriens, L. Quinctilius Varus, an den Rhein geschickt. Dieser verlegte sein Standquartier zu den Cheruskern, welche bis dahin den Römern befreundet gewesen waren, und schien zu glauben, in gleicher Weise hier, wie in dem entnervten Syrien, verfahren zu dürfen. In dieser Täuschung schlug er im Lande der Cherusker sein richterliches Tribunal auf, und sprach nach dem Rechte der

Römer in allen Streitigkeiten, die er an sich zu ziehen für gut fand. Nichts aber war mehr geeignet, die Gemüther des der Freiheit gewohnten Volkes zu empören. Nach deutscher Sitte geziemte es dem freien Manne wohl, jede ihm zugefügte Beleidigung mit dem Schwerte in der Hand zu rächen; da ward auf beiden Seiten die Familie entboten, mit heiligen Schwüren verbanden sich die Kampfesgenossen, und entweder gaben die Waffen den Ausschlag, oder die Streitenden einigten sich durch freien Vertrag. Statt dessen bluteten jetzt die Häupter der Söhne Deutschlands unter dem Beile der Lictoren. Keine größere Entwürdigung konnte einem freien Manne bisher zugefügt werden, als wenn Jemand sich unterfing, die Hand an ihn zu legen; das war Symbol der Knechtschaft, nur dem Unfreien durfte also begegnet werden, aber der römische Satrap verhing gar oft die empörende Strafe des Ruthenstreichens. Der Deutsche, der von dem Processe, der vor dem Richterstuhle des übermüthigen Varus geführt wurde, kein Wort verstand, schob begreiflicher Weise einen großen Theil der Schuld an dem Ausgange, den ein solcher Rechtsstreit zu nehmen pflegte, auf die geschäftigen römischen Sachwalter, daher auch gerade gegen diese der Zorn der Unterdrückten am heftigsten entbrannte.

Auf solche Art bereitete sich Varus selbst seinen Untergang; in Entfernung einiger Tagemärsche von seinem Lager ward ein Aufstand erregt, dorthin wollte er seine Legionen führen. Schleunig brach er auf, wurde aber auf dem Marsche von den Cheruskern, mit welchen sich die Elemente verbündet zu haben schienen, auf allen Seiten in den Thalschluchten des Teutoburger Waldes angegriffen. Arminius, der Kampfgeübte, war der Führer; auf sein Geheiß war rings herum in allen Gauen der Cherusker von Haus zu Haus der Kriegespfeil, den Streit ansagend, gesendet worden. Da sammelten sich die wehrhaften Männer des Stammes; familienweise schaarten sie sich an einander, dadurch noch mehr den tapfern Sinn erhebend, und aus geheiligtem

Haine wurden die Bilder der Götter in die Schlacht getragen. Aber vor Allen stritt Arminius voran, durch sein glänzendes Beispiel die Stammesgenossen zu immer größeren Thaten der Tapferkeit belebend. Doch auch dem Feinde gebührt Anerkennung. Es waren drei kriegsgewohnte Legionen, welche durch der Cherusker Schwert in jenem Walde ihren Untergang fanden; sie kämpften, gleich Löwen, den verzweifelten Kampf; von Hunger ermattet, von Regen durchnäßt, von Blut triefend, erstiegen sie dennoch am zweiten Tage des Kampfes eine Anhöhe, und es gelang ihnen sogar, hier in aller Eile sich zu verschanzen. Ihr Leben ward dadurch nur gefristet; doch ihnen gönnte man den ehrlichen Soldatentod, aber den römischen Rechtsanwälden riß man die Zunge aus: „jetzt, Natter, höre auf zu zischen", war das Wort, das man ihnen gab. Drei Tage ward gekämpft, da sah Varus Alles verloren: die Adler der Legionen in des Feindes Hand, das Heer vernichtet, für sich nur Schmach und Schimpf; er stürzte sich ins eigene Schwert. —

Diese Tage haben Deutschlands Freiheit gerettet, und auf der Stätte der deutschen Heldenthat soll Arminius Bild noch kommenden Geschlechtern den großen Sieg verkünden. Doch wo ist die Stätte? Darüber ward lang gestritten, bald ward der Kampfplatz hier, bald dort gesucht. Man darf sich freilich nicht durch die in jenen Gegenden vorkommenden Namen Varenholz oder Feldrom irre führen lassen, vielmehr erscheint es nach prüfender Vergleichung des Terrains mit den Nachrichten des Tacitus gewiß, daß die Entscheidung der dreitägigen Schlacht Statt gefunden habe in dem Gaue, welcher den Namen einer altgermanischen Gerichtsstätte, freilich in der corrumpirten Form Detmold (Thiatmelli, Volks-Mal, d. i. Volksgericht) bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Hier zwischen den Städten Detmold und Horn, nicht fern von jenen wunderbaren Externsteinen, unter welchen einer, den Herabsturz zwar scheinbar jeden Augenblick drohend, der Sage nach auf ein schwangeres Weib harret, ist die Wahlstatt zu

suchen, und hier soll, aus Erz gegossen, das Arminius-Denkmal erstehen. Dieß ist nicht die zweite, sondern erste Gedächtnißsäule, welche dem Helden gesetzt wird, denn jenes Bild, welches einst in den Gegenden des Osninggebirges stand und von Karl dem Großen zerstört ward, hieß zwar Irmensul, war aber nicht dem Heros, sondern einem Gotte selbst geweiht. Auf diesen dürfen aber wohl nicht, wie es freilich von einem bewährten Kenner deutscher Alterthumskunde geschieht, jene Gesänge bezogen werden, deren wir im Eingang gedachten. Sie gehörten dem Befreier des Vaterlandes an, sie waren der Zoll der Dankbarkeit, der nach dem Tode ihm reichlicher als zuvor dargebracht wurde. Ruhmvoll stritt Armin noch manches Jahr gegen der Deutschen Feind, so glücklich aber nicht mehr; nach jener Schlacht dort, wo in majestätischer Pracht — unfern der preußischen Festung Minden — die Weser aus dem Gebirge tritt (Porta Westphalica), ward ihm sein Weib gefangen, die den Sohn Thumelicus, der seines Vaters Antlitz nie geschaut, in römischer Knechtschaft gebar. Zuletzt waren es die eigenen Verwandten, die, seinen Ruhm beneidend, ihm den Tod bereiteten.

Was also war es, das Armin seinem Vaterlande errungen? man könnte zweifeln, ob der Erfolg des großartigen Beginnens wahrhaft bedeutend genannt werden dürfe, denn bald erschien des Drusus Sohn, Germanicus, und siegte in mancher Schlacht über das Volk, von dem man für ihn den Namen entlehnt, während nicht lange nachher ein germanischer Fürst, Italus genannt, von den Römern den Cheruskern gegeben ward. Dennoch ist die Schlacht im Teutoburger Walde eine entscheidende gewesen, denn die Römer gaben den Gedanken auf, auch auf dem linken Rheinufer Provinzen erstehen zu sehen; niemals ist Germanien römische Provinz geworden, und nur einzelne Gegenden haben die Römer, wie in Feindesland, militärisch behaupten können. Das war der wesentliche Erfolg, daß Roms, wenn man so sagen darf, öcumenisches Princip, dieß oben bereits näher

bezeichnete Princip weltherrschaftlicher Katholicität, an Deutschlands starken Kriegern zu Schanden ward, und mochten römische Kaiser sich auch noch so oft Germanicus und Francicus, Gothicus und Alemanicus nennen, Germaniens Söhne waren dazu bestimmt, des alten Roms Weltherrschaft zu zertrümmern. Sie waren es, die, nachdem sie schon oft das Diadem vergeben, das Kaiserthum selbst vernichteten, und in den Provinzen der römischen, den Erdkreis umfassen wollenden Republik ihre eignen Reiche gründeten. —

Der Vergleich des alten heidnischen Roms mit dem christlichen liegt nahe, und in der That, schon hören wir die Anwendung, die man gern von jenem Verhältnisse Deutschlands zu Rom auf die Gegenwart oder vielleicht auf die Zeit seit den letzten dreihundert Jahren machen möchte. „So, wie damals, so habe Deutschland auch im sechszehnten Jahrhunderte die Sklavenketten Roms zerbrochen; so wie damals, so müsse auch jetzt der letzte Rest römischer Herrschaft vernichtet werden“ u. s. w. u. s. w.

Daß wir nicht Unrecht haben, unsern Gegnern solche Wünsche zuzutrauen und ihnen solche Worte in den Mund zu legen, möchte wohl durch einen gewichtigen Zeugen bestätigt werden können. K. F. Eichhorn sagt in seiner Geschichte, einem Werke, dessen großen rechtshistorischen Werth Niemand weniger in Abrede zu stellen geneigt ist, als der Schreiber dieser Zeilen, ganz kurz Folgendes:

„Nur hat er (der heil. Bonifacius) auch durch seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl der deutschen Kirche Fesseln geschmiedet. Durch den Eid, den er dem römischen Bischof geleistet, und durch seine Handlungsweise in allen Kirchensachen, hat er dem Papst Rechte über die deutsche Kirche eingeräumt, welche ihm noch keine andere zugestand“.

Der Autor hat freilich für angemessen gefunden, in der neuesten Auflage seines Buches den Sinn dieses Satzes in eine etwas gefälligere Form zu kleiden, indem er sagt:

„Je größer der Einfluß war, den er bis zu seinem

Tode auf alle kirchlichen Angelegenheiten im fränkischen Reiche hatte, um so allgemeiner mußten sich seine Ansichten von der Bedeutung des römischen Primats unter der fränkischen Geistlichkeit verbreiten“.

Daß dieß keine Aenderung in der Ansicht des gelehrten Verfassers ist, davon kann man sich zur Genüge aus andern Theilen seines Buches überzeugen, wo er auf ähnliche Materien zu sprechen kommt, als Entschädigung für jene Milderung des Ausdruckes wird dafür Rom als die Heimath des Pseudo-Isidor bezeichnet und unwandelbar auf der Meinung beharrt, das Dogma von der Transsubstantiation sey im dreizehnten Jahrhunderte erfunden worden. Es ist erstaunlich, was alles das dreizehnte Jahrhundert erfunden haben soll; auch „Mariencultus“ ist damals — wie einer unsrer größten deutschen Gelehrten versichert — zuerst aufgekommen.

Daß aber auch gerade in Beziehung auf das Armins-Denkmal in Deutschland jene Ideen von Widerstand gegen das kirchliche Rom so Manchem nicht ganz fern geblieben sind, ließe sich aus mehreren Zeugnissen erweisen. Die preußische Staatszeitung giebt solches ziemlich deutlich zu verstehen; nachdem sie bemerkt, daß keine Zeit „wohl mehr gerade auf ihn (Armin) hingewiesen sey, als die unsere, und daß man sehr einseitig die aus eben dieser Zeit natürlich hervorgegangenen Ideen auffassen würde, wollte man hierbei nur an den Sieger der Varus-Schlacht denken“, da er „uns viel näher und in einer unverkennbaren, unzweifelhaften Verbindung mit unserm ganzen jetzigen Vaterlande stehe“, erzählt sie: Arminius habe „auf die Germanen das von der römischen Kunst übertragen, was ihnen davon nützlich und heilsam seyn konnte, nicht etwa mit geistloser Nachahmung, nein, eigenthümlich entwickelt und dadurch national“. „Dann erst“, heißt es weiter, „trat er den Welterstürmern keck entgegen, und mit römischer Kunst vernichtete er römische Legionen. Er verschmähet nicht fremde, transrhenanische und transalpinische Wissenschaft, er nimmt gern von derselben an, was seinem

Volke davon Noth thut und frommt, aber gegen jede Anmaaßung, gegen jede Unterjochung hat er das Schwert aufgenommen, und mit Riesenkraft schmettert er nieder, was sich aufdringen *) will. So Herrman! — Und wer verkennt in ihm den Geist, der noch jüngst und jetzt sein Deutschland beseelt"? Nach dieser Erzählung sollte man wirklich glauben, Armin habe die Deutschen in römischer Kriegskunst unterrichtet, wovon denn doch in der That von keinem Schriftsteller jener Zeit etwas erzählt wird, und wovon sich eben so wenig nachmals bei den Deutschen irgend eine Spur vorfindet. Es ist auch bloß gesagt, um einer nachfolgenden Phrase ein Entréebillet zu schenken, nämlich: „ein Heldenfürst lehrte den Deutschen, durch Einführung des organisirten Tirailleur-Gefechts, die Künste des Feindes brauchen, und ihn wie damals, mit eigenen Waffen besiegen". So wurde, wie die preußische Staatszeitung versichert, Deutschland von der „transrhenanischen Unterjochung" befreit. Diese aber war, „lange zuvor, durch die heillose Politik Richelieu's, unterstützt durch die transalpinische Schlauheit, vorbereitet worden". Wir danken, mit dem Verfasser jenes Aufsatzes, Gott vom ganzen Herzen, daß unser deutsches Vaterland von der französischen Fremdherrschaft befreit worden ist; was soll aber die transalpinische Schlauheit? Dieß ist auch bloß darum hineingezwängt worden, damit man für jene Zeit doch ebenfalls ein Wörtchen der Art gesagt habe, wie man im voraus für die Gegenwart zu thun beabsichtigt. Denn nunmehr heißt es weiter: „Herrmann hatte dem Andrange aus Rom durch Waffen die Spitze geboten, er hatte Anmaaßung kräftig zurückgewiesen, und durchaus uneigennützig nur die Unabhängigkeit des Vaterlandes bezweckt. — So hatte es sich jetzt wiederholt! Künste und Wissenschaften mögen uns daher kommen, gern und dankbar werden wir ihr Licht an-

*) Dieses Wort ist auch in der preuß. Staatszeitung mit gesperrter Schrift gedruckt. Anm. d. Red.

nehmen und nach unserm Bedürfniß anwenden, das fremde Schwert aber und die fremde Herrschsucht werden stets den alten Herrmann bereit finden, sein deutsches Schild, die deutsche Treue, den Eindringlingen entgegenzuhalten — das spricht zu den Völkern Herrmanns Denkmal". Wir brauchen kaum zu erinnern, daß dieser Aufsatz mit einer Episode an Preußen schließt, denn: „wir Preußen insbesondere aber", heißt es darin, „können die Aufforderung nicht verkennen, die an uns die Zeit selbst stellt, dies Monument erstehen zu sehen". „Auch Herrmanns Wahlspruch war der unsers erhabenen Königshauses, cuique suum"! — (Wie werden aber die guten Cherusker diese transalpinischen Worte verstanden haben? Freilich hatte Armin sie mit dem römischen Exercier-Reglement bekannt gemacht!) „Wie dieses führte er ihn nach glorreich erkämpftem Siege muthig in die That über, und wie er, wird Preußen stets gern fremde Belehrung dankbar aufnehmen, willig und mit Anerkennung brauchen (— auch vom heil. Vater über die Pflichten der Bischöfe? —), aber kräftig und entschieden jede fremde Anmaaßung in ihre Schranken zurückweisen, denn Preußens zur Sonne strebender Aar hat sich *) zum Wahlspruch gesetzt: Nec aspera terrent".

Man sollte doch meinen, man hörte auch hier wiederum die von der preuß. Staatszeitung gegebene preuß. Erklärung vom 31. Dez. 1839. So also wird es verstanden, wenn für den deutschen Helden ein Denkmal gesetzt werden soll; ohne Invectiven gegen den heil. Vater kann heut zu Tage nichts verhandelt werden. Aber hören wir noch ein anderes Zeugniß, wo sogar die völlige Lostrennung Deutschlands von Rom, gerade im Vergleiche mit des Armins That, als das Wünschenswertheste dargestellt wird. Es schreibt nämlich der „evangelische Lichtfreund" unterm 9. Dec. wie folgt:

*) Dieses Wort ist auch in der preuß. Staatszeitung mit gesperrter Schrift gedruckt. Anm. d. Red.

„Man bittet, die Errichtung des Hermanns=Denkmals bei Detmold so lange anstehen zu lassen, bis nicht mehr eine so große Zahl von Deutschen im Osten, Süden, Norden und Westen der Teutoburg das von Rom aus ihnen gebieterisch aufgedrungene Gift des Wahnes und der Einbildung gleich einem Labetrunk einschlürfen, und dasselbe mit geschlossenen Augen und steinernem Herzen, als Gottes Wort weiter gebend, zur Verherrlichung Rom's Knechtsdienste leisten“. „Die Errichtung des Denkmals kann erst dann eine Zierde und ein Ruhm für Deutschland werden, wenn Deutschland in der Sache des Glaubens, der Wahrheit und des Rechts die Fesseln geistiger Blindheit und höllischen Pfaffentrugs abgeworfen hat, mit denen noch immer Tausende seiner Bewohner von Rom aus umstrickt sind; sie kann erst dann eine Wahrheit werden, wenn nicht mehr römische Finsterniß Deutschlands Kirchen erfüllt, nicht mehr römisches Kerzenlicht auf Deutschlands Altären brennt, nicht mehr römischer Tyrannengeist den Geist deutscher Jugend einschüchtert, nicht mehr römisches Wort in deutschen Herzen dem Wort Gottes den Weg erschweret, ihm den Raum und den Rang streitig macht“. —

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, dieses seyen die Aeußerungen irgend einer vereinzelt stehenden Meinung; gerade so und nicht anders denkt eine große Zahl „evangelischer Lichtfreunde“ in Deutschland, und es muß den Ungelehrten zu Gute gehalten werden, wenn die ausgezeichnetsten Gelehrten ihnen mit so gutem Beispiele vorangehen und — wie oben angeführt wurde — von dem großen Heiligen, den Deutschland billig als seinen eigentlichen Apostel zu verehren hat, sagen, er habe unserm Vaterlande eine Knechtschaft bereitet, er habe ihm Fesseln geschmiedet. Wir erlauben uns die Herrschaft Roms und diese „Fesselschmiede“ etwas anders anzusehen und hierüber unsre Betrachtungen unsern Lesern in Kürze mitzutheilen.

Ja, es ist wahr, auch das kirchliche Rom strebt nach der

Weltherrschaft! es ist wahr, es hat nach derselben gestrebt, von Anbeginn! es ist wahr, daß es keine Rücksicht auf die Stammesverschiedenheit genommen, sondern alle Völker dazu aufgefordert hat, und noch auffordert, sich mit ihm zu vereinigen! es ist wahr, alle Menschen der bewohnten Erde sollen der Kirche Gottes angehören, dieß öcumenische Princip, diese den Erdkreis zu umfassen strebende Katholicität ist der Kirche eigen; eben darum heißt sie die katholische, und eben darum wegen des Centrums ihrer Einheit, die römisch katholische. Ist aber ihre Herrschaft für die ihr Untergebenen eine Sclaverei? sind es Fesseln, die die ersten Glaubensboten, welche den Germanen das Christenthum gepredigt, diesen angelegt haben? — Wie? wenn wir Ja sagten? Und wir sagen in dem Sinne Ja, wie Christus selbst seine Lehre ein Joch nennt. Es ist ein sanftes Joch, es ist eine süße Knechtschaft, in dem Hause Gottes Knecht zu seyn. Dank sey dem Allmächtigen, der uns den heil. Bonifacius und jene Schaar heil. Glaubenshelden sandte, die Deutschland in die Fesseln des wahren Glaubens schlugen, die die Bande der Einigkeit und Ordnung knüpften, durch welche die Glieder der Kirche mit einander verbunden sind. Haben in dem Sturm der Völkerwanderung, der Fortsetzung der Zerstreuung der Völker aus ihrer Heimath, die tapfern Söhne Germaniens über das allmählig entkräftete weltliche Rom obgesiegt, so haben sich gerade an Rom, als an dem unerschütterlichen Felsen, die Wogen jener dem anstürmenden Meere vergleichbaren Wanderung gebrochen; Roms zukünftiger Sieg über die treuen Herzen der Germanen war entschieden in jenem Augenblicke, wo der heil. Leo mit dem Kreuze bewaffnet Attila entgegentrat, und ihn, den gewaltigen Hunnenkönig, zur Schonung Roms und zur Umkehr bewog. Dieß ist der große Moment in der Weltgeschichte, wo Gott durch das Zeichen des Kreuzes jenes Wunder wirkte, und der die Herrschaft des Kreuzes und die Knechtschaft der Völker unter dem Kreuze begründete.

Wenn also dem Armin ein Denkmal gesetzt werden soll, so kann dieß zunächst nicht in dem feindlichen Sinne gemeint seyn, in welchem von so Vielen die Sache aufgefaßt wird, denn da müßte freilich das katholische Deutschland sich davon frei halten; dann aber darf über jenem edlen Befreier nicht vergessen werden der große Mann, welcher Deutschland zwar in die Knechtschaft Jesu Christi gebracht, dafür aber von den Fesseln des Heidenthums befreit hat. Ehrender noch als jede ihm errichtete oder zu errichtende Bildsäule ist eine auf seinen Namen geweihte Kirche. König Ludwig ist der erste uns bekannte deutsche Fürst, welcher in dieser Weise das Andenken des Apostels der Deutschen ehrt und schon sieht Bayerns Hauptstadt die Kuppel über dem hehren Gebäude sich wölben, welches des heiligen Bonifacius Namen tragen soll, und in schon naher Zukunft ist dasselbe bestimmt, seine Wände mit den herrlichen, Deutschlands „süße und sanfte Knechtschaft“ vor Augen stellenden Gemälden schmücken zu lassen. Dort werden wir schauen, von Meisterhand ausgeführt, das Bild des Heilands, umgeben von Seiner heil. Mutter, Johannes dem Täufer und einer Mehrzahl von Glaubensboten, denen Deutschland sein Heil verdankt: Benedictus, Bonifacius, Wilibald, Corbinian, Rupert, Emeran, Kilian und Severin. Wir werden schauen in einer Reihe von Bildern das ganze Leben des heil. Bonifacius, wie er von Gott das Leben seines tödtlich erkrankten Vaters erbittet, wie er nach Rom wallfahrtet, von Papst Gregor II. empfangen wird, und dann nach Deutschland zieht; wie der Papst ihn zum Bischof weiht, wie Bonifacius das Kloster Fulda weihet, Pippin zum Könige salbt, das erzbischöfliche Pallium empfängt, und dann im Lande der Friesen den glorreichen Martyrertod stirbt. Außer Bonifacius sollen jene heiligen Mauern auch das Andenken Vieler bewahren, die von dem dritten Jahrhundert bis zu Karls des Großen Zeit an der Verbreitung des Christenthums in unserem Vaterlande gearbeitet haben, jener von Gott dazu berufenen Männer, die freilich in einem andern Sinne, als die im thörichten Ver=

trauen auf oraculösen Spruch gegen die Tegeaten ausziehenden Spartaner, bereits die Ketten mit sich brachten, um die Besiegten daran zu fesseln. Wollte Gott, diese Fesseln wären nie und nirgend gesprengt worden, wollte Gott, daß unserem theuren deutschen Vaterlande die Einheit des Bandes des Glaubens und der Kirche zurückkehrte, wollte Gott, daß so wie wir uns in dem Helden Armin großer Thaten gegen Rom erinnern, und in ihm das Sinnbild deutscher Gemeinschaft gegen Fremdherrschaft erblicken dürfen, daß wir gleich dem Glaubenshelden und Martyrer Bonifacius uns großer Thaten für Rom rühmen könnten, und in ihm Deutschlands Gemeinschaft gegen Irrglauben und Unglauben verwirklicht sähen!

XXIII.

Deutschland und die Deutschen.

Ein Sendschreiben an die Redaction.

Wenn Schreiber dieses die Aufgabe, die sich die historisch-politischen Blätter gesetzt, richtig erfaßt hat, so geht sie wesentlich dahin: Die Fragen der Tagespolitik unter einen höheren Gesichtspunkt zu stellen, als welchen die Mehrzahl der sogenannten Politiker, Berufener und Unberufener, seit langer Zeit einzunehmen pflegen, und namentlich dem katholischen Publikum die Punkte zu bezeichnen, wo dieselben das Interesse unserer Kirche berühren. In diesem Sinne möchte es nicht unangemessen seyn, gegenwärtig ein Wort über die Stellung Deutschlands im europäischen Staatensysteme und über den Beruf des deutschen Volkes in der Geschichte hier zu sprechen. Denn gleichwie denjenigen, der sich selbst auf-

giebt, keine Macht auf Erden zu schützen und zu erhalten vermag, so auch ist es um jedes Volk unfehlbar geschehen, dem einmal das Bewußtseyn seines Zieles und seiner Bestimmung, seiner wahren ursprünglichen Rechte und Pflichten entschwunden ist. Darum ist es besonders am Vorabende entscheidender Ereignisse, und wenn Gewitterwolken am Himmel heraufziehen, gut, sich daran zu erinnern.

Die Deutschen sind mit einer hohen Idee von ihres Volkes Bestimmung auf dem Schauplatze der Geschichte aufgetreten. Sie waren durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Herrschaft der Welt, als diese den Händen der römischen Imperatoren entsunken, ihnen zum Erbtheile bestimmt sey. Und diese Ueberzeugung haben sie mit Kraft und Ernst ausgeprägt in ihren weltgeschichtlichen Thaten, wie in den Formen ihrer Verfassung. Die unverständige Weisheit einer Zeit, der zum Erbauen Sinn und Kraft gebrach, hat in den Vorstellungen von einem heiligen römischen Reiche deutscher Nation und von einem deutschen Kaiser, der sich Cäsar Augustus und den Kaiser Justinian seinen Vorfahrer am Reiche nannte, nur einen historischen Schnitzer roher, unwissender Jahrhunderte oder ein abentheuerliches Spiel mittelalterlicher Phantasie und mystisch-politischen Aberwitzes erblickt; aber die Weltansicht, der diese Denk- und Sprachweise entsproßen, war nichts destoweniger dieselbe, in der vor und nach den Germanen alle anderen Völker gleichfalls gehandelt, und in der sie ihre größten Thaten vollbracht haben; und die Fügung der Ereignisse, die sie einfach und naturgemäß aus den Umständen hervorgehen ließ, hat ihr den Stempel einer höheren Autorisation aufgedrückt, den nicht ungestraft der selbstzufriedene Dünkel der überklugen Enkel verkennen durfte. Alle uns bekannten Völker des Alterthums sind von der Idee eines göttlichen Reiches auf Erden und von der Vorstellung eines auserwählten Geschlechtes ausgegangen, das um des echten Gottesdienstes willen berufen sey, zu herrschen über

die Welt. Den ersten geschichtlichen Grund dazu erblicken wir in Noe's prophetischem Fluch= und Segensspruch über seine Söhne (Genes. 9, 25.). Aber nicht bloß die Juden haben sich für dieses erwählte Geschlecht gehalten; die ältesten Spuren der Völkerkriege, die Verwebung des Gottesdienstes mit der Staatsverfassung und Verwaltung aller alten Völker, Sprache und Gebräuche derselben weisen nach, daß überall derselbe Fall war. Die ältesten Urkunden der Kriege, welche die Menschheit zerfleischten, in den hieroglyphischen Tempelbildern Indiens und Aegyptens, zeigen uns einen durch seine dunklere Farbe kenntlichen Stamm, der vor den helleren Erbauern dieser Tempel und vor ihren Göttern flieht, oder unter ihr Joch sich beugen muß, und nicht bloß in der Geschichte des trojanischen Krieges, in den Ueberlieferungen aller Völker erblicken wir die Götter mit in die Kämpfe der Menschen verwickelt. Bündnisse zu gemeinsamer Gottesverehrung erscheinen überall als die Grundlage der Staatsverfassung, oder heilige Glorie umstrahlt das Haupt des Herrschers, dem als Sohn oder Repräsentanten der Gottheit alle Menschen zum blinden Gehorsam verpflichtet sind. Wie der Perser für den Beherrscher seines Lichtreiches göttliche Ehren forderte, die dem Griechen als hündische Niederträchtigkeit erschienen, und die Elemente selbst ihm zu dienen verpflichtet hielt; so war dem Griechen und dem Römer Jeder ein Barbar und ursprünglich ein Feind, der nicht zu seinem Religionsbündnisse gehörte. Von der Gründung des Capitols an lebte in den Römern das Bewußtseyn, daß ihre Burg der Mittelpunkt der Welt und ihr Volk durch seine Götter das Haupt aller Völker zu werden bestimmt sey, und aus diesem Bewußtseyn ist ihre Pietät und die muthvolle Ausdauer hervorgegangen, die überall mit dem Siege gekrönt wurde. Eben so lebte bei den Deutschen vom Anfange an die Ueberzeugung, daß ihre ganze Kraft der Gottheit gewidmet, und durch ihr Schwert die Herrschaft des wahren Gottesdienstes erhalten und begründet werden müsse. Nur den echten und treuen

Söhnen Othins, die den Bund zwischen Gott und Menschen redlich und muthig bewahren halfen, war Frieden und Freiheit beschieden, und als sie den wahren Gottmenschen und das echte Bündniß mit ihm, durch ihn aber mit dem Vater im Himmel kennen gelernt, war es ihrem schlichten Sinne von selber klar, daß sie diesem Gotte und seinem Bunde mindestens dieselbe Treue und Hingebung schuldig seyen, die sie ihren alten, falschen Göttern gewidmet hatten. Zur Bewahrung seines Gesetzes und seiner heiligen Stadt und zur Verherrlichung seines Reiches von Christi Statthalter selber berufen, mit ihrer Kraft einzutreten an die Stelle der entarteten, untüchtigen Römer, hielten sie sich von selbst befugt, dafür auch die Ehren und Vortheile anzusprechen, die diesen gehört hatten. Es waren das, wie sie dünkte, die natürlichen Folgen der Weltherrschaft, die nur dem wahren Gotte gebührte, als dessen auserwähltes Volk sich jetzt die Germanen erkannten. Denn durch ihre Kraft und Treue geschah es fortan, daß in allen Theilen der römischen Welt, wo Deutschlands Söhne ihre Reiche gegründet hatten, sein Gesetz gehandhabt wurde, und bei seinem Namen alle Kniee auf Erden sich beugten. Diese Vorstellung war so natürlich, daß nur absichtliche Verblendung sich ihr verschließen konnte, da wir ja bis zum heutigen Tage diejenigen, die in irgend einem Theile der Erde zur Herrschaft gelangen, den Besitz der früheren Herrscher für sich, als deren Nachfolger in Anspruch nehmen sehen, und die Gemüther der Menschen dem Nebeneinanderbestehen verschiedener religiösen Ansichten in gleicher Freiheit und Berechtigung mit solcher Macht und Gewalt widerstreben, daß selbst die feierlichsten Zusagen und die gewichtigsten Rücksichten auf das eigene Wohl sie von Unternehmungen dagegen nicht abzuhalten vermögen. Weit entfernt daher, unsere germanischen Vorfahren um dieser Vorstelluug willen zu belächeln oder wohl gar zu tadeln, dürfen wir sie vielmehr nur verehren und beneiden um des Ernstes und der Kraft willen, womit sie die=

selbe verwirklichten. Hatten doch die Römer selbst sie in den Besitz ihrer Erbschaft nach und nach eingewiesen, die Titel ihnen übertragen, die ihre Ansprüche darauf beurkundeten, und schwach und muthlos die Orte preisgegeben, an deren Besitz sich seit so langer Zeit der Anspruch auf die Weltherrschaft knüpfte.

Jetzt ist freilich das schimmernde Gottesreich zertrümmert, zu dessen Erbauung unser Volk seine Jugendkraft verschwendet, dessen Säulen und Dome es mit seinen Liedern und Bildern geziert, dessen Grundlagen es mit den Sprüchen seiner Weisen umhegt und so lange mit treuer Sorge und keuscher Nüchternheit bewahrt hatte. Aber Gottes schützende Hand ist darum noch nicht gewichen von unserem Stamme und die Sendung, die unser Volk einst erhoben und verherrlicht vor allen Völkern, ist uns noch nicht unwiderruflich entzogen. Unsere Kraft ist gebrochen, seit wir im Glauben gewankt, und mit Spaltung und Ohnmacht ist die Verletzung des Krönungseides unserer Kaiser, die Untreue und Auflehnung gegen Gottes Kirche bestraft worden: aber, wenn auch manch tiefer Riß bis in die Grundfesten der Mauern gedrungen und der Giebel eingestürzt ist, die Burg stehet doch noch, welche die Deutschen einst zum Schutze ihres Rechtes, zur Wahrung ihres Ansehens in Mitte der Völker sich erbaut hatten, die deutscher Herrschaft unterworfen, durch deutsches Blut und deutschen Geist erneuert worden waren. Auch thront auf ihr noch in selbstständiger Kraft ein Theil jenes hohen Rathes, der die Gesammtheit des Herrenstandes, der Kirchenhäupter und der freien Gemeinden in der Christenheit repräsentirend, die Schicksale der Welt einst in seinen Händen wog und das Siegel germanischer Bildung ihr aufdrückte. Deutschland ist noch ein selbstständiges politisches Ganzes; noch steht es kraftvoll in Mitte der drei Hauptmächte, die ihre Hände nach der Weltherrschaft ausstrecken, und in Amerika wiegen seine Kinder ein entscheidendes Gewicht in den Beschlüssen des Staatencongresses. Noch steht es als das Va-

terhaus, von dem alle Völker, die jetzt im Osten, Süden und Westen von Europa, an der afrikanischen Küste, im alten Indien und in der neuen Welt die Herrschaft führen, ihren Ausgang genommen, und wie gegen diese das Volk der Deutschen die leibliche Vaterschaft behauptet, so gebühren ihm gegen die slavischen Stämme die Rechte der geistigen. Denn von hier aus ist ihnen zuerst Bildung und Gesittung zugekommen, und nie werden die Keime, welche der deutsche Geist damals in ihnen niedergelegt, in ihrer Entwicklung sich verleugnen lassen, so lange deutsches Wesen selbst in seiner Kraft und Reinheit sich behauptet. So lange es ein Deutschland giebt, d. h. so lange Deutschland als eine selbstständige und imponirende Macht im europäischen Staatensysteme besteht, wird es der Vermittler geistiger und sittlicher Gemeinschaft unter den Beherrschern des Erdkreises seyn, und nicht gestatten, daß politische mit religiösen Gegensätzen sich identificirend oder in letzteren selber sich ausprägend, die Welt in die alte Getheiltheit und Nacht des Heidenthums zurückstürzen. Auf Deutschland ruht darum eine Hoffnung der Kirche, und seine Einheit und Kraft muß jedem Katholiken als eine der höchsten und wichtigsten Angelegenheiten der Zeit am Herzen liegen. Haben wir seit der Glaubenstrennung religiöse Sympathien und Antipathien als Hilfsmittel politischen Einflußes benützen und darum auch in neuerer Zeit schon da und dort die allgemeine Kirche durch bloß politische Reactionen tief betrüben und verwunden gesehen, so dürfen wir uns die Folgen nicht verhehlen, die furchtbar für die Sache der Religion und der Menschheit hervortreten würden, wenn einst die Einheit dieses Mittelreiches gebrochen wäre, welches, quer von Norden nach Süden zwischen den slavischen und romanischen Völkern hingestreckt, am Rheine und an der Donau die Wasserstraße von Westen nach Osten im Herzen Europas bewahrt. Was zu Napoleons Zeit geschehen, würde, in vergrößertem Maaßstabe, sich wieder begeben. Zwischen Frankreich und Rußland müßten alle Mächte sich entscheiden,

und da es sich zunächst um die Mündungen der Donau und die Ausbeutung des grossen asiatischen Weltmarktes handeln würde, so könnte die Wahl nicht lange zweifelhaft seyn. Ein östliches und ein westliches Staatensystem würde aus der natürlichen Gravitation der Kräfte dann hervorgehen und entgegengesetzt in Abstammung, Sitten und Einrichtungen, würden die Gegner mit unauslöschlichem Haße sich verfolgen. Die Religion aber, statt diesen Haß zu beschwichtigen, und die Nebenbuhler auf dem neutralen, freien Boden der Kirche zusammenzuführen, müßte im Gegentheile die beschönigenden Vorwände, die begeisternden Losungsworte hergeben, mittels deren die menschliche Leidenschaft stets am furchtbarsten auflodert. So hereingezogen in den Gegensatz der um die Herrschaft der Welt streitenden Kräfte, würde die Kirche, aus der ihr gebührenden Stellung gedrängt, jedes Mittel verlieren, in den Reihen der Gegner irgend eine Wirksamkeit zu äußern; denn diese würde dort als Verrath und Empörung nicht bloß verfolgt, sondern bald auch freiwillig zurückgestoßen werden, und die Idee einer, von irdischen Unterschieden unabhängig, alle Menschen umfassenden geistigen Gemeinschaft, die Idee der Katholicität wäre das erste der kostbaren Güter, die der Menschheit in diesem Zwiespalte zu Grunde gingen.

So stellen wenigstens nach menschlicher Berechnung und Voraussicht und nach dem bisherigen Gange der Erfahrungen die Wechselfälle sich dar, welche aus der Auflösung des deutschen Staatenvereines und dem daran geknüpften Untergang der deutschen Nationalität hervorgehen würden. Mag immerhin gläubige Zuversicht mit dem Gedanken sich trösten, daß auch dann die erbarmungsvolle Vorsehung die Menschheit nicht aufgeben, sondern neue Verfechter der Wahrheit aus den Reihen ihrer Widersacher selbst erwecken würde; solcher Glaube enthebt uns nie der Pflicht, Alles zu thun, um dem Uebel zu begegnen, das Gute zu fördern, nach den Mitteln und Kräften, die uns zu Gebote stehen. Diese liegen aber vor Al-

lem in der Bewahrung der Macht, des Ansehens und der Integrität Deutschlands und des deutschen Nationalgeistes, und Gott behüte, daß wir die warnende Stimme verkennen, die aus ferner trüber Zukunft den Katholiken Deutschlands namentlich zuruft: wahrzunehmen des Berufes ihrer Nation zum Heile der Kirche Gottes, und sorgfältig ihr Ohr zu verschließen den Einflüsterungen des Weltgeistes, der plötzlich von dort ihnen Freiheit und Schutz des wahren Glaubens verkündet, von wo seit Jahrhunderten immer nur das Gegentheil zu uns gekommen ist. Daß der Beruf, mit dem unser Volk zuerst auf die Weltbühne getreten, trotz der begangenen Untreue, noch nicht von uns genommen sey, dessen Wahrnehmung folglich als heilige Pflicht vor Allem für die Katholiken Deutschlands bestehe und des herrlichsten Sieges gewärtig seyn dürfe, dafür bürgen die schützenden und erhaltenden Fügungen, die aus der Geschichte unserer Demüthigung und Entkräftung selber hervorleuchten. Der vielfältig beklagte Verlust der Einheit Deutschlands und die politische Ohnmacht unseres Vaterlandes, sie sind das Ergebniß derselben Fügung, welche in der Glanzperiode des deutschen Reiches nicht gestattete, daß dasselbe einem Kaiserhause erblich anheimfiele, sondern es als Wahlreich mitten in der Entwicklung der germanischen Monarchien bewahrte und als das Reich κατ' ἐξοχην, als das Reich der Reiche, welches in seinem Schooße die Vorbilder aller in den übrigen Gliedern der germanischen Christenheit bestehenden Verfassungen hegte, es an die Spitze aller andern stellte. Und in beiden Fügungen ist nichts anderes ausgesprochen, als die Sorge, daß nicht Deutschland, in die einseitigen Interessen einer Dynastie oder einer bestimmten politischen Richtung verflochten, jenen Charakter der Universalität und Unpartheilichkeit verliere, der an ihm, als leiblichem Träger der göttlichen Wahrheit und als dem zur Aufrechthaltung des allgemeinen göttlichen Gesetzes bestellten Schiedsrichter unter den Fürsten und Völkern der Christenheit, vor Allem nothwendig war. Ueberzeugen davon mag uns ein Blick auf

die Schicksale Italiens, dessen geheimnißvolle Beziehung zu Deutschland, dem Gemüthe der Germanen einst so tief eingegraben, dem Auge des Geschichtsforschers so oft überraschend entgegentritt.

Von dem Augenblicke an, wo Italien vom Reiche sich losriß, weil das Reich von der Kirche sich loszureißen strebte, war, wie für das Reich alle Einheit und Kraft, so für Italien die Zeit der inneren Freiheit und Blüthe, der geistigen Regsamkeit und bürgerlichen Wohlfahrt dahin. Zu politischer Macht und Einheit durfte es nicht kommen, weil diese nur entweder auf Kosten der Unabhängigkeit des Papstes oder durch die Erhebung des Papstes selbst zu einer politischen Macht von erster Bedeutung möglich gewesen wäre. Beides aber durfte nicht geschehen, weil in jedem Falle das religiöse Interesse dem politischen untergeordnet und Christi Reich in ein Reich dieser Welt verwandelt worden wäre. Wäre es aber dieses, so würden seine Diener mit den Waffen dieser Welt für es streiten und entweder in ihre Niederlage es mit sich hinabziehen, oder durch ihre Siege selbst ihm die wahre Bahn seiner Triumphe, die es in freiwilligen Leiden und Demüthigungen feiert, versperren. Wie der Mensch mit freiem Geiste Gottes Gesetz durch den Glauben in sich aufnehmen, dann aber mit kräftigem Willen gegen jede widerstrebende Leidenschaft es geltend machen soll, so sollten, nach der ursprünglichen Anlage, zwischen dem Organ der Offenbarung und des göttlichen Willens, dessen Sitz Italien, und der ersten Macht der Christenheit, deren Thron in Deutschland aufgeschlagen war, eine freie Verbindung, in wechselseitiger Beschützung und Unterordnung bestehen, in Folge deren die Reiche, die Rom auf friedlichem Wege dem Heiland eroberte, von selber um den Richterstuhl des mit Macht unseres Herrn Gesetz handhabenden deutschen Kaisers sich geschaart haben würden. Politisch abhängig und untergeordnet, aber in der That nur desto freier und harmloser, hätte Italien dann in ungestörter Ruhe seine wissenschaftlichen Bestrebungen, und im Schooße

ungetrübter Wohlfahrt und Blüthe, seine Künste und Gewerbe sich entfalten gesehen. Eine Ehe, wie sie zwischen Staat und Kirche überall bestehen sollte, war hier vorgebildet, und nichts anderes als die Sehnsucht nach der ihm zugedachten Braut war es, die den jugendlichen Germanen einst mit so heißem Drange vom nordischen Strande nach den goldenen Gefilden Italiens trieb. Aber durch der Päpste und der Kaiser wechselseitige Verblendung wurde dieser Plan vereitelt. Die Strömung der geistigen sowohl als der materiellen Kräfte hat sich fortan von ihnen gewendet, der Pulsschlag des Lebens ist aus seinem Mittelpunkte gewichen, und beide, Italien und Deutschland, liegen seitdem vom verkehrten Wahne, der sie entzweite, immer siecher und kränker, jenes eine selbstständige politische Macht, dieses ein selbstständiges geistiges Reich der Wissenschaft träumend, welche beide nicht zu fester, bleibender Gestaltung gelangen können. Während aber Italien schwer durch Erstarrung und Verkümmerung jeder Art büßet, ist Deutschland wenigstens in seinem äußeren Bestande vor Theilung und erblicher Oberherrschaft gleichzeitig in wunderbarer Weise bewahrt, und so gleichsam ihm die Anwartschaft erhalten worden auf die Wiederherstellung seiner früheren Größe, die es dann auch zur Wiederaufrichtung der kranken Schwester benützen möchte.

Wie bei treuerer Wahrnehmung der göttlichen Absichten in der früheren Zeit der Gang der Ereignisse sich entwickelt haben würde, ist schwer zu bestimmen, und mag als eine müßige Speculation füglich dahin gestellt bleiben. Eine umgekehrte Ordnung in der Reihe der menschlichen Entdeckungen und Erfindungen, die Bekehrung Chinas zum Christenthum und die Verlegung der ersten Eisenbahnen und Dampfschiffe nach Asien vor dreihundert Jahren möchten hingereicht haben, Italien und Deutschland als die Mittelpunkte der Weltbewegungen, ihrer geistigen und materiellen Strömungen zu erhalten. Wie in der Zukunft die Dinge sich zu gestalten hätten, um jene Größe und Herrlichkeit Deutsch-

lands wieder zu gewinnen, die wir nur als zeitlich verdunkelt, keineswegs als für immer vernichtet betrachten zu dürfen glauben, mag unerforscht im Schooße der göttlichen Rathschlüsse ruhen. So wenig wie irgend eine Macht durch die Ansichten, die wir hier aufgestellt, in ihrer Ruhe sich stören lassen wird, eben so wenig gedenken wir mit voreiligen und unnützen Plänen unsere Zeit zu verderben und Anderer Geduld auf die Probe zu stellen. Genug, daß wir erkannt: es walte zwischen dem Bestande der allgemeinen Kirche, als einer freien, von politischen Verhältnissen unabhängigen Vereinigung aller Völker des Erdkreises, und dem Fortbestande Deutschlands, als einer in sich geschlossenen selbstständigen Macht, eine eben so sehr durch die jetzige Lage der Dinge angedeutete, wie durch die Geschichte verbürgte Wechselbeziehung ob. Daraus folgt für jeden Katholiken von selber die Pflicht, für diese Einheit, Macht und Nationalität Deutschlands jedes nur mögliche Opfer zu bringen. Diese Pflicht wird hier so oft und mit solchem Nachdruck hervorgehoben, weil die Zeit eben schwer und vielleicht entscheidend ist. Die Losung des Weltfriedens vielleicht, die der künftigen Gestaltung der Weltherrschaft jedenfalls, ist jetzt auf das Haupt Deutschlands gelegt. Hier ist das Zünglein der Wage, die von Nordost nach Südwesten schwankt, und eine leise Bewegung, der Hauch eines laut gesprochenen Wortes, kann diese zum verhängnißvollen Umschlagen bringen. Ein böser Geist treibet indessen einen Theil der Deutschen an, die anderen zu reizen und zu kränken, bis diese etwa, in Ungeduld zuckend, Gelegenheit geben, das Schwert zu schwingen, dessen erster Schlag vielleicht auf immer die Bande der großen europäischen Gemeinschaft, welche die Kirche einst gegründet, die Lebensadern der Katholicität zerhauen würde. Möge den deutschen Katholiken in der schweren Prüfung, die ihnen hiemit auferlegt ist, das Bewußtseyn einer höhern Pflicht noch, als die der Selbsterhaltung, stärkend und erhebend zu Statten kommen. Möge die Sache der deutschen Nationalität, zu

einer höheren und heiligen verklärt, stets vor ihren Augen stehen, und sie in der Ausübung der Christenpflicht, die da heißt: „dulden und vergeben", hoch erheben über jeden Schmerz und Unmuth des Augenblicks. Von allen Gütern, um die man sie theils betrogen, theils beraubt, sey dieses, der Anspruch an das Vaterland, das erste, das sie sich wieder erobern, erobern auf dem Wege, den der Meister ihnen bezeichnet hat und den die ersten Christen so glorreich verfolgt haben. Nicht mit den Waffen roher Gewalt, am allerwenigsten mit fremden, wie es einst für eine Sache geschehen, die man dennoch die nationale zu nennen sich erkühnte, laßt uns unsere Rechte verfechten. Nur Geduld und jene ungetrübte Heiterkeit des Geistes, welche die Gnade dem, der sie suchet, in der Prüfung nie versaget, lasset uns dem Haße und der Gewaltthat entgegensetzen. Das Maaß unserer Ergebung sey größer, als das Maaß der Leidenschaft unserer Gegner, auf daß diese an jener sich erschöpfen und überwunden vor ihr niedersinken müsse; nur so kann wahre Ueberzeugung und Versöhnung bewirkt, nur so Deutschlands Einheit und Kraft wieder gewonnen werden. Auf diesem Wege aber ist der Sieg unfehlbar gewiß, und Deutschlands Wiederherstellung ist mit dem Triumphe der Wahrheit und des Rechtes eines und dasselbe. Unser ist noch die deutsche Treue, Redlichkeit und Kraft, unsere Sache ist Deutschlands Sache; und haben wir erst Deutschlands innere Einheit wieder gewonnen, — dann kehret mit dem Frieden auch der Segen wieder, und Deutschlands Banner wird, mit dem Kreuze des Erlösers geziert, hoch und stolz prangen in Mitte der ihm zur Rechten und Linken gelagerten Völker. Amen!

XXIV.

Betrachtungen über Tirol auf einer Wanderung durch Passeier.

(Fortsetzung.)

Es waren keine fröhlichen, sonntäglichen Kirchengänger, die mir begegneten, als ich das zweitemal diesen Weg nach Passeier gieng; diesmal fand ich bei dem Brunnen, unter dem Krucifixe, zwei Männer, von jenem armen Volke, das sich schwer beladen, mühselig und kümmerlich durch das Leben schleppt, und für saure Arbeit nur ein nothdürftiges Brod gewinnt. Es waren zwei Kraksenträger, so von ihren hölzernen Tragen genannt, sie hatten ihre Kraksen auf den hohlen Baumstamm, in den das Quellwasser rinnt, aufgestützt, und ruhten von dem beschwerlichen Jochgange aus. Der Eine von ihnen hatte in besseren Zeiten zwölf Jahre lang in dem nun beinahe gänzlich eingegangenen Schneeberger Bergwerke gearbeitet, und gedachte noch mit Sehnsucht jener Zeit eines zwar harten, aber doch sicheren täglichen Verdienstes durch die nächtliche Arbeit beim Lampenschein in den stillen, dunkelen Schachten. Nun schleppte er eine Last von circa 120 Pfund von allerlei Hausgebrauchsartikeln über das Joch zum Verkaufe nach Sterzing. Sein Begleiter, ein älterer Mann, trug 60 Pfund Obst, meistens Trauben, die er in Meran gekauft.

Es ist wohl ein kümmerlicher Verdienst für einen Greis, eine solche Last das beinahe drei Stunden hohe Joch hinauf und hinab zu schleppen. Sie brauchen für den ganzen Weg, bis sie wieder daheim auf ihrem Feuerheerd sitzen, drei Tage

und verdienen zwei Gulden, und die nicht einmal gewiß, da auch sie den Wechselfällen des Handels, so wie das Haus des „großen Rothschilds“, ausgesetzt sind. Und dieß ist hier noch nicht der geringste Verdienst; gibt es ja doch viele Tiroler, die sich mit weit Geringerem begnügen müssen. Denn Tirol ist im Ganzen genommen ein dürftiger, spärlicher Nährvater, und seine Kinder müssen oft manchen Sprung machen und die Hände hoch aufrecken, um ihm ein Stück Brod abzugewinnen. Die Kraksenträger und ihre Brüder, die Kärrner, sind daher auch leider für den Wanderer in Tirol kein ungewöhnlicher Anblick. Oder wer hat dies grüne Hirtenland mit seinen hellglänzenden Schneehörnern, seinen duftenden Wiesen, seinen raschen, wild und kühn dahinbrausenden Wassern durchwandert, und hat sie nicht gesehen, diese armen Leute! Wer hatte nicht Mitleid mit ihnen, wenn er ganze Familien, wie Beduinen, neben der Straße gelagert sah. Alles zieht seinen Theil an der Last des Lebens, der alte entkräftete Großvater, die kleinen Enkel, Buben und Mädel, die kaum laufen können, und ihre Mutter, deren Antlitz nicht die scharfe Schneeluft der Ferner entfärbt, sondern über das die karge Noth des Lebens mit kalter Hand gefahren und ihm ihr Siegel aufgedrückt. Sonnenverbrannt (weather beaten sagt der Engländer), baarhaupt und baarfuß, schleppen sie, in zerrissenen Kleidern und bei armseliger Kost, keuchend wie Lastthiere, und vorwärts gebeugt ihren schweren Karren, mit den tief in die Schultern einschneidenden Riemen, Berg auf Berg ab, durch Wind und Wetter, durch Schnee und Regen, auf schattenlosen, staubigen, steilansteigenden Straßen, in jener brennenden Sonnengluth eingeschlossener, windstiller Alpenthäler, in denen sich die Hitze, wie das Wasser zu einem Flammensee sammelt, und die man empfunden haben muß, um ihre mehr als ermattende Qual zu kennen.

Der Anblick dieser armseligen, von Entbehrung und Mühsal niedergedrückten Leute bildet freilich einen grellen, schmerzlichen Contrast gegen jenes Bild eines Tirolers, das

sich unsre poetische Phantasie so gern vorstellt, wie er in seinem schmucken Nationalkleide mit den fröhlichen Farben, den Stutzen im Arme, die Feder und die Alpenblume auf dem Hut, singend und hochgemuth auf der höchsten Spitze seiner Berge steht und hellen trotzigen Blickes, stolz wie ein König, hinab in die Tiefe blickt, die sich zu seinen Füßen, wie ein weiter bilderreicher Teppich seines hohen Kaiserstuhles, ausbreitet!

Wie schwer aber auch das Leben sich diesen armen Lastträgern aufgesackt hat, so kann doch Mancher von ihnen Ergebung, Bescheidenheit und Geduld und einen gegen die kleinsten Wohlthaten dankbaren Sinn, ja selbst einen aufopfernden Muth lernen. Obschon in Tirol Tausende auf diese und ähnliche Nahrungszweige angewiesen sind, die, nach der Sprache des Volkes, zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel abwerfen; obschon manche Thäler ihre Kinder den Sommer über rings in die weite Ferne nach Nord und Süd, nach Italien, nach der Schweiz und Schwaben und Bayern hinaussenden, damit sie von den paar Kreuzern, die sie sich dort durch Handarbeit verdienen, den Winter über in der kalten Heimath das Leben fristen können, so fand in der napoleonischen Zeit der Feind unter allen diesen Tausenden, die ihr Lebenlang am Hungertuche nagen, doch nicht leicht eine Seele, die sich in ihrem Elende vom Glanze des Goldes hätte blenden oder in der Kleinmuth des Unglücks von Drohungen hätte schrecken lassen, daß sie zum Verräther an ihrem Glauben, ihrem Kaiser und ihrem Vaterlande geworden wäre. Auch dieses rühmliche Zeugniß gibt ihnen ihr damaliger Feind mit folgenden Worten: „So arm und so geldgierig der Tiroler auch ist, so ist mir doch kein Beispiel bekannt, daß ein Eingeborner durch Drohung oder durch Aussicht auf Gewinn zum Spioniren, ja nur zur Zeigung des Weges gebracht werden konnte. Selbst Einzelne, am meisten Weiber oder Alte, welche zurückgeblieben waren, antworteten auf jede Frage, nach dem Aufenthalte der andern, oder nach dem Wege, mit einer den Schein

der höchsten Stupidität annehmenden Fassung: ich weiß nicht.“ *)

Bei seinem scharfen überlegenden Verstande ist der Tiroler allerdings ein guter Rechenmeister und nicht faul, wo es irgend etwas zu verdienen gibt, müßte er ja doch sonst oft in seinen nakten kalten Thälern verhungern. Ob man ihm aber im Allgemeinen eine übertriebene Geldgier, wie hier geschieht, vorwerfen könne, das möchte ich nach meinen Erfahrungen wenigstens bestreiten. Der arme Alte, der mit seiner Krakse auf dem Brunnen ruhte, gab mir hievon gleich einen Beweis. Ich ließ mir von ihm eine gute Anzahl seiner schönsten Trauben geben, und fragte erst dann, was ich ihm dafür schuldig sey. Fordern konnte er, was er wollte. Er sagte nicht, auf meine Großmuth speculirend, wie dies öfters geschieht: ich möge geben, was mir beliebe; er forderte, aber einen so niedern Preis, daß ich ohne Zweifel auf dem Markte zu Botzen und Meran, wo sie doch wachsen, mehr bezahlt hätte, als hier jenseits des Gebirges, über das der Alte im Schweiße seines Angesichtes sein Obst mühselig getragen. Als ich ihm daher etwas über das Geforderte schenkte, dankte er mir sehr dafür und sein Begleiter begann das Lob der Barmherzigkeit und wie das Almosen hier wohlangewendet sey, indem er jedoch hinzusetzte, daß er seiner Seits in der That mehr gefordert hätte, was ich auch für recht und billig fand.

Vielleicht aber könnte hier ein Kritiker die Bemerkung machen, was haben denn die historisch-politischen Blätter in aller Welt mit diesem Kraksenträger und seinen wohlfeilen Trauben zu schaffen? Vielleicht mehr, als der geneigte Leser weiß, der wohl gar fragt, wie überhaupt diese poetischen tiroler Betrachtungen, mit ihren alten Schlössern und Kapellen, ihren Sagen und Mährchen, ihren Sennern und Sennerinnen in die Politik und Historie hineinpassen.

Nicht zufällig, sondern mit gutem Vorbedacht, wurden die Tiroler und ihre Alpen, mit ihrer Naturpoesie, zum Ge-

*) C. Bauer, der Krieg in Tirol. S. 159.

genstande dieser Betrachtungen gewählt, und dieselben an einen ihrer Herz- und Kernstämme, die Passeirer, angeknüpft. Wohl hat der österreichische Kaiserstaat und das deutsche Vaterland noch manches Land und manchen Stamm, die alle in ihrer Weise ihr Gutes und Lobenswerthes von den Vätern eigenthümlich ererbt haben; allein nirgend hat sich wohl das Ursprüngliche und Natürliche, zu dem auch jene Poesie gehört, noch so lebendig erhalten, wie in den Alpen, die selbst wieder in ihrer Abgeschiedenheit auf fester Grundlage in den Tiefen der Erde wurzelnd und mit granitenem Gipfel hinauf in die einsamen Lüfte ragend, ein Bild des Ursprünglichen und Natürlichen in seiner ganzen Größe sind. Wie aber die tiroler Alpen in dem großen Gebirgszuge, der von Osten, von den Carpathen her, über Steiermark und Kärnthen, an Oberbayern vorbei, über die Schweiz nach den Sevennen und den Pyrenäen zieht, in der Mitte liegen: so bilden auch die Tiroler im Innersten, und um sie her, Steiermärker, Kärnthner, Oberbayern, Vorarlberger und Alpen-Schweizer den Kern mitteleuropäischer Gebirgsvölker, in dem noch ein letzter Rest der Germania des Tacitus zurückgeblieben. Was daher hier von den Tirolern und namentlich von den Passeirern gesagt wird, das gilt mehr oder minder auch von ihren Brüdern im Osten und Westen, den Steiermärkern, Oberbayern und Alpen-Schweizern. Hiedurch aber ist auch die Weise der Darstellung bedingt, die nichts weniger, als die gewöhnliche Beschreibung einer Fußreise seyn soll. In dem Leben des einzelnen Thales soll sich das Leben der ganzen Bergwelt spiegeln, jeder Gegenstand, der Kraxenträger auf der staubigen Landstraße, wie der Gemsenschütz auf der höchsten Zinke des Alpenhornes, erscheint als Stellvertreter einer einzelnen Lebensweise, er will überdieß erfaßt seyn in der Bedeutung, die er im Ganzen einnimmt und wendet den Blick nothwendig auf verwandte Erscheinungen, in den nahen und fernen Thälern, die für das Leben und Weben der Völker in den Bergen charakteristisch sind, die ihrerseits nicht mit abstrakter Ge-

lehrsamkeit, sondern mit demselben freien Natursinn, in dem sie leben, betrachtet seyn wollen. Daß aber eine solche Charakteristik, so gut wie die Germania des Römers, in die Geschichte und Politik hineinpasse und zur Lösung ihrer Räthsel diene, das bedarf wohl am wenigsten einer Erörterung.

Geben uns ja doch eben die Tiroler und ihre Alpenbrüder, die Basken, die gleich ihnen Freunde der Poesie sind, den besten Beweis, wie unzureichend und falschrechnend eine Staatsweisheit sey, die nur die Dukaten in den Kassen des Finanzministers und die Patronen und Pulvertonnen in den Depots des Kriegsministers berechnet, und das Gemüth und den Charakter eines Volkes, wie er sich daheim in den friedlichen Verhältnissen des Hauses entwickelt und ausspricht, außer ihrem Calcül läßt. Die Basken und die Tiroler, die von jenen beiden Hülfsmitteln wenig oder nichts besaßen, haben Armeen, die mit beiden wohl versehen waren, aufgerieben. Die Kraft hiezu aber fanden sie eben in ihrer Gesinnung, die diese Blätter charakterisiren sollen; in jener Gesinnung, die von einem unerschütterlichen Glauben beseelt, der Begeisterung und Aufopferung fähig ist. Sie fanden sie in ihrer moralischen und physischen Gesundheit und Tüchtigkeit, welche sie ihren alten patriarchalischen Sitten verdanken. Eine Tüchtigkeit, die durch die Entbehrungen abgehärtet sich mit Wenigem begnügt, ihre geringen Mittel wohl zu gebrauchen weiß, und mit fröhlichem Muthe und singendem Munde die Hindernisse, wie ihre Bergjöcher, übersteigt. Gerade jetzt, wo die Prosa und das nakte egoistische Interesse überall so überwiegend sich geltend machen, scheint es mir eher dankens- als tadelnswerth, wenn der Blick auf ein Volk gekehrt wird, in dessen einsamen Thälern sich noch ein Rest von Poesie erhalten hat. Mancher Politiker wird zwar glauben, ob ein Kraksenträger seine Trauben theuer oder wohlfeil verkaufe, ob er die kurzen Hosen seiner Väter oder die langen der Städter trage, ob er ein altes Volkslied singe oder nicht, das könne einen reisenden Maler oder einen gemüthlichen,

phantastischen Poeten interessiren, für einen Politiker aber, oder gar die Obrigkeit und den Gesetzgeber sey es ohne alle Bedeutung. Er weiß nicht, der Kurzsichtige, daß an dieser Genügsamkeit, die sich mit ihrem ehrlichen Verdienste begnügt, an dieser Einfalt, die das Kleid der Väter nicht verschmäht, und an diesem Frohsinn, der in Mühe und Gefahr seinen Gesang von den Bergen in die Thäler erschallen läßt, das Schicksal Tirols hängt. Ohne sie, und namentlich ohne seinen religiösen Glauben, dem sie als ihrem Quelle entspringen, würde Tirol dem Elende, der Armuth und den damit nur zu oft verbundenen Lastern erliegen, und im besten Falle eine Provinz seyn, wie jede andere des österreichischen Kaiserstaates. Wer daher seine Geschichte, und das, was es geleistet und was in Zukunft von ihm zu hoffen ist, was ihm frommt und was ihm droht, verstehen will, der muß seinen Geist und seine Sitten kennen, die sich gerade in solchen einzelnen Handlungen, auch des Aermsten und Verachtetsten, abspiegeln. Denn nur dieser redlichen Gewissenhaftigkeit ist es zuzuschreiben, daß die ganze Hofhaltung des Sandwirths als Oberkommandanten von Tirol in der kaiserlichen Residenz zu Innspruck, während sechs Wochen, das Land nicht mehr als 500 Gulden kostete. Hofer würde sich ohne Zweifel ein Gewissen daraus gemacht haben, seinem Kaiser und seinem Lande einen Dukaten mehr auszugeben, als die Noth erforderte, so gut wie sein Landsmann, jener Kraksenträger, der, um mich ja nicht zu prellen, lieber weniger forderte, als ihm von Rechtswegen zukam. Und dieser strengen Rechtlichkeit, die zu ihrer Religion gehört, dieser Gewissenhaftigkeit, die über jeden Kreuzer sich Rechenschaft gibt, und es für eine Sünde hält, wenn die Gelegenheit auch noch so lockend ist, einen leichten aber ungebührlichen Gewinn zu machen, hat es der Reisende gleichfalls ohne Zweifel zu verdanken, wenn er im Tirol, freilich viel einfacher, zugleich aber auch unverhältnißmäßig billiger lebt, als in der Schweiz, wo man ihm mehr vorsetzt, als sein Magen begehrt, aber auch mehr verlangt,

als sein Beutel verträgt. Hiemit will ich übrigens keineswegs sagen, daß man nicht auch in Tirol geprellt werden könne, denn leider verschwinden auch hier, und namentlich in den Städten, die einfachen früheren Sitten mit dem jährlich steigenden Luxus und der sogenannten modernen Bildung auf eine erschreckende Weise, und wenn es so fort geht und die Fremden noch mehr hinzukommen, dann wird bald das gute alte Tirol, wie das merry old England, nur noch als ein Bild dahingeschiedener goldener Zeiten in der Erinnerung leben.

Der eine meiner beiden Passeirer Kraksenträger hatte an die innere Rückwand seiner Krakse, die ihm über den Rücken schaute, sich ein Heiligenbild, wenn ich nicht irre, war es eine Muttergottes, befestigt. Er hatte sich das Werkzeug seines Leidens gewissermaaßen zum Altar umgeschaffen, damit die Mutter der Schmerzen auch ihm seine Last tragen helfen möge, wie er sie selbst durch Wind und Wetter, über Berg und Thal trug. Diesen buchstäblich „Mühseligen und Beladenen“ des Evangeliums reicht die Religion dessen, der die Sünden der Welt getragen, nicht nur die Hand, sie schlingt auch ein Band um sie. Es bilden nämlich die Kraksenträger von Passeier eine geistliche Bruderschaft, die ihre Gottesdienste bei dem heiligen Blute zu St. Martin in Passeier feiert. Auch der Sandwirth gehörte zu dieser Bruderschaft, auch er hatte ein besonderes Vertrauen zu jener vielverehrten, gnadenreichen Kirche vom heiligen Blute. Noch kurz vor seinem Tode, in seiner letztwilligen Verfügung, gab er hievon einen Beweis. In dem bekannten Briefe nämlich, den er wenige Stunden, ehe ihn die Kugeln der Franzosen durchbohrten, schrieb, und worin der fromme, todesmuthige Held Gott schon im voraus für den glücklich überstandenen Tod mit den Worten dankt: „Der göttliche Willen ist es gewesen, daß ich habe müssen in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen verwechseln, aber Gott sey Dank um seine göttliche Gnade, mir ist es so leicht vorgekommen, als wenn ich zu etwas Anderem ausgeführt ward“, in demselben Briefe begehrt er darum,

nicht in St. Leonhard, zu dessen Pfarrei der Sandhof gehört und in dessen Taufbuch der Sandwirth steht, sondern zu St. Martin in der Bruderschaftskirche möge sein Seelen-Gottesdienst gehalten, dagegen aber in beiden Kirchen für ihn gebetet werden. Also schreibt er in seiner treuherzigen Sprache: „Die gottesdienst solle die liebste mein: oder Wirthin zu ssant Martin halten lassen, beim Rossen farben Pluet, Bitten in pede Pfaren, den Freinten bein Unter Wirth ist ssuppe Und fleisch zu göben lassen nebst Einder halben Wein". Noch immer hat das Volk in Passeier, trotz der beschränkenden Verfügungen von Seiten der kirchlichen Behörde, wegen Mangel authentischer Urkunden in Betreff des Wunders, wovon die Kirche den Namen führt, ein ganz besonderes Vertrauen zu jenem Gottesacker beim „rosenfarbenen Blute," und es glaubt, daß die Entschlafenen, die in seinem Schirme ruhen, um der Heiligkeit der begnadigten Stätte willen, auch um so eher Barmherzigkeit vor den Augen Gottes im Gerichte für ihre Sünden finden werden. Die Bruderschaft der Kraksenträger übrigens anlangend, die dort ihre Andacht begeht, so gibt es auf Erden wohl keine Bruderschaft so zahlreich und so weit verbreitet, wie diese. Hat ja doch Jeder seine Krakse, wenn nicht über den Jaufen, so doch über den mühseligen Berg des Lebens zu tragen, und gar Mancher, dem die Noth minder als sein Reichthum zu schaffen macht, trägt gewiß schwerer daran, als der arme Passeirer mit seinem Muttergottesbilde und seinem Vertrauen „zu dem rosenfarbenen Blute".

Daß man inzwischen bei Leuten, auf denen die Bürde des täglichen Lebens so schwer lastet, eben keinen besonders poetischen und feurigen Heldengeist suchen darf, versteht sich wohl von selbst. Als ich sie daher auch über die Kriege jener Zeit und ihren Landsmann, den Sandwirth, fragte, durfte ich mich über ihre prosaische Antwort nicht wundern. Wer aber Tirol und sein Volk nach ihnen beurtheilen wollte, würde sich eben so täuschen wie es den napoleonischen

Generälen geschehen, die auch erst im Feuer der Schlachten den Geist erkannten, der in dem Hochgebirge und seinen stillen, friedlichen Thälern wohnt. Der eine von ihnen, der in dem Bergwerk gearbeitet, erzählte mir, er sey auch neun Wochen lang dabeigewesen. Er gestand mir jedoch ganz ehrlich, wenn es geheißen hätte, am Morgen sollte es etwas geben, dann hätte er und seines gleichen sich schon am Abend vorher gefürchtet. Der andere von einer nicht viel heroischeren Gesinnung bemerkte dazu: „Ja schauens! was kann denn da auch anders herauskommen, wenn Bauern Krieg führen wollen, als eben Lumpereien“, das heißt Thorheiten. Ihr Urtheil über Hofer war von derselben Höhe. Ein dritter Kraksenträger, dem ich später begegnete, und mit dem ich gleichfalls einen Traubenhandel schloß und ein Gespräch über die Kriegsjahre anknüpfte, war eines minder zahmen und friedlichen Muthes. Sein kümmerliches, mühevolles Leben jedoch und die Schwere der Arbeit hatten tiefe finstere Furchen in sein ausdrucksvolles Gesicht eingegraben. Auf dem Gasteig war sein Vater an seiner Seite von der Kugel getroffen in jenem Krieg gefallen. Wenn er aber sprach und hinab auf das Thal seiner Heimath blickte, dann blitzte noch das Feuer der Jugend in seinem grollenden Auge und ließ einen Geist erkennen, der einst heiß im Innern der Brust geglüht, und nun erlöschend mit der Entkräftung des Alters und dem Mißmuthe getäuschter Erwartungen rang. Mit bitterem Unmuthe sprach er vom Laufe der Welt, wie einer, der nichts mehr mit ihr zu schaffen haben will, und seinen Blick von ihr und ihrem Undanke abgekehrt hat. Mancherlei waren seine Klagen, zunächst über die Noth der Zeit und, wie es gegenwärtig überall geschieht, über die Großhändler, die vermöglicheren Grattler, die mit Roß und Wagen führen, und das Obst in großen Massen aufkauften und so den armen Kleinhändlern das Brod schmälerten, indem sie die schlechtere Waare um geringeren Preis der Menge feil bieten könnten. Auch die Kriegsjahre hatten bittere Erinnerungen in ihm zurückgelassen. „Als die Passeirer das er-

stemal auszogen", erzählte er mir, „da sprach Hofer zu uns: „„Brüder! jetzt müßt ihr euch wehren und euch tapfer halten für das Vaterland"". „Wohl hat er große Siege erfochten, aber zuletzt hat er doch Alles verspielt. Auf unseren Siegen vom Jahr dreizehn dagegen ruht der Frieden, damals war ich dabei bei der „Caputmachung" auf dem Gasteige, wo mein Vater mir zur Seite fiel, und nun muß ich mich elendiglich mit meiner Krakse, in meinen alten Tagen, das Joch auf- und abschleppen". Sodann klagte er bitter über seine Landsleute, die reichen Wirthe, die die (englischen) Kriegsgelder, die man von Wien geschickt, eigennützig vertheilt und dem gemeinen Manne wenig oder gar nichts zukommen lassen. Er und die, welche mit ihm damals dabei gewesen, seyen auch einmal aufgerufen und einprotokollirt worden, um ein Ehrenzeichen zu erhalten, dann habe man aber wieder Alles umgestoßen und es sey nichts damit gewesen. Endlich ergoß sich der Alte mit großer Herzlichkeit in das Lob des Erzherzogs Johann, und erkundigte sich angelegentlich nach „dem Prinzen Johannes": „so viel Heldenmuth und Tapferkeit und so ein guter Vertheidiger und also redlich", das waren seine Worte.

Aehnliche Klagen führte auch ein anderer alter Kriegsheld, der vor dem Sandwirth auf dem Schönberg Schildwache gestanden und dem die Kugel ein Strumpfband weggerissen, ich berichte sie hier, gegründet oder ungegründet, weil man sie im Tirol öfter hört, und weil auch sie charakteristisch für das Volk sind. Denn nichts wäre falscher, als zu glauben, weil der Kaiser die Verdienste Hofers öffentlich und feierlich anerkannt, weil sein Lob in allen Büchern und Zeitungen steht, und weil die Fremden aus allen Welttheilen nach seinem Geburtsorte wallfahrten, daß darum nun auch jeder Bauer im Tirol in dies allgemeine Preisen einstimme. Die Nächsten am wenigsten. Unabhängig, wie sie sind, behauptet da jeder sein eigenes Urtheil, wobei die menschliche Schwachheit und Leidenschaft übrigens auch ihr Wort mit abgibt. Und nur zu oft kann man hier folgende Sprache hören: so

gut wie Hofer und seine Familie, hätten Tausende ein Denkmal und eine Pension verdient. Ja manche gehen so weit, daß sie den ehrlichen Hofer und andere Häupter jenes Krieges beschuldigen, weil ihr Hauswesen nicht zum besten gestanden, darum hätten sie sich in diese Verwirrung gestürzt, und den Krieg zur Speculation gemacht. Nur einem Zufalle habe er es zu verdanken, daß er an die Spitze gekommen.

Zum Zeugniß der Wahrheit und zur Abweisung jener neupoetischen lobhudelnden Auffassung, die sich und Andere belügend, aus dem Gegenstande ihrer Darstellung ein Götzenbild macht, das sie mit dem falschen Flitter ihrer Phantasterei, ihrer Lüge und Schmeichelei umhängt, führe ich diese Urtheile an. In ihnen spricht sich einerseits das achtungswerthe Gefühl aus, daß Tausende ebensowohl, wie jener Eine, Gut und Blut in alter Treue bei dem Kampfe für das Kaiserhaus eingesetzt und also auch zu gleichem Lohne berechtigt seyen. Andererseits aber weiß sich leider auch der Neid durch die stärksten Alpenpässe in die Herzen der guten Tiroler einzuschleichen. Und wenn es dem Feinde nicht leicht möglich war, unter den treuen Kindern dieses Landes sich einen Verräther zu erkaufen und dieß dem Volke zur hohen Ehre gereicht, so ist es eben so wahr, daß wenn der Kaiser gegenwärtig alle die, welche Ansprüche auf irgend eine Belohnung machen, befriedigen wollte, er sich in dem gleichen Falle befände. Eben weil sie in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt und ihrer Geschichte wenig mehr erfahren, als das, was sie selbst erlebt und woran sie selbst thätigen Antheil genommen haben, darum ist es verzeihlich, wenn sie den Werth desselben nun auch überschätzen. Mit großmüthiger Freigebigkeit wurde namentlich Passeier bedacht, allein um alle Hände zu füllen, müßte der Kaiser den goldenen Bergpallast König Laurins von Tirol mit seinen Schätzen besitzen. Ich glaube, daß diese Bemerkungen nicht überflüßig sind, zur Verständigung des Fremden, der Urtheile, wie die obigen, in Tirol hört.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigeblatt No. 2.

Ankündigung
des
Verein's
für
das Armins Denkmal
(bei Detmold in Westfalen)
in
München und Bayern.

Achtzehnhundert und dreissig Jahre sind es demnächst, daß der deutsche Fürst und Herzog Armin, den man auch Hermann zu nennen gewohnt ist, im Cherusker- oder Weserlande Westfalens Deutschland und mit ihm die Welt vom Joche der Römer befreite. Wenige Jahre damals noch und diese Weltbezwinger hätten die Unterjochung unsers Vaterlandes vollendet und somit die Selbstständigkeit aller Völker, die Freiheit der europäischen Menschheit vernichtet gehabt. Da faßte Armin, der fünf- und zwanzigjährige Jüngling, den großen Gedanken, Befreier seines Volkes und Vaterlandes zu werden und führte denselben durch ungeheure Vernichtungsschlachten in den Teutoburger Waldschluchten jenes Wesergebietes unweit Detmold im Jahre 9 nach Christi Geburt, unter den größten Opfern treu und herrlich hinaus. Ihm dankt demnach Deutschland die Rettung und den Ruhm seiner ganzen Zukunft, seiner weltbedeutsamen Geschichte und Bildung. Ihm gebührt deshalb auch billig und zuerst der Dank des ganzen großen Vaterlandes.

Kaum hatte daher im Anfange dieses laufenden Jahres der bayerische Künstler und Bildhauer Ernst von Bandel aus Ansbach den langgenährten Gedanken eines dafür geeigneten Denkmales, zu welchem er zugleich das Model eines Standbildes des Helden und alle

dafür ferner nöthig werdende Mühwaltung als seine eigene und die erste Gabe zum Ganzen darbot, ausgesprochen, als sich in Detmold selber, in dessen nächster Nähe jenes Denkmal errichtet werden soll, dafür ein erster oder Hauptverein bildete, an welchen sich rasch in den Städten Paderborn, Osnabrück, Münster, Hannover, Bremen, Lübeck, Berlin, Stettin, Königsberg, Frankfurt a. M. u. s. w. ähnliche Vereine anschlossen.

In allen Ständen aber erwachte und bewegte sich gleich von Anfang an eine rege Theilnahme für das in jeder Beziehung bedeutungsvolle Unternehmen, und in wenigen Monden bis jetzt sind bereits nicht weniger als nahe an 12,000 Reichsthaler oder etwa 20,000 Gulden zusammengeflossen, wobei des rührenden Eifers der ärmsten untersten Stände, wie der reichsten und höchsten gedacht werden kann. Nur allein der Frauenverein der nicht großen Stadt Detmold hat durch handlichen Fleiß die Summe von 597 Reichsthalern oder 1044 Gulden 45 Kreuzern zusammengebracht, ja die aus dem Fürstenthum Lippe allein eingegangenen Beiträge machen ungefähr die Hälfte jener obengenannten, außer den Gaben der Fürsten zur Verfügung stehenden Hauptsumme aus.

Ehe aber noch eigentliche und öffentliche Schritte von jenem Hauptvereine zu Detmold für die Sache geschahen und geschehen konnten, hatte bereits Seine Majestät der König Ludwig von Bayern durch das Kabinets-Sekretariat für den Fall, daß jenes Denkmal in angemeßener Weise zur Ausführung komme, die bedeutende Summe von Eintausend Gulden unterzeichnen lassen. Im Verlaufe der weiteren Bekanntmachungen jenes Vereines liefen auch von andern deutschen Fürsten (Ihren Majestäten den Königen von Preußen, Hannover, Sachsen, Würtemberg; Ihren Königlichen Hoheiten den Kronprinzen von Hannover und Preußen, mit den Königlichen Prinzen von Preußen; J. J. Königlichen Hoheiten den Großherzogen von Hessen, Baden, Meklenburg-Strelitz- und Schwerin; J. J. Durchlauchten den Herzogen von Braunschweig, Anhalt-Köthen- und Bernburg; J. J. Durchlauchten den Fürsten von Schwarzenburg-Sondershausen, Schaumburg-Lippe, Thurn- und Taxis u. s. w.) ermunternde Anmeldungen von Unterzeichnungen und Beiträge ein. Zugleich erhielt der Detmolder Verein im ganzen Bereiche des Königreiches Preußen die Portofreiheit. Aber auch aus Bayern floßen, außer jener allerhöchsten wahrhaft Königlichen Gabe, bereits die weiteren Beiträge S. Königlichen Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern und Sr. Hoheit des Herzog Max in Bayern.

Die Unterzeichneten, beeifert auch in Bayern der Liebe für jene allgemeine deutsche Sache nähere Gelegenheit zum Ausspruche thätiger Theilnahme herbeizuführen, wandten sich mit ihren desfallsigen Gesuchen vertrauend an Seine Königliche Majestät und Allerhöchstdieselben haben mit erneuter Königlicher Huld für die fragliche Angelegenheit Allergnädigst zu genehmigen geruht, daß die Unterzeichneten in München und Bayern durch öffentliche Blätter zur Theilnahme und Beisteuer für das Armins-Denkmal auffordern dürfen und sich bezüglich der das besagte Denkmal betreffenden Einsendungen nach und von München der Post- und Portofreiheit zu erfreuen haben sollen. Zugleich haben Allerhöchstdieselben zu genehmigen geruht, daß bei Eröffnung der Unterzeichnung für das erwähnte Denkmal in Bayern die Gabe, welche Allerhöchst Sie huldvollst zu verabreichen geruhten, voraufgeführt werde.

Nach so höchst erfreulichen Vorgängen wird es gewiß keiner Worte weiter bedürfen, um auch in Bayern für die allen Deutschen, Fürsten und Völkern gleich theure Angelegenheit zu erwärmen, oder vielmehr dem thätigen Eifer einen festen Anhalt, einen erfolgreichen Anstoß zu geben. Geöffnet ist nunmehr die Lade für Thatbeweise deutscher Treue und Eintracht, aufgestellt der Opferstock für die Ehre des gemeinsamen Vaterlandes auch in Süddeutschland! Hier ist zugleich der Altar aller Stände und Alter: hier kann Arm und Reich, Jung und Alt, Knabe und Mann, Jüngling und Jungfrau gleich frohen Muthes beisteuern, und tröstlich und erbaulich wird in den nach und nach veröffentlichten Unterzeichnungs-Beitragslisten das Scherflein des unbemittelteren Bürgers, der von seiner Hände Arbeit lebt, unter den größeren Beisteuern höherer Stände erscheinen.

Die Unterzeichneten, welche dem Beitritt und der Mitwirkung recht vieler Ehrenmänner der Hauptstadt entgegensehen, leben zugleich der freudigen Erwartung, daß sich aller Orten in Bayern eifrige Freunde vaterländischer Gesinnung und deutscher Selbstständigkeit mit vereinten Kräften des schönen gemeinsamen Werkes annehmen und dem hiesigen hauptstädtischen Vereine für das Armins-Denkmal ihre fortgesetzten Beiträge (mit deutlich aufgezeichneten Namens- und Standesangaben der Beitragenden) zur weiteren Beförderung einsenden mögen; wonach die Unterzeichneten ihrerseits nicht unterlassen werden durch öffentliche Blätter von Zeit zu Zeit über den Erfolg der Sammlungen Rechenschaft abzulegen.

Mit Freuden aber wird namentlich der unterzeichnete Professor

Dr. Maßmann (wohnhaft Fürstenstraße Nro. 4. im 2ten St.) hiesige und auswärtige Beiträge entgegen nehmen.

München am 13. December 1838.

Eduard von Schenk, K. Bayer. Reichsrath, Staatsrath und Regierungs-Präsident. Friedrich Freiherr v. Zu-Rhein K. Bayer. Oberappellationsrath. Wilhelm Freiherr v. Freiberg, Erster Stallmeister Sr. K. Majestät. Franz Graf v. Pocci, K. Bayerischer Ceremonienmeister. Dr. H. F. Maßmann, ordentl. Professor an der K. Hohen Schule, K. Ministeral-Sekretär. Ludwig Schwanthaler, K. Bayer. Professor und Bildhauer. Wilhelm Lindenschmit, Historienmaler. Dr. Ernst Förster, Künstler.

NB. Wegen der durch Sr. K. Majestät Allergnädigst bewilligten Post- und Portofreiheit für das fragliche Denkmal beliebe man gefälligst vereinte Beitrags-Einsendungen durch die K. Post außen durch die Worte: „Das Armin's-Denkmal betr." zu kennzeichnen.

XXV.

Zeitläufte.

Charakter der antikirchlichen Tendenzen in unserer Zeit. — Indifferentismus und Absolutismus. — Freimüthige Erklärungen des letzteren von Berlin aus. — Eingestandener Plan zur systematischen Aufreitzung der Katholiken.

Wenn man den Versuch macht, die verschiedenen Bestrebungen der Feinde der Kirche in unserer Zeit auf einen gemeinschaftlichen Ausdruck zu bringen und die dermalige Signatur des Kampfes zwischen dem Reiche Gottes und dem ihm feindlichen dieser Welt, scharf und bestimmt aufzufassen, so gelangt man zu dem Resultate: daß die Theorie und Praxis dessen, was ältere Schriftsteller den Pseudopolitismus nennen, d. h. die Anbetung der Omnipotenz des irdischen Staates, der eigentliche Mittelpunkt und Kern des heutigen antikirchlichen Treibens sey. — Dabei ist es vollkommen gleichgültig, ob als Träger dieser Gewalt das souveräne Volk, oder eine absolute Beamtenhierarchie, oder der isolirte Wille eines despotischen Selbstherrschers gedacht wird, und ob die absolute Macht sich auf das s. g. Staatswohl, oder auf die geistige Cultur, den Fortschritt, die allgemeine Aufklärung, oder auf andere speziellere und temporäre politische Interessen berufe oder endlich heuchlerisch die Sorge für die „öffentliche Ruhe und Ordnung“ vorspiegle. Hinter allen diesen Vorwänden liegt der einfache Anspruch des Menschengeistes, zu seyn wie Gott und sich selbst die Ehre, Herrschaft und Anbetung zuzueignen, die dem Herrn aller Dinge gebührt. — Daher der Kampf gegen jede selbstständige Religion und Glaubensgenossenschaft, die wahre wie die falschen. — Sie sollen alle unter das Gesetz des Despotismus gebeugt, sie sollen alle dahin

gebracht werden, das Gesetz des „Staates" als das höchste zu verehren, sie sollen eben dieses „Staatsgesetz" über ihren Glauben und ihre Traditionen setzen, und der kirchlichen Autorität sich nur so lange und nur in sofern unterwerfen, als sie in der Eigenschaft einer Emanation der omnipotenten, weltlichen Gewalt zu ihnen spricht. — Den Glauben und das ihm entsprechende kirchliche Leben als ein unantastbares Heiligthum ansehen, Freiheit und Selbstständigkeit für diese Sphäre in Anspruch nehmen, — verlangen: daß auch der Cäsar Gott gebe und lasse was Gottes ist, dieß gilt diesen Politikern für Auflehnung und frevelhafte Widersetzlichkeit, die Berufung auf das gute Recht der Kirche aber für eigentlichen Hochverrath. —

Ob dem also sey, wie hier gesagt, wird sich aus dem Nachfolgenden ergeben. — Einstweilen kann sich kein Kenner der Geschichte der Erinnerung an eine naheliegende Parallele erwehren. — Als Christus der Herr im Fleische erschien und seine Boten und Jünger unter die reißenden Wölfe sandte, war es, damals wie heute, auch nicht eine bestimmte, feste, dem Worte der Wahrheit gegenüberstehende, irrige Lehre und Ueberzeugung, welche die Bekenner mit Schwert und Feuer verfolgte. — Niemand kann dem römischen Staatswesen die größte Toleranz gegen jedwede mögliche und denkbare, individuelle Ueberzeugung absprechen; waren sie doch nicht abgeneigt dem Gotte von Nazareth eine Statue in ihrem Pantheon zu setzen. — Das Einzige, was sie sich als fast von selbst verstehende Erkenntlichkeit vorbehielten, war wechselseitige Toleranz und Achtung der übrigen Götter, vor allem aber einige Körner Weihrauch für den Imperator, als Anerkennung des eigentlich practischen, unmittelbar das Leben beherrschenden gegenwärtigen Staatsgottes. Da die Christen sich dessen geweigert, riefen jene den Lictor mit Beil und Ruthen und Folterzeug zu Hülfe. —

Diese Toleranz gegen jede Glaubenslehre, so lange sie sich daneben dem absoluten „Staate" unterwirft und diesen als den höchsten Herrn erkennt, liegt vollkommen im Charak-

ter des Absolutismus, wo er zu seiner rechten Reife und innern Durchbildung gediehen ist. Darum unterscheiden sich auch die heutigen Verfolger wesentlich von der Praxis der Bekenner des Propheten, wie von den blutigen Tyrannen des 16ten Jahrhunderts, obwohl manche der letztern (wie Heinrich VIII.) sich der heutigen absoluten Staatslehre practisch bereits auf auffallende Weise genähert haben. — Damals war es immer noch ein bestimmtes, irriges Glaubenssystem, dem auch die Feinde der Wahrheit mit aller Kraft und Wärme einer falschen Ueberzeugung dienten, heute will der, zur selbstischen Abgeschlossenheit gesteigerte, in eisiger Kälte erstorbene Staatsabsolutismus, dem der Glaube an die ältere, scheinbar positive Form der Irrlehre selbst bis auf die letzte Spur abhanden gekommen: daß jede religiöse Ueberzeugung (der Katholiken wie der Lutheraner, der strengen Calvinisten, wie der altgläubigen Juden u. s. w.) ihm diene und seines Winkes gewärtig sey. Daher ist der Indifferentismus der natürliche Verbündete und der Vorläufer der absoluten Staatstyrannei. — Erst muß jeder feste Halt der ältern kirchlichen Traditionen, bis auf die Erinnerung an eine von oben stammende und deshalb dem irdischen Machtgebot entzogene Offenbarung, verflacht und zerstört und verflüchtigt seyn, ehe die reine „Staatsidee" in freier Unumschränktheit über die entwürdigte Menschheit schalten und walten kann, nach dem Herzensgelüsten ihrer Träger. Indifferentismus und Absolutismus also bilden, im innigsten Bundesverein in dieser Zeit den eigentlichen und wahren Gegensatz gegen die Kirche Gottes. — Beide stützen und ergänzen sich wechselweis, und wenn das Dogma, welches im Hintergrunde aller absolutistischen Bestrebungen der Gegenwart liegt, der rohe oder philosophisch aufgestutzte Indifferentismus ist, ohne welchen die Lehre und Uebung des Absolutismus gar nicht möglich wäre, so ist umgekehrt, da reine Indifferenz sich selbst vernichten würde, der Glaube an den absoluten Staat der eigentliche Kern des dermaligen Indifferentismus. —

Wir haben bereits in frühern Artikeln den Nachweis geliefert, wie die Bestrebungen der scheinbar entgegengesetztesten Fractionen des dermaligen Protestantismus auf diesem Punkte zusammenlaufen. — Auf dem Stadium der Agonie angelangt kann diese Irrlehre, — wenige in Deutschland sporadisch zerstreute, vielfach als Fanatiker und Separatisten von ihren eigenen Glaubensgenossen verfolgte pietistische Vereine sehr verschiedener Art ausgenommen, nachdem sie den Cirkel durchlaufen, den die göttliche Zulassung ihr gestattet hatte, — nichts anders mehr seyn als Indifferentismus. — Heute wollen wir den Absolutismus in religiösen Dingen als die andere Seite desselben, einer nähern Beleuchtung unterwerfen. Und damit wir nicht etwa beschuldigt werden mögen, daß wir ihm die Theorie desselben aus der Idee herausconstruirend, mit zu schwarzen Farben malen, wählen wir zum Paradigma der Lehre, die wir bestreiten, die Schrift von Karl Schmitthenner: „Ueber das Recht des Regenten in kirchlichen Dingen. Eine christlich-staatsrechtliche Abhandlung“. — Die Würdigung des eigenthümlichen Umstandes, daß dieses Buch gerade von Berlin (gedruckt im Jahre 1838) ausgegangen, wollen wir unsern Lesern überlassen. — War dieß ein Zufall, so müssen wir ihn eben so boshaft als charakteristisch nennen. Jedenfalls schwatzt der Verfasser mit einer Art von Unschuld, die unter andern Umständen rührend seyn könnte, ein Geheimniß aus, das freilich für keinen denkenden Menschen mehr ein solches ist, ihm aber dennoch schwerlich den Dank zu Wege bringen wird, auf den er gerechnet zu haben scheint. —

Der besagte würdige Autor gehört nämlich zu jenen Biedermännern, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen. — Bei aller Bosheit und allem giftigen Hasse gegen die katholische Wahrheit, die ihn beseelen, kann ihm die sonstige, vielen seiner heutigen Streitgenossen eigenthümliche, hinterlistig-schleichende Verhüllung seiner Absichten und Zwecke nicht zum Vorwurfe gemacht werden. „Indem nun“, sagt er

uns mit einer Offenheit, für die man ihm nicht dankbar genug seyn kann, „der Zweck war: das Verhältniß, worin Staat und Kirche stehen sollen, in seiner Wahrheit aufzuzeigen, — — — so gehörte hierzu auch, bestimmter ausgesprochen, der Beweis, daß es dasjenige nicht geben soll, was man gewöhnt ist, „Kirche“ zu nennen“. (Vorrede S. IV u. V.) Denn wenn es eine solche „Isolirung“ der religiösen Interessen geben dürfte, so hätte das Leben zwei Zwecke, wie auch schon gesagt worden ist. Es wäre dann dies Leben nicht selbstständig, sondern Mittel jener Zwecke, denen es diente, um derentwillen es da wäre. Ist das Leben aber nicht bloß Mittel, das seinen Zweck außer sich hat; ist es also für sich selbst da, so hat es auch seinen Zweck in sich selbst“ u. s. w. — Natürlich! wenn sich der Mensch aufrichten und gen Himmel blicken, wenn er an das ewige Leben glauben und sich als Bürger einer künftigen Welt betrachten darf, zu welcher das gegenwärtige, irdische, vergängliche Daseyn ein bloßer Durchgangspunkt ist, wenn der Zweck des Erdenlebens außer demselben liegt und darin besteht: die Ehre Gottes zu befördern und die ewige Herrlichkeit zu verdienen, — dann freilich ist es übel mit dem Reiche des Absolutismus bestellt, der mit dem Leibe auch die Seele knechten will. — Der Gläubige wird sich vor dem Richter, der Leib und Seele in die Gehenna schicken kann, mehr fürchten, als vor der Staatspolizei, ja er wird Gott mehr gehorchen, als den Menschen, — was für jene Politiker, um mit Shakespeare zu reden, keineswegs statuirlich und gar nicht auszustehen ist. Denn wo sollte der Respect vor der „Staatsregierung“ bleiben, wenn die Gläubigen sich gewöhnten an einen noch Höhern zu glauben, der über ihr wäre! — Das christliche Volk muß also auf den Wirthschaftshof dieses Lebens eingezäunt, und vor allen jenen staatswidrigen Gedanken an einen höheren, über der gemeinen Wirklichkeit liegenden Zweck des Daseyns sorgfältig bewahrt werden, wenn das absolute Reich der Staatsgewalt gedeihen soll. — Diese

Folgerung begreift sich, und darüber kann kein Streit obwalten; nur ein Scrupel ist uns dabei aufgestoßen: es dürfte sich ereignen, daß eine Völkerschaft, die sich (wenn dieß anders möglich wäre!) dem Dienst der Staatszwecke mit solcher Resignation hingäbe, nach wenigen Geschlechtsaltern schon ihrer großen Majorität nach, auf allen Vieren gehend betroffen werden würde, wie weiland Nabuchodonosor, und den Thieren des Feldes es gleich thuend an Geblök und Sitten. Allein vor diesem Schicksal würden so tiefsinnige Staatsdenker sie gewiß durch „Staatsinstitute", wie Akademien ohne Religion, Philosophie und Geschichte oder Freimaurerlogen, zu bewahren wissen, zumal, da sich deren Wirksamkeit für Alles, was das innere, geistige Leben der Nation betrifft, aller Orten so herrlich erprobt hat.

Nach diesem Vorspiel können unsere Leser auf die interessantesten Revelationen aus der Geheimlehre des Despotismus gefaßt und sicher seyn, daß ihre desfalsige Hoffnung nicht werde zu Schanden werden. In religiösen Dingen, belehrt uns Herr Schmitthenner, wie in andern Angelegenheiten der Menschen, müsse ein Gesetzgeber seyn, der jene handhabt und diese regelt. Dieser könne zwar die Religion nicht erst schaffen und geben, „allein sie muß gehütet, gehandhabt, erklärt werden". — „Die Stimme des Christenthums muß lebendig ertönen, sie muß aber auch gegenwärtig vernehmbar und verständlich seyn. Von wem soll diese Pflege und Handhabung der Religion aber ausgehen? Sie muß von einem Organe ausgehen, was über dem practischen Leben und höher als dessen Alltäglichkeit steht, was das Leben der Menschheit selbst leitet. Jenes Organ ist das höhere, geistige Princip, welches den Staat zu seinem Ziele, das gesammte Handeln der Menschheit darin zur Harmonie führt." Meint er also den heiligen Geist, den Christus der Kirche am Feste der Pfingsten gesendet, welches ja der Protestantismus ebenfalls noch bis jetzt feierlich begeht? Mit nichten! „Es ist der Regent! diesen (sic) in seinem reinen Begriffe

gedacht, als *Verkörperung eben jenes leitenden Principes*". — Diese Anschauungsweise ist nicht neu. *Cajus Caligula* hat sich bekanntlich schon für eine „Verkörperung" des capitolinischen Zeus gehalten und damals schon die jüdische Priesterschaft durch die Zumuthung: seine Statue in ihren Tempel aufzunehmen, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. — Als ihre Bitten über den Vorläufer der hegelischen Staatslehre nichts vermochten und seine Drohungen immer heftiger wurden, wandten sich diese Theologen in ihrer Hartnäckigkeit und Beschränktheit an den Gott ihrer Väter, der für dieses Mal auch noch schnelle Hülfe schaffte. Denn Tages darauf war Cajus, die damalige „Verkörperung" der Staats- und Religionsidee, eine Leiche. Da jedoch der derzeitige hegel'sche „Staat" für sich Ewigkeit der Dauer in Anspruch nimmt, so ist er gegen alle dergleichen unbefugte Einschreitungen der Vorsehung vollkommen sicher gestellt und Herr S. docirt (S. 39) in großer Gemüthsruhe weiter: „Der Staat als Rechtsverfassung, als bürgerlicher Verein und der Staat als religiöse Verfassung sollen demnach *absolut vereinigt, ganz und innerlich eins seyn*, — weil sich sonst der Mensch und die Menschheit in seinem Handeln widerspricht. Es hat der Mensch und die Menschheit nur einen Gesammtlebenszweck, wie nur ein Daseyn, und es lassen sich daher keine zwei Seiten seines geistigen Lebens, eine jede mit einer besondern Absicht in ihm absondern. Dieß thun „(wie es z. B. der Sohn Gottes gethan, als er befohlen: Gott zu geben was Gottes, und dem Cäsar die Geldmünze, die des Cäsars ist,)" heißt den geistigen Menschen in zwei Stücke zerreißen, was das Leben von Grund aus zerstört und die Harmonie des Ganzen in Disharmonie auseinanderfallen macht. Diese Natur- und Zweckwidrigkeit, die vielfach gelehrt und versucht worden ist, konnte daher auch nur ein beständiges Mißlingen des Strebens nach einem Ziele seyn und da, wo sie theilweise ausgeführt wurde, ist jeder der auseinandergerissenen Theile geistigen Seyns, als des ei-

genen selbstständigen Lebens durchaus unfähig, verwelkt oder abgestorben. Ein Volk, worin Rechtsverfassung und Kirche scharf geschieden wären, läge mit sich selbst im Zwiste, verzehrte sein eigenes Lebensmark, spaltete das Individuum und die Totalität in zwei Hälften und zerrte so das Band gewaltsam auseinander, welches die Gottheit um die Menschen als Brüder geschlungen". —

Nicht also Herr Schmitthenner und der preußenthümliche Protestantismus! Diejenigen, versichert er, handeln sehr verkehrt, „die so stolz thun mit den Gaben, welche die Plebs von ihnen empfangen könne. Was wollen sie, möchte man fragen, der Menschheit, den Laien, denn geben? den Himmel? — Sie haben ihn nicht, ihre Anweisungen darauf gelten dort nichts." (Oder höchstens dann, wenn sie ein polizeiliches Placet empfangen haben?) „Ein Jeder muß ihn sich selbst suchen und er wird ihn finden, und durch eigene Tüchtigkeit verdienen und es wird ihn ein jeder auch finden, der mit Redlichkeit danach strebt" u. s. w. So ist es also eine ausgemachte Sache, „daß die Theologen nicht zu kirchlichen Regenten und Gesetzgebern erhoben werden dürfen. Ihre unvermeidlichen Meinungsverschiedenheiten würden überall und jedesmal in theologische Zänkereien ausarten. — Jene zahlreichen Synoden, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung abgehalten wurden, waren durch nichts hervorgerufen, als die häufigen Zänkereien der Theologen oder Lehrer, und die aus ihnen in die Gemeinen verpflanzten Meinungsverschiedenheiten. Irrlehren, Zänkereien und Intoleranz scheinen das eigenthümliche Vermächtniß Gottes an sie. Spuren von Intoleranz finden sich schon zu Zeiten der Apostel". Hierbei citirt der Verfasser Epistel Johannis II. V. 10: „Wenn Jemand zu Euch kömmt und diese Lehre nicht bringt, den nehmet nicht auf in Euer Haus und sagt nicht zu ihm: Gegrüßet seyst Du". — Wahrlich es ist schade, daß die heutige Aufklärungspolizei des intoleranten Apostels nicht mehr habhaft

werden kann! — So muß sie sich wenigstens begnügen den Bischöfen, seinen Nachfolgern, und den Priestern jene unbefugte Beschäftigung mit den Angelegenheiten der Kirche und des Glaubens zu verbieten und diese den Regierungsräthen, Calculatoren und Schreibern zu überweisen, die bekanntlich mit dem Berufe dazu, wie mit der erforderlichen Kraft von oben ausgerüstet sind. Denn haben nicht die Apostel, — Petrus an der Spitze, — sogar dem Hohenpriester geantwortet (Apostelgeschichte V. 29.): Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen? während Pontius Pilatus, der kein Theolog war, dem präsumtiven Willen seines kaiserlichen Herrn auf so nachahmungswerthe Weise alle Scrupel, die ihm beifallen mochten, opferte! — Auf jene apostolische Aeußerung ist aus leicht begreiflichen Gründen, Herr Schmitthenner, besonders übel zu sprechen. „Indem sie lehren, man sollte Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und damit indirect zum Aufstande auffordern, sagen sie, es geschehe um der Seeligkeit willen. Allein mit solcher Lehre des Teufels bestehlen sie gerade die Menschen um ihre eigene Seeligkeit, die nicht durch Widerstand gegen die Obrigkeit Gottes, sondern durch Gehorsam, durch Leiden und Dulden um Gottes willen erlangt wird". (S. 140 u. 141.) — Da lautet freilich die Lehre der redlichen Urväter des atheistischen Absolutismus ganz anders, und statt des bedenklichen Beispiels der Martyrer *) empfiehlt uns unser Autor die

*) S. 178 Note: „So riß z. B. in Nikomedien ein christlicher Beamter die Verordnung Diokletians und Galerius, daß die heiligen Schriften verbrannt werden sollten (303) herab und in Stücke, wofür er voraussichtlich langsam verbrannt wurde. Welchen Werth verleihen solche Kronen den bethörten Menschen? Hätte jener Beamte nicht mehr im Sinne Christi gehandelt, wenn er schweigend und mit Thränen" (?warum dergleichen? Der Regent ist ja die Verkörperung des Princips, welches das gesammte Handeln der Menschen zur Harmonie führt. S. 33) die Schmach geduldet, die ihm und den andern Christen zugefügt wurde, als daß er in wirkli-

lautere Milch der Doctrin des „scharfsinnigen Selbstdenkers“, Thomas Hobbes (S. 180), und S. 181 sagt er wörtlich: „Benedikt (Baruch) Spinoza entwickelt mit philosophischer Schärfe und klarster also auch unwiderstehlicher Consequenz, wie sie ihm überhaupt eigen ist, daß das oberste Recht in kirchlichen Dingen dem Regenten zukommt, und es ein zweifaches Regiment im Staate nicht geben kann; — *religionem vim juris accipere ex solo eorum decreto, qui jus imperandi habent, et Deum nullum singulare regnum in homines habere, nisi per eos, qui imperium tenent* et praeterea quod religionis cultus et pietatis exercitium reipublicae paci et utilitati accomodari et *consequenter a solis summis potestatibus determinari debet, quae adeo ejus etiam interpretes esse debent*“. — Und diese und ähnliche Stellen begleitet er mit der klugen Scherzrede (S. 182): „Man sollte die heutigen christlichen Schreier, die „Leute von gestern und vorgestern, mit der Liberalitäts-Philistermütze“, wie sie Ernst Münch nennt, bei diesem eben so frommen, als scharfsinnigen, jüdischen Philosophen in die Schule schicken, damit sie christliche Moral hören und begreifen lernen mögen, daß sie es nicht sind, denen die Vorsehung das Wohl und Weh ihrer Völker anvertraut hat“. —

Da der würdige Verfasser ein Mann ist, der, wie das Sprichwort sagt, vorwärts und rückwärts sieht, so entgehen seinem Scharfsinne auch nicht einige Einwendungen, die sich vielleicht gegen seine kirchen-staatsrechtliche Lehre machen lassen könnten. Es werde, möchte Mancher sagen, „wenn das belebende religiöse Princip in den Händen des weltlichen Regenten sey, damit die Glaubensfreiheit in Gefahr kommen,

cher Opposition gegen die Regierung, der seine Religion noch ein odium war, sich umbringen ließ“? Bis zu diesem Grade von Knechtsinn sind jene heruntergekommen, welche sich vorzugsweise Vertheidiger der Glaubensfreiheit zu nennen pflegen.

weil sie in den Händen der Willkühr liege“. — Er widerlegt diesen Einwand: „Wir müssen sagen, daß kaum etwas gedacht werden kann, was unbegründeter und einseitiger wäre“. ———— „Aber selbst zugegeben, was gar nicht einmal wahrscheinlich ist, daß sich jenes oberste leitende Princip irgendwo in einem Individuum verkörperte, das es mit der Religion und dem Wohle seiner Völker nicht gut meinen könnte, so ist dies doch nur schnell vorübergehend — es würde höchstens ein Menschenalter dauern. Was ist aber ein solches Zeittheilchen im Reiche des Christenthumes, das für die ganze Dauer der Menschengeschichte berechnet ist! Ist es nicht fast engherzig, nach dem Mißgriffe eines Individuums das Wohl und Wehe der Menschengeschichte zu bemessen, ist es nicht kleinlich-egoistisch, darum dem Heil des Ganzen zu widerstreben, weil die eigene, winzige Persönlichkeit ein vorübergehendes vermeintliches Uebel möglicherweise erleiden könnte? Und doch ist es in wahrem Grunde nichts Anderes: damit den bürgerlichen Leuten in ihrer zeitlichen Wohlfahrt keine Schmälerung begegnen möge, thun sie, als redeten sie für die Geschichte der Welt, als verfechteten (sic) sie die Sache des Christenthumes, die doch manches unberufenen Schreiers so gut entbehren könnte. Der Einwand selbst ist aber auch wieder rein demokratischer Natur; er enthält ein durchaus demokratisches Element. Es ist dabei die Individualität in Schutz genommen, also eine egoistische Selbstständigkeit, indem damit der Nachtheil abgewehrt werden soll, der dem Gewissen eines einzelnen Individuums zugefügt werden möchte. Denn nur die Gewissensfreiheit des Einzelnen denkt man sich, und denkt sich jeder dabei. Der Einwand ist schon darum unchristlich und gottlos, denn das Christenthum wehrt es ab, daß der Mensch sich als isolirte Person begreifen soll, er soll sich als Glied des Ganzen, als einer Obrigkeit unterthan erfassen. Ist demnach die behauptete Gefahr für die Glaubensfreiheit nicht wirklich vorhanden, so wollen wir nun auch näher zusehen, was denn das so hoch gerühmte

Gut, die Glaubensfreiheit genannt, eigentlich sey. Dies Ding, hinter dessen Schirmwand die Verzagten sich verkriechen, und das die mehr Dreisten sich als Eselskinnbacken zurichten, um das Philisterium des Staates damit aufs Haupt zu schlagen, wenn dieses sich unterfangen sollte, eine passende Anordnung in den Wirrwarr der kirchlichen Dinge machen zu wollen! Es wird sich dann ergeben, daß nur ein Phantom in Gefahr ist, nichts von lebendiger und thätiger Wirklichkeit. Wir halten uns überzeugt, daß trotz des unendlichen Geschreies, was um die Freiheit des Glaubens gemacht wird, sich die wenigsten Menschen klar machen, was sie damit meinen. Entkleiden wir nämlich die Glaubensfreiheit von allem demjenigen, was sie nicht selbst ist, so besteht sie in nichts Anderem, als was nach einer andern Seite hin Denkfreiheit genannt wird. Sie ist das Recht, in Dingen der Religion seine eigene Meinung unabhängig von den Einwirkungen anderer haben zu dürfen, die Befugniß, einen Glauben zu hegen, ohne daß dieser mir aufgedrungen wäre. Insofern ist Glaubensfreiheit nichts anderes, als partielle Denkfreiheit, bezogen darauf, daß die innern Gedanken der Menschen über religiöse Gegenstände keinem äußern Zwange unterliegen. Da muß zugegeben werden, daß das innere Meinen und Glauben der Menschen ein Heiligthum ist, was von keinem Schergen einer positiven Satzung betreten werden darf. Wer das freie Reich des Geistes im Menschen nicht anerkennt, der verletzt das Höchste in ihm, gerade dasjenige, was ihn zur Person macht; was ihm seinen Vorzug in der Schöpfung, seine Eigenschaft, Gottes Ebenbild zu seyn, gewährt. Und in diesem Sinne fordern auch wir Glaubensfreiheit. Diese Freiheit ist aber schon durch den Protestantismus selbst für ewig gerettet, denn hier wird nicht vorgeschrieben und durch Beichte kontrollirt, was man glaubt, auch nicht hinterher die Abweichung von der buchstäblichen Vorschrift durch ein Inquisitionstribunal 2c. gerichtet. Allein der äußere Glaube, wenn so gesagt werden

mag, — das religiöse Handeln — das kann nicht der Willkühr eines jeden anheimgegeben seyn, denn das unterliegt mit Nothwendigkeit dem Gesetze und der Aufsicht des Staates. Keinerlei äußeres Handeln der Menschen fällt außerhalb des Gebiets der Staatsgesetzgebung". — — In diesem Sinne haben auch die scheußlichsten Christenverfolgungen des Alterthums niemals die Glaubensfreiheit beeinträchtigt. Denken, meinen und glauben, wenn er es nur durch kein in die Sinne fallendes Zeichen äußerte, und sonst den Göttern vorschriftsmäßig nach der Staatsagende opferte, konnte auch unter Nero und Diocletian Jeder, was er irgend wollte.

Wir haben die ganze obige Stelle hier eingerückt und glauben hier Anspruch auf die Nachsicht unserer Leser zu haben. — Denn dergleichen Züge zur Charakteristik des dem heutigen Protestantismus beiwohnenden Maaßes von Geisteskraft und sittlicher Würde dürfen nicht verloren gehen. Hoffentlich wird eine bessere und nicht mehr allzu ferne Nachwelt es nicht glauben wollen, daß die von der Kirche getrennten Partheien in ihren letzten Zeiten so weit herabgekommen gewesen seyen, daß ein deutscher Protestant im Jahre 1838 wörtlich folgendes habe drucken lassen können: „Es giebt in der That solche geisteskranke Menschen, die sich überall in ihrem Rechte gekränkt fühlen. Sie stehen vollkommen dem gleich, der sein zartes Gewissen durch eine allgemeine Maaßregel des Staates in kirchlichen Dingen verletzt hält". — (Seite 54.) Und dieser Ultraservilismus geht still und glatt an den heutigen Wortführern des außerkirchlichen Zeitgeistes vorüber, ohne daß er für solche Ungebühr eine Sylbe des Tadels oder des verdienten Abscheu's hätte. — So fest rechnen sie dort darauf, daß die Gewalt für immer in ihren Händen gefestet sey. — Denn wo die Irrlehre irgend einer katholischen Obrigkeit gegenübersteht, lautet ihre Rede anders; da ist die trotzige, rebellische Auflehnung gegen die allergerechteste Anwendung der Gewalt nicht

bloß erlaubt, sondern löblich, und die ungerechteste gewaltsame Empörung wird zur gerechten Nothwehr.

Was die zunächstliegenden, praktischen Zwecke betrifft, die der Verfasser verfolgt, so hat er Sorge getragen, daß seine „guten Gesinnungen“ nicht übersehen werden können. Es ist nach dem Obigen beinahe überflüssig zu bemerken, daß sein ganzes Buch auf eine Verherrlichung der Regierungsmaximen Preußens hinausläuft, und mit so eifrigem Ungestüm schwenkt er das Rauchfaß, daß er die Objekte seiner Verehrung fast in's Gesicht schlägt. — S. 30 nennt er die lutherischen Confessionsverwandten, die sich geweigert ihre Ueberzeugung dem Machtgebote der weltlichen Gewalt zu opfern und mit den Calvinisten zugleich in die neuerrichtete, gemeinschaftliche Staatskirche einzugehen: „von der Union abgefallene Lutheraner“. — S. 32 versichert er, daß „bei der Agendensache in Preußen König und Regierung mit einer ungemeinen Nachsicht und Zartheit gehandelt haben“. — Von der Einkerkerung und Vertreibung der Lutheraner, welche die Union und Agende anzunehmen sich geweigert, urtheilt er wie folgt: „Dieser Streit hat selbst ein Beispiel geboten, daß ein (?) Lehrer der Religion Christi sich so weit vermaß und vergaß, sich gegen die Majestät seines erhabenen Königs unehrerbietig zu erweisen und aus der hierauf erfolgenden wohlverdienten gerichtlichen Bestrafung — die zudem des Königs Gnade noch milderte — eine Art Märtyrerkrone zu machen, anstatt sich an die Brust zu schlagen und seine Sünde zu bereuen. Jener völlig unnütze Streit, zu dem fast ein jeder sein Scherflein beitragen zu müssen glaubte, hat so viel Gehässiges zu Tage gefördert ...... daß er auf's Bündigste und Treffendste bewährte, was schon oben gesagt ist: daß die Geistlichen der heutigen wie der frühern Zeit im Allgemeinen weder Ruhe noch auch im Besondern vielfach nicht Geschick genug besitzen, um die Angelegenheiten der Religion zu leiten“. — Dann folgt gegen den Schluß des Buches eine Verherrlichung der

I. preußischen Agende, welches zweideutige Lob aus solchem Munde wir derselben aus vollem Herzen gönnen *). Nicht minder wird der geneigte Leser merken und verstehen, wohin der umsichtige Verfasser zielt, wenn er (S. 24) versichert: daß die wahre katholische Kirche nicht die jetzige römische, sondern die griechische Kirche sey, und wenn er an einem andern Orte die Behauptung Stourdza's „sehr richtig" findet: „daß die ganze römische Kirche eine große ketzerische Masse sey, die von der katholischen Kirche durch Eigenthat abtrünnig ward." — Um sich auch im Ausdrucke möglichst preußenthümlich zu costumiren, macht er sogar an manchen Stellen den Versuch, sich den Jargon der hegelischen Schule anzueignen, was jedoch nicht ganz gelingt, ja sogar in Berlin leicht den entgegengesetzten Effect machen und an den Wärter in der Menagerie erinnern könnte, der die

*) Es ist interessant zu vergleichen, wie dem Verfasser das, was er im „Papstthum" abscheulich und sündhaft findet, plötzlich in einem ganz andern Lichte erscheint, wo es ihm auf dem Gebiete der Agende begegnet. „Darin besteht die Sündhaftigkeit des Papstthums. Während Christus die Menschheit von den Fesseln der Positivität entband, das Reich der Geister und geistiger Kultur für eine offene Aue erklärte, in der sich Jederman ergehen und ergötzen dürfe, leitete der Papismus dieselbe wieder daraus heraus, in die Engpäße der Einseitigkeit und in die ehernen Schranken der fixirten unabänderlichen Satzung — verschließend hinter ihr die freundliche Aue mit einer düstern schwarzen Umgebung, die, mit zuckenden Bannstrahlen schwer geschwängert, jedermann Verderben und Vernichtung droht, der es wagen möchte, hindurchzudringen." Seite 207 sagt er dagegen: „Wenn es ein Vorwurf für die Agende seyn soll, daß sie das Ceremoniell an starre Formen binden (bindet?), so wollen wir hierbei mit demjenigen antworten, was ein competenter Mann dieser wegen von Schweden anführt." — die von ihm citirte Stelle aus v. Schubert's Schrift über Schwedens Kirchenverfassung lobt es, daß man dort von jeher „auf feststehende Formen der kirchlichen Handlungen" gehalten habe.

Eintretenden um Entschuldigung bat: daß er das gebrochene Deutsch noch nicht recht herauskriegen könne, und bis er es gelernt reines Berlinerisch reden müsse.

Wir haben die empörende Abscheulichkeit des Absolutismus, der die Kirche und das heilige Freiheitsrecht des Menschen: der wahren Kirche anzugehören, vernichten will, um über die Gewissen der Menschen, wie über ihren Leib und ihre Habe zu herrschen, in dem Obigen nachgewiesen. Neben dieser rechtlichen und sittlichen Seite solcher Anschläge hat auch die politische Frage ihr Recht: würde eine solche Theorie wirklich, wie gewisse Staatsmänner meinen, auch wenn sie vollständig zu verwirklichen wäre, einen Schutz gegen die Revolution und eine Vermehrung der fürstlichen Macht gewähren? Der verthierten Dummheit oder dem fanatischen Hasse der Besessenheit gegenüber ein begütigendes Wort zu verlieren, achten wir uns zu hoch. — Aber den gescheuten Männern unter den Gegnern der Kirche, die noch einen Rest von Besinnung bewahrten, wollen wir folgende einfache Bemerkung zur Erwägung anheimgeben. Ihr wollt die Kirche stürzen und die, dem Clerus derselben von Gott anvertraute Gewalt Euch zueignen. Zu dem Ende behauptet Ihr (mit Herrn Schmitthenner S. 171): „daß es zu einer richtigen Erkenntniß und Verwaltung des Christenthums auch nicht einer besondern Inspiration durch den heiligen Geist bedürfe.“ „Und selbst wenn dieß seyn sollte“, setzt jener Classiker des Absolutismus hinzu, „so müssen wir hinterher die weitere Behauptung aufstellen, daß dieser Geist der ganzen Christenheit und jedem einzelnen Christen einwohnt“. — Also das Individuum, oder, was dasselbe ist, die Vereinigung aller Individuen, die Masse, ist des heiligen Geistes, oder wenn Ihr dieß lieber wollt, der gesunden Verstandes-Erkenntniß des Christenthumes voll und Jeder zur Verwaltung kirchlicher Dinge gleich berechtigt und berufen! — Die Tactik dieser Argumentation ist nicht neu, sie liegt sogar in der Natur der Sache; wer die

legitime Autorität stürzen will, **muß** die Masse aufrufen. — Seyd Ihr denn aber wirklich so thöricht zu wähnen, eben diese Masse, wenn sie Euch gehört und Glauben geschenkt hat und wirklich überzeugt worden ist, daß der heilige Geist wirklich in jedem Einzelnen lebe, werde sich nun geduldig und fügsam Euren Polizeien untergeben und nur so lange und in den Stücken schwärmen, als Ihr es erlaubt und es für Eure Zwecke taugt? Habt Ihr denn nie von den ältern und neuern Secten dieser Art und ihrem Beginnen gehört oder gelesen? Ist nie eine Kunde von Karl's I. blutigem Ende zu Euch gelangt, dessen Haupt unter dem Beile derselben Puritaner fiel, aus deren Jedem ein heiliger Geist sprach? Seyd Ihr solche Fremdlinge in Israel, daß Ihr nicht aus eigener Erfahrung wißt, was heute schon in Ostpreußen und Pommern und in der Schweiz und in Schwaben sich begeben hat und begiebt, wie es an tausend Orten sich regt und rührt und die Rundköpfe des 19ten Jahrhunderts nur auf den Augenblick warten, Euch zu zeigen, was es heiße der Masse und der Gemeinde den heiligen Geist zusprechen, wie Ihr es in der eitlen Hoffnung thut, daß Ihr in der allgemeinen Verwirrung das absolute Regiment in kirchlichen Dingen würdet erbeuten können? Hütet Euch wohl! — Auch Core und Dathan sagten: die ganz Menge ist heilig und in ihr ist der Herr. — Ihr glaubt heute freilich nicht mehr, daß der Abgrund sie dafür verschlungen; aber unter Euern Füßen klafft kaum verhüllt der Abgrund der Revolution und wenn Ihr in frevelhaftem Muthe die Worte sprecht, die ihn öffnen, so kann sich dasselbe Wunder heute noch, wenn gleich in etwas veränderter Form, an Euch selbst wiederholen.

Zum Schluße fühlen wir uns in unserm Gewissen verpflichtet unsere katholischen Glaubensgenossen darauf aufmerksam zu machen, daß eine große Anzahl ehrliebender und redlicher Protestanten besser sind als die Doctrinen der Schmach und Knechtschaft, welche ihre Schriftgelehrten predigen und

Unhaltbare seiner sich selbst negirenden Stellung sogar seinem, logischen Folgerungen sonst so wenig zugänglichen Geiste klar zu werden begann. — Aus seinen Declamationen gegen das „Gesetz" und den rastlos wiederholten Versicherungen, daß auf die Werke der Liebe in Betreff der künftigen Seeligkeit schlechterdings gar nichts ankomme, hatten manche seiner Anhänger, wie es scheint mit gutem Fuge, die Folgerung gezogen: daß das Gesetz überhaupt aufgehoben sey, was freilich mit andern Worten nichts weniger bedeutet, als: Jeder ist berechtigt, so bald er nur glaubt, nach seines Herzens Gelüsten zu leben. Soweit wollte Luther indessen doch nicht mitgehen, und modificirte seine Lehren dahin: daß zwar der Glaube allein ohne die Werke seelig mache, daß aber der wahre Glaube sich nothwendig in guten Werken äußern werde. — Allein hiebei hielten ihn wieder, unstreitig auch mit vollem Rechte! —, seine katholischen Gegner fest. — Wenn, sagten sie, er zugebe, daß der Glaube ohne die Werke todt und nur der in Werken der Liebe wirksame Glaube der zur Seeligkeit nothwendige sey, so erkenne er damit zugleich der Sache nach an, daß Glaube und Werke das Heil des Menschen wirken und jede weitere Differenz erscheine dann als ein möglicherweise zu beseitigender Wortstreit. — Allein eine solche Beilegung des Kampfes widersprach nicht bloß dem Stolze des „Reformators", sie führte ihn zugleich auch auf jenes Gebiet zurück, welches er, aus Gründen, die wir im ersten Artikel entwickelt haben, für immer verlassen hatte. — Er sprach sich daher, freilich auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, aus allen Kräften gegen alle dergleichen irenische Bemühungen aus, und als Melanchthon im Jahre 1541 zu Regensburg sich mit den Katholiken dahin verglichen hatte: daß unter dem gerechtmachenden Glauben auch stets ein durch die Liebe thätiger verstanden werden solle, erklärte er: „Dieß sey ein weitläuftig und geflicktes Ding, ein neues Tuch auf den alten Rock gelappt, durch welches der Riß ärger werde". — Nichts destoweniger hatten die antinomistischen Strei-

tigkeiten den wichtigen Einfluß auf Luther's theologische Haltung, daß er den Satz: der Glaube allein mache seelig, fortan zwar in den öffentlichen Religionshandlungen mit den Katholiken unbeugsam festhielt, — das Volk und die Jugend dagegen, ganz wie in der alten Kirche, auch aus dem Gesetz, d. h. den Geboten Gottes unterwiesen wissen wollte. — Dieß gereichte der neuen Kirche ohne Zweifel zum Vortheil, da der eigentliche Mittelpunkt ihrer Lehre und somit ihre schwache Seite dadurch mehr verhüllt ward, — auf Luther's Gemüthsstimmung hatten jedoch sowohl die oben geschilderten Erfahrungen, als diese Accomodationen den ungünstigen Einfluß, daß er jetzt in seiner eigenen Ueberzeugung irre ward und, — im richtigen Gefühle seiner völlig widersinnigen Stellung, in die heftigsten Gewissensängsten gerieth. — Seine Aeußerungen darüber kann man jedoch nur verstehen, wenn man erwägt, daß er das Denken in Glaubenssachen und die Einwürfe des Verstandes, selbst wenn sie sich auf das Gesetz des Widerspruches gründeten, für sündlich, und die Stimme seines Gewissens für eitel teuflische Versuchung hielt. Wenn der Mensch mit der Rechtfertigung umgehe, meint er, solle er alle Gedanken und Speculationes von der unendlichen, wesentlichen und ewigen Majestät nur frei fahren lassen; wo man aber „außerhalb der Sachen von der Rechtfertigung" disputire, „so gebrauch deiner Kunst auff's beste, sey so scharff, subtil und spitzig, so du immer kannst, da hat es keine Fahr, den da hastu mit einem andern Argument zu schaffen". — Hatte er sich einmal auf diesen Standpunkt gestellt, so war ihm begreiflicherweise mit Gründen gegen seine Rechtfertigungstheorie nichts mehr anzuhaben, ja es läßt sich auf diesem Wege erklären, wie er auch dadurch nicht sie aufzugeben bewogen ward, daß er — (weil ein Ungedanke und logischer Widerspruch nach der Natur des menschlichen Geistes sich unmöglich für wahr halten läßt) — selbst nicht einmal recht daran glaubte. Ein solcher Zustand läßt sich freilich nur als eine, in Folge freiwilliger Verhärtung eingetretene, totale geistige Erblindung

begreifen; Luther nahm aber seine Unfähigkeit: an seine eigne Lehre zu glauben, für eine menschliche Schwäche und Unvollkommenheit. „Ach“, — sagte er, „ich hab dem Papst und München alles geglaubet, was sie mir sagten, aber was jetzt Christus sagt, der doch nicht leuget, das kann meine Vernunft nicht glauben“. Ein andres Mal, als über Tische gesungen ward, sagte Luther: „So wenig Ihr glaubet, daß dieser Gesang gut sey, so wenig glaube ich fest genug, daß Theologia wahr sey. — — — Mein Glaub sollte billig viel größer und hitziger seyn. Ach mein Herr gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knecht“!

Noch merkwürdiger ist folgende Stelle, wo er eine vollständige Theorie der Gewißheit in Glaubenssachen entwickelt, in Gemäßheit deren er sich rühmt, seine Gewissensbisse beschwichtigen zu können, freilich aber auch jede andere Lehre ohne Ausnahme, auch die seiner Gegner, ebensowohl würde haben rechtfertigen können.

„Vor allen Dingen“, sagte er nämlich einst, „müssen wir wissen, ob diese unsere Lehre, so wir führen, Gottes Wort sey. Denn wenn wir solches wissen so können wir festiglich darauf bawen, daß diese Sache sol und mus bleiben und kein Teufel sol sie vmbstoßen, viel weniger die Welt. — — — Ich Gottlob, halte meine Lehre gewiß für unsers Herrn Gottes Wort und habe nu aus meinem Herzen weggejagt alle andern Glauben, sie heißen auch wie sie wollen, und habe diese schwere Gedanken und Anfechtungen schier überwunden, da mein Herz ein weil also sagte: Bistu denn allein der, so das Wort Gottes rein hat und die andern allzumal habens nicht? Also fichtet uns der Satan auch an und stürmet mit gewalt zu uns ein, mit dem Namen und Tittel der Kirchen. Ja spricht er, was die christliche Kirche bisher beschlossen und so viel Jahr für recht gehalten, dasselbige stössestu um, als wäre es unrecht und zerrüttest beide, das geistliche und weltliche Regiment, mit deiner newen Lehre. Diß Argument find ich durchaus in allen Propheten

da die fürnembsten Häupter, beyde in Kirchen und Policey sagen: Wir sind Gottes Volk, denn wir sind im ordentlichen Regiment von Gott gestiftet und eingesetzet, was wir als der größte und beste Hauffe schließen vnd für recht erkennen, das soll man halten, wer seid ihr Narren, daß ihr uns lehren wollt, ist ewer doch kaum ein Hand voll? Da muß man wahrlich mit Gottes Wort wol gefasset vnd gerüstet seyn, sondern auch die Gewißheit der Lehre haben, sonst kann man im Kampff nicht bestehen; man muß sagen können: Ich weiß gewiß, daß dasjenige so ich lehre und halte, der hohen Majestät im Himmel eigenes Wort und endlicher Beschluß und die ewige vnd unwandelbare Wahrheit sey, Das andere Alles, was mit dem nicht übereinstimmt oder dawider ist, das ist eitel Teuffelslügen, falsch vnd unrecht". —

„Und das thut's auch alleine, daß einer Gottes Wort hat, vnd dabei bestendig bleibet vnd sagt: Ihr andere allzumal irret vnd habt unrecht, aber meine Lehre ist allein recht und Gottes gewisse Wahrheit, dabei bleib ich, wenn gleich die ganze Welt anders sagt, denn Gott kann nicht lügen, da hab ich sein Wort das kann mir nicht fehlen noch von allen hellischen Pforten überweltiget werden und habe den Trost dazu, daß Gott saget: Ich will Dir Leute und Zuhörer geben die es sollen annehmen, laß mich nur sorgen, ich will über Dir halten, bleib Du nur fest bei meinem Wort".

Ward ihm nun gegen dieses und Aehnliches von seinen eigenen Gefährten eingewendet: wenn diese Gewißheit das Kennzeichen der Wahrheit und des h. Geistes sey, so würden ja auch alle „Secten und Rotten", die ihre Lehre für gewiß halten, den h. Geist haben, dann zog er sich etwa durch die Versicherung aus der Verlegenheit: „der Mahomet, die Papisten, Sakrementirer und andere Schwärmer haben keine Gewißheit und können ihrer Lehre nicht gewiß seyn, denn sie hangen am Wort nicht" (d. h. sie haben die Lehre Luther's

nicht). Doch war er nicht immer so glücklich, Verstand und Gewissen durch dergleichen Argumente übertäuben zu können, die lediglich den Fehler haben, daß sie das zu Erweisende als bewiesen voraussetzen; zuweilen gestand er sich und Andern offen und ohne Umschweife: er glaube selbst nicht was er lehre. „M. Antonius Musa, damals Pfarrherr zu Rochlitz hat auff ein zeit D. Martino hertzlich geklaget: Er könne selber nicht glauben was er andern predige. Gott sey lob und dank (hat D. M. geantwortet) daß andern Leuten auch so gehet, ich meinte mir were allein also. Dieses Trosts hat Musa sein Lebenlang nicht vergeßen können. (Refert Matthesius in vita Lutheri Conc. 12.)" *)

Auf diesem gefährlichen Punkte war es nicht anders möglich, als daß Luther mit seinem Gewissen, — dem ursprünglichsten, unvertilgbarsten, geistigen Elemente im Menschen, — Kämpfe zu bestehen haben mußte, — bei deren bloßem Bericht schon den gläubigen Christen ein wahrhaft peinigendes Gefühl der Bangigkeit überfällt. — Wirklich schaudererregend ist es zu lesen, wie der von eigentlicher Höllenangst Gefolterte solche Mahnungen von sich weist, und wie er trotz dieser an Verzweiflung gränzenden Schrecken, die Stimme des heil. Geistes, der durch sein Gewissen zu ihm sprach, als Lug und Trug des Satans bekämpft. — „Meine Nachtkriege" (nächtliche Kämpfe mit seinem Gewissen) „sind mir viel saurer worden denn meine Tagkriege, quia dies adversarii haben mich selten verdrossen gemacht. Aber der Teufel kann mir Argument bringen die mich in Harnisch jagen". — „Der Teufel hat mir oft fürgeworfen und argumentiret wider die ganze Sach, so ich führe und wider Christum; Aber es ist besser daß der Tempel gar zerreisse, denn daß Christus soll versteckt und verborgen bleiben". „Es ist nütz und gut, daß man wisse des Teuffels Kunststück, Tück und Practicken, er nimpt

*) Tischreden. (Jena 1603. S. 231.)

die allergeringsten Sünden, die kann er hoch aufmutzen, daß einer nicht weiß, wo er soll dafür bleiben. Er hat mich ein mal mit dem Spruch S. Pauli an Timotheum recht geplagt, und schier erwürget, daß mir das Herz zerschmeltzen wolte im Leibe, und er hielte mir für und klaget mich an, ich were ein Ursach, daß so viel Münche und Nonnen weren aus den Klöstern gelaufen rc. Und nam mir den Hauptartikel von der Gerechtigkeit die für Gott gilt, fein aus dem Hertzen und hielt mir den Text für 1 Tim. 5. von den jungen Wittwen, welche, wenn sie geil und fürwitzig worden sind und sie das Futter sticht, wollen sie freyen, und haben ihr Urtheil, daß sie den ersten Glauben gebrochen haben. Und ich kam aus Gottes Gnade in die Disputation von dem Gesetz, da hatt er mich bloß und in ein Winkel bracht, daß ich nirgend kondte hinweichen. Da war Doctor Pommer bey mir, dem hielt ich es für, der ging mit mir auff den Gang, da fing er auch an zu zweiffeln und wanken, denn er wuste nicht, daß mirs so heftig angelegen war, da erschrack ich allererst sehr und muste es dazu die ganze Nacht mit schwerem Herzen verbeissen. Des andern Tags kam Doctor Pommer wieder zu mir und sprach: Ich bin recht zornig; Ich hab den Text allererst recht angesehen u. s. w. Und es ist war, es ist ein lecherlich Argument, Ja, wenn einer bei ihm selber ist, ausser der Anfechtung, sonst nicht ehe". — — — „Ich habe kein größere noch schwerere gehabt, denn von meinem Predigen, daß ich gedachte: dieß Wesen richtestu Alles an. In der Anfechtung bin ich offt gangen in die Helle hinein bis mich Gott (?) wieder heraußer gerückt und getröstet hat, daß meine Predigt das ware Wort Gottes und die rechte himmlische Lehre sey. Aber es kostet viel, bis einer diesen Trost bekömpt. Zu andern kömpt er mit Gerechtigkeit oder mit Frömbkeit. Der Teuffel" (richtiger: das Gewissen) „will nur activam justitiam in uns haben, eine solche Gerechtigkeit, die wir selbst thun, so haben wir nur passivam, eine fremde Gerechtigkeit, die uns geschenkt wird, und sollen auch keine *activam*

und eigene haben, die wir thun und für Gott etwas gelte. Die ander will er uns nicht lassen, nemlich die frembde und geschenkte Gerechtigkeit Christi. So haben wir nun die activam justitiam, die Gerechtigkeit, so wir selbst aus unsern Kräften thun verloren, denn mit derselben kann keiner für Gott bestehen. — Aber wenn man ihn abweiset und saget: hie ist der, so für die Sünde gekreuziget — — — hab ich gesündiget, so antworte er dafür, und das ist die allerbeste Weise und weg den Satan zu überwinden durchs Wort. Der ander Weg ist, daß wir ihn durch Verachtung überwinden, daß wir die Gedanken so er uns eingibt, ausschlagen und wenden das Herz auff ander Gedanken, als daß man kurzweil treibt mit spatziren gehen, essen, trinken, zu Leuten gehen, mit ihnen reden und fröhlich seyn, daß man der schweren Gedanken los werde, das ist auch gut, davon hat Gerson geschrieben". — — — „Wenn ich in Anfechtung bin, so wolt ich wol in dreien Tagen nicht einen Bissen essen denn ich hab kein appetit noch Verlangen oder Lust dazu, das ist dann duppel und zweyfachs fasten, denn ich esse vnd trinke vnd dennoch ohne Lust. Wenn nun die Welt solches sihet, so sihet sie es an für Trunkenheit. (Es ging die Sage in Wittenberg, daß er dem Trunke ergeben sey.) „Aber Gott wird Richter seyn obs Trunkenheit oder Fasten sey." — — — „Mit mir ist's also, wenn ich des Nachts erwache, so kömpt der Teufel bald und disputirt mit mir, und macht mir allerlei seltzsame Gedanken, bis so lange ich mich herumwende und sage: küße mich ..... Gott ist nicht zornig wie Du sagst". — — Auf diese Anfechtungen kömmt er in seinen Reden und Schriften unzählige Male zurück. „Am 14ten Decembris Anno 1541 sprach D. M. Luther: die größeste Anfechtung des Teufels ist diese, daß er sagt: Gott ist den Sündern feind, Du bist ein Sünder drumb ist Dir Gott feind. — — — Mir wirft er für, nicht die Sünden so ich in der Jugend gethan, als für nemlich unter andern, daß ich Messe gehalten und Gottes Sohn geo=

pfert und gemartert und damit ihn gelestert habe, sondern viel ander Sünd, so diesen nicht gleich sind" *). — — „Die beste Artzney wider die Anfechtung ist, daß Du Deine Gedanken davon abwendest, das ist, redest von andern Dingen, von Marcolffo, Eulenspiegel und dergleichen lecherlichen Possen, so sich gar nicht zu solchen Hendeln, weder riemen noch dienen, damit du jene schwere Gedanken vergissest, oder haltest dich stracks ans Gebet und einfeltig an den Text des Evangelii". —

„Heint da ich erwachte", sprach Doctor Martin, ein anderes Mal, „kam der Teuffel und wollt mit mir disputiren und warf mir für ich were ein Sünder. Da sprach ich: sage mir etwas newes Teuffel, das weis ich vorhin wol, ich habe sonst viel rechter warer Sünde gethan.„ (Er beruft sich dann auf die oben erwähnte passive Gerechtigkeit und fährt fort:) „Hast Du aber nicht genug davon, Du Teuffel, so hab' ich auch gesch... und gep... daran wische Dein Maul und beiße Dich wol damit. Darnach warff er mir für und sprach: wo hastu die Klöster in der Welt hingethan? Antwortete ich und sagte: Da schlag Bley zu, Du magst sehen, wo und wie Dein Gotteslesterung bleibet. — — — Ich halt daß mich der Teuffel oft aufweckt, da ich sonst wol schlieffe, allein daß er mich vexire und plage." — — — — „Er kömpt oft, wirft mir für: Es sey groß Ergernis und viel Böses aus meiner Lehre entstanden. Da setzt er mir warlich zuweilen hart zu, machet mir angst und bang. Und wenn ich schon antworte: Es sey auch viel Gutes daraus kommen, kann er's mir meisterlich verkehren. Er ist ein geschwinder, listiger Rhetor, der aus ein Splitter ein grossen Balken und was Gutes aus der Lehre kommen, das, Gottlob nun schon viel ist, zu eitel Sünden kann machen. — — — Aufs Evangelium gründe ich meine Sach, daß ich dasselbe widerrufe, da behüt mich mein Gott für. Gleichwol bringt er mir's offt mit

*) Luther wunderte sich mehrmals höchlich darüber, daß der Teufel ein solcher Bösewicht sey, daß er ihm wegen des frühern Messelesens gar keine Vorwürfe mache.

seinem Disputiren so nahe, daß mir der Angstschweiß darüber ausgehet. Hefftig zornig ist er — — — er schlefft viel näher bey mir, denn mein Weib und Kinder, das ist, er macht mir mehr Unruhe, denn sie mir Freude. Aber durchs Evangelium widerlege und solvire ich ihm alle Argumente, wenn ich's auch nur erinnern kann und es ergreife und ihm damit begegne. Es fehlet mir aber zuweilen dran." — Dann halte der Teufel ihm vor, daß das Gesetz auch Gottes Wort sey und der Geängstigte sucht in solchen Fällen den Knäuel seines widerspruchvollen, unklaren Systems zum tausendsten Mal vor sich selbst zu entwirren. Umsonst: — — — „Wenn mich der Teuffel müßig findt, daß ich das Wort Gottes aus der Acht lasse, damit nicht gerüstet bin, macht er mir ein Gewissen, als habe ich unrecht gelehret, den vorigen Stand der Kirchen der unter dem Papstthum fein still und friedsam war, zerrissen, viel Ergernis, Zwietracht und Rotten durch meine Lehre erreget. Nun ich kanns nicht läugnen, mir wird offt angst und bang darüber. Sobald ich aber das Wort ergreife hab ich gewonnen". — Gewöhnlich dauerte aber diese Freude des Sieges nur so lange, bis in der Stille der Nacht wiederum das innere Auge das Gewissens sich öffnete, — und Luther sagt selbst: wie wol er alle aus seiner Auslegung der heil. Schrift geschöpften Trostgründe wisse „doch werde ich eines Tages wol hundertmal anders gesinnt." —

Ein Mittel aber verschafft ihm in allen diesen innern Kämpfen die meiste Linderung und in sofern dient auch diese Grausen erregende Geschichte seiner „Nachtkriege" mit dem bösen Gewissen als Schlüssel zum Verständniß seines, alles Maaß übersteigenden oft in völlige Raserei übergehenden Wüthens und Tobens gegen die Kirche Gottes und dessen Stellvertreter auf Erden. — Der Unglückliche wollte sein Gewissen überschreien und die Angst und Qual seiner eigenen Unsicherheit nach aussen werfend, im zornigen Kampfe mit seinen theologischen Gegnern den Frieden des eignen Herzens wiederge-

winnen. „Zuweilen“ sagt er in seinen Tischreden, „halte ich ihm (dem Teuffel) den Bapst für und sage: Was ist denn Dein Bapst, wenn Du es gleich groß machest, daß ich ihn feyern soll? Siehe was hat er für einen Greuel angerichtet und höret noch heutiges Tages nicht auff. Also halte ich mir für Vergebung der Sünden und Christum. Dem Satan aber werfe ich für und stelle ihm für die Nase: des Bapstes Greuel. So ist denn die Abominatio und der Greuel groß, daß ich muthig darüber werde und bekenne frey, daß des Bapstes Greuel nach Christo mein größter Trost ist. Drumb sind das heillose Tropfen die da sagen: Man sol den Bapst nicht schelten. Nur flugs gescholten, und sonderlich wenn dich der Teufel mit der Justification anficht. — — Wolan der giftige Geist thut uns viel zu leide. Weil wir aber die Lehre rein haben und behalten, sol er uns nicht schaden. Fellet aber die Lehre oder wird gefelschet. so ist es mit uns aus.“ — So gibt er auch in einer andern Stelle über die Art und Natur seiner Andacht im Gebet in einer Weise Aufschluß, die uns sein tiefstes Inneres ganz und vollständig vor Augen legt und, indem sie den höchsten Punkt bezeichnet, den der Haß in der Brust eines Menschen erreichen kann, uns jeder weitern Schilderung dieser Zustände, die ihr eigenes Gericht in sich tragen, füglich überhebt: „Ich bin bisweilen so kalt und unlustig, daß ich nicht kann beten. Da stopffe ich meine Ohren zu und spreche: Ich wais, Gott ist nicht weit von mir, drumb muß ich schreyen und ruffen: setze mir dagegen für die Undankbarkeit und das gottlose Wesen der Widersacher, des Bapstes mit seinem Geschwürm und Gewürm ꝛc., so daß ich erwarme und für Zorn und Haß brenne und darnach sage: O Herr, geheiliget werde Dein Name, zu kom Dein Reich, Dein Wille geschehe ꝛc. — — Also erwarmet mein Gebet und wird hitzig“.*)

*) Tischreden. (Jena 1603.) S. 222.

XXVII.

Englische Fabrikate in Berlin.

Mit einem sehr schmerzlichen Gefühle schicken wir uns an, die neue Wendung zu betrachten, welche die Organe der preußischen Regierung den Katholiken und dem heil. Stuhle gegenüber genommen haben.

Zu allen Zeiten hat es Individuen und Partheien gegeben, die von blindem Hasse gegen die Wahrheit entbrannt, nachdem sie umsonst sich bei ihrer Bekämpfung abgemüht hatten, jedes Gefühl des Schicklichen mit Füßen traten und ihre Feder in Galle und Koth tauchten, in der Hoffnung, die Wahrheit selbst leicht besiegen und ersticken zu können, wenn es ihnen gelingen würde, ihre Gegner durch Schmähungen und Verleumdungen vor der Welt zu vernichten. An diese Art der Kriegführung ist die Kirche schon gewöhnt; denn von den Tagen des Erlösers an, der dem falschen Zeugniß der Pharisäer äußerlich erlag, durch die heidnischen Verfolgungen hindurch, die nur in Lug und Trug gesponnen waren, haben ihre Gegner: Unglaube und Häresie immer diese Waffen geführt. Darum waren wir auch gar nicht erstaunt, als sich gegen die Katholiken und gegen den heil. Stuhl bei Gelegenheit des kölnischen Streites diese Künste entwickelten; wir hatten es so erwartet und waren im Voraus überzeugt, daß es bei diesem unwürdigen Geschäft große Concurrenz geben werde, so lange die Schmähung ihren Lohn und die Verlästerung ihre Zahler findet. Alle diese Früchte des Hasses oder der Käuflichkeit, wir haben sie erscheinen und der Vergessenheit anheimfallen sehen; es war das räthlichste ihre große Mehrzahl stillschweigend zu verachten.

Eine Veröffentlichung indessen verdient wegen des Uebermaaßes unverschämter Calumnie die schärfste Rüge; es ist eine Darstellung der kölnischen Angelegenheit im Quarterly Review, die auszugsweise in englischen und deutschen Journalen mitgetheilt wurde. Zuvörderst sucht dieser Artikel die katholische Kirche durch den gehässigen Namen Romanismus zu verdächtigen, dem man eine demoralisirende Kraft zuschreibt, und der, wie man das Publikum glauben machen möchte, selbst den Meineid heiligt. Die Summe der Verleumdung aber ist in Folgendem enthalten: „die Mordthaten in Irland, die Revolution in Belgien und das Trotzbieten gegen die königliche Autorität in Preußen sind lauter Wirkungen der geheimen Rathschläge des römischen Hofes.“

Fände sich diese maaßlos heftige Anklage nur in den Blättern eines Pamphlets, wir würden uns nicht die Mühe geben, sie aus ihrem Schlupfwinkel ans Licht zu ziehen. Manche behaupten mit Bestimmtheit, sie sey aus der Feder eines ehemaligen Diplomaten geflossen, der in der arkadischen Ruhe englischen Landlebens den übertriebenen Eifer abbüßt, durch welchen er vor den Augen von Europa die Ehre seines Cabinets compromittirt hat. Wir achten das Unglück, und wollen uns nicht überreden, daß ein vormaliger Staatsmann sich soweit vergessen konnte. Sehr begreiflich ists, daß der Urheber dieser Hohnrede sich ins Finstere versteckt hat; ganz unbegreiflich bleibt es uns aber, wie eine Regierung sich etwas der Art zu eigen machen, und ihm einen halboffiziellen Charakter geben konnte, indem man es in die Spalten der preußischen Staatszeitung aufnehmen ließ (Pr. Staatsz. vom 16. Januar). Die Katholiken und ganz Europa sollen dieses Factum richtig würdigen. Die Staatszeitung klagt den heil. Stuhl schwarzer Machination an, deren Resultat: Meuchelmord und Revolution seyen — Wir werden in der That an unsrer überbildeten Zeit irre: zu Berlin, am sogenannten Sitze der deutschen Civilisation, erlaubt man sich solche Aeußerungen —

und sie werden von einer Regierung geduldet (ja sie erhalten durch den Ort, wo sie verlauten, gewissermaßen ihre Sanction), die immer ein Muster der Mäßigung und Billigkeit seyn wollte. Wir gestehen es: es erscheint fast unglaublich, allein das Factum liegt vor. Möge man fortfahren sich solcher Waffen zu bedienen — in diesen unedlen Kampfplatz werden wir nicht eintreten; denn es ist eine Anklage, welche jede Gränze des öffentlichen Anstandes übersteigt und die einzige würdige Antwort darauf ist Verachtung. Wir beklagen es, daß Veröffentlichungen dieser Art die gereizte Stimmung der Katholiken noch mehr provociren und nothwendig die Lage der Dinge verwickeln müssen. Was sollen die Katholiken in Preußen denken, wenn sie solche Schmähungen lesen gegen den Hirten ihrer Kirche, der ihnen an Christi Statt ist? Müssen sie darin nicht den blinden Haß erkennen, der sich keines Mittels entschlägt? Sie erinnern sich recht wohl, mit welcher Kraft des Gedankens und mit wie energischen Ausdrücken Lamennais' revolutionäre Doctrinen vom heil. Stuhle verdammt worden sind; sie erinnern sich der ernsten Mahnungen, welche der heil. Vater zu verschiedenen Zeiten an die polnischen Bischöfe erlassen hat — und werden darum das Verwerfliche dieser Calumnie um so klarer durchschauen und sie mit Abscheu zurückweisen, von wem und wo sie auch ausgesprochen sey.

Wir fragen, auf welche Weise sich jene große Mäßigung, die das preußische Gouvernement in der Erklärung vom 31sten December an den Tag legen möchte, mit der Heftigkeit solcher Aeußerungen verträgt. Freilich mußten wir von Anfang an daran zweifeln, daß irgend Jemand gutmüthig genug seyn würde, jenen sanften Worten der Erklärung sein Ohr zu leihen; jetzt aber ist dafür gesorgt, daß von nun an auch der Beschränkteste sich durch derlei Reden (die lebhaft an eine Stelle im Rothkäppchen erinnern) nicht fangen lassen wird. Wie weit aber dieser Geist der Feindseligkeit, der sich hier

offenbart, noch gehen werde, läßt sich durchaus nicht berechnen.

Doch es sey uns erlaubt, noch einige der Absurditäten nachzuweisen, welche in dem englischen Artikel der Staatszeitung enthalten sind. Dort heißt's zuerst: „es ist dies nicht bloß ein Streit zwischen einem fanatischen Prälaten am Rhein und einem Staatsminister in Berlin, sondern zwischen dem Papst und allen protestantischen Fürsten Europas. Nicht darum handelt es sich, ob einige Kinder in Preußen als Katholiken oder Protestanten erzogen werden sollen, sondern ob protestantische Fürsten und Senate, oder der Papst und die Cardinäle zu Rom für protestantische Nationen Gesetze geben sollen".

Wie geschickt weiß der Verfasser die Frage zu verdrehen — wir wollen sie wieder einrichten und unter den rechten Gesichtspunkt bringen. Es handelt sich hier ganz einfach darum, ob in Sachen des Gewissens, in der Verwaltung der Sacramente, in den wesentlichsten Principien der katholischen Kirche ein protestantischer Fürst den Katholiken Gesetze zu geben hat, oder die Bischöfe und das Oberhaupt der Kirche. Diese natürliche Jurisdiction der Kirche entziehen und sie der protestantischen Staatsgewalt unterwerfen wollen, ist so ungereimt, daß es weiter keiner Widerlegung bedarf. Die preußische Regierung hat selbst anerkannt, wie allein dem Papste das Gesetzgebungsrecht für die Katholiken in geistlichen Dingen zukomme, indem der König gestattete, daß die Bischöfe, welche sich der Cabinetsordre über die gemischten Ehen nicht fügen zu können glaubten, sich an den heil. Stuhl wendeten, um Verhaltungsregeln zu erlangen. Alle Welt weiß, daß das Breve Pius VIII., welches die versöhnlichsten Modificationen enthielt, um jeden Conflict mit den Staatsgesetzen zu vermeiden, von der preußischen Regierung förmlich angenommen worden ist, die somit die Verpflichtung übernahm, die Bischöfe nicht daran zu hindern, sich nach demselben zu richten. Das Gegentheil davon ist geschehen — und dennoch hat man

den Muth, den Erzbischof von Köln des Wortbruches anzuklagen. Nur sehr ungern berührten wir diese so allgemein bekannten und erwiesenen Facta; wenn man aber immer wieder mit denselben Beschuldigungen und Abgeschmacktheiten anrückt, so müssen auch jene weltkundigen Wahrheiten wiederholt werden, die gerade um so schlagender sind, weil alle Welt sie kennt. Man setze in der obigen Phrase: „ob protestantische Fürsten und Senate, oder der Papst und die Cardinäle zu Rom für protestantische Nationen Gesetze geben sollen“ — statt der „protestantischen Nationen“ nur „die Gewissen der Katholiken“, so ist Alles in Ordnung; die protestantischen Nationen sind durch einen Kunstgriff hineingekommen, den man sich nur einem mit deutschen Verhältnissen vollständig unbekannten Publikum gegenüber erlauben konnte.

Der englische Pamphletist sucht noch weiter den Gesichtspunkt zu verrücken, indem er uns glauben machen will, daß es sich eigentlich um die Religion hier gar nicht handle, sondern um „eine Frage des bürgerlichen Rechtes“. Es giebt freilich Leute, welche nirgendwo, weder in sich noch um sich, je etwas von Religion verspüren — aber dürften wir wohl den Verfasser dieses Artikels zu ihnen rechnen? Er wird doch wenigstens zugeben, daß Katholiken eine Angelegenheit als eine wesentlich religiöse betrachten müssen, wo es sich um die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen in dem einzig wahren Glauben handelt, und wo die Ceremonien der Kirche mißbraucht werden sollen, um Verbindungen zu heiligen, welche die Kirche und das Gewissen des Priesters verwerfen muß. Und so haben denn auch selbst die weniger kundigen Katholiken durch den einfachen gesunden Menschenverstand eingesehen, wie sich der Streit um wirkliche geistliche Fragen drehe, und wie man wirklich im Interesse der Ausdehnung der protestantischen Confession das Ganze angesponnen habe; die öffentliche Meinung wird sich durch die Versicherungen des Pamphletisten nicht mehr verkehren lassen. Die Behauptung, daß es eine rein-bürgerliche Frage sey, ist

um so absurder, als der heil. Stuhl mit einer väterlichen Condescendenz zur Vermeidung jeder Collision der geistlichen und weltlichen Gewalt und um für die Gültigkeit der ohne Sicherstellung der katholischen Erziehung der Kinder einzugehenden Ehen zu sorgen, die passive Assistenz gestattet hat, — demnach in Beziehung auf die bürgerliche Ordnung alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sind; die allein obwaltenden sind religiöser Natur, weil man die Gewissen der Geistlichen zu Unerlaubtem zwingen und ihren Segen unter Polizeibefehle stellen wollte.

Die Abgeschmacktheiten des sogenannten Engländers (welche die Staatszeitung mit sichtbarer Vorliebe wiederholt) über die Weltunterwerfungspläne des heil. Stuhls sind offenbar auf den crassesten No-popery Pöbel berechnet, und hätten in Deutschland, in dem historisch-gelehrten Deutschland besser verschwiegen werden sollen, da sie geradezu eine Beleidigung des gesunden Sinnes der Deutschen sind. Unzweifelhaft übt der heil. Stuhl eine Gewalt, und zwar eine große Gewalt auf der Erde, welche einer göttlichen Quelle entspringt und sich über die Katholiken aller Himmelsstriche erstreckt; aber sie ist rein geistlich und bezieht sich lediglich auf das oberste Regiment der Kirche; sie ist von der preußischen Regierung selbst anerkannt worden, sowohl bei der Errichtung der Bisthümer der Monarchie, als bei der canonischen Institution der Bischöfe und, wie wir schon sahen, selbst bei dem Streite über die gemischten Ehen. Je mehr der Katholik seiner Kirche anhängt, desto williger wird er diese Gewalt anerkennen und schätzen, und sich die Worte des heil. Hieronymus an Damasus aneignen: beatitudini Tuae, id est cathedrae Petri communione consocior, super illam petram aedificatam ecclesiam scio; quicunque extra hanc domum agnum comederit, profanus est; si quis in arca Noë non fuerit, peribit regnante diluvio (ad Damas. 14); oder mit Prosper sagen (carm. de ingrat. c. 2.): Sedes Roma Petri, quae pastoralis honoris, facta caput mundi, quidquid non pos-

sidet armis, religione tenet. Nicht die Souveräne dieser Welt haben Petrus und seinen Nachfolgern diese Macht über die Kirche gegeben; darum können sie ihnen auch dieselbe nicht nehmen, und alle Versuche, die Kirche von dem Mittelpunkt der Einheit zu trennen, werden zum eignen Nachtheil sich verkehren.

Noch ein Paar Worte sind nöthig in Betreff der Vorwürfe, welche das Quarterly Review dem Erzbischof von Köln wegen seines Benehmens in der hermesischen Angelegenheit macht. Es ist hauptsächlich die 18te der bekannten vom Erzbischof aufgestellten Thesen, die hier angegriffen wird: meque ab archiepiscopi mei judicio secundum hierarchiae catholicae ordinem ad neminem, nisi ad Papam, totius ecclesiae caput, provocare posse et debere confiteor. Und was schließt man aus ihr? nichts weniger, als daß dieses Versprechen „den Erzbischof in den Stand setze, das Königreich Preußen in den Bann zu thun, oder die preußischen Katholiken von ihrem Unterthanseide zu entbinden; denn beides sind Dinge der Kirchenlehre und Disciplin". Ein solches logisches Ungeheuer, wie dieser Schluß, kann nur der abentheuerlichsten Phantasie entspringen; denn wir bemühen uns vergeblich, auch nur die geringste Verbindung zwischen der These des Herrn v. Droste und der englisch-preußischen Consequenz aus ihr zu entdecken; das nennt man ganz eigentlich Schlüße ziehen. In der fraglichen These ist bloß von kirchlichen Dingen die Rede, die sich ihrer Natur nach unmittelbar auf die Religion beziehen; der erste natürliche Richter über sie ist unstreitig der Bischof; die weitere und letzte Instanz aber der Papst, wie sich auch ohne große theologische Gelehrsamkeit leicht einsehen läßt. Der Erzbischof beruft sich auf die Principien der katholischen Hierarchie; man möge ihm also beweisen, daß, was er aussagt, denselben nicht entspreche, mit andern Worten: daß gemäß ihnen der Papst nicht das Oberhaupt der Kirche sey. Aber, wendet man ein, der Erzbischof benimmt dadurch dem Könige das Recht, Appel-

lationen seiner Unterthanen anzunehmen. Wir fragen unsrerseits, ob man denn wirklich zu behaupten unternehme, daß die Souveräne in rein geistlichen Dingen, in dem, was die Lehre und Disciplin der Kirche betrifft, eine richterliche Gewalt über dem Urtheil der Bischöfe besitzen. Wo sind ihre Rechtstitel darauf? Wo ist ihre Mission? Oder ist vielleicht ihnen gesagt: geht, lehrt und taufet — und ich bin bei euch bis zum Ende der Tage? Hat sie der Herr gesendet, wie Ihn der Vater, und ihnen Bind- und Lösegewalt gegeben? Hat Er dem Cäsar aufgetragen, die Heerde zu weiden?

Beim Schluße unserer Bemerkungen müssen wir nur noch unser Bedauern über den Ton ausdrücken, den sich die Staatszeitung eigen macht*); wir überlassen es dem Leser, zu urtheilen, ob so heftige Angriffe, so offenbare Verläumdungen einem Blatte geziemen, welches ein offizielles Organ ist. Beseelt vom Geiste der Versöhnlichkeit wünschen wir innigst das Ende dieses unseligen Streites; hier aber ruft Abgrund zum Abgrund, und dürfte man aus solchen Leidenschaftlichkeiten schließen, so wäre Alles für die Kirche zu fürchten. Aber Gott ist im Himmel; um seine Sache handelt es sich hier; die Kirche hat ärgere Stürme erlebt und ist nicht erschüttert worden, mochte man sie im Blute baden, oder sie in den Indifferentismus versenken. Das letzte Mittel ist das gefährlichste, weil es sich in Blumen versteckt, und wirklich waren die Katholiken am Abgrunde eingeschlummert; aber Gott, groß in seinen Erbarmungen, hat sie geweckt, hat durch

*) Die preußische Staatszeitung oder ihr Günstling hätte den neuesten Erlaß der englischen Regierung beherzigen sollen, wonach deutsche Fabrikate, welche den Namen englischer Manufacturen führen, unerbittlich confiscirt werden. Wir hätten unsern Aufsatz eben so gut, und vielleicht besser: Berliner Fabrikate in England genannt; allein der andere Name ist nicht minder wahr, da die einheimische Waare als ächt englische von der Staatszeitung empfohlen wird.

die Heimsuchungen der Kirche ihren Glauben gereinigt und gestärkt, und sie an ihre Pflichten gegen sich, gegen die Kirche und ihre Hirten erinnert. Möge unser Streben dieser Gnade angemessen seyn; mögen wir in Wahrheit mit dem Apostel sagen können: „wir werden geschmäht, und segnen, verfolgt, und dulden, verläumdet, und flehen. Darum sey Treue gegen Gott und die Kirche, aber auch Treue gegen die, welche in der weltlichen Ordnung an Gottes Statt sind, unser Losungswort".

XXVIII.

Der Kampf der Monarchie und Revolution in Spanien unter Don Karlos und Maria Christina.

Erster Artikel.

Den 29. April 1839 sind es sechs Jahre, daß Don Karlos, aufgefordert durch Cordova, den Gesandten seines Bruders, Ferdinands VII., die Abschaffung des salischen Gesetzes und die Vernichtung seines Erbrechtes anzuerkennen, von dem Palaste Ramalhao bei Lissabon an den König, seinen Bruder, schrieb: „Du verlangst zu wissen, ob ich gesonnen sey, Deiner Tochter den Eid der Treue als Prinzessin von Asturien zu schwören. Ich habe nicht erst nöthig, Dir zu sagen, wie sehr ich wünschte, diesen Eid leisten zu dürfen, Du kennst mich, und weißt, daß ich von Herzen rede. — Aber mein Gewissen und meine Ehre verbieten es. Die Rechte, welche ich besitze, sind so heilig, daß ich sie nicht bei Seite setzen darf, — Rechte, die mir Gott gab, als er mich in meiner jetzigen Stellung geboren werden ließ, und die er mir allein nur dadurch wieder nehmen kann, daß er Dir einen Sohn

schenkt, welches ich vielleicht mehr wünsche, als Du selbst. Außerdem ist es meine Pflicht, die Rechte derjenigen zu vertheidigen, die nach mir kommen können.“ Und dem gemäß fügte der Infant seinem Schreiben eine Erkärung bei, die an Ferdinand VII, und alle Monarchen gerichtet also lautete: „Ich, Karlos Maria Isidor von Bourbon und Bourbon, Infant von Spanien, völlig überzeugt von meinen legitimen Rechten auf die Krone Spaniens, im Falle ich Ew. Majestät überlebe, ohne daß Ew. Majestät männliche Nachkommen hinterlassen, erkläre hiemit, daß mein Gewissen und meine Ehre mir verbieten, andere Rechte als meine eigenen anzuerkennen.“

In dieser Erklärung trat Don Karlos zum erstenmal öffentlich und feierlich als künftiger Kämpfer für seine und seiner Nachkommen mißachtete Rechte auf, und mit ihr begann vor den Augen der Welt jenes unheilvolle Schauspiel, dessen blutige Acte sich seit fünf Jahren in dem unglücklichen Spanien abspielen und dessen Ende, dem Blicke der Menschen verborgen, noch in den unerforschlichen Rathschlüßen Gottes ruht.

Statt diese Erklärung den Monarchen mitzutheilen, sandte Ferdinand, das schwache, willenlose Spielzeug ehrsüchtiger Intriguanten seinem Bruder, mit dem Verbot der Rückkehr nach Spanien, „die Erlaubniß“ sich aus dem angränzenden Portugal nach dem Kirchenstaate zu begeben, fern von allen, die gleich ihm von seinem Rechte überzeugt und zu dessen Anerkennung bereit waren. Wenn Don Karlos nach dem Tode seines Bruders Ansprüche auf die Krone Spaniens machte, und wenn er diese seine Rechte für heilig und ihre Vertheidigung als eine Pflicht seines Gewissens und seiner Ehre erklärte, so galten ihm die Rechte seines Bruders für eben so heilig und mit einer loyalen Gewissenhaftigkeit, die an die Vasallentreue der viel besungenen alten Helden Spaniens aus den Zeiten seines Ruhmes erinnert, war er bereit, als gehorsamer Unterthan, auch diesem Winke seines Bruders, der sein

Erbland und seine Anhänger der Willkühr seiner Gegner völlig preisgab, zu gehorchen, so wie er auch jede Theilnahme an geheimen Machinationen zur Sicherung seiner gefährdeten Rechte, als seiner Ehre und seinem Gewissen zuwider, so lange sein Bruder lebte, ablehnte.

Allein es trat die Katastrophe in Portugal ein, Lissabon fiel, und zuerst von Dom Pedro gehindert, gab er zuletzt die Reise nach Italien auf.

Der Verbannung des Infanten nach Portugal, jener Aufforderung seines Bruders und seiner zurückweisenden Antwort war eine Reihe von Intriguen vorangegangen, deren letztes entscheidendes Resultat sie waren; denn wie Revolution und Monarchie sich nach dem Tode Ferdinands mit den Waffen in der Hand auf den Schlachtfeldern offen bekämpften, so hatten sie während seinem Leben mit friedlicheren Waffen im Schooße seiner Familie, im Rathe seiner Minister, in den Verwaltungsbehörden und in der Armee miteinander gerungen. Da aber er selbst, als das gesetzliche Oberhaupt, dem Interesse seiner Dynastie das Recht der Legitimität opferte, so mußten die Anhänger der letzteren, als gehorsame Unterthanen, ihren Feinden den Kampfplatz räumen. Und wie öfter in der Geschichte, geschah es auch hier wieder, daß die legitime Gewalt, vom Eigennutz verführt und den Lockungen des Absolutismus nachgebend, vom Throne herab mit ihrer geheiligten Autorität die Revolution durch den ihr schuldigen Gehorsam sanctionirte, ihr die Wege zum Sieg bereitete und ihr die Waffen überreichte, um dann wehrlos von ihrer Hand zu fallen. Oder hat Ferdinand mit seiner heillosen, absolutistisch-revolutionären Politik, bis auf den heutigen Tag, so viel an ihm war, etwas anderes bewirkt, als sein Volk, sein Land und seine Familie zu Grunde gerichtet und die Krone für seine Tochter Isabella wie für seinen Bruder Don Karlos zerbrochen?

Begünstigt von der charakterlosen Schwäche dieses dahinsterbenden alten Monarchen und dem eigenen Ehrgeize

und dem mütterlichen Interesse einer jungen Königin hatten die Anhänger des französischen Liberalismus und Jakobinismus in Spanien Alles für den Tod Ferdinands und den Ausbruch einer Revolution vorbereitet. Freimaurer und geheime Gesellschaften, die schon 1820 bis 1823 das Land mit ihrem unsichtbaren Netze umsponnen, waren in voller Thätigkeit, den Boden zu unterminiren. Die neapolitanische Parthei des Hofes, an ihrer Spitze die verblendete Königin und ihre ehrgeizige Schwester, die Gemahlin des Don Francisco de Paula, organisirte mit ihren Rathgebern, den Herzogen von San Fernando und Lorenzo, den Grafen Ceralbo und Puñonrostro und dem Advokaten Cambronero die ganze Verwaltung des Reiches, zunächst im Sinne der, kraft des Absolutismus, umgestürzten Erbfolgeordnung und dann der Revolution. Aus dem Rathe von Castilien, sämmtlichen höheren Staatsbehörden, den Stellen der Generalcapitaine der Provinzen und der Gouverneure der Städte wurden die Anhänger der legitimen Monarchie und des Don Karlos entfernt, und Männer anderer Gesinnung, so viel wie möglich, eingesetzt. Desgleichen geschah mit der Armee, wo ohnehin die Militärschulen für Offiziere schon gänzlich vom Geiste des modernen Liberalismus durchdrungen waren. Die Garde du Corps wurde aufgelöst, sämmtliche Generäle und Stabsoffiziere der Garde und 150 Subalternoffiziere außer Activität gesetzt. Manche von ihnen wurden, wie Zumalacarregui, unter die Aufsicht einer Polizei gestellt, deren Chef selbst der Beförderer jener geheimen Gesellschaften war und die durch die Vorgabe einer großen karlistischen Verschwörung den König zur Verbannung der Mitglieder seiner eigenen Familie, an die sich Don Karlos anschloß, vermochte. Der Brand des Pallastes des Herzogs von Alba am 19. März 1833, der das Signal zur Proclamirung der Constitution von 1812 geben sollte, hätte der Commandeur der Garde, General Freire, den Plan der Verschwornen nicht vereitelt, er hätte dem verblendeten König die Augen öffnen können und hatte auch die

Entsetzung des Oberintendanten der Polizei, als Beförderer dieser Umtriebe und die Entfernung der Compromittirtesten selbst aus der Umgebung der Königin zur Folge, sonst aber änderte er nichts. Es folgte am 20. Juni das leere Schauspiel einer zur Beschwörung und nicht zur Berathung über die Rechtsgültigkeit der neubeliebten Successionsordnung berufenen Cortezversammlung. Die rauschenden Feste der „Jura“ in dem von Truppen cernirten Madrid konnten die düstern Ahnungen, die damals schon alle Gemüther erfüllten, nicht verscheuchen. Endlich erschien der verhängnißvolle Tag so vieler Hoffnungen und Befürchtungen; am 29. Sept. schloß Ferdinand VII., dessen Regierung, wie kaum eine frühere so unsägliches Unheil über Spanien gebracht, die Augen, und er, für den das Blut so vieler Verfechter des alten Rechtes geflossen, hatte die Revolution zur Erbin eingesetzt und mit allen Mitteln zur Behauptung ihrer Erbschaft ausgerüstet, das Vermächtniß aber, das sein unglückliches Volk von den Händen seines sterbenden Königs empfing, war ein Bürgerkrieg, der bis auf den heutigen Tag selbstmörderisch in seinen Eingeweiden mit den furchtbarsten Greueln aller entfesselten Leidenschaften der Hölle wüthet.

Im Namen ihrer dreijährigen Tochter Maria Isabella Louisa trat die sieben und zwanzigjährige Königin als Gobernadora an der Seite eines Regentschaftsrathes die Regierung an. Zea Bermudez, der den Zumuthungen Englands gegenüber die Rechte Dom Miguels mit entschiedener Festigkeit verfochten, stand an der Spitze ihres Ministerrathes. Das erste Manifest, das sie erließ, verkündete ihrem Volke und der Welt: sie wolle Religion und Monarchie, diese ersten Lebenselemente Spaniens, in ihrer ganzen Reinheit aufrecht erhalten, sie fühle die Pflicht, das ihr anvertraute Gut der königlichen Gewalt unverletzt zu bewahren und keine gefährlichen Neuerungen zu gestatten. Damals, als sie dieß Manifest erließ, war sie im Besitze aller materiellen Hilfsmittel Spaniens und Don Karlos irrte als Verbannter in Portugal, ohne es zu wagen die

militärisch besetzten Gränzen seines Reiches zu überschreiten, wer sich für ihn erhob wurde als des Hochverrathes schuldig ohne Prozeß erschossen; gegenwärtig sind noch keine sechs Jahre seitdem vergangen, und was ist aus diesen Versprechungen und dem ihr anvertrauten Gute geworden?

In einer Stellung, die der Grundlage des gesetzlichen Rechtes ermangelte, unternahm sie mit Zea Bermudez, den Anhängern der Monarchie ihren rechtmäßigen König und den Bekennern liberaler und revolutionärer Doctrinen die Volkssouverainität vorzuenthalten. Wie vieles hat die Unglückliche nicht diesem unseligen Bemühen geopfert! Die Schätze der Vergangenheit, das Glück und den Frieden der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft! Welche Demüthigungen hat sie nicht über sich ergehen lassen und vor welchen Gefahren hat sie nicht schon gezittert und was war der Gewinn all dieser Opfer? Der völlige Ruin der Kirche und Monarchie, jener Lebenselemente Spaniens, deren Aufrechthaltung ihr Manifest verkündet, und statt ihrer eine fast allgemeine Anarchie in den ihre Autorität noch scheinbar anerkennenden Provinzen. Bald mußte sie Recht um Recht der Krone ihrer Tochter systematisch von Versammlungen vernichtet sehen, die sie selbst dazu sanctionirt oder sie wurde mit schimpflicher Gewalt genöthigt, das Gesetz des Landes aus den Händen einer trunkenen Soldateska zu empfangen. Wieder mußte sie ruhig geschehen lassen, wie ein von geheimen Führern fanatisirter Pöbel vor ihren Augen die furchtbarsten Greuel begieng oder wie die von ihr ernannten Befehlshaber als militärische Diktatoren, statt ihren Befehlen zu gehorchen, ihr drohende Gebote nach Madrid sandten. Die Schätze der Kirchen und die Kirchen selbst bis auf die Glocken mußte sie unter dem Zwange der dringenden Noth des Augenblicks Juden und Speculanten überliefern und unter den schmählichsten Bedingungen Anleihen eingehen, und wozu? — um mit diesem Gelde, von fremden Mächten und zusammengelaufenen Söldlingen unterstützt, einen zerstörenden Krieg fanatischer Wuth, mit Feuer

und Schwert, gegen den edelsten und besten Theil ihres Volkes zu führen, der für die Aufrechthaltung alles dessen streitet, was sie wider Willen, von Jakobinern, Juden und militärischen Tyrannen gezwungen, vernichten muß.

Wenn man diese Regierung mit ihren wechselnden papierenen Constitutionen, ihren rathlosen Ministern, ihren siegelosen Generälen, ihren creditlosen Finanziers ruhigen Blickes betrachtet, wenn man sieht, wie sie mit dahinschwindender Kraft und im Innern von Intriguen und Leidenschaften zerrissen ihr ruhmloses Leben von Tag zu Tag fristet und in hoffnungslosem Kampfe sich gegen den fanatisirten Republikanismus der Massen, den Unabhängigkeitssinn der einzelnen alten Provinzen des Reiches, die Usurpation ihrer Generale und die immer steigende Finanznoth bei stets verminderten Hülfsmitteln mühsam zu behaupten sucht, und wie sie dabei noch das Schwert gegen den Heldenmuth jener Bergsöhne des Nordens führen muß, die für ihren Glauben, ihren König und ihr altes Recht und die Freiheit ihrer Väter voll freudiger Begeisterung jedes Opfer darbringen: dann erscheint das christliche Spanien, jenes Spanien, über das Lord Palmerston und Louis Philipp so lange im vorgeblichen Interesse der Freiheit und Civilisation ihre schützende und unterstützende Hand gehalten, einem steuerlosen Schiffe gleich, dessen trunkene meuterische Mannschaft mit dem Sturm und dem Feinde zugleich im Kampfe, Ladung, Anker, Mast, Tau- und Segelwerk über Bord wirft, um ihr Leben so lange als möglich zu fristen, während das Wasser in die Spalten, wo sein Kiel an den Felsen leck geworden oder wo die Kugeln eingeschlagen, allgemach eindringt, und höher und höher steigend, ihm den unvermeidlichen Untergang droht. Lord Palmerston und der abgekühlte Louis Philipp können diese Katastrophe aufhalten und ihre blutigen Opfer vermehren, aber sie abzuwenden, ist schwerlich in ihre Hand gegeben.

Sollten vielleicht einigen unserer Leser die Farben dieses düsteren Bildes allzu grell aufgetragen erscheinen, so dür-

fen sie nur mit uns in raschem Ueberblicke die Regierungsjahre Christinens durchlaufen. Für die vergleichende Physiologie der Revolutionen wird dieser Kalender der spanischen belehrend und warnend seyn, und leichter wird man in dem Gesammtblick die natürliche Entwicklung ihrer Metamorphosen verstehen lernen und erkennen, wie alle ihre Erscheinungen eine Kette bilden, deren letzter Ring durch moralische Nothwendigkeit mit dem ersten verbunden ist.

Leider wird die finstere Reihe der Unglückstage ihres Volkes und der Niederlagen ihrer königlichen Würde keineswegs durch die Größe des persönlichen Charakters der Fürstin oder ihre weiblichen Tugenden erhellt. In einer Zeit furchtbarer Verhängnisse, wo Elend, Gefahr und Noth jeder Art sie umgaben, hat diese neapolitanische Prinzessin ihren Ruf nicht rein zu erhalten gewußt. Hinsichtlich ihrer politischen Zurechnungsfähigkeit ist es für sie bezeichnend, was der Präsident ihres Ministerrathes, Calatrava, im Oct. 1837 vor den Cortez von ihr rühmte: „Seit dem ich Minister bin, hat Ihre Majestät allen Handlungen der Regierung beigepflichtet, und wenn ja einige Abneigung bei ihr statt fand, so brauchte ich nur zu sagen, es muß so seyn, und Ihre Majestät pflichtete mir mit beispielloser Gelehrigkeit bei". Dies sagte der Minister wenige Tage vor seinem Sturze, der selbst in Folge von militärischen Demonstrationen statt fand, wie sich der Telegraph Louis Philipps ausdrückte, und worauf Calatrava neuen Ministern wich, deren Rathschläge die Unglückliche mit gleicher Gelehrigkeit beizupflichten hatte. Nichts ist aber zur Kunde der Welt gekommen, was den Gegner ihres politischen Lebens mit ihrem menschlichen versöhnen könnte, die Gerechtigkeit jedoch erfordert anzuerkennen, daß nach den Aufschlüßen, die Graf Alcudia über das Lebensende Ferdinands, dessen vollkommenes Vertrauen er besaß, gegeben, die Königin Christina zur Vermeidung des Bürgerkrieges in den Widerruf des pragmatischen Statutes eingewilligt hatte, und daß ihre nach Madrid zurückkehrende Schwester, Luisa Carlotta, Ge=

Gemahlin des Infanten Don Franzisco es war, die alles wieder vereitelte und so die nächste Veranlasserin jener unheilvollen Entwicklung wurde. Mehr aber als dieses ist sie nicht gewesen, denn was sich heute in Spanien begibt, ist nicht von gestern, es würde über kurz oder lang, menschlicher Einsicht nach, doch zum Ausbruche gekommen seyn; es ist die Strafe für frühere Sünden, und Ferdinand VII. und seine Vorfahren mit ihrer absolutistischen Regierungsweise, das Gold Amerikas und das Gift der Lehre des 18ten Jahrhunderts und die ihr vorangegangene Sittenlosigkeit haben ihren guten Theil daran, und wenige sind so unschuldig, wie das Kind, in dessen Namen der Krieg geführt wird. Doch kehren wir zurück zu dem Beginne der Regierung seiner Mutter.

Kaum war die Kunde vom Tode Ferdinands erschollen, als jene Provinzen, die allein ihre Freiheiten durch die Ungunst der Zeiten gerettet, sich gegen den absoluten Willen des dahingeschiedenen Monarchen erhoben, und Don Karlos als ihren einzigen, rechtmäßigen Herrn verkündeten. Schon am 4. Oct. geschah dies zu Bilbao, in jener für Don Karlos so verhängnißvollen Handelsstadt, wo die Partheien schon seit lange in bitterer, offen erklärter Feindschaft einander gegenüber gestanden. Jetzt aber hatten die Royalisten die Uebermacht, und Valdespina zog, an der Spitze der königlichen Freiwilligen, ein. Am 7ten folgte auch Vittoria dem Beispiele, und in Navarra und den baskischen Provinzen war Karls Autorität durch den fast einstimmigen Ausspruch des Volkes anerkannt. Auch in Kastilien und Aragon, in Toledo und selbst in Granada brachen Aufstände aus. Dagegen traten die Generalcapitaine und die Armee, und namentlich Saarsfield, dessen Entscheidung mit Aengstlichkeit erwartet wurde, auf die Seite der neuen Ordnung. England und Frankreich erklärten ihre Anerkennung, troß den früheren Protestationen Karls X. und der bourbonischen Höfe von Sardinien und Neapel, und troß dem, daß sie im Utrechter Frieden das salische Gesetz garantirt, und daß die Successionsordnung des Hauses Hannover in Eng=

land auf der gleichen Garantie ruhte. Der Ministerpräsident erklärte später vor dem Parlament, daß England bei dieser Frage nicht den Gesichtspunkt des Rechts (sondern sein Interesse) im Auge habe, und Louis Philipp konnte in Spanien nicht gegen das protestiren, worauf sein eigner Thron in Frankreich ruhte. Des Schutzes dieser Mächte versichert, konnte die Königin und ihre Rathgeber den Krieg mit ihrem Volke beginnen für den Thron, den der Wille des Volkes sollte errichtet haben. Castagnon commandirte damals in Guipuzcoa. Er erließ eine Proclamation, die zuerst jene blutige Sprache begann, der seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag gefolgt sind, und die dem Kriege jenen Charakter brutaler Wildheit gegeben, die jedes menschliche Gefühl empört. Denn so wie die Revolution sich hier im Besitze der Gewalt sah, gebärdete sie sich sogleich als die von vornhinein alleinberechtigte; sie begann den Kampf nicht wie einen ehrlichen Krieg um zweifelhafte Ansprüche, sondern wie eine blutige Hetzjagd und ein peinliches Halsgericht gegen vogelfreie, dem Gesetze verfallene Hochverräther, Insurgenten und Banditen, die ohne Prozeß den Henkerstod zu erleiden hätten. Eine Kampfweise, womit Dom Miguel, obschon auch er im vollen Besitze seines Reiches einem Haufen von Abentheurer und nicht einem edlen Volke, wie die Basken, zuerst gegenüberstand, seinen Namen nicht befleckt hat, während ihn seine Gegner doch lange als das blutdürstigste Ungeheuer dargestellt haben. Die drohende Sprache Castagnons aber schreckte den Hochsinn jener Alpensöhne nicht, er suchte bei der Revolution Hülfe und rief ohne Auftrag El Pastor (Jaureguy), der seit der Revolution von 1823 in Bayonne lebte, zum Beistande herbei. Beide aber mußten weichen, und sich aus Tolosa nach S. Sebastian zurückziehen. Saarsfield erhielt den Oberbefehl und zog von der portugiesischen Gränze durch Kastilien, das sich gleichfalls, aber mit schwächeren Kräften, erhoben hatte, über Burgos (25. October) den freien Bergen zu.

Gegenüber dieser Schilderhebung im Norden bewaffneten sich die Urbanos der christinisch gesinnten Städte ohne oder gegen den Willen der Regierung. Die Confiscation der Güter des Don Karlos wurde decretirt, der Polizeichef mußte nach dem Verlangen der öffentlichen Stimmung einem Constitutionellen von 1820 weichen; in Ofalia erlitt das Ministerium Zea am 22. Oct. schon die erste Bresche, an seine Stelle trat Burgos. Durch die Erweiterung der Amnestie öffnete die siegreiche Parthei ihren alten Anhängern das Land. Doch durften Notabilitäten, wie Mina, Quiroga, Espinosa noch nicht zurückkehren. Zea brach zwar die Verbindungen mit Dom Miguel ab, aber noch weigerte er sich, Donna Maria anzuerkennen. Am 27. October wurde das Entwaffnungsdecret des Ministerrathes gegen die königlichen Freiwilligen exequirt. Noch war kein Monat seit dem Tode Ferdinands vorüber, und schon floß Blut in den Straßen Madrids. Zum erstenmal konnte die Königin den Ruf: Viva Carlos V. und muera la reyna von ihren Feinden hören, während ihre Freunde in einem darauffolgenden Aufstande unter ihren Fenstern im Namen der Freiheit den Kopf ihrer Minister Zea und Burgos forderten. Ein Heer von Journalen, das mit der neuen Regierung überall aufgeschossen war, trieb mit zügelloser Frechheit seine aufreizende, fanatisirende Mission allen Repressivmaaßregeln der Regierung zum Trotz. Während Volksaufläufe die Hauptstadt beunruhigten, erließ das Ministerium dem abstracten, antihistorischen Reformgeiste weichend, eine neue Eintheilung der Provinzen, deren Generalcapitaine seinen Befehlen offenen Ungehorsam entgegensetzten.

Drei Monate waren erst seit dem Tode des Königs verflossen, das Jahr neigte zum Ende, und so weit war schon die Bewegung vorgeschritten, daß Llauder, der Generalcipitain von Catalonien, unter der Beistimmung mehrerer seiner Collegen, der Königin eine Petition einschicken konnte, worin er ihr mit dem Ausbruche der Volkswuth drohte, wenn sie nicht das Ministerium entlasse und die Cortez berufe. Die

gelehrige Monarchin pflichtete ihm bei, der Minister, der verkündet: Spanien sollte vor gefährlichen Neuerungen bewahrt bleiben, fiel unbeklagt, und an die Stelle seines aufgeklärten Absolutismus trat am 16. Jan. 1834 der liberale Doctrinairismus Martinez de la Rosas mit der Aussicht: daß die Regentin die Cortez berufe, eine Nationalmiliz mit selbstgewählten Offizieren organisire, die Unabhängigkeit der insurgirten Colonien und die Regierung Donna Marias anerkenne.

Unterdessen hatte Saarsfield seinen Feldzug im Norden begonnen. Wenn er die Vertheidiger des Rechts und der Freiheit einem disciplinirten Heere gegenüber ohne Leitung und Organisation und ohne Hülfsmittel fand, wenn ihre Schaaren nicht Stand halten konnten, wenn sie nach zwei unglücklichen Treffen auseinander stäubten und er in Vittoria, und am 25. November auch in Bilbao seinen Einzug halten konnte, so daß es den Anschein hatte, nachdem er die gefangenen Offiziere hatte erschießen lassen, als sey der Aufstand besiegt: so hatte er dieses der Loyalität und der ängstlichen Gewissenhaftigkeit des Don Karlos zu danken, der nichts vorbereitet hatte, und nicht die Mittel fand, in der Mitte der Seinen zu erscheinen. In den einsamen, unzugänglichen Waldschluchten, und in Wind und Wetter, indem sie das ganze Land, jeden Paß und jede Höhe zum Kampfplatze machten und Mann gegen Mann mit dem Feinde rangen, so mußte sich erst des Königs Armee bilden, bis sie im offenen Felde Stand halten konnte. Mit dem sinkenden Credit Zeas war auch der zögernde Saarsfield als verdächtig gefallen; der für liberaler geltende Valdez erhielt an seiner Stelle den Oberbefehl. In dieser ersten Uebungszeit, wo die Königlichen, wie ein scheues Wild, von der Uebermacht ihrer Feinde in den Bergen gejagt wurden, starben viele ihrer angesehensten Männer und Häupter unter der kalten Mörderhand ihrer Dränger, wenn sie in ihre Gewalt fielen. So sind Santos Ladron, Echevarria, Teula und 150 andere schon in den zwei ersten Monaten ein Opfer dieser fanatischen Wuth geworden,

ohne daß jene Minister, die im Interesse der Freiheit und Civilisation zuerst die Anerkennung und dann die Beschirmung des Thrones der unschuldigen Isabella übernommen, irgend Einspruch gegen diese Barbarei gethan, während die Thronreden ihrer Monarchen stets verkündeten, ihre ganze Absicht gehe dahin, dem Blutvergießen in der Halbinsel ein Ende zu machen. Das Blut aber, was sie so vergießen ließen, ist fruchtbar für Don Karlos geworden, denn für einen der Gefallenen traten zehn Rächer unter seine Fahnen. Am 3ten Dezember wurden durch ein Decret absoluter Willkühr die alten Fueros der Provinzen für aufgehoben erklärt, damit auch sie Theil an der papierenen Freiheit abstracter, der Fremde entlehnter und dem Geiste des Volkes und seinen Verhältnissen fremder Theorien haben sollten. Zugleich wurden Militärcommissionen mit unumschränkter Vollmacht ernannt.

Valdez indessen richtete nicht mehr wie seine Vorgänger aus, nirgend war der Feind im offenen Felde zu finden, und doch schlugen seine Kugeln allerwärts ein. Hinter jedem Fels und Baume lauerte er, und umschwärmte das Heer von seinen Höhen herab, den Raubvögeln gleich, so daß es jede Bewegung mit Verlust erkaufen mußte. Nur die großen festen Plätze erkannten noch die Autorität der Königin an, aber Vittoria blieb wochenlang ohne Nachricht von S. Sebastian und Madrid von beiden und seiner Armee. Da man die Dinge nicht ändern konnte, so änderte man wieder die Personen. Quesada wurde mit dem Oberbefehl der Nordarmee zum Vicekönig von Navarra ernannt. Voll stolzer Zuversicht betrat er den Kampfplatz. Der kühne Handstreich des Karlistenführers auf Vittoria vom 15. März hatte ihn nicht gewitzigt, hochmüthig übersandte er bei Alsassua im waldigen Val de Araquil eine Note, worin er „den Räuberhauptmann“ aufforderte, zur Vermeidung des Blutvergießens auf der Stelle die Waffen niederzulegen. Die Note wurde mit dem Bemerken ihm zurückgestellt, da sie an Niemand von der karlistischen Armee gerichtet sey, so habe sich auch Niemand her=

ausgenommen, sie zu öffnen. Der ihr folgende blutige, siegreiche Angriff aber ließ ihn bitter empfinden, daß der Räuberhauptmann Zumalacarregui war, der die Bergsöhne und seine Guiden von Navarra ins Feuer führte, die er, dem Falkner gleich, in dem wilden Gebirge abgerichtet, und die nur singend in die Schlacht zogen und denen er stets die Lehre gab, das Blei zu sparen und des Eisens sich zu gebrauchen.

Für ihre Niederlagen im offenen Kampfe der Schlachtfelder entschädigte sich die Revolution durch ihre Siege über die Regierung zu Madrid, wo die Dinge in raschem Sturze vorwärts eilten und jeder Tag das Alte fallen und Neues zu neuem Falle entstehen sah. Die ersten Decrete des reformirenden Ministeriums waren gegen die Getraidevorrathskammern der Provinzen und gegen die Zünfte der Handwerker gerichtet. Am 7. Febr. wurden die alten Cortezdeputirten, mit Ausschluß der Generäle von 1814 bis 1830, zurückgerufen. Das neue Organisationsdecret der Miliz vom 16. Febr. wurde sogleich zu Santander verbrannt, und mußte, der allgemeinen Mißbilligung wegen, kaum erlassen, schon am 20. erweitert werden. Ein karlistischer Aufstand am 2. März in Madrid störte so wenig diese decretirende Geschäftigkeit, daß eine Commission zur Abfassung eines Civilgesetzbuches ernannt und am 9. März ein Theil der Kirchengüter der Amortisation der Staatsschuld zugewiesen wurde. Zwei neue Decrete vom 26. März confiszirten die Temporalien der zu den Karlisten geflohenen Geistlichen, und unterdrückten die Klöster, die die Royalisten unterstützten. Der 26. März war der Geburtstag von sechs weiteren Decreten gegen die früheren politischen Körperschaften; der Staatsrath, der Rath von Kastilien und Indien, der Kriegs- und Finanzrath mußten neuerrichteten Tribunalen weichen und zugleich wurde die baldige Aufhebung des Rathes der geistlichen und Ritterorden verheißen. Nachdem der Boden also nivellirt war, wurde am 10. April das Werk durch die Erlassung des Estatuto Real, in dem die Zusammenberufung von Kortez nach französischem Schnitte verkündet ward, gekrönt. Es

erfolgte zugleich der Austritt Burgos, des Letzten des Ministeriums Zea, Donna Maria wurde jetzt nicht nur anerkannt, sondern Rodil rückte auch am 16. April mit seiner Division in Portugal ein, und vollendete nach einem leichten Siege in so kurzer Zeit seinen Auftrag, daß Dom Miguel am 26. Mai die Capitulation von Evora schloß und Don Karlos am 18. Juni in Portsmouth landete. Am 22. April wurde zur Consolidirung der beiden revolutionären Throne von den Mächten „der Non-Intervention" die Quadrupel Allianz geschlossen, jenes letzte Meisterstück Talleyrands, das über die Halbinsel durch die Verlängerung eines blutigen Kriegs, den man jedesmal, wenn er seiner Entscheidung sich nahte, wieder unterstützte, so viel Greuel und Jammer und Verzweiflung gebracht hat, die man ihr guten Theils erspart hätte, wenn man das Volk seine Sache selbst hätte ausfechten lassen, und ihm nicht Waffen und Munition zum Brudermorde geliefert hätte.

Wie liberal sich auch das Ministerium in seinen Decreten gezeigt hatte, so sah es sich doch durch die wüthende Sprache der Journale genöthigt seine Ordonanzen gegen die Presse zu erlassen. Sein Liberalismus genügte nicht mehr, es mußte sich am 10. Juni durch den Eintritt Torenos verstärken. Am 17. wurden 86 Proceres geschaffen. Wie billig wurden beinahe alle Generalcapitäne mit dieser Ehre belohnt. Ihnen vorzüglich, nebst den Generälen der Armee, verdankte ja die Königin ihre Krone; sie ja hatten mit eiserner Strenge alle Karlisten entwaffnet und festgenommen und ihren Gegnern die Waffen in die Hand gegeben und so den Volksgeist unterdrückt.

Von neuem Vertrauen durch den portugisischen Sieg erfüllt, und in hoffnungsvoller Erwartung der Cortezberathungen, hielt man es nun an der Zeit die verlorne Waffenehre im Norden wieder herzustellen. Statt Quesadas wurde der gefeierte Held des Tages, Rodil, dazu ausersehen. Er führte seine siegreiche Division durch Madrid am 21. Juni an den Augen der Regentin vorüber, in den ersten Tagen des Juli stand er am Ebro.

Aber am 9. desselben Monats läuteten die Glocken zu Elisondo. Don Karlos befand sich in der Mitte eines treuen, heldenmüthigen Volkes, das jubelnd ihm Gut und Blut anbot. Die Junta von Elisondo erließ ihr Aufgebot zum Kampfe für den rechtmäßigen Herrn, den alten heiligen Glauben und die ererbte Freiheit wider die Tyrannei der Revolution. Der König ernannte Zumalacarregui zu seinem Generalissimus, und dieser rief das ganze Volk unter die Waffen und erklärte alle von den Christinos besetzten Orte in Blocadezustand.

Die Armee jedoch blieb der Revolution getreu. Salvatierra empfieng seinen König mit Kanonenkugeln. Jetzt nahte Rodil, der neue Feldherr, mit neuen überlegenen Streitkräften und neuen Plänen. Das Bergland wollte er bis zur französischen Gränze durchziehen und an diese im Rücken angelehnt jedes Dorf und jede Stadt gegen den Feind, dem alle Artillerie mangelte, zur Sicherung der Verbindung, befestigen, und so die Thäler durchziehend sie vom Aufstande säubern und die Häupter von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel treiben, bis sie unter seinem Schwerte oder in seine Hand gefallen. Glücklich, wie es schien, begann er die Ausführung. Wo der Gefürchtete sengend und brennend erschien, wich sich theilend der Aufstand vor ihm aus einander, hinter ihm aber schlugen seine Wogen wieder zusammen und Zumalacarregui folgte ihm mit dem Falkenauge. Er mußte über den öden höchsten Kamm des Bastanthales ziehen, weil ihn im engen Felsthale die Steine und Kugeln der Bergschützen vernichtet hätten. Seine Soldaten ermüdeten in Märschen und Contremärschen; ihre Reihen lichteten sich, ohne daß sie den Feind erreichten; sie waren nicht minder die Gejagten wie die Jäger; ihr Muth begann mit jedem Tage zu sinken, der ihrer Feinde zu steigen. Demgemäß war es wieder an der Zeit, daß jene Mächte, die sich die Aufrechthaltung des nationalen Thrones, die Pacification der Halbinsel und das Beendigen des Blutvergießens vorgesetzt hatten, die Protectoren der Revolution, ihrem sinkenden Sterne zu Hülfe kamen. Der Qua-

drupelvertrag wurde erweitert, neue Zusatzartikel sagten der Regierung, die im Namen der Freiheit über Spanien regierte, die Lieferung englischer Waffen und Munition, die Cooperation der britischen Marine und der portugiesischen Armee und die Absperrung aller Kriegsbedürfnisse gegen Don Karlos durch französische Cordons zu. Dieser loyale Vertrag wurde am 18. August zu London unterzeichnet, also 6 Wochen, nachdem die Gegenwart ihres Königs den Heldenmuth der Seinen neu gehoben hatte. Um ihm auch alle Geldhülfe abzuschneiden, hatte die französische Regierung schon am 15. Juli seinen Banquier Jauge, der eine Anleihe angekündigt, in geheime Haft, unter Androhung eines Hochverrathsprozesses auf Todesstrafe, setzen lassen.

Mittlerweile vollbrachten die Männer der Bewegung in Madrid andere Heldenthaten, die zwar minder gefährlich, weniger Muth erforderten, darum aber manchmal nicht weniger blutig waren. Am 15. Juni wurde das alte, längst wirkungslos gewordene Werkzeug der Politik, die Inquisition, aufgehoben und zum Erben ihrer Canonicats-Präbenden der immerleere Seckel der spanischen Schuld eingesetzt. Trotz aller Decrete der souverainen Staatsgewalt, aller Sanitätsjunten und Truppencordons aber erschien gegen Ende Juni ein neuer Feind, die Cholera, in Madrid. Das Volk, ohne Zweifel von den Leitern der geheimen Gesellschaften aufgehetzt und angeleitet, ließ darüber seine Wuth an den wehrlosen, unglücklichen Mönchen als Brunnenvergiftern aus, und am 17. Juli wurden das Kloster der Jesuiten, das der Franziskaner San Francisco el Grande und das der Dominikaner von San Thomas, ohne daß die Behörden sich rührten, im Angesichte des Provinzialregimentes Granada, das, aus sansculottischen Freiwilligen bestehend, ruhig zusah und selbst mit daran Theil nahm, erstürmt und gegen 96 Mönche und 12 Laienbrüder ermordet. Ihr Blut wäre nicht vergeblich geflossen, hätten die Schutzmächte der Quadrupel-Allianz von diesen Mördern und ihren zahlreichen Nachfolgern, unter de-

rer feiger Hand nicht nur Jesuiten und Franziskaner, sondern so viele der tapfersten Feldherrn Christinens, in nicht gar langer Zeit nachher, fallen sollten, erkennen lernen, wen zunächst die blutige Schuld der Greuel dieses Krieges trifft und wessen Patronat sie übernommen. Nachdem der Aufruhr bis tief in die Nacht ungestört gewüthet, fand die elende Regierung erst am folgenden Morgen Zeit, einzuschreiten. Das war das blutige Vorspiel zu dem nichtigen Gaukelspiel, das wenige Tage darauf seinen Anfang nahm. Am 24. Juli nämlich wurden die Kortez eröffnet, am gleichen Tage aber mußten bedeutungsvoll die gefeierten Häupter der ultraliberalen Parthei: der eben erst zum Herzog von Saragossa ernannte Palafox, Romero Alpuente, General Juan van Halen, Alexander O'Donnel und General Llanos, als Theilnehmer einer Verschwörung zum Umsturze des Estatutos gefangen genommen werden. Noch rauchte das Blut in den Straßen Madrids und noch raffte die Cholera dort ihre Opfer weg, in den Provinzen gerirten sich die Generalcapitäne gleich Sultanen, im Norden bedrohten die mordbrennerischen Proclamationen der Generäle den Schuldigen wie den Unschuldigen mit dem Tod, sie ließen das verworfenste Gesindel, den Galeeren entsprungene Verbrecher, unter dem Namen der Peseteros und Chapelgorris wie Hyänen auf die wehrlosen Einwohner los, und gestatteten nicht nur ihnen, sondern selbst ihren wohldisciplinirten Carabineros, die grausame Waffe des Säge-Bajonettes, das Zumalacarregui nie bei den Seinen, der unheilbaren Wunden wegen, als dem Kriegsrechte zuwider, geduldet: — und während all diesem Jammer und Elend, in dem das Land eine Wildniß reissender Thiere zu werden drohte, saßen die sogenannten Nationalrepräsentanten zu Madrid und debattirten in langen Reden, unter den applaudissements und den murmures der Gallerien, in endlosen Reden über „die Räder der Staatsmaschine" den Ausbau des Staatsgebäudes auf den Grundlagen des Estatutos, namentlich aber über die Menschenrechte, die Gleichheit vor dem Gesetze, Preßfrei-

heit, Responsabilität der Beamten, Einsetzung der Jury; dann ob die Landesbewaffnung Nationalmiliz oder Stadtmiliz heißen solle, ob die Anleihe Guebhard anzuerkennen sey oder nicht, ob Don Karlos und seine Nachkommen kraft alter Gesetze oder, wie sich die Majorität entschied, kraft der Volkssouverainität en déchéance erklärt werden sollte. Sie erkannten die Anstellungen der Jahre 1820 bis 1823 an und beschlossen nach langen Berathungen über den Finanzplan Torenos, der die Schuld in zwei Theile theilte, die gleich wenig Aussicht auf Rückzahlung hatten, am 2ten October ein neues Anlehen von 400 Millionen Realen, das zu 60 Proz. abgeschlossen wurde. Das waren die ersten Früchte, die das unglückliche Land von seinen improvisirten Procuradores und Proceres ärntete.

Während dieser Wortgefechte waren auch die Lorbeeren Rodils nach drei Monaten eines mörderischen Oberbefehls verwelkt. An der Spitze von vierzigtausend Mann hatte er den Feldzug eröffnet, stolz hatte er beim Ueberschreiten des Ebros in seiner Proclamation verkündet: im Vertrauen auf seine großen Hilfsquellen biete er den Feinden Verzeihung an, wenn sie sich unterwürfen, Vernichtung aber harre ihrer im Falle des Widerstandes. Schrecken ging ihm voraus und Tod und Verwüstung folgte. Von dem befestigten Elisondo aus begann er über Berg und Thal und bei Tag und Nacht seine Jagd zuerst auf den König, der bei jedem Wetter ruhelos verfolgt, nur der Treue seines Volkes und dem sinnreichen unermüdlichen Heldengeiste Zumalacarreguis seine oft wunderbare Rettung verdankte. Hatte Quesada die kranken und verwundeten Karlisten erschossen, so traf Rodils verzweifelte Wuth vorzüglich die wehrlosen Einwohner. Die Häuser, wo Karl, auch ohne Zuthun der Besitzer, übernachtet, wurden niedergebrannt, die Alkalden ließ er erschießen, die ihm die Rationen nicht lieferten, welche ihnen die Karlisten genommen, oder die ihm die Bewegungen des Feindes nicht verriethen oder verrathen konnten. Da der König ihm stets entschlüpfte, wandte er

seine Macht, in getheilten Colonnen, gegen Zumalacarregui. Aber dieser wich mit unglaublicher Behendigkeit ihm aus und, dem Blitze gleich, überfiel er unvermuthet seine einzelnen Divisionen. Während Carrondelet, der Nordarmee sorglos zuziehend, ihn tief im Gebirg von Rodil gehetzt wähnte, lag er im Hinterhalte zu San Faustus, bei Abarzuza, und stürzte wie ein vernichtendes Wetter über seine Colonnen. Und als Rodil im Norden ermüdet ausruhte, erschien er wieder plötzlich am 2. September tief im Süden in der Ebro-Ebene bei Santa Crux de Campezzu, und abermal schlug er Carrondelet so blutig auf das Haupt, daß sein Unglücksname sprüchwörtlich in der spanischen Armee wurde. So hatte Rodil nach drei Monaten, ohne daß er selbst zu einer Hauptschlacht gekommen, durch Strapazen, Krankheit und Scharmützel ein Drittel seines Heeres verloren; die Uebrigen waren physisch und moralisch geschlagen in völliger Demoralisation. Seine einzigen Siegestrophäen waren zerstörte Dörfer mit ermordeten Bauern und die niedergebrannten Klöster von Vera und Roncesvalles; während Zumalacarregui mit den Waffen und den Kleidern, die er den Besiegten abgenommen, sein Heer ausgerüstet und so weit schon organisirt hatte, daß er zu einer Zeit, wo Rodil noch in der Provinz weilte, unvermuthet über den Ebro gieng, eben so unerwartet wieder zurück war, und am 27. Oct. bei Vittoria, unweit der Stelle, wo der Sieger von Waterloo 1813 seine Lorbeeren gewonnen, die Division O'Doyl zum erstenmal in rangirter Schlacht schlug, den größten Theil vernichtete, ihr 1500 Gewehre abnahm und zwei Geschütze, die ersten der karlistischen Artillerie, eroberte und am folgenden Tage Osmas Colonnen mit ungeheurem Verlust bis vor die Thore Vittorias zurückwarf.

Erfüllten die wundervollen Siege des kühnen, unermüdlichen, baskischen Helden und sein organisirendes Feldherrngenie, das sich in den Bergen ein Heer für die Ebene schuf, die Karlisten in Castilien, Valencia, Aragon und Catalonien mit neuem Muthe zu mächtigerem Erheben, so blieben sie

auch bei den Christinos nicht ohne Reaction. In Granada, Malaga, Cadix und Almeria brachen republicanische Bewegungen aus; in Madrid mußte der Kriegsminister Zarco del Valle weichen und Llauder ward an seine Stelle berufen. Wer aber sollte Rodil ersetzen? Die Revolution, in ihrer begeisterungslosen Nüchternheit unfähig, eigene junge Helden zu begeistern, warf rathlos ihre Augen auf Mina. Aber während der alte, kranke, napoleonische Guerillachef noch um seine rückständigen Soldforderungen unterhandelte und in den Bädern bei Bayonne Kräfte zum Feldzug sammelte, gab schon Rodil mißmuthig den Oberbefehl ab, ohne seine Ankunft abzuwarten. Mina kam endlich am 5. Nov., das einzige aber, wodurch er sich in seiner Thatlosigkeit vor seinen Vorgängern auszeichnete, waren die Blutthaten, womit er sie wo möglich noch übertraf und seinen frühern Ruf befleckte; während Zumalacarregui dagegen am 2. Januar 1835 bei Segura mit 1700 Mann vieren der berühmtesten Generäle der Königin: Espartero, Jauregui, Lorenzo und Carratel, und einer ihm achtmal überlegenen Macht, den Weg vertrat und sie nach einem siebenstündigen heißen Kampfe zurückschlug. Um dieselbe Zeit überfiel Craso jenseits des Ebros das Regiment der Freiwilligen von Granada, welches an der feigen Niedermetzelung der Mönche in Madrid theilgenommen, so vollständig, daß nur sechzehn mit dem Obersten der rächenden Nemesis entrannen. Als Gegenstück zu diesem Siege der Karlisten ergriff ein Theil des Regimentes Aragon in Madrid am 18 Jan. die Waffen, und ermordete den Generalcapitän der Provinz Canterac, der es beschwichtigen wollte. Zwar wurden die Meuterer durch Kanonenfeuer in das Postgebäude getrieben, sie nöthigten aber doch die Regierung zu einer Capitulation, wodurch ihrer 600 mit klingendem Spiele aus der Hauptstadt abzogen. Das war die christinische Weihe des neuen Jahres. Im Felde von dem Heldenmuthe ihrer Feinde, und daheim durch die Anarchie ihrer Anhänger besiegt, begann die bankerotte Regierung von Madrid mehr und mehr ihren Blick den Kabinet-

ten von London, Paris und Lissabon zuzukehren, und von dort durch eine directe Intervention die Aufrechthaltung des sinkenden Thrones, den die Revolution unter ihrem Schutze aufgerichtet, zu hoffen.

XXIX.

Briefliche Mittheilungen

von Köln am Rhein, Norddeutschland.

Köln am Rhein im Februar. Das Urtheil gegen Pastor Beckers ist am 5. Febr. verkündet worden. Derselbe ist von der Beschuldigung durch Verbreitung falscher Gerüchte, und sein sonstiges am Abend des 26. an Tag gelegtes Benehmen Veranlassung zu dem tumultuarischen Exzesse gegeben zu haben, vorläufig freigesprochen, dagegen für vollständig überführt erklärt worden, durch frechen, unehrerbietigen Tadel der Anordnungen im Staate mittels der am 21. October v. J. gehaltenen Predigt Mißvergnügen der Bürger gegen die Regierung erregt zu haben. Derselbe wurde zunächst bestraft mit Destitution, Cassation und zweijährigem Festungsarreste — auch wegen bewiesenen Mangels an Patriotismus, des Rechtes, die Nationalcokarde zu tragen, verlustig erklärt. Zu dem Urtheil haben mitgewirkt: Broicher (Präsident der Untersuchungscommission), Wever, Mitglied dieser Commission, Schwechter, Heimsoeth, Coreferent*), und ein junger Assessor Flamm. Da nach §. 10. der Verordnung vom 30. September 1836 zwar der Vorsitzende der Untersuchungscommission zur Abfassung des Erkenntnisses concurriren und bedingnißweise eine Stimme haben soll; nach §. 471. der Criminalordnung aber das Erkenntniß von einem andern Mitgliede, als dem, welches die Untersuchung geführt hat, abgefaßt werden muß, so hat Beckers Anwalt bereits vor der Publication des Urtheils die Nichtigkeitsbeschwerde zu Protocoll angemeldet, und solche nach der Publication wiederholt, und mit der Anmeldung des Rechtsmittels der weitern Vertheidigung verbunden. Die Urtheilsverfasser haben seine Vertheidigungsgründe gar keiner Beachtung werth gefunden; nur einmal soll derselben mit dem Bemerken Erwähnung geschehen, daß

*) Nach einer andern uns zugekommenen Version soll H. Broicher als Coreferent zum Urtheil beigewirkt haben.

er auf widersprechende Aussagen der Zeugen zu großes Gewicht gelegt habe. Das Gericht hat sich sodann weniger auf eine Prüfung der einzelnen Zeugenaussagen eingelassen, als vielmehr eine Analyse der sogenannten Skizze der Predigt vorgenommen, und daraus in Verbindung mit einigen Zeugenaussagen (besonders eines gewissen von Daniß) sich nach seinen Ansichten eine künstliche Predigt combinirt, welche auf einen mit Tadel der Regiernng verbundenen Panegyricus des Erzbischofs berechnet gewesen sey.

Der Grundton der incriminirten Predigtskizze am St. Ursulafeste ist: die Kölner möchten gleich jenen unerschrockenen Jungfrauen an ihrem katholischen Glauben mit unerschüttertem Muthe, der Welt und ihren Verführungen gegenüber, festhalten. Sie möchten gleich ihnen, wie ausdrücklich darin gesagt wird: „Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist, geben“. Wer die Aufforderungen Beckers zur Glaubenstreue mit der unter Berliner Censur erschienenen Stimme aus Berlin von Jacoby vergleicht, der muß gestehen, daß sie im höchsten Grade ruhig und gemäßigt sind und nicht im entferntesten die Heftigkeit des Berliner Predigers erreichen. Allein von den Richtern waren, wie bei Binterim, vier Protestanten und der Präsident ist ein Katholik, der eine Protestantin geheirathet hat und seine Kinder protestantisch erzieht. Was beiläufig gesagt ein weiterer Beitrag zur Statistik der Confessionen bei Besetzung der Aemter abgibt, da im Justizfache noch die meisten Katholiken im Verhältniß zu andern Branchen sind. Wir wollen gern glauben, daß die Richter nach ihrem besten Wissen und Gewissen geurtheilt haben; allein konnten sie in dieser Sache unbefangen seyn? Was würde das protestantische Deutschland gesagt haben, wenn ein katholischer Fürst einen protestantischen Prediger vor ein Gericht, das aus vier Katholiken und einem Protestanten, der seine Kinder katholisch erzogen, gestellt, und ihn dann als einen Volksaufrührer und Majestätsverbrecher auf die Festung hätte abführen lassen. Welchen Eindruck übrigens solche Urtheile wie die von Binterim und Beckers auf die Gemüther machen, kann jeder, dessen Sinn nicht umnebelt ist, leicht errathen.

Aus **Norddeutschland** *). Unter dem Titel: „Die öffentlichen Zustände im Großherzogthum Posen“ ist neulich in Halle bei Schwetschke ein kleiner Ueberblick erschienen, der die gegenseitigen Verhältnisse zwischen der Regierung, dem Adel und den übrigen Ständen des Groß-

*) Wir geben dieses Schreiben, da es verschiedene beherzigenswerthe Notizen enthält, ohne darum alle darin ausgesprochene Ansichten zu theilen.

A. d. R.

herzogthums Posen beleuchtet. Die Skizze ist offenbar von einem Sachverständigen abgefaßt, und alle vortheilhaften Seiten der polnischen Administration ins Licht gestellt. Es ließe sich vielleicht noch mehr zum Ruhme der preußischen Regierung sagen, wenn man sie in der Verwaltung der polnischen Provinzen, im Gegensatze z. B. mit der russischen vergliche, und die mannigfachen Vorzüge entwickelte, die sie in Betreff der Aufklärung, der Moralität und der mehreren Ausgleichung der verschiedenen Ständerechte darbietet. Leider aber ist der ganze Nutzen dieser Schrift durch eine entschiedene und völlig ausgesprochene Partheilichkeit verdorben. Der Verfasser, der höchst wahrscheinlich ein Beamter ist, theilt mit vielen seiner Collegen einen unseligen Haß gegen eine ganze Klasse Menschen im Herzogthum, nämlich gegen den polnischen Adel. Diesen scheint er in allen Stücken anschwärzen zu wollen, und sogar das, was ihm in den letzten Zeiten das Mitgefühl fremder Völker zugezogen, in einem nachtheiligen Lichte darzustellen. Diese Leidenschaftlichkeit hat erstens ein sehr unedles Ansehen, weil sie ein unglückliches, bedrücktes Volk zum Gegenstande hat, zweitens benimmt sie alles Zutrauen zu einem Bilde, das in vielen Stücken wahr und mit Genauigkeit ausgeführt ist. Es ist gewiß recht und billig, daß man in Deutschland und Europa erfahre, was seit 25 Jahren die preußische Regierung für das Wohl ihrer polnischen Unterthanen gethan hat. Es ist nützlich und belehrend sowohl für den Fremden als für den Inwohner, einen Ueberblick zu erfassen von allen den Vortheilen, die das eingeführte Creditsystem, die militärische Aushebung nach preußischem Fuße, der stark verbreitete Volksunterricht, die neue Städteordnung, die Bauernemancipation, endlich auch die, wenn gleich dürftigen, Provinzialstände dem Großherzogthum Posen angedeihen lassen. Dies hat auch der Verfasser gethan, und zwar mit Einsicht und Sachverständniß. Allein dies ist nur ein Theil seines Werkes. Der andere soll eine Beantwortung der Einwendungen seyn, welche Polen und Polenfreunde allem dem entgegensetzen. Hier verleitet den Verfasser sein leidenschaftlicher Haß. Er strebt alsobald alles Veraltete und sogar Fremdartige hervorzurufen, um polnischen Sinn und Sitte in eckelhafter Form vorzustellen. Bald schildert er den polnischen Adelichen, wie er höchstens vor hundert Jahren war, mit geschwungener Peitsche vor seinem sklavischen Bauer stehend, und will dem jetzigen Adel schlechterdings noch die nämlichen Gesinnungen beimessen. Indeß hat sich die Stimmung so geändert, daß man dem jetzigen polnischen Edelmann, und ganz besonders dem posenschen, eher noch Demagogie als eine aristocratische Tendenz zuschreiben kann. Den letzten polnischen Aufstand

in Warschau, der so manchen Schein des Jacobinismus an sich trug, nennt der Verfasser eine Revolution für Adelsherrschaft und Volkssklaverei. Ist etwa Rußland das Land der Bauernfreiheit? — Wie viel geographische und historische Schnitzer, einer nach dem andern! — Der Verfasser scheint gar nicht zu wissen, daß im Reichstage von 1791 stark an Abschaffung der Leibeigenschaft gearbeitet wurde; daß zwar ungeheure Schwierigkeiten die Sache aufhielten; daß aber doch in der Verfassung vom 3. Mai die Tendenz dahin sich sehr laut ausspricht; daß nachher unter 12jähriger preußischer Herrschaft in Großpolen und Warschau der Zustand der Bauern derselbe blieb; daß persönliche Freiheit erst im Herzogthum Warschau unter Napoleons Schutz anerkannt wurde. Daß also der polnische revolutionäre Reichstag von 1831 nicht mehr die Freiheit den Bauern geben konnte, weil sie sie schon hatten, aber nur nach rühmlichem preußischem Muster ein Austheilen von Grundeigenthum. Daß dieses auch völlig in der Gesinnung der Deputirten lag, aber nur durch Kriegsdrang auf spätere Zeit verschoben wurde. Endlich daß um dieselbe Zeit in russisch Polen, und namentlich in Podolien und der Ukraine, wo die Leibeigenschaft noch fortdauert, mehrere Magnaten ihre Frohnbauern aus eigenem Antriebe freisprachen.

Da der Verfasser platterdings die polnische Nation nur im Adel sehen will, und er es doch nicht leugnen kann, daß der Bauer in allen den letzten Kriegen für Unabhängigkeit mitgefochten hat, so behauptet er, daß es der Bauer gezwungen that. Also waren die Sensenträger unter Kosciuszko gezwungene Leute gewesen? Noch mehr, die zehntausend posener Bauern, die im Jahre 1831 nach Warschau eilten, sind also unter den Augen der preußischen Behörden von ihren aristocratischen Lehenherren zum fremden Kriege hinausgepeitscht worden?! — Ist das nicht die augenscheinlichste Absurdität? —

Aber die entschiedensten Unwahrheiten, erlaubt sich der Verfasser in dem §, wo er die vermeintliche Germanisirung des Landes bestreiten will. Hier scheint es fast, daß er der Meinung ist, es bedürfe nur einer starken und festen Behauptung um sogleich allen Glauben zu erzwingen. Er will also nicht wissen, daß die ganze Provinz Posen mit einer Schaar deutscher Beamten überfüllt ist, die nicht nur kein polnisch verstehen, aber auch nicht lernen mögen, (und wie es dann um die Rechtspflege steht, kann man sich leicht denken); daß die ehmaligen polnischen Schulen nicht aus Mangel der polnischen Lehrer, wie der Verf. fälschlich angiebt, sondern weil man die polnischen Lehrer wegschickt, zu deutschen Schulen umgeschaffen worden sind. Wir begreifen auch gar nicht, warum der Verfasser alles das zu Verfechten auf sich

genommen hat. Die Regierung macht aus ihrem optimistischen Germanisiren gar kein Geheimniß mehr. Viele höhere Beamten haben es oft und laut ausgesprochen. Diese Verdrängung polnischer Sprache und Volksthümlichkeit geht weiter als auf das Großherzogthum Posen, sie erstreckt sich auch auf Oberschlesien, Ost- und Westpreußen. In diesen Provinzen, die sich doch gegen die preußische Regierung nie verschuldet haben, ward das, woran der gemeine Mann am meisten klebt, die angestammte Muttersprache, als böses Unkraut ausgerottet. Dort ward sie selbst in den niedern Dorfschulen nicht mehr gelitten. Ja selbst von der Kanzel muß vor polnischen Ohren deutsch und immer nur deutsch gepredigt werden. Dieser gegenwärtige Zustand von Schlesien und Preußen deutet auf die nahe Zukunft des Herzogthums Posen, aber unser Verfasser behauptet steif und fest, man denke an keine Nationalisirung der Polen. Auch noch als einen Mißgriff betrachten wir das Emporheben der gemilderten Confiscationsstrafe für das Vergehen der ausgewanderten Posener im J. 1831. In Ländern, deren Unterthanen ihrem Herrscher nicht rechtslos gegenüberstehen, kann die Confiscationsordnung, welche Kinder für Eltern, Unschuldige für Schuldige straft und geradenwegs alle Sicherheit des Eigenthums aufhebt nur Abneigung erregen. Auch die etwaige Milderung solcher Maaßregeln kann nur ungünstig auf deutsche Leser wirken. Allein woher kommt diese bittere Ungerechtigkeit des Verfassers, die unter seiner Feder den besten Stoff verdorben hat. Sie ist leicht zu erklären. Die deutsche Beamtenwelt im Großherzogthum Posen (und diese ist jetzt sehr zahlreich) fühlt sich unheimlich unter den Polen. Sie möchte sie an sich ziehen, und da dieses ihr nicht gelingt, so will sie sich gegen eine Nation rächen, die doch gerade der leidende Theil ist, und wo es daher edler, billiger wäre, nachzugeben, weil das erste Unrecht nicht von ihr kommt, vielmehr ihr angethan worden ist. Referent hat auch einige Zeit in Posen gelebt und zwar in denselben Umständen, die wir dem Verfasser zumuthen. Auch ihm ist das mißtönende Verhältniß mit den Einwohnern peinlich gewesen. Unleidlich ist es für eine Schuld zu büßen, die man nicht begangen hat und wobei man nur als blindes Werkzeug dienen muß. Aber weit entfernt, es den Polen übel zu nehmen, hat er sie darum um so mehr schätzen gelernt. Es ist wohl ein Leichtes sich dem Mächtigen anzuschmiegen, alles Herkömmliche, Angeborne abzuleugnen; würdiger ist der Anstand eines unterdrückten Volkes, das sich seines Ursprungs nicht schämt, und alte Sitten ehrt und der Weise der Väter treu bleibt.

Das ist es aber, was der Verfasser nicht zu beachten scheint, wo-

für er gar keinen Sinn hat. Das leidige „Ubi bene, ibi patria" scheint sein Wahlspruch zu seyn. Erinnert das nicht an jene engbrüstigen Deutschen, die, als im Jahre 1813 der heilige Kampf losbrach, der Kampf für Nationalität und Unabhängigkeit, ihren kleinen Umschlag machten, ob es auch in ihre Rechnung paßte, weil doch am Ende die Napoleonische Herrschaft auch ihr Gutes hatte, oder wieder an diejenigen, die, als das große Loos ausgekämpft war, der Landesfeind vertrieben und besiegt, aber gewisse Hoffnungen in Betreff konstitutioneller Rechte vereitelt waren, die seelenlose Frage aufwarfen: was haben wir denn gewonnen? Als wenn die Befreiung von fremdem Joche, die Begründung nationaler Unabhängigkeit nicht schon ein großer Vorzug und der erfreulichste von allen war? Denn es ist nicht zu leugnen, Napoleons Einfluß hatte in unserm Deutschland manches Uebel abgeschafft, manches Gute eingeführt, was noch bis jetzt besteht und sicher bestehen wird. Ihm verdanken wir die mehrere Ausgleichung der Stände und der verschiedenen Confessionsrechte, die Abschaffung der Todesstrafe im Heere, ein gerechtes und menschliches Recrutirungssystem, und viele andere achtbare Einrichtungen. Soll man aber daraus folgern, daß Napoleons Herrschaft in Deutschland gut und billig war und war er nicht vielmehr nach unserer tiefsten Empfindung der fremde Unterdrücker, der ungerechte Eroberer?

Dies sind, nach unserem Erachten, die höchst betrübenden Mängel des Verfassers der „Zustände". Sie müssen uns nicht blind machen für das Gute, was die Schrift enthält. Alles, was der Verfasser von den wohlthätigen Einrichtungen der preußischen Regierung sagt, ist größtentheils wahr, nur wenn er die Einwendungen der Polen und Polenfreunde beantwortet, ist er bitter, ungerecht und — man darf es sagen — unedel.

XXX.

Berufung des Dr. Strauß nach Zürich.

Nescio sane, quas tandem simus ecclesias habituri, si sic pergitur, quarum vix ullam jam retinemus faciem. Aus einem ungedruckten Brief des Reformators Viret an Bullinger.

Schon vor drei Jahren glaubten die Anwälte der sogenannten Volksentfeßlung und zugleich Protectoren der improvisirten Züricher Hochschule dem jetzigen System kein tiefer greifendes Förderungsmittel, letzterer keine glänzendere Illustration zuwenden zu können, als wenn sie den bekannten Verfasser des Lebens Jesu zum Lehrer der Theologie beriefen. Wie große Mühe man sich damals gab, so wollte der Gedanke nicht Wurzel fassen; er fand nur sehr geringe Zustimmung. Inzwischen war er einmal hingeworfen, man konnte auf denselben zurückkommen, Einwendungen bekämpfen, Abneigungen besiegen, Indifferente hinüberziehen und, sofern man ihn nur festhielt, ihm in der Stille den Sieg bereiten. Labor *improbus* vincit omnia; — auf diesen Erfahrungssatz kann sich der Radicalismus, auf welchem Gebiete er auftrete, keck stützen und alle Länder und alle Verhältnisse zum Zeugniß aufrufen.

Zu Ende des verflossenen Jahrs wurde die Berufung desjenigen, der eine so traurige Celebrität sich erworben hat, wieder in Anregung gebracht. Ordnungsgemäß, da es sich um Besetzung eines theologischen Lehrstuhls handelte, mußte die Facultät um ein Gutachten angegangen werden. So wenig als die theologische Facultät irgend einer protestantischen deutschen Hochschule wird man diejenige in Zürich in Verdacht halten (wir bedienen uns eines zeitgemäßen, wenigstens zeit-

üblichen Ausdruckes), daß die alte Rechtgläubigkeit an derselben das Uebergewicht habe, oder daß ihre Glieder vorzugsweise (wir gebrauchen abermals ein oft vernommenes Schlagwort) der Parthei der Pietisten angehören. Dennoch erklärte sich die Facultät, mit Ausnahme einer einzigen Stimme, derjenigen des Professors Hitzig, gegen die Berufung des Mythologen.

Aber das Gutachten der theologischen Facultät ist nichts weiter als ein Gutachten, auf welches die Behörde nach Belieben Rücksicht nehmen kann oder nicht; indem man dasselbe gefordert hatte, war dem Buchstaben des Gesetzes Genüge gethan, das Weitere lag unbeschränkt in dem Willen des Erziehungsrathes. Der Professor der Dogmatik ist Lehrer; daß er zu Unterweisung der künftigen Geistlichen die formelle Tüchtigkeit besitze, ist genug, die materielle ist gleichgültig; da mag seiner Zeit die Kirche zusehen, Schule und Kirche gehen einander nichts an. An der Spitze des Erziehungsrathes steht der Bürgermeister Hirzel; kein sittlich gesunkener Mann, aber in mancher Beziehung so phantastisch, wie seine Gestalt. Er hat sich ein Ideal von Volksbefreiung und Volksthum gestellt, dessen Verwirklichung die größte Calamität für ein Land seyn müßte. Er ist ein merkwürdiges Beispiel, wie die Macht der zersetzenden Doctrinen, sobald der Mensch sich derselben überliefert, ihm unvermerkt, allen Boden unter den Füßen wegreißt. Die Substitution der Schule an die Stelle der Kirche ist eine seiner Lieblingsbestrebungen, in der er zum Schaden seines Landes nur schon zu vieles gethan hat. Wir glauben daher: die Vermuthung er seye von den Pfiffigern seiner Meinungsgenossen verhetzt worden, um durch eifriges Wirken für Straußens Berufung die Volksgunst einzubüßen und dann als abgenutzt bei Seite geworfen werden zu können, in das Gebiet der grundlosen Sagen verweisen zu dürfen. Ihm zur Seite steht als thätiges Werkzeug zur Entchristianisirung des Landes ein gewisser Scherr, Director des Schullehrerseminars, von Geburt ein Würtemberger. Man weiß nicht

recht, wer von diesen beiden Factor oder Product des andern ist, ob beide es wechselweise, ob sie so verschmolzen sind, daß der eine die gemeinsame Richtung nach der werkthätigen, der andere sie nach der administrativen Seite vertritt. Sicher ist, daß durch dieses Seminar, in welchem alle Schulmeister des ganzen Cantons ihre Bildung erhalten müssen, nicht bloß die Losreißung der Schule von der Kirche, sondern die Trennung des Lebens von dem Glauben planmäßig betrieben wird. Man hat schon Empörendes vernommen, wie in diesem Seminar die heilige Schrift behandelt, wie von der Stellung und Wirkung der Geistlichen gesprochen werde, welche Leute aus demselben hervorgehen. Von Manchem, was man sich erzählt, ein einziges Müsterchen. Ein Geistlicher auf einem Dorfe gab den Jungen von zwölf Jahren Religionsunterricht. Plötzlich trat einer derselben hervor und erklärte: von allem, was der Herr Pfarrer sage, glaube er nicht das Mindeste, der Schullehrer habe ihm das alles anders ausgelegt. Auf weiteres Befragen fand dieser dann, daß der Schulmeister (sie sind jetzt aber zu Schullehrern avancirt) seine Schüler mit Straußens Leben Jesu bekannt gemacht, und auf die Einwendung: aber der Herr Pfarrer seye nicht der Meinung, gab einer derselben die Antwort: „die Pfarrer wissen wohl, warum sie dieses alles sagen.“ Wie demgemäß von den jungen Leuten, die aus dem Schullehrerseminar an die Dorfschulen befördert werden, Ansehen, Wirksamkeit und Vertrauen zu den Geistlichen planmäßig untergraben wird, und wie dieselben durch die Gesetze von der Schule beseitigt werden, wie sie unter dem geflissentlich gepflegten Schulmeisterdünkel zu leiden haben (d. h. die würdigern unter den Geistlichen) auch hievon wäre viel zu erwähnen. — Es ist nicht gar lange her, daß dieser Scherr durch Wort und Schrift alles anwendete, um die Hochschule aufzulösen, so daß es den Radicalen der Stadt alle Mühe kostete, dieses ihr Schooßkind vor einem jähen Tode zu retten. Wären Scherrs antichristliche Gsinnungen nicht bekannt, so könnte man nach den Antecedentien auf die

Vermuthung kommen, er habe für Straußens Berufung darum so eifrig sich bemüht, um hiedurch der Hochschule den Todesstoß sicherer zu bereiten; dem aber ist nicht so.

An diese Beiden reihten sich drei Juristen: der durch die Theilungssache im Canton Basel so bekannt gewordene Dr. Keller, der Staatsanwalt Ulrich und der Oberrichter Füßli. Wollten wir eine Gallerie Zürcherscher Revolutionscharaktere aufstellen, welche Bilder würden wir erhalten, zumal auch, wenn der sittliche Werth der Geschilderten nicht außer Betracht bliebe! Irren wir nicht, so trat diesen auch ein ehemaliger Theolog bei, der einst bei Differenzen eines benachbarten Cantons über gewisse Rechte, als sich dieser auf Urkunden und Verträge berief, den Beauftragten erwiderte: „Dergleichen morsch gewordene Papiere hätten für unsere Zeit keine Beweiskraft mehr. Von einem andern, der in früherer Zeit bei Fellenberg als Knecht gedient, hier auf einem Hofe einer Musterwirthschaft vorgestanden hatte, dann Dorfschulmeister ward und nun in die oberste Erziehungsbehörde des Cantons hinaufgerückt ist, heißt es, er sey ursprünglich wider Straußens Berufung gewesen. An dem Tage aber, an welchem diese zur Sprache kommen sollte, seye er von dem Bürgermeister Hirzel zu Tisch gebeten worden und Nachmittags habe er flott für Strauß gestimmt. Hiedurch vereinigte man sieben Stimmen für diese Celebrität, sieben andere waren derselben entgegen; der Präsident hatte zu entscheiden; er sprach sich für die Berufung aus, und suchte sofort in einem Zeitungsartikel die öffentliche Meinung, vornehmlich aber den Regierungsrath, der noch die Bestätigung auszusprechen hatte, zu bearbeiten. Von Strauß, sagte er, hoffe man auf eine Dogmatik, in welcher aus der Schale der rechte Geist hervorgehe, bauend auf Christi Wort: „der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze" (Welche frevelhafte Citation der Worte des ewigen Wortes!) Der Schutt müsse weggeworfen, die Menschensatzung, welche die Satzung der göttlichen Wahrheit in der Bibel überdeckt habe, beseitigt

werden. Die Berufung des Dr. Strauß ist eine zeitgemäße Erscheinung (ja wohl!), ein Fortschritt auf der Bahn zur Befreiung des menschlichen Geistes von Zwang, Vorrecht und Aberglauben. Die große Aufgabe unserer Zeit ist Vereinigung durch Glauben (indem man denselben wegwirft!) Verstand und Gemüth dadurch, daß wir den Glauben verständiger und die Vernunft gläubiger machen".

Wir müssen hier einen Augenblick stehen bleiben, um uns einige Um- und Rückblicke zu gönnen. Jedermann, und Hr. Strauß zuvörderst, würde sehr irren, wenn er glauben wollte, es spräche sich durch diese Berufung eine Würdigung großer Gelehrsamkeit, eine Anerkennung eminenter Geistesgaben, eine Werthschätzung ausgezeichneter Lehrertalente, selbst eine Achtung vor moralischem Leben aus; nein! es ist nichts als die bloße Negation, welche man berufen hat, nichts als das destructive Princip in der Kirche, welches man auf den heimischen Boden verpflanzen und demjenigen, welches auf dem staatlichen Felde mit unverkennbarem Erfolg immerfort wühlt und bohrt und minirt, vergesellschaften wollte. Sie sprachen da von einer Reformation, welche Bedürfniß geworden, welcher Bahn zu brechen, das junge Zürich — gleich dem alten vor dreihundert Jahren — berufen, für welche, wie einst Zwingli, so jetzt Strauß der rechte Mann seye; und sehen nicht, wie sie hiemit die sanglanteste Ironie über die Reformation ausgießen, oder ein Urtheil über dieselbe aussprechen, vor dem sie, träten alle Folgerungen, welche sich daraus ableiten lassen, klar vor sie hin, zurückschaudern müßten. Eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage der Reformation, castigata cura et studio Dav. Straussii, wollen sie; was heißt das anderes, als: vollends über Bord werfen, was Zwingli noch gelassen hat und lassen mußte; und, da dessen nicht viel ist, so kann wohl nichts anderes den Wogen preisgegeben werden, als erst das Tafelwerk des Schiffes, sodann die Rippen, bis zuletzt auch der Kielbaum dahinfahren muß.

Man hat wohl auch schon Geistliche von der Nothwendig-

keit einer neuen Reformation sprechen, man hat sie klagen hören: der protest. Cultus seye doch gar zu dürr, öde, matt; darum ziehe der Gottesdienst so Viele gar nicht an, brüteten andere stumpfsinnig die Zeit desselben hin; von den verschiedenen geistigen Richtungen des Menschen werde nur eine einzige berücksichtigt, die übrigen als gar nicht vorhanden betrachtet; es sollte dem Gottesdienst mehr äußere Gestalt, Wärme, Leben, Wechsel gegeben werden. Aber kann man einen Cultus decretiren, wie man bei großen Festlichkeiten eine Stadterleuchtung decretirt? Zuletzt wohl, etwa wie einst Bonaparte an seinem Geburtsfest eine Beleuchtung von Wien anordnen konnte; die Kerzen wurden eben aufgesteckt und brannten nieder und man hatte illuminirt. Ist nicht der Cultus die Manifestation, das sichtbare Hervortreten des festgestellten, schaffenden, lebendigen Dogmas, das in Farbe, Gestalt und Bewegung sich offenbarende Walten des Pneumas und der Psyche? Seht an dem Christbaum die vergoldeten Nüsse, wie sie flimmern, und wie mit lüsternem Blicke die Kinder darnach gaffen; aber das Rauschgold ist nicht von innen herausgetrieben, und wenn die Kinder die Nüsse herablangen, um zu schauen, welch einen schönen Kern sie bergen, so sehen sie bald, daß sie hohl sind und werfen unwillig die zerbrochene Schale mit dem rothseidenen Bändchen und den kleinen Figürchen und dem blitzenden Rauschgold bei Seite. Allerdings ist ein Cultus eine Sache, ohne die sich eine durchs Leben greifende und mit dem Leben verschmolzene Religion kaum denken läßt. Die katholische Kirche und die von ihr geschiedene orientalische Kirche haben beide einen Cultus; aber dieser hat sich von innen heraus gebildet, und wirkt wieder von außen nach innen; er ist ein organisches Ganzes mit dem Dogma. Er ist geworden, man kann nicht bestimmt nachweisen wo, wann, wie. Sie sind nicht zusammengesessen und haben pro und contra discutirt, ob vier oder sechs Kerzen auf dem Altare stehen sollen, sie haben nicht per majora abgestimmt, ob während der Fastenzeit das Halleluja verstummen solle oder

nicht.. Einzelnes zwar, wir wissen es wohl, ist von den Kirchenversammlungen ausgegangen, das Wesentlichste aber war vorher schon vorhanden, und dann können jene mit jetzigen Behörden durchaus nicht verglichen werden.

Nachdem durch die Einfälle der Alemannen in Helvetien fast jede Spur römischer Civilisation vertilgt war und Städte und Tempel in Trümmern lagen, und größtentheils Gesträuch die vormaligen Wohnungen der Menschen bedeckte, baute in der Nähe des vormaligen Castri Turicini der fränkische Herzog Ruprecht ein Münster für Chorherren, und schenkte ihnen nahegelegene Mayerhöfe. Der große Kaiser Karl, für Begründung und Belebung des Christenthums überall in dem weiten Bereich seiner Länder aufs treueste besorgt, mehrte die Güter, schenkte Rechte, gab Ordnungen, wollte daß hier für den Clerus seiner alemannischen Lande eine Schule aufblühe. Gegenüber gründeten seine Urenkelinnen ein Frauenmünster, reich an Besitz und an Gerechtsamen. Unter dem Schirm dieser Stiftungen erhob sich zum zweitenmale die Stadt, und gedieh zur Größe und Reichthum und Freiheit und Ehre und Macht. Dieses alles ist, wie die Stadt selbst, die Frucht des Christenthums, eines concreten, in bestimmter, eigenthümlicher, weil gegebener Lehre und herangebildeter Gestaltung hervortretenden Christenthums. Hierauf, nach achthalb Jahrhunderten, trat gegen diese Gestaltung des Christenthums der Widerspruch hervor, und was die Munificenz des ersten aller christlichen Kaisers von irdischen Gütern wesentlich an jene Gestaltung geknüpft hatte, mußte zur Bekämpfung derselben und zur Begründung einer völlig abweichenden, ja dieselbe vielfach und heftig bekämpfenden Form dienen. Indeß hatte diese doch noch eine Fülle wesentlich christlicher Lehren behalten, ja solche als ein alleiniges Kleinod geachtet. Drei Jahrhunderte später, und ein Theil des reichen Vermächtnisses, des größten Pfeilers an dem Bau der christlichen Kirche, soll nun dazu verwendet werden, um dem heranwachsenden Geschlechte christlicher Religionslehrer, und mittelst dieser dem

ganzen Volke vorzudemonstriren, dieser Weltheiland, an welchen die Völker achtzehn Jahrhunderte durch geglaubt, dessen Lehre noch größere Wunder gewirkt, als er selbst, auf welchem, als dem Eckstein, nicht bloß die Hoffnung einer seeligen Zukunft, sondern tausend Glücksgüter der Gegenwart ruhen, sey eine fabelhafte Nebelgestalt, das Eigenthümlichste seiner Lehre nichts weiter, als ein Aggregat abergläubischer Fictionen, das Wesen und Bleibende daran höchstens dasjenige, was ein jeder aus sich selbst herauszucalculiren vermöge, das Ordnenden und Bindenden an derselben nur so viel, als ein Jeder sich selbst aufzuerlegen für gut finde. Welche vicissitudines rerum! Die Heidenfabel sprach von dem alten Saturn, der seine Kinder fraß; einem ursprünglichen, christlichen Staat sparte sie den Versuch auf, ob die Kinder den Vater fressen möchten.

Es war an dem 29. Januar im Jahr 1523 als der Rath von Zürich ein sogenanntes Religionsgespräch ausschrieb, nach welchem jedem in seinem Lehren „nachdem es sich befinden werde, daß es mit dem Wort Gottes übereinkomme oder nicht, fortzufahren oder abzustehen werde befohlen werden.“ Hiemit war die Lehre aus dem Bereich objectiver Autorität, in den Kreis subjectiven Gutfindens hinübergezogen. Die Leute machten sich dieses zu Nutz und glaubten, die eingeräumte Befugniß seye ohne Ausnahme nicht allen, nicht einzig denjenigen gegeben, welche die Bewegung hervorgerufen hatten, und das Princip: abzustehen von allem, was nicht mit dem Wort Gottes übereinkomme“, berechtigte zu jeder Folgerung, die sich nur immer aus demselben ableiten ließe. So entstanden die Wiedertäufer, die auf demselbigen Grundsatz fußend, freilich einen Schritt weiter gingen als Zwingli, ihm aber nicht conveniren konnten, seinen Schutzherren noch weniger. Eine Umgestaltung der Begriffe und Formen kann nicht eines Schlages geschehen; und wie sehr man sich auch bemühe, alles Alte rein wegzufegen, etwelcher Reminiscensen wird man sich immerhin nicht entschlagen können, um so weniger, je mehr sie

durch äußere Veranlassungen bisweilen aufgefrischt werden. Mit dem Grundsatz, es dürfe nur dasjenige gelehrt werden, was sich aus dem Wort Gottes erweisen lasse, waren die Prädicanten auf das eigene Dafürhalten angewiesen, nun gaben die Schriften eines Zwinglis, Bullinger und anderer, zwar nicht bindend, aber doch weisend, Maaß, Schranke und Gesetz, daß daneben manches Seltsame, als Einfluß des göttlichen Wortes den Gemeinden aufgetischt wurde, konnte nicht fehlen. Die Zeit war noch nicht reif dazu, die Einigung in der Verneinung zu finden, sie wollte etwas Bindendes, sie forderte noch anerkannte, stabilirte Autorität, welcher jeder sich unterordnen müsse. Der Papst, als oberster Ausleger und zugleich Wächter der Lehre, war abgeschafft, darum mußte das sich kund gebende Bedürfniß einen neuen creiren. Dieß geschah durch die aufgestellten Glaubensbekenntniße; das waren die fines, quos ultra utraque nequit consistere rectum. Aber dieser abstracte Papst war ungleich strenger als jeder concrete, und bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts weiß die Geschichte allerlei Stückchen zu erzählen, wie z. B. dasjenige von Michael Zink und ähnliche. Aber der papierne Papst ward leichter abgegriffen als der Lebendige und so kam derselbe von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an je länger desto mehr in Mißcredit und zuletzt außer Curs; Stück für Stück des Rationalismus, so wie er in Norddeutschland abgetragen war, wurde nach der Schweiz vertröbelt, wie in Frankreich die Modekleidungen der fashionablen Welt nach den Provinzen, wo die Frau des Unterpräfecten und die Madam Untereinnehmerin als mit dem Neuesten, was Paris erfunden, darin prangt. So hatte vor wenigen Jahren der Züricher Theologiae Magister Johannes Schultheiß mit dem Heidelberger Paulus ohngefähr gleichen Schritt gehalten und im Jahre 1836 kurz vor seinem Ableben als ein anderer Moses in das Kanaan der Berufung Straußens hinübergeschaut. Es ist eine eigene Erscheinung um einen betagten Lehrer der christlichen Glaubenslehre, welcher, dem Hinscheid nahe, mit Sehn-

sucht hinblickt nach demjenigen, welcher den Eckstein, an dem er selbst ein Menschenalter hindurchgemeißelt, vollends zu gewöhnlichem Straßenschutt zerbröckeln werde.

Der beharrlichste Protector Zwinglis und seiner Bestrebungen war der Bürgermeister Markus Roust. Seine Festigkeit vornehmlich neben Zwinglis vorhergegangenem Eifer, alle materiellen Anknüpfspunkte für die Wiederkehr des alten Glaubens von Grund aus zu zerstören, verhinderte Zürichs Rückkehr zu letzterem nach dem so unbegreiflich milde benutzten Sieg der katholischen Cantone bei Kapell. Zwingli und die Reformation in Zürich können ohne den Namen des Bürgermeisters Markus Roust nicht genannt werden. Möchte nicht den jetzigen Bürgermeister Hirzel in seiner dampfenden Eitelkeit die Begierde gestachelt haben, ebenso auch seinen Namen, an denjenigen des zweiten Reformators gekettet, in die Nachwelt hinübergeschleppt zu wissen. Denn daß der Gedanke an eine neue Reformation, deren bewegende Kraft Strauß mit seiner Verneinung werden dürfte, ihn ganz beherrsche, ist nicht bloße Muthmaaßung, es ist seine eigene Erklärung.

Nun nach dieser Digression kehren wir wieder zu der Tagesgeschichte zurück. Die Berufung des Dr. Strauß durch den Erziehungsrath erfolgte am 26. Januar. Sofort ergriff manche redliche und in ihrem Christenthum mehr als bloße Philosopheme, oder in Mythen gehüllte allgemeine Wahrheiten ehrende Gemüther Bangigkeit, Unwille, Mißstimmung. Sollen, fragte man sich, die künftigen Verkündiger des Christenglaubens vorsetzlich im Unglauben erzogen werden, somit innerlich verleugnen, was sie äußerlich verkünden, oder dasjenige zerstören, wessen sie warten, was sie pflegen sollten? Ist es seit den Tagen eines Lavaters, Heß u. A., welche im Glauben an die Gottheit Christi gelehrt, gewirkt und gelebt haben, so weit mit uns gekommen, daß diese durch einen radicalen Bürgermeister sammt sieben Meinungsgenossen förmlich wegdecretirt werden kann. Der Kirchenrath versammelte sich am 28. Jan., und beschloß einmüthig, eine Prote-

station gegen diese Wahl bei dem Regierungsrath einzureichen, ungeachtet er sich bei einiger Kenntniß des Personals und der vorherrschenden Tendenzen mit gründlicher Gewißheit zuvor sagen konnte, die Protestation werde nicht beachtet werden.

Zufällig sollte zwei Tage später der große Rath sich versammeln und der Präsident der züricherschen Geistlichkeit (er führt unter gänzlich veränderter Stellung noch jetzt den ehevorigen Namen Antistes), der sich bei den letzten Wahlen in diese Behörde hatte wählen lassen, nahm sich vor, diese Angelegenheit hier zur Sprache zu bringen. Es heißt, es seye ihm abgerathen worden; andere behaupten, er hätte das Resultat voraussehen können. Indeß konnte er über beides hinwegblicken, da sein Antrag mehr dahin ging, „daß auf dem Wege der Gesetzgebung der Kirche ein Einfluß auf die Wahl eines Professors der Theologie eingeräumt werde, er daher mehr ein Regulativ für die Zukunft aufstellen, als das Geschehene rückgängig machen wollte, wobei dann freilich letzteres ein läßlicher Bericht werden konnte, jedoch immerhin nur als zufällige Veranlassung des eigentlichen Antrages, der sich im Anbeginn etwas schwerfällig in dem Netz des beliebten Paragraphen herümtrieb. Es lag aber in der Natur der Sache, daß dasjenige, was ursprünglich in erster Linie stand, in die zweite zurückgeschoben werden, und das, was anfangs die zweite einnahm, in die erste vorrücken mußte, und die ganze zwölfstündige Verhandlung weniger um jenen einzuräumenden Antheil des Kirchenraths an der Berufung eines Professors der Theologie, als um die obschwebende Berufung des Individuums Strauß sich herumtrieb.

Diese Verhandlungen nun waren äußerst merkwürdig, und gewährten einen tiefen Blick sowohl in diejenigen, welche jene Berufung anfochten, als in diejenigen, welche für dieselbe kämpften. Ehe wir nun aber diese Verhandlungen näher besehen, müssen wir zwei Vota, als die einzigen befriegenden, aus einer warmen innern Liebe hervorgequollenen,

die eigentliche Frage von positiv-christlichem Standpunkt beleuchtenden, vorweg nehmen: dasjenige eines Decan Vögeli, so wie dasjenige eines Dr. Bluntschli, jener von geistlichem, dieser von bürgerlichem Standpunkt auf die Folgen dieser Berufung hinweisend. Von jenem hörten wir, daß er seit langen Jahren das Evangelium von Jesu Christo, dem eingebornen Sohn Gottes, predige, und die Sündenvergebung nicht bloß als Abwaschung mit fremdem Blut, sondern unter einem durch Worte lebendigen Glauben lehre. Wir halten dafür, daß der Redner nur von diesem ächtchristlichen Standpunkt jene einfache, klare und in den unseligen Folgen für das Volk recht auf den innersten Grund gehende Beredsamkeit habe gewinnen können. Dr. Bluntschli wies darauf hin *), wie das Christenthum das wesentlichste Element der ganzen europäischen Staatenentwicklung, die Seele des gesammten modernen Cultus geworden seye. Die kräftigsten Völker hätten den christlichen Glauben in sich getragen, und je mehr ein Volk von dem Christenthum sich abwende, in desto tieferen Verfall, in desto grösseres Unglück gerathe es. Deßwegen hege er eine heilige Scheu vor dem Gebiete des Glaubens, über welches, je mehr es verengt werde, einerseits der Unglaube, andererseits der Aberglaube das Seinige ausdehne. Auf diesem Glauben ruhe auch die Sittlichkeit, welche die Straußische Theologie untergrabe, im Volke; „stürzen Sie den positiven, an äußerliche Dinge sich lehnenden Glauben um, so wird auch das darauf ruhende, sittliche Ge-

*) Er allein hatte den Muth, zu erklären, daß Strauß unheilig mit dem Heiligen umgehe, daß er zum Lehrer an einer theologischen Anstalt nicht geeignet seye; er allein wagte es, ihn den Repräsentanten des Unglaubens zu nennen, daher er zum Bildner der jungen Geistlichen nicht geignet seye; er allein scheute sich nicht, demjenigen, was man mit dem milderen Namen Reformation beschönigen wollte, die eigentliche Benennung einer kirchlichen Revolution beizulegen.

fühl erschüttert" *). Obwohl beide (Hr. Vögeli und Hr. Bluntschli) diese Männer voraussehen konnten, daß die auf Erhaltung des höchsten Guts zielende Stimme, vor der zum Umsturz daherfahrenden Mehrzahl nicht werde beachtet werden, so haben sie doch ein Zeugniß abgelegt, welches ihnen Ehre macht.

Bekanntlich wurde einst über die Schriften von Salmasius und Milton für und gegen König Karl I. von England geurtheilt, von jenen, rem optimam pessime, von diesen, rem pessimam optime defendisse. Wir wollen nun diese Urtheile auf die Vertheidiger des Christenthums so wenig als auf die Sachwalter des Dr. Strauß in ihrer ganzen Prägnanz anwenden, aber es mußte den Zuhörern doch bisweilen bedünken, als fühlten die erstern selbst, daß sie nicht recht auf felsenfestem Boden stünden, indeß letztern, im Bewußtseyn niederstampfenden Trittes auf ein bestimmtes Ziel loszugehen, alle Aeußerungen des frechen Trotzes gegen den Menschgewordenen, des kalten Hohns gegen seine wankelmüthigen Bekenner, und des stolzen Uebermuthes des vor nichts Höherem sich beugenden Menschensinnes zu Gebote standen. Wenn aber jene sorglich deprecirten, man möchte doch ihrer

*) Hr. Bluntschli berührte auch das Verhältniß Straußens zu Hegel, aus welchem er vorzugsweise geschöpft haben solle. „Wenn Hegel gesagt hat, Gott kommt durch das Denken des Menschen zum Selbstbewußtseyn, so hat mir das immer für Blasphemie gegolten". Wie doch ein transcendentaler Philosoph und ein bornirter, aber durch seine Sonderbarkeit Aufsehen erregender Mensch gewissermaaßen zutreffen! Letzterer hörte in dem Religionsunterricht den Lehrer als secundären Beweis für die Unsterblichkeit anführen, daß es ohne diese keine Vergeltung gäbe, mithin der Mensch in allen Lastern sich wälzen, und mit der Pistole in der Hand Gott Trotz bieten könnte. Der Schüler lachte immer, und wollte lange nicht mit der Sprache herausrücken, warum. Endlich sagte er: weil der Lehrer so lächerliche Dinge behaupte. Aber was denn: „daß man meinen sollte, Gott mit einer Pistole erschießen zu können" erwiderte er.

christlichen Anwandlungen wegen nicht an ihrer Aufklärung, an ihrem zeitgemäßem Fortschreiten, an ihrer Einsicht in die Nothwendigkeit einer endlosen Läuterung des Protestantismus verzweifeln, wohl gar ihnen das Herzleid anthun, sie in die Zunft der Obscuranten und Pietisten zu verweisen, so bezeugten dagegen die andern unter manchen Kratzfüßen ihre warme Anhänglichkeit an das Christenthum, aber bloß an ein geläutertes und von allen Schlaken menschlicher Beimischung gereinigtes Christenthum; so sprach selbst derjenige, welcher erklärte, daß er bei vielen Leuten in üblem Geruch stehe (er selbst wird wohl am besten wissen warum, und ob mit Recht oder nicht), doch noch von religiösen Ansichten; so auch derjenige, welcher bekannte, noch als verheiratheter Mann zur Kirche gegangen zu seyn, aber deswegen seit längerer Zeit wegbleibe, weil er auf Vorwürfe nie Einwendungen habe machen können, nicht aus unchristlicher Gesinnung. Kurz es war ein allerliebstes Spektakel um diese gegenseitigen captationes benevolentiae, es begab sich das wie im Kaiser Oktavianus:

„Gerührter Damen weinten einige.“

Und hätten sie's nicht sollen über diesen Schwesterbund des Christenthums mit dessen fortschreitender Läuterung über dieser herzbeweglichen Association des Positiven im Wort mit dem Verwaschenen im Wesen? Zwar möchte es einem manchmal vorkommen, als sähen diejenigen, welche wohl wissen, was sie mit Straußens Berufung eigentlich wollen, bisweilen den Cherub mit dem Flammenschwert im Hintergrunde heraufblitzen, und als müßten sie unwillkührlich vor demselben zurückschaudern; und als schwebte, bloß für die andern sichtbar, zwischenein der Zeitgeist in seiner bekannten Gestalt mit unendlicher Grazie und als nickten sie ihm dann lächelnd zu: „Sey nur zufrieden, lieber Geselle, auch deine Diener sind wir!“

Für ein solches Hinschielen nach dem lieben Gesellen müssen wir es erachten, wenn, anstatt mit der Glut des Glaubens, mit der Macht des festen Bewußtseyns von einem Chri-

stus, der gestern und heute und in Ewigkeit derselbe ist, mithin in keine Straußische Nebelgestalt zerrinnen kann, mit der niederschmetternden Freimüthigkeit eines Dieners Christi in Ehre und Schande, der verbündeten Cohorte entgegen zuhalten, wie sie durch planmäßige Entchristlichung des Volkes, aus dessen Freunden, zu dessen Verführern würden, wie sie Pflicht und Eid brächen, und des Vaterlandes seit anderthalb Jahrtausenden in unvermindertem Glanz strahlende höchste und letzte Ehre: ein christliches Land zu seyn, durch ein pfiffiges Becherspiel escamotirten; wenn anstatt dessen die Marodeurs des feindlichen Lagers als Hülfstruppen herbeigerufen würden, wie: z. B. der Erziehungsrath werde sich nicht populär machen, oder die Hochschule werde unpopulär werden. Wer wird doch, wenn das Haus brennt, fragen, ob die Stiefel geputzt seyen? Ists dahin gekommen, daß wir Popularität durch Anfügung eines quand même zur obersten Kraft der intellectuellen, religiösen und moralischen Weltordnung machen wollen. Soll man in solchen drängenden Momenten dem Straußischen Mythenchristus, statt des menschgewordenen, gekreuzigten, auferstandenen, zur Rechten des Vaters sitzenden Christus, einen bloß historischen gegenüber stellen? Soll man einen Menschen, unter dessen Dialectic das ganze Christenthum sich in nichts auflöst, nicht seiner selbst wegen, sondern nur darum nicht wollen, weil nicht ein anderer neben ihm steht, der dieses Christenthum auch noch etwas will gelten lassen? — So ließ sich ein Anderer, nachdem er etwas mühsam aus dem Formalismus der Gesetzgeberei herausgestopft war, auch nicht verlocken von Christo zu zeugen, sondern mehr zu fragen: ob man den Strauß jetzt schon ertragen und ob man sich wohl ganz dem Vertrauen hingeben könne, daß Strauß seine schöne Idee von Christus verarbeiten, und sich noch positiv genug entwickeln werde? Es waren da viele schöne Worte über das Christenthum zu hören, aber dasselbe gewann keine feste Gestalt; es kam einem vor, als schöpfe einer aus einer Schüssel mit beiden Händen

weichen Brei und versuche es, diesen zu irgend einer bestimmten Form zu bilden; aber der Brei glitschte immer zwischen Händen und Fingern durch, und tauchte man die Hände wieder in die Schüssel, um neuen Vorrath zu fassen, so wollte es eben wieder nicht gelingen. Wäre Strauß gegenwärtig gewesen, hätte er antworten können, gewiß hätte sich dann den Zuhörern dargestellt, wie der Dichter sagt:

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar.

Drum war es ein derber Trumpf, welchen der nachfolgende Redner hinwarf: „ich halte dafür, daß das letzte Votum geeignet ist, mehr die Berufung von Strauß zu billigen, als zu mißbilligen. — Wieder Einer fände sich unglücklich, wenn man ihm seinen Glauben rauben wollte und eben so unglücklich, wenn er alles glauben müßte, was im neuen Testament in morgenländisches Gewand gehüllt ist. Der gleicht doch noch dem alten Montecuculi, welcher die Landgräfin von Hessen fragte: warum sie denn dem Protestantismus so eifrig zugethan sey, und auf die Antwort: weil die katholische manche Lehren aufstelle, die sie einmal nicht glauben könne, erwiederte: „ik och nit alls glaub', aber dock nit protestir."

Es gibt auf dem Glaubensgebiet, wie auf demjenigen der politischen Institutionen, nur zwei Stellungen: eine positive und eine negative; nur zwei Thätigkeiten: eine conservative und eine destructive. Die erste ist sicher umgränzt, bestimmt und geschlossen, sie kann nur seyn, was sie ist, und schlechterdings nichts von dem in sich aufnehmen, was sie nicht ist; die andere läßt eine unendliche Menge Abstufungen zu. Es ist daher nichts sonderbareres, als Leuten, welche die Revolution mitgemacht haben, wenigstens ganz willig von derselben sich tragen und ziehen und schleppen und stoßen und heben lassen; keineswegs in der Absicht, um sie dann von ihrem Mittelpunkte aus zu bekämpfen, deswegen Conservative

zu nennen, weil sie entweder nicht bis an den äussersten Rand sich wollen fortreissen lassen, oder es versuchen, die Wirkungen der zerstörenden Potenz zu mitigiren. Aber freilich hat es vom Anbeginn der Revolution her manche gegeben, welche sichs träumten, es werde in ihrer Gewalt stehen, das Ziel ihres Fortschrittes zu bestimmen und dann ganz verdutzt standen, als sie die Zauberformel, welche den Wasserträger wieder in den Besen verwandeln sollte, nicht mehr fanden. Sie haben dem Hausherrn das Geräthe zusammengeschlagen, sich ein Feuer anzuzünden, um das sichs bequem lagern ließe; da sind aber unberufen noch andere herzugekommen und haben den Kreis immer weiter auseinander getrieben und sich auch zwischen ein gelagert, und wenn sich jene beklagten: aber wir können uns nicht mehr wärmen, so haben sie gesagt: Ei ihr habt ja auch noch Hausrath, man kann ja bequem das Feuer größer machen, und flugs drauf mit Beil und Hammer und haben zum großen Leidwesen der Lagernden deren eigene Stühle, Tische, Schreine auch als Feuerungsmaterial gebraucht. Versuchte dann einer, ob er etwa einen halb angebrannten Fetzen noch aus dem Feuer herausreißen könne, so heißts: er ist ein Conservativer.

So ists auf dem Gebiet des Glaubens gegangen. Sie haben angefangen den Hausrath des alten Herrn, bei dem sie zur Miethe saßen, Stück um Stück zusammenzuschlagen, und ein helles Juchhe erhoben, wenn die Flamme so recht darein prasselte, und da sind denn die Buben gelaufen und haben eifrig herbeigeschleppt, zuerst, was nicht niet- und nagelfest gewesen, darauf haben auch Wände und Boden herhalten müssen und es war ihnen eine rechte Mayenlust zu sehen, wie es da roth zwischen hinauf züngelte. Nun kömmt aber einer, der reißt ihnen gar noch die nackten Wände über dem Kopf zusammen, da rufen sie aus voller Kehle sich schier heiser: Furio! Früher haben sie ausgewittert, unser Herr habe sich den Begriffen seiner Zeit- und Stammesgenossen anbequemt, mittelst dieses Fündleins aus dem göttli-

chen Wort weggeschafft, was ihnen nicht behagen wollte, sie habens Accommodation genannt. Dann haben sie die höhere Kritik erfunden und ganze große Stücke beseitigt, gleichsam Balken aus dem Gottesbau herausgenommen; darauf ist der gewaltige Heidelberger Paulus gekommen, (von dem bei diesen Verhandlungen das Neue gehört werden konnte, daß seit seiner Anstellung die badenschen Geistlichen einen entschiedenen Einfluß auf Aufklärung und Tugend üben) und haben andere mit ihm gerobotet und gekeucht und geschwitzt, durch natürliche Erklärung fortzuschaffen, was immer noch an Höheres im Christenthum hätte gemahnen können, es so flach, dürr, öde, baumlos zu machen, wie die Lüneburger Haide. Nun kommt einer, welcher meint, er habe so gut als jene das Recht, vollends hinweg zu nehmen, was nach seiner Meinung ebenfalls nicht bleiben sollte, selbst hinab bis auf den untersten Grund des Fundamentes. Da stehen sie und schütteln die Köpfe und schlagen die Hände zusammen, gleich als obs nicht natürlich wäre, daß jeder, der nur immer Kraft in seinem Gangwerk verspürt, vorwärts schreite. Eine Thür kann nur geschlossen seyn, oder offen stehen. Ists aber nicht lächerlich, über die Frage, ob sie einen Zoll mehr oder weniger offen stehen solle, einen Mordlärm anzuheben.

Darum hatten diejenigen, welche für Straußens Berufung sprachen, einen festern Boden, ein bestimmteres Ziel vor Augen, und Argumente zu Gebote, deren Entkräftung schwer hätte fallen müssen. Darum jedoch war die Verhandlung von dieser Seite nicht erbaulicher, vielmehr zeigte sich die Parthei in einzelnen Individuen in ihrer ganzen Nudität und Crudität. Nachäffen, prunken mit erborgten Ausdrücken, ist eine Zeitkrankheit der heutigen Regenten in den sogenannten regenerirten Schweizercantonen. Man thut sich wunders viel darauf zu gut, daß man von parlamentarischen Formen und parlamentarischen Mißgriffen sprechen kann, und so ließe sich auch wohl von parlamentarischem Cynismus des Staatsanwalts

Ulrich sprechen; es ließe sich sprechen von frivolem Hohn, welcher über den Glauben des Volks ausgegossen wurde, von Persönlichkeiten gegen die Geistlichen, von Verdächtigungen, als habe man durch die gestellte Motion den Regierungsrath etwa einschüchtern wollen, und von andern hämischen Ausfällen dieser Art, von trivialen Schlagwörten, wie Kaste und kastenartig; indeß die Frage eines Advokaten: „Hätte nicht die Geistlichkeit, die mit so viel Macht, (sollte aber heißen: Anstrengung) entgegenstrebt, Straußens Lehre mit offenen Armen empfangen sollen, wenn sie ihre eigene Stellung und die Zeit erkannt hätte, in der sie wirken soll?“ eine, wenn gleich sonderbare, doch offne und aufrichtige genannt werden darf. Daß in dieser Kirchenversammlung mehrmal Angaben oder Aussprüche von Zeitungen, als Autoritäten unheiliger Väter wider die Gegner aufgerufen wurden, mußte wohl ein jeder dieser Versammlung und deren würdigem Gegenstande ganz angemessen finden. Von einer wissenschaftlichen Bildung der Dorfjugend zu vernehmen, konnte einem Zuhörer, dem der gegenwärtige schweizerische Sprachgebrauch nicht ganz geläufig ist, mit Recht ein Lächeln, sogar ein aristokratisches Lächeln, wenn man will, abnöthigen.

Als Wortführer der Straußianer mochte der Bürgermeister Hirzel gelten, der, um eine Mehrzahl für seinen Schützling zu gewinnen, selbst lange Stellen aus dessen Buch vorlas, damit bewiesen seye, daß der Herr Professor an Christum, an Offenbarung, an Unsterblichkeit glaube. Wir lassen das auf sich beruhen; auch dieses mag parlamentarische Taktik seyn. Das Wichtigere ist die Verbindung, in welche er Strauß mit Zwingli, dessen Bestrebungen mit der Reformation setzte. Hiemit gewann er einen Boden, der ihm nicht leicht konnte streitig gemacht werden, zumal wann der jetzige Stand der Sachen erwogen wurde. Man habe, sagte er, keinen stehenden Lehrbegriff, derselbe sey vielmehr der Fortbildung fähig. Indem er den Widerspruch aufdeckte, in welchen die Geistlichen geriethen, wenn sie die Freiheit, daß

jeder seine Lehre aus der Bibel schöpfen, und demnach auch nach seinem Belieben bilden möge, für sich vorweg nähmen, Straußen aber einen feststehenden Lehrbegriff entgegenhalten wollten, wäre das Unterfangen einer Widerlegung zum mißlichen Versuch geworden. Wenn in Wissenschaft, Schule und Leben alles fortschreitet, meinte er, so dürfe der Glaube nicht stehen bleiben, wie er vor dreihundert Jahren gewesen seye. (Mit andern Worten: nur ein bornirter Mensch hält den Glauben nicht für etwas Gemachtes, sondern für etwas Gegebenes.) Es wäre der größte Wahn glauben zu wollen, die Reformatoren hätten schon alle Wahrheit erreicht; sie hätten nur einen Anstoß gegeben, eine Richtung gezeigt und einzig in nachträglicher Erneuerung finde die evangelische Kirche ihren Bestand. Il n'y a rien de constant que l'inconstance. Buchstaben- und Denkglauben, das ist die große Frage. Es gilt die höchste Freiheit, die Befreiung des Geistes von den Banden des Aberglaubens. Nun wissen wir doch aus dem Gegensatz, was Aberglauben seye; nämlich was die christliche Menschheit seit achtzehn Jahrhunderten geglaubt, was auch die Reformation noch als den innersten Kern des Christenthums gelassen hat. Wer wollte jetzt den Fortschritt der Civilisation läugnen, da selbst das ecrasez l'infame das Barsche an Geschmeidigeres vertauscht hat? — Demnach konnte der Arzt Zehnder füglich bloß von Religion sprechen, die er auf Glauben an Gott und Lehre, nach Wahrheit und Tugend zu streben, reducirte. Zwischen Strauß und andern Theologen (hear him!) liegt einzig der Unterschied, daß jener ganz durchgeführt hat, was andere bloß stückweise gethan haben. So sind auch Zwingli und er sehr nahe Verwandte; auch er reinigt das Christenthum, wie jener es gereinigt hat. Die Reformation ist nichts anderes, als der Geist der Aufklärung, des Fortschritts, des freien Denkens; ohne Fortschritt führt der Protestantismus zu Mysticismus (Sectenwesen) und Unglauben. Welche Geständnisse! Hätte man nicht erwarten sollen, die Geistlichen im großen Rath würden die Behauptung:

es seye unerläßlich, daß ihnen fortwährend der Boden unter den Füßen weggezogen werde, ex officio widerlegen. Stumm wie die Fische. Die Schlußfolgerung: die Geistlichen hätten sich vor Strauß gar nicht zu fürchten, da sie den Vortheil voraushätten, mit dem Volk in naher Verbindung zu stehen, während jener nur auf den Catheder stehe, mithin walte auch für die Landeskirche nicht die geringste Gefahr, ist mindestens falsch, um nicht zu sagen perfid. Denn liegt nicht der Berufung Straußens die Absicht zu Grunde, den jährlichen Nachschub an Geistlichen aus lauter Fortschrittlingen bestehen zu lassen? Am Schlusse noch hält der honourable talker die republikanische Eisenbrust den Monarchien entgegen: „die Monarchie und der Despotismus wollen dunkeln, die Republik will hellen Glauben haben!“ Plaudite pueri! Mit diesen flüchtigen Skizzen haben wir die Begründung dieser Berufung bezeichnet, die Abstimmung konnte natürlich nicht über die Frage entscheiden: ob Strauß berufen werden solle oder nicht, sondern nach der Fassung des ursprünglichen Anwurfes: ob bei künftiger Berufung eines Lehrers der Theologie der Kirchenrath mitzuwirken habe oder nicht? 49 Stimmen bejahten dieß, 98 verneinten es; diese waren wenigstens die Consequentern.

Konnten bei dieser Veranlassung die anwesenden Geistlichen nicht zur erschöpfenden Beantwortung der Frage gelangen: ob sie in einem derzeitigen großen Rath wohl eine richtige Stellung einnehmen? Indem wir so die Versammlung überblickten und so manche für sie eben nicht schmeichelhafte Aeußerung vernahmen, wollte es uns bedünken, die Antwort wäre leicht zu geben gewesen. Wir wollen die Thesis, daß in der Republik, und zumal in einer protestantischen, der Geistliche auch zu bürgerlichen Stellen gewählt werden könne, gar nicht anfechten, aber eine klar erfaßte Würdigung der eigenen Stellung sollte jedem den richtigen Tact verleihen, zu beurtheilen, ob es rathsam seye, die Thesis in die Praxis übergehen zu lassen. Nur auf dem Boden der Kirche, aber einer concreten, nicht einer vermeinten, die überall und nirgends

ist, stehen die Geistlichen fest, jeder andere Boden ist für sie ein schlüpfriger, und vollends in solcher Umgebung. Es muß auch dabei ihnen selbst und dem Volk noch mehr der Begriff, daß die Geistlichkeit einen Stand bilde (wonach sich dann bei einer Volksvertretung nach Ständen die Sache ganz anders gestalten würde) immer mehr abhanden komme und die Meinung immer weiter und tiefer sich begründen, als seye der Geistliche eben ein Gewerbsmann wie jeder andere. Dem Hrn. Antistes Füßli konnte dieß selbst am ehesten klar werden, weil es ihm nachmals da, wo er in seinem eigentlichen Wirkungskreis aufzutreten hatte, gegeben ward, über dieses tiefgreifende Ereigniß, weit ernster, weit wärmer, weitaus bewegender und eindringlicher zu sprechen, als er es bei seiner Motion im großen Rath vermocht hatte.

Nach jenen Vorgängen konnte es nicht lange zweifelhaft seyn, ob der Regierungsrath die Berufung bestätigen würde. Von 15 Mitgliedern wagten es nur drei, dieselbe abzulehnen. — Und so wird also Zürich das Glück zu Theil werden, in kurzem die europäische Celebrität dem Durchreisenden vorzeigen zu können. Sollte etwa nach sechs Jahren nicht ebenfalls geschrieben werden, was der waatländer Reformator Viret, sechs Jahre, nachdem er sein Werk vollendet, an Bullinger schrieb? Quotquot penitus introspiciunt, quod tam rarus appareat evangelii fructus, tantus sit verbi et sacramentorum contemptus, tanta fidei et caritatis inopia, tanta peccandi securitas, nullus Dei metus, nulla prorsus religio, ut vereamur, ne paulatim labamur in atheismum quendam, semel deleta ex animis religione et omni Dei timore excusso: Veriti, ne posteris ecclesiam relinqamus, omni solutam disciplina, mire turbatam et dissipatam, quae prius pene interit, quam nata sit. Dieß damals! Und jetzt? Sie haben diesen Brief niemals gedruckt, nie citirt.

Es ist beachtenswerth, daß fast überall in der Schweiz die Reformation durch Fremdlinge bewerkstelligt worden ist,

gleichwie im Jahr 1798 die Revolution durch Fremdlinge hereingebracht, im Jahr 1830 durch solche aufs neue gepflanzt und erweitert wurde. Zwingli war zwar ein Schweizer, aber doch kein Züricher, Leo Jud war ein Elsaßer; in Basel war Oecolampadius ein Franke; Haller in Bern war ein Würtemberger und Franz Kolb aus Lorrach, der Bastard eines Italieners, der die unzüchtigsten Bilder mahlte, mußte dort die Sitten reinigen; Farel war ein verarmter Edelmann aus Gap in Dauphiné und Genfs Calvin ein Advocat aus Noyon. So haben wir in neuerer Zeit den Magdeburger Zschokke das Revolutionswerk schwunghaft betreiben sehen, die beiden Nassauer Snell mit Wort und That den Revolutionssaamen ausstreuen, die aufgeschossene Staat begießen; so bilden in Bern zu manigfaltigem Amt beförderte Flüchtlinge die zuverlässigste Trabantengarde der neuen Herrschergewalt; so haben sie in Luzern den Fischer berufen, um ihren künftigen Clerus zu decatholisiren; so wollen sie nun in Zürich den Würtemberger Strauß benutzen, um ihr Volk zu entchristianisiren.

Sie dachten sich dieses vielleicht leichter, als es doch seyn wird, und aller Berechnung zuwider zeigt sich ein großer Theil des Volkes besser, als man es vermuthen durfte. In mehrern Gemeinden vereinigte man sich, was schon im vorigen Jahre ernstlich zur Sprache kam und nur mit Mühe zurückgeschoben werden konnte, die Aufhebung der Hochschule zu verlangen, die ohnedem bei den jährlich wachsenden Steuerforderungen dem Volk als ein Luxusartikel erscheint, dessen Beibehaltung und Alimentation aus seinem Beutel es nicht begreifen kann. Neun Gemeinden haben zu den drei Mitgliedern des Regierungsraths, welche gegen die Bestätigung von Straußens Berufung stimmten, eine Deputation geschickt, um die Zurücknahme des Beschlusses zu verlangen, mit der Erklärung: sofern dieser nicht erfolge, würden sie für nichts gut stehen können. Man will eine allgemeine Volksversammlung veranstalten und die Regenten, welche sich stets auf den Tag von Uster berufen, von welchem der Bürgermeister Hir-

zel damals in einer Flugschrift girrte: „Oben blauer Himmel, ringsum grüne Hügel und der Tempel Gottes in Tausend und Tausenden vor sich, eine sichtbare Gemeinde, ein Bild der Unsichtbaren; o wie gerne wär' ich auch dort gewesen"? Die Regenten, welchen dieser Tag zu den Stühlen verholfen hat, dürften leicht wieder einen solchen erleben, an welchem sich der ihnen so heilige Volkswille frei und frank ausspräche, hervorgerufen nicht durch aufrührerische Schriften und Umtriebe, sondern durch ihr eigenes so schnödes Niedertreten dessen, was Gottlob dem Volke noch heiliger ist, als diesen Advokaten, Schreibern und Gewerbsleuten. Aber nein! Sie verstehen ihr Gewaltregiment besser zu führen, als diejenigen, welche unthätig den Tag von Uster herannahen sahen, ihr milderes. Man versichert, unter der Hand seye Aargau schon um Kriegshülfe angegangen worden. Wurst wider Wurst. Als Aargau das katholische freye Amt, weil es von dem Petitionsrecht zu Gunsten seiner Kirche Gebrauch machen wollte, mit Söldnern überzog, stellte Zürich seine Kriegsknechte auf die Beine, um heldenmüthig gegen den Klosterkeller von Muri heranzurücken; warum sollten die Aargauer nicht reciprocirlich singen dürfen:

Heut kehren wir bei Pfaffen ein,
Beim reichen Pächter Morgen.

Als im Jahr 1555 Bern und Freiburg den Landbesitz des verschuldeten Grafen Michael von Greyerz unter sich theilten, unter Gewährleistung der Freiheiten seiner Unterthanen, meinte Bern, der Glaube sey unter diesen nicht begriffen. Einige Wochen nachher wurde Haller in Begleit obrigkeitlicher mit allen Vollmachten ausgestatteter Commissarien in die deutschen Ortschaften des Saanenlandes geschickt, „und hat alldort unter Gottes mitwirkender Gnad (und der Befehle der Commissarien) innert Monatsfrist selbige Kirch vom Aberglaub zur evangelischen Wahrheit verleitet. Beide Gemeinden, welche die französische Sprach brauchen, sind mit gleichem Nachtruck durch Viretum von Lausannen und Hugo von Murten un-

terrichtet worden." Sollte es daher befremdlich seyn, wenn die Züricherschen Gemeinden mit ähnlichem „Nachtruck" von dem noch übrig gebliebenen Aberglauben zur Straußischen Wahrheit „verleitet" würden?

Um das Maaß der Abgeschmacktheit voll zu machen und seine Verkommenheit so recht zur Schau zu tragen, hat der Bürgermeister Hirzel über Straußens Berufung eine Proclamation nicht etwa an seine Mitbürger, noch weniger an seine Mitchristen, sondern an seine „Mitmenschen" im Kanton Zürich durch die Zeitung erlassen und ihnen die Versicherung gegeben, daß Strauß, so wahr er, Hirzel, Bürgermeister sey, an Gott, an Christus, an Unsterblichkeit glaube. Wie eine Amme, die dem Kind ein spitziges Messer wegnehmen will, hätschelt er nun das ungeberdige Kind, welches sich gegen die Gefährdung seines christlichen Glaubens sträubt und sagt: „Zürnet doch nicht länger, daß wir es dem Herrn Professor Strauß möglich gemacht haben, die ihm von Gott verliehene Gabe unter uns leuchten zu lassen. Seid nicht böse, seid wieder gut." Kommen einem da nicht die Buben zu Sinn, welche den keifenden Gespielen rufen: kommt wieder zurück, wir wollen wieder fortmachen. Dann empfiehlt er ihn ihrer christlichen Duldsamkeit, die bald in allem Spiel den Quinola machen muß. Am Ende ruft er gar noch seinen — dießmal nicht Mitmenschinnen, sondern Mitbürgerinnen zu: „Wer weiß, der schöne Fremdling, den ihr jetzt zu hassen wähnt, wird euch von Herzen lieb." — Hätte Strauß vielleicht mehr Ehrgefühl als Ehrsucht, so müßten ihn dergleichen Versuche, ihm ein ungefährdetes Gewährenlassen herbeizuwinseln, mehr als Alles andere veranlassen, zu bleiben, wo er ist. Wie dann durch diese Proclamation öffentlich, so sucht man insgeheim durch alle Mittel zu Gunsten des Mannes zu stimmen. Man stellt ihn den Gelehrten ins Licht eminenter Gelehrsamkeit; den gebildeten Classen preist man seine gefälligen Formen, seine einnehmenden Manieren im Umgang; das weibliche Geschlecht macht man durch Schilderung seiner Schönheit

lüstern, und sucht ihn für dasselbe in einen Engel des Lichts zu verkleiden; die Revolutions-Crapüle begnügt sich mit der scharf prononcirten Negation.

Auch die Reminiscenz, wie einst von Zürich aus die Reformation nach allen Seiten seye propagirt worden, taucht auf. Man hofft für diese zweite Auflage denselben baldigen Absatz in den Nachbarkantonen. Von St. Gallen her verlautet es schon, daß, wer unter den Geistlichen nicht von veralteten Vorurtheilen befangen seye, nach dem Aufgang des Lichtes in Zürich das sehnende Auge wende. Fur die Geistlichkeit in Glarus war Zürich ohnedem seit langem das privilegirte Bethesda. Wie es im Thurgau steht, wissen wir nicht.

Man wird an der Berufung festzuhalten suchen, das unterliegt keinem Zweifel. Die jetzigen Machthaber werden vielleicht gar ihre Pläne durchsetzen; es fehlt ihnen nicht an Verbrüderten in jedem Canton. Die Folgen sind nicht schwer zu berechnen. Nach einer Seite treten deren Vorläufer schon hervor, indem alle Feinde des Christenthums nunmehr von dem Wahne, bei allzubuntem Treiben irgend einer Zurechtweisung oder Ahndung verfallen zu können, befreit, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen, indem sie, seit der Staat den Lehrer des Unglaubens als Professor der christlichen Dogmatik brevetirt hat, zu der richtigen Ueberzeugung gelangt sind, daß nunmehr auch sie die Anerkennung von dem Gesetz in Anspruch nehmen dürfen. Die weiteren Folgen sind, daß durch die Wirkung des Schullehrerseminars einerseits und durch den Eingang, welchen die Straußischen Lehren bei einer nach stets Neuem haschenden und aller Autorität sich entziehenden Jugend andererseits, bei künftigem verbundenem Zusammenwirken der Schulmeister und der sogenannten Pfarrer die Entchristlichung des Volkes in raschem Fortschritt vorangehen wird. Man soll auch den Teufel nicht schwärzer mahlen, als er ist; aber kann man es verargen, wenn man den Gedanken hegt, es sey dieß ein fein angelegter Plan, um die Herrschaft und zugleich den Fortgang der Revolution auf folgende

Weise zu sichern: Wenn es Strauß wirklich gelingt, erfolgreich in die Bildung der den geistlichen Stand ergreifenden Jugend einzuwirken und diese, von der eingesogenen Weisheit strotzend, bemüht ist, dieselbe wieder von sich zu geben, so kann dieß keine andere Wirkung haben, als daß hier der crasse Unglaube sich breit macht, dort die Sectirerei in allen erdenklichen Abarten wuchert. Dann wird es heißen: der Unglaube verachtet die Kirche und bedarf deren nicht; die Sectirerei trennt sich von derselben und wird von ihr nicht anerkannt, also: „Gesetzesvorschlag. Einziger Artikel: die Kirche ist aufgehoben, was bisher zu deren Unterhalt diente, fällt an den Staat, nach jetzigem Ausdruck an das Volk zurück“. Hiemit werden jährlich mehr als 300,000 Franken gewonnen, Mittel, um eine Zeitlang die Abgaben zu vermindern. Bei dem Vorherrschen der materiellen Interessen wird solches nicht bloß den Ungläubigen einleuchten, es wird alle Lauen auf diese Seite hinüberziehen, es wird manchen vermeintlich Festen wankend machen, und man wird eine Regierung preisen, welche so väterlich auf die Bedürfnisse des Volkes Rücksicht genommen hat.

Das Christenthum wird darum nicht von dem Züricherischen Boden weggefegt werden; auch unter den neuen Julianen wird es an Einzelnen seine weltüberwindende Kraft bewähren, aber nicht wie in jenen Zeiten, da es auch unter dem Druck als organisches Ganzes zur Weltherrschaft sich bereitete, sondern als ein zerfallender Organismus, dem kraft seines zweiten Ausgangspunktes, des Protestantismus, die Anlage zur Sonderung inhärirt. Es wird ein Christenthum ohne christliche Kirche bestehen, christliche Reminiscenzen mit dem Trieb zu Particular-Gestaltungen in allen denkbaren Abarten werden übrig bleiben. Die jetzt bereits mächtig hervortretende Tendenz zu Particular-Organisationen wird reichlichere Nahrung finden. Schon jetzt, da die protestantische Kirche scheinbar noch durch das mechanische Mittel der äußern Form zusammengehalten wird, zeigt sich innerhalb dieser scheinbar einen

Form eine Menge der verschiedenartigsten Lebensregungen sichtbar, von denen die abentheuerlichsten — wie die Neutäufer — durch die Wucht dieser Form zwar nicht vereitelt, aber doch daniedergehalten wurden. Ist sie einmal in Trümmer geschlagen, dann wird es alsbald heißen:

Nun dappelts und rappelts und klapperts im Saal; es wird sich aus übriggebliebenen Trümmern des vor Jahrhunderten zerschlagenen sichern Baues jeder einen Schlupfwinkel zimmern und einrichten nach eigener Phantasei.

Um das Maaß des Unerfreulichen voll zu machen und vollständig den Beweis zu leisten, daß selbst die Potenz des mannhaften Zorns und des wüthenden Unmuths, da, wo die höchsten Fragen zur Entscheidung gebracht werden, dem schwammartig durchlöcherten Geschlecht, diesem zur Fratze gewordenen Bilde des Allmächtigen verloren gegangen seye, und daß heutzutage da, wo die Vorväter in Ingrimm das Schwert gezückt hätten, die Versöhnung aus Bajazzosprüngen hervorgehen solle, ist diese so ernste Frage alsbald von Kleksern zu Karikaturen ausgebrütet worden. Die Schmach hievon trifft einen solchen zuerst, welcher den Schein annehmen wollte, als verträte er ernst den christlichen Glauben. Ein solcher hat zuerst die himmellange Mißgestalt des Bürgermeisters Hirzel, unter der Fahne einer Scheere, in der Demuth und Verzuckung vor einem von Samuel gerittenen Strauß prosternirt dargestellt. Darauf sind auch die andern nicht müßig geblieben, und haben ersonnen, wie der Antistes eine von Geistlichen bediente und durch alte Weiber alimentirte Feuerspritze gegen ein helles, von einem Straußen getragenes Licht richtet, welches er aber nicht treffen kann, weil es seine Augen blendet. Sie sind dann weiter gegangen und haben das Kreuz gespalten und in Trümmer fallend, und die christliche Kirche als das Aas eines Pferdes dargestellt; und so sind diese Fragen durch das Bild aus dem höhern Gebiet selbst in dasjenige der unmündigen Jugend herabgezogen worden, welche nach Erklärern nicht vergeblich sich umsehen wird.

Die zweite Revolution hat aber auch darin das Handwerk besser gelernt, daß sie nicht mehr barsch decretirt: die christliche Kirche hat zu existiren aufgehört, sondern auf minder grellem Wege deren Beseitigung anbahnt, wobei sie sicherer das damals Unerwartete vermeidet, daß das Blut der Martyrer ein heiliges Bollwerk um die Gehaßte, Gefährdete, dem Untergang Geweihte ziehe.

XXXI.

Literarischer Prospect.

Seit der große Schlag in Köln, der den ganzen deutschen Boden erschüttert, alle Quellen der protestantischen Polemik in Fluß gebracht hat und ihre Fluthen so hoch gehen gegen das Schifflein der Kirche, halten wir von Zeit zu Zeit Umschau, ob die Wässer noch nicht zu verlaufen beginnen. Da ist denn Alles, was geeignet scheint, ein Verständniß herbeizuführen, für uns ein Gegenstand großer Theilnahme, und wir begrüßen es von ferne schon, wie nur Schiffer in einem überschwemmten Lande einen grünenden Hügel, der etwa aus dem Gewässer hervorragte, begrüßen würden.

Was die Augsburger allgemeine Zeitung kürzlich von einer neuen Schrift des Oberhofpredigers v. Ammon in Dresden „über die gemischten Ehen" berichtet hatte, welche die ganze Geschichte der Gesetzgebung über diesen Gegenstand umfassend, durch die Ruhe und Unbefangenheit der Behandlung großen Eindruck hervorzubringen geeignet sey, machte uns denn auf diese Erscheinung sehr gespannt. Als daher das Buch uns zukam, griffen wir begierig darnach und, ungeduldig, das Ergebniß der ruhigen, unbefangenen Erörterung zu erfahren, schlugen wir es, gegen unsere Gewohn-

heit, von hinten auf, um wo möglich gleich des seltenen Schatzes froh zu werden. Da fielen uns ganz am Schluße, mit gesperrter Schrift, die Worte des Psalmisten auf, die der Herr Verfasser auf sich anwendete: „wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir seyn, wie die Träumenden“.

Das klang uns ominös und stimmte unsere Erwartung bedeutend herunter; denn seit der Herr durch den Starkmuth eines einzigen treuen Hirten die Fesseln sprengen ließ, die der Fürst der Welt unserer Kirche angelegt hatte, haben wir in der That fast nichts als Träume und Faseleien auftauchen gesehen, womit, statt des Panzers der Gerechtigkeit und des Schwertes der Wahrheit, unsere Gegner sich gewaffnet hatten, und muthig wider uns zu Felde zogen. Den positiven Boden der Wahrheit und des Rechtes, den der Herr in seiner Kirche gelegt hat, der ihnen aber wie Feuer unter den Sohlen brennt, sorgfältig meidend, ziehen sie beständig außen herum auf Entdeckung aus nach Gütern, die dort geborgen sind. Der Eine fragt sich: Was ist die Kirche? Der Andere: Was ist der Staat? Dieser: Was ist die Hierarchie? Jener: Was ist die weltliche Gewalt? und so Jeder etwas Anderes, und sobald sie irgend ein Ideal sich ausgeheckt, sobald die verworrenen Vorstellungen, die aus dem Herzen ihnen aufgestiegen, zu einer Art von Begriffe sich gestaltet haben, stecken sie sie wie Fahnen auf eine Stange, rufen: Ich hab's, ich hab's! und rennen gegen unsere Mauern an, so beherzt und keck, als ob die Welt in ihrem Gefolge wider uns angezogen käme. So auch der Herr Oberhofprediger v. Ammon. Gegen Offenbarung, Tradition und Satzung jeder Art hält er sich wohl verwahrt; „denn so lang es auf dem weiten Gebiete des Wissens und Glaubens etwas mit Grunde zu negiren giebt, soll und muß es negirt werden, weil nur die reine und von Zweifeln aller Art gar nicht mehr zu erschütternde Position ein wesentliches Merkmal der Wahrheit, so wie das dogmatische Phantasiren, dem sich jeder gesunde

Menschensinn versagt, ein sicheres Zeichen des Wahnes und des Irrthums ist". (S. VI) dagegen giebt er sich mit desto größerem Vertrauen den Speculationen und Forschungen über die Zukunft hin, Forschungen über den gegenwärtigen Zustand der Cultur und der religiösen Bedürfnisse unserer Zeit, die ihm dann den Maaßstab für das, was recht und billig sey in der hochwichtigen Sache, ausschließlich und unfehlbar an die Hand geben sollen. Er ist sich wohl bewußt, daß solche denjenigen nicht zusagen werden, „welche höchstens nur an eine Kalenderzeit glauben, und auch das nur unter der Bedingung, daß sich die Sphäre aller menschlichen Gedanken in gewohnter Ordnung um den unbeweglichen Scheitelpunkt ihrer Weltansichten drehe"; (S. VI) aber es ist ihm auch gewiß, daß diese „nur die rückgängige Bewegung ihres eigenen Schattens verhindert, unsere gemeinschaftlichen Fortschritte auf der alten Sonnenbahn wahrzunehmen", daher denn auch „der Schluß der Schrift" (auf welchen eben der Verfasser die oben angezogenen Worte des Psalmisten anwendete) „der Aufmerksamkeit unbefangener Leser nicht unwürdig seyn werde". Das ist ja in seinen Augen (S. VIII fg.) der Werth der Wissenschaft, daß sie „früher oder später ihres Sieges gewiß seyn darf; daß der tumultuarische Widerstand der Gemeinheit, die zu allen Zeiten das Bessere haßt, ihren Triumph erhöht; daß jede ächte Theorie, die man wohl von phantastischen und speculativen Träumen unterscheiden muß, schon die Beglaubigung ihrer Fähigkeit zur Verwirklichung an der Stirne trägt, und nur des Augenblickes harret, der sie in das vernünftige Leben des Menschen einführen wird". Und so geht er denn getrost auf die Eroberung der Zukunft los mit seiner Theorie, die zwar (das Zeugniß wird ihr niemand versagen) weder zu den phantastischen noch zu den speculativen, darum aber doch nicht minder zu den Träumen gehört, und in das vernünftige Leben des Menschen so wenig je eingeführt, als Aberwitz mit gesundem Bewußtseyn vermengt werden wird. Die geschichtliche Untersuchung

über die religiösen und gesetzlichen Vorschriften in Ansehung der gemischten Ehen zur Zeit des alten und des neuen Bundes, nach den Aussprüchen der Kirchenväter und der Concilien, nach den Bestimmungen des weltlichen und kirchlichen Rechtes der Katholiken und Protestanten, nach den Grundsätzen der katholischen Dogmatik und Moral, nach den Vorschriften des päpstlichen Stuhles und der neueren bürgerlichen Gesetzgebung, sie ist im Buche eigentlich nur Nebensache, höchstens (uns) als Beurkundung von Herrn v. Ammons völliger Unfähigkeit zur Auffassung irgend eines historischen Stoffes, ihm als Rahmen und Introduction für die letzten zwei Abschnitte des Buches bedeutend, wo er die gemischten Ehen aus dem Gesichtspunkte der Humanität und des unabweislichen Zeitbedürfnisses in sittlicher und kirchlicher, als unabweisliches Zeitbedürfniß in religiöser und geselliger Hinsicht betrachtet. Auf alle jene Gesetze und Vorschriften kommt es ja nicht im Mindesten an. „Was ist und vor uns war, hat darum noch kein Recht fortzubestehen und etwas Künftiges zu werden" (S. 179); darum eilet der Verfasser „aus der langen Reihe örtlicher, nationaler, oft nur individueller, in jedem Falle aber willkührlicher(!?), zufälliger(!) und eben daher auch jeder innern Ueberzeugungskraft ermangelnder Ansichten an das freie Licht „der Humanität" zur Aufsuchung sittlicher und eben daher auch religiöser, göttlicher Gesetze" (S. 182). Welche sind nun diese sittlichen und eben daher auch religiösen, göttlichen Gesetze, die nach Herrn v. Ammon „allein als verpflichtend für die ganze Menschheit betrachtet werden können"? Antwort: Lediglich solche, deren Bestimmungsgründe aus der Vernunft, dem Wesen Gottes und der Natur der Dinge entnommen sind. (S. 182 a. E.) Nach diesen müssen die gemischten Ehen, wie Herr v. Ammon meint, als ein Zeitbedürfniß, „von dem Vorwurfe der Sündhaftigkeit und der Verwerflichkeit vor Gott und dem Menschengeschlechte gänzlich befreit werden. (S. 183.) Denn was ist Sittlichkeit? Antw.: „Die Uebereinstimmung einer Hand-

lung mit dem Gesetze des Gewissens, welches die höchste Vervollkommnung und Beglückung des Menschen zum Zweck hat". Diesem aber entsprechen die gemischten Ehen ganz und gar, und zwar: 1) „in Hinsicht der Beglückung, weil der Mensch ein geselliges Thier (sic) ist und die Völker sich, wie die Familien, schon des Friedens und der Sicherheit wegen immer näher befreunden müssen": 2) in Hinsicht der Vollkommenheit, weil die Erfahrung lehrt, daß die Nationen als Raçe (sic) ausarten und sich in eben dem Verhältnisse mißgestalten, als sie sich von einander absondern, während die möglichste Mannigfaltigkeit, wie bei den Pflanzen und Thieren, die Stämme veredelt und die vollkommenste Entwicklung ihrer sinnlichen und geistigen Anlagen befördert". — Das sind denn die von Herrn v. Ammon der Vernunft und der Natur der Dinge entnommene Beweggründe des höchsten Sittengesetzes. „Nehmen wir", sagt er aber weiter (S. 184), „den Willen Gottes und seine Ordnung in der Natur zu Hülfe, so finden wir, daß alle Menschen eine Abstammung, eine Bestimmung, einerlei Anlagen und Bedürfnisse gemein haben; Liebe ist das erste und heiligste Band unseres Geschlechtes; Christus hat die Scheidewand zwischen Juden und Heiden aufgehoben, und will auch durch eheliche Verbindungen zwischen ihnen die allgemeine Verbreitung seiner menschenbeglückenden Religion verbreitet wissen". Demnach sind alle kirchlichen Verbote gegen gemischte Ehen nur als verwerfliche Folgerungen aus unhaltbaren Voraussetzungen zu betrachten, und um so weniger zu dulden, als „ein alter Religionszwist immer auch zugleich eine alte Thorheit und Sünde ist". Wer wird nicht staunen vor solcher Tiefe und Erhabenheit der Wissenschaft? Wer wird nicht zurückweichen vor solcher Schärfe der Logik und so gewaltiger Schlußkraft? Das niederschmetternde Gewicht der eben beigebrachten Argumentation ist um so unverkennbarer, als dieselbe augenscheinlich nicht bloß die, am Ende doch nur als eine untergeordnete Frage zu betrachtende, Rechtmäßigkeit der gemischten Ehen, sondern auch,

was dereinst viel wichtiger werden kann, eben so die Recht-mäßigkeit der libido vaga, ja sogar des Incestes u. dgl. zu erweisen vollkommen geeignet ist. Welch ein Gewinn für die kommenden Geschlechter! Und wie sehr hat Herr von Ammon recht, sich über die Bornirtheit der ihm vielleicht nicht hinlänglich dankbaren Mitwelt mit der dereinstigen Anerkennung der hoffentlich freisinnigeren Enkel zu trösten!

Wir fühlen uns natürlich nicht stark genug, mit einem solchen Kämpen zu streiten, und das wird uns hoffentlich Niemand verübeln. Desto mehr erwarten wir von seinem Edelmuthe, daß er in Zukunft nur mit Nachsicht und Wohlwollen des Vereines gedenke, von dem man ihm ganz fälschlich, wie er nun selbst erkennen wird, hinterbracht hat, daß er einen Heereszug gegen die Protestanten aufzurufen beabsichtige (S. XIII). Wir erwarten dieß selbst dann von ihm, wenn etwa ein Mitglied dieses Vereines, wie der Schreiber gegenwärtiger Zeilen, hinsichtlich der S. 199 vorkommenden Anspielungen auf ein katholisches Land, wo angeblich die Protestanten ihres Lebens bei weitem nicht so froh werden können, als die Katholiken (z. B. der Erzbischof von Köln u. A.!) unter den Protestanten; wo sie von dem Eifer der Herrschsucht des Clerus mancherlei Drangsale und Unbilden zu erfahren haben, in aller Bescheidenheit bemerken müßte, daß das Alles rein gelogen sey.

Nachschrift.

Die preußische Staatszeitung hat in Nro. 51 d. J. die Schrift, von der wir eben sprachen, zum Gegenstande eines langen, umständlichen Aufsatzes gemacht. Ein Beweis, daß selbe in Folge der Unsicherheit und Verwirrung, die über alle Grundfragen des Lebens nunmehr eingerissen, wirklich einen Grad von Auf-

merksamkeit erregt hat, dessen wir sie an und für sich nicht fähig gehalten hätten. Als ein besonderes, ja ganz eigenthümliches Verdienst hebt es vor Allem die Staatszeitung an unserer Schrift hervor, daß sie die sittliche Bedeutung der gemischten Ehen ins Auge fassen, und aus der heiligen Schrift und der Geschichte erörtern zu müssen geglaubt habe, um dadurch für die Beantwortung der sie betreffenden Rechtsfragen eine feste und sichere Grundlage zu gewinnen, während die Masse der von protestantischen Schriftstellern wenigstens bisher erschienenen Schriften sich, ohne Berücksichtigung dieses Punktes, hauptsächlich nur auf dem Gebiete des Rechtes bewegt habe. Eine Bemerkung, welche gewiß merkwürdig und bezeichnend genug ist für den Standpunkt und das bisherige Verfahren unserer Gegner. Wir wollen nicht erst daran erinnern, daß das Recht, woran dieselben sich gehalten, entweder von ihnen selber gemacht, oder eine Corruption und ein Mißbrauch war, die sie für Recht zu erklären beliebten. Wir glauben aber darum nicht, daß es bloß zufällig und ohne Vorbedacht geschehen sey, daß die meisten protestantischen Schriftsteller auf das dem Herrn von Ammon hier nachgerühmte besondere Verdienst verzichtet haben, und zweifeln ob, außer der Staatszeitung, Viele auf der Gegenseite es ihm sonderlich hoch anrechnen werden, den Boden betreten zu haben, den sie mieden, und auf dem er sich noch dazu mit so bewunderungswürdigem Geschicke bewegt. Wie dem übrigens sey, die Staatszeitung befleißt sich einer großen Unpartheilichkeit, das müssen wir anerkennen. Sie gesteht, „daß es theils einer tieferen philosophischen Grundlage, als der Verfasser seiner Untersuchung gegeben, theils eines gründlicheren Eingehens in die von ihm beleuchteten geschichtlichen Thatsachen bedurft hätte", ja „daß ihr bei der von Herrn v. Ammon aufgestellten Ansicht die sittliche Natur der Ehe aufgehoben zu seyn scheine". Das ist gewiß in Hinsicht auf das Buch Alles, was man bei dem jetzigen Zustand der Dinge nur verlangen konnte, und dessen ganze Nichtigkeit als Beitrag zur Polemik des Tages ist damit zur

Genüge ausgedrückt. Abermals ist also jenseits Einer aufgetreten, mit dem es nach dem Urtheile seiner eigenen Leute Nichts ist. Nun sucht aber die preußische Staatszeitung ihre eigene edlere, sittlichere und somit christlichere Ansicht zu begründen, und zwar mit solcher Unpartheilichkeit, daß sie selbst, im Gegensatze der vielgepriesenen Landesgesetzgebung, die dem Vater das ausschließende Recht giebt, die Confession der Kinder zu bestimmen, die Meinung aufstellt, daß für den Fall, wo die Ehe durch frühzeitigen Tod des Vaters gelöst wird und unmündige Kinder zurückblieben, deren Erziehung im eigentlichen Sinne des Wortes noch nicht begonnen hat, sondern nun Recht der Mutter wird, dann auch der Confession der Mutter vor der des verstorbenen Vaters der Vorzug gegeben werden sollte. Aber was kommt dabei heraus? — Das unumwundenste, wenn gleich unabsichtlichste Zeugniß für das volle Recht der katholischen Kirche.

„Eine gemischte Ehe in dem Umfange, wie sie Herr v. Ammon nimmt, welche die Religionsverschiedenheit nicht als ein verschwindendes, sondern als ein bleibendes Moment enthält, würde in der wichtigsten Beziehung des Menschen, im Glauben, einen Zwiespalt zulassen, der das Wesen der Ehe selbst und ihre sittliche Natur tief verletzt“...... „Sie verlangt .... wesentlich Einheit des Glaubens, wenn sie anders ihrem Begriff entsprechen und mit allen Wirkungen einer christlichen Ehe zu Stande kommen soll“..... Die gemischte Ehe beginnt „allerdings mit einem Gegensatz, der sich aber durch das gemeinsame Leben bis auf einen gewissen Grad vermittelt, indem die eine der beiden Confessionen, sey es nun die des Mannes oder der Frau, zur herrschenden in der Familie wird, der sich die andere unterordnet, und von ihr Einwirkungen erfährt, ohne sich selbst dabei aufzugeben. Allerdings setzt dieses voraus, daß sich nicht beide schroff einander gegenüberstellen, sondern die gemeinsame Grundlage anerkennen, auf der sie beruhen, womit dann auch der Punkt gegeben ist, von wo aus sich die eine der anderen nähern

und von ihr Einflüsse erfahren kann. Es ist dieß aber überhaupt Grundbedingung der gemischten Ehe, ohne welche sie als sittliches Verhältniß nicht zu Stande kommen kann. Welche von beiden Confessionen nun den Sieg davon getragen, dies tritt dann in der religiösen Erziehung der Kinder hervor"....

Also um den Sieg der einen Confession über die andere handelt es sich bei jeder gemischten Ehe nothwendig, und derjenige von beiden Theilen, der bei der Eingehung derselben dem Anderen die Bestimmung der Confession der Kinder überläßt, bekennt sich von vorn herein schon als den Besiegten. Wahrlich etwas Anderes hat auch der Papst nicht gesagt, als er in seinem Breve vom 5. März 1830 erklärte, daß dergleichen Ehen nicht wenig Difformität und geistliche Gefahr mit sich brächten, und deßwegen von der Kirche verabscheut würden. Wer bei so bewandten Umständen der Kirche diesen Abscheu verübelt oder gar als unbegründet ausreden möchte, der erinnert nur zu lebhaft an den vortrefflichen Bürgermeister Hirzel, der den Zürichern zuredete, sich den Dr. Strauß als Professor der Dogmatik gefallen zu lassen, weil ja am Ende doch die Wahrheit sich herausstellen werde. Alles Raisonnement der Staatszeitung darüber, daß das Verbot der gemischten Ehen unter Christen verschiedener Confessionen nicht in einer tieferen, dem Christenthum eigenthümlichen Auffassung der Ehe, sondern lediglich in dem besonderen Verhältniß der katholischen Kirche zu den ihr gegenüberstehenden Häresien seinen Grund habe, und daher jetzt aufhören müsse, wo die Stellung der Confessionen zu einander eine ganz veränderte geworden und der Begriff der Ketzerei in seiner früheren Bedeutung verschwunden sey, es fällt jenem Geständnisse gegenüber völlig in Nichts zusammen. Denn keineswegs ist die Stellung der katholischen Kirche zu den anderen Confessionen dahin verändert, daß sie sich und ihre Glieder als die Besiegten ihnen preisgeben müßte, und der Begriff der Ketzerei, der in bürgerlicher und politischer Hin-

sicht, im Sinne des älteren Staatsrechtes, aufgegeben worden, besteht in kirchlicher Hinsicht allerdings noch in seiner ganzen Schärfe und Bedeutung auf Seite aller derjenigen, die an eine objective Wahrheit und eine historische Offenbarung glauben, und daher der Meinung seyn müssen, daß der Besitz derselben dem Geiste und der Seele heilsam, deren Entbehren aber oder die Aufnahme des entgegenstehenden Irrthums verderblich sey. Der Standpunkt gilt noch für die gläubigen Protestanten, wie für die Katholiken, und wenn unter den Vertheidigern der gemischten Ehen viele Protestanten, im Sinne der Staatszeitung, sind, die, ohne gerade gemeine Proselytenmacherei dabei zu beabsichtigen, die Beförderung der gemischten Ehen mit dem Glauben vereinbaren und den christlichen Boden dabei festhalten zu können glauben, so sind es nur solche, die von der Verschmelzung der geschiedenen Confessionen in den Hauptwahrheiten, mit Aufopferung der trennenden Nebenpunkte, eine neue Blüthe und Entwicklung der christlichen Kirche in künftigen Zeiten erwarten. Diese legen aber damit von selbst das Geständniß ab, wie sie an ihrer eigenen Confession, so wie sie jetzt bestehet, irr und zweifelhaft geworden sind, und je größer ihre Zahl, desto offenbarer der Ruin des Protestantismus. Gegen die katholische Kirche mögen sie immerhin streiten und sich verwahren; aber ihren rationalistischen Gegnern, wie sehr sie auch sie perhorresciren und von sich stoßen mögen, stehen sie näher, als sie glauben. Davon giebt des Herrn v. Ammon's Schrift und deren Recension in der preußischen Staatszeitung einen neuen Beweis.

XXXII.

Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert.

Von Dr. Fr. Förster, Preuß. Hofrathe, des eisernen Kreuzes und St. Georgen-Ordens Ritter. Dritter Band. Potsdam 1839. (Auch unter dem besondern Titel: Friedrich August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen; seine Zeit, sein Cabinet und sein Hof.)

Herr Hofrath Fr. Förster in Berlin hat sich durch die Auffindung und Bekanntmachung der Correspondenz Wallensteins mit Arnimb, so wie der nachgelassenen Papiere des Grafen Seckendorff manches Verdienst um die Aufhellung der Geschichte des 17ten und 18ten Jahrhunderts erworben. Von mehreren Seiten ist aber bereits bemerkt worden, daß es den Geschichtsfreunden angenehmer gewesen wäre, wenn er sich auf eine geordnete und vollständige Herausgabe jener Actenstücke beschränkt, und seine eigenen Zugaben, welche nur eine unnütze Vertheuerung bezweckten, weggelassen hätte. Die in Meuselwitz gefundenen Seckendorffischen Papiere gaben ihm den Stoff zu den drei Bänden über Friedrich Wilhelm I., so wie zum ersten und zweiten Bande der „Cabinette und Höfe Europas im 18ten Jahrhundert." Jetzt ist aber dieser Stoff ausgegangen und der kürzlich erschienene dritte Band des letztern Werkes, welcher sich mit der Geschichte König Friedrich Augusts II. von Polen (von den sächsischen Geschichtschreibern gewöhnlich Friedrich August I. genannt) beschäftigt, ist eine Compilation längst bekannter Dinge. Sogar das dem Verfasser von Herrn Böttiger in Erlangen mitgetheilte Manuscript: „Les caractères de la cour de Pologne," wovon S. 286 bis 344 eine vollständige Uebersetzung gegeben wird, ist laut eigenem Eingeständniße bereits zweimal gedruckt.

Wie vorauszusehen war, bietet der Uebertritt Friedrich Augusts zur katholischen Kirche Herrn Förster einen weiten Spielraum für die Manifestation seiner protestantischen Gesinnungen. Wir sind weit entfernt, einen solchen Uebertritt, wenn er, wie hier geschehen, aus rein weltlichen Beweggründen hervorgeht, für einen Gewinn unserer Kirche anzusehen, so wie wir auch auf der anderen Seite es für keinen Verlust halten können, wenn aus ähnlichen Rücksichten der Protestantismus Erwerbungen macht, da in dergleichen Fällen meistens gänzlicher Indifferentismus dem entscheidenden Schritte vorhergegangen ist. Bei Friedrich August scheint dieses ebenfalls vollkommen der Fall gewesen zu seyn, wenn auch die beiden bekannten Anekdoten von dem aus dem Fenster geworfenen Jesuiten und von dem Jagdhunde mit dem Rosenkranz, welche der Verfasser mit sichtlichem Vergnügen dem lügenhaften Pöllnitz nacherzählt, offenbare Erdichtungen sind. Welche Glaubwürdigkeit dieser Baron Pöllnitz verdient, darüber kann man das Journal secret du baron de Seckendorff nachlesen. Friedrich II. sagte von Pöllnitz, er sey „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen dürfe.“ Und Cramer in seinen Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora von Königsmark weist nach, daß die von Pöllnitz verfaßte Saxe galante mehr Dichtung als Wahrheit enthält. Demungeachtet hat Herr Förster ganze Seiten aus diesem lasciven Buche ausgeschrieben.

Noch ausführlicher wird der Religionswechsel des Kurprinzen Friedrich August, und die hiedurch in Sachsen entstandene Aufregung besprochen. Zur Beruhigung der streng lutherischen Gemüther sah sich König August veranlaßt, eigene Versicherungspatente ergehen zu lassen, in welchen er betheuerte, daß an dem Religionszustande durchaus nichts geändert werden sollte. „Wir haben,“ heißt es in einer dem protestantischen Ministerium gegebenen Erklärung, „wie bekannt, nie Jemanden in Religionssachen den geringsten Zwang oder Gewalt zugefügt, wohl wissend, daß der Glaube eine Gabe des Höchsten, und es billig sey, daß unsere lieben, ge-

treuen Unterthanen eben die Gewissensfreiheit genießen, die Unsers Prinzen Liebden jederzeit gestattet" *).

Des Contrastes wegen wollen wir einige Stellen aus den „Erinnerungen" hier anfügen, welche die Landstände, durch jene wiederholten Versicherungen nicht beruhigt, an ihren Kurfürsten richteten. Sie begehrten, daß

1) „kein Simultaneum, es sey obgleich zu andern Stunden, in denen Kirchen, Schulen und Gebäuden, wo die Evangelischen ihren Gottesdienst und Information zu halten pflegen, oder mit Wegnehmung derer Chöre, oder mit Erbauung neuer, oder mit Wiederaufrichtung wüste stehender oder gar eingefallener Kirchengebäude eingeführet",
2) „alles heimliche und öffentliche Exercitium der römisch-katholischen Religion, außer bei Sr. Königl. Majestät selbst eigenen hohen Gegenwart untersaget",
3) „keine Actus publici und solemnes Religionis, als Begräbnisse mit Sang und Klang, Begleitung armer Sünder zur Gerichtsstätte, Processionen, Aufrichtung gewisser Säulen in öffentlichen Straßen u. dgl. erlaubet",
4) keine Jesuiten oder Ordensbrüder in Ordenskleidern zu erscheinen, noch weniger zur Erbauung von Klöstern, Seminarien, Collegien, oder wie die Namen zu erdenken, Erlaubniß ertheilet",
5) „kein päpstlicher Nuntius, Bischof oder Prälat, es sey denn bei Ihrer Königl. Majestät hohen Gegenwart **), mit öffentlichem Aufzug angenommen, noch weniger aber dem ersteren eine Jurisdiction und Exercitium seines vermeintlichen Officii, zu welcher Zeit und über welche Religionsverwandte es auch sey, eingeräumet",
6) „keinem Katholischen kein fundum und unbeweglich Gut, es sey groß oder klein, Lehen oder Erbe, zuzuerkennen, Hypothek oder anderes jus reale hierauf zu erlangen, zugelassen",
7) „keinem das Bürgerrecht, Innungsfähigkeit u. dgl. gestattet, oder sonst den jetzigen Religionszustand zuwiderscheinende Befreiungen, Executionen, oder was nur auszusinnen, zugestanden werde; inmassen man sich mit desto mehrerer Behutsamkeit gegen diesen Feind zu bewahren, als selbiger seine Wolfsart unter dem Schaafpelze zu verdecken, bei der geringsten Gelegenheit seinen fressenden

*) Fabri Staatskanzlei, Th. 30, S. 542.

**) Bei Hrn. Förster heißt es gar: „es sey bei J. K. M. hoher Gegenwart, oder nicht".

Rachen und reißende Klauen blutdürstig zu gebrauchen weiß“ *).

Wir fragen, auf welcher Seite erscheint hier die Toleranz?

S. 221 und 239 nimmt der Verfasser keinen Anstand, in extenso zwei apokryphe Actenstücke einzurücken, welche zu jener Zeit offenbar nur in der Absicht fabricirt wurden, die Aufregung unter den Protestanten zu vermehren, und von welchen Hr. Förster selbst zugeben muß, daß sie wenigstens verfälscht, wo nicht gänzlich erfunden seyen; nämlich 1) „Copia der Secreten Staatsfinten aus Ihrer päpstlichen Heiligkeit eigenem Cabinet und Collegium der 70 Aeltesten in Eil aufs Tapet vergebens gebracht“; eine plumpe Erdichtung, worin unter Anderm dem Papste die Absicht zugeschrieben wird, in Leipzig eine Wechselbank von 12 Millionen zu errichten, verschiedene, zur Zeit der Glaubenstrennung versteckte Kirchenschätze auszugraben u. dgl. Unsinn mehr; 2) „das Glaubensbekenntniß, welches der Kurprinz am 2. Julius in Baden bei Wien abgelegt haben soll“; welches von jedem der katholischen Glaubenslehre nur einigermaaßen Kundigen sogleich als ein protestantisches Machwerk erkannt werden muß. Hr. Förster meint sehr scharfsinnig, die auf der k. Bibliothek zu Berlin befindliche Abschrift dieses Glaubensbekenntnisses scheine von einem Katholiken herzurühren; und warum? weil am Rande mit Bleistift geschrieben steht: „vom Herrn Bruder J. G. Ch. z. W.“ und diese Buchstaben vielleicht bedeuten: „Jesuit G. Ch. zu Wien.“ Wahrlich, mit solcher Auslegungsgabe ausgerüstet, könnte man wohl auch beweisen, daß die Jesuiten an der Sündfluth oder dem bethlehemitischen Kindermorde Schuld trügen.

Es war wohl nicht anders zu erwarten, als daß das sogenannte „Thorner Blutbad“ auch in dieser Geschichte wieder figuriren würde, wobei natürlicher Weise die obligaten Ausfälle auf die Jesuiten nicht fehlen durften. „Auch in Polen,“ sagt Herr Förster, „verlangten die Jesuiten Bluthochzeit und Autodafés.“ Wir müssen hier abermals den äusser-

*) Fabri Staatscanzlei Th. 33, S. 468.

ordentlichen Scharfsinn des Verfassers bewundern. Also die Jesuiten sind die wahre Ursache der Bartholomäusnacht in Frankreich, so wie der von der spanischen Inquisition angeordneten Hinrichtungen! Es ist nur unbegreiflich, daß Herr Förster nicht schon längst mit dieser wichtigen Entdeckung hervorgetreten; in früherer Zeit würde er damit vielleicht mehr Glück gemacht haben, als jetzt. — Was die Thorner Angelegenheit selbst betrifft, welche hier nächst den Jesuiten hauptsächlich dem katholisch gewordenen König August zur Last gelegt wird, so wollen wir nur bemerken, daß die Hinrichtungen zu Thorn in Folge eines blutigen Aufruhrs, einer hierauf angestellten förmlichen Untersuchung, und eines auf dieselbe gegründeten richterlichen Urtheiles erfolgten. Herr Förster hat uns selbst erzählt, daß man in Preußen sich zu derselben Zeit über dergleichen Formalitäten hinauszusetzen wußte; denn der von ihm so hoch gepriesene K. Friedrich Wilhelm I. pflegte nicht nur ergangene Erkenntnisse bis zur Todesstrafe zu schärfen, sondern er ließ auch ohne Urtheil und Recht hängen und köpfen, wenn es ihm gut dünkte. Man kann in der Biographie dieses Monarchen die erbauliche Geschichte nachlesen, wie ein ganz unschuldiger Lieutenant Rödel nahe daran war, den Tod am Galgen zu erleiden, weil der Commandant von Berlin ein Billet des Königs falsch gelesen hatte, worin ihm befohlen wurde, den Rädelsführer meuterischer Handwerksgesellen hängen zu lassen. Ein Obersteuereinnehmer, welchen das Gericht zu vier Jahren Festungsstrafe verurtheilt hatte, ward auf des Königs ausdrücklichen Befehl gehängt, während später sich seine völlige Unschuld erwies. Dagegen wurden die Criminalgerichtsräthe, welche einen großen Musketier wegen Diebstahls und gewaltsamen Einbruchs zum Tode verurtheilt hatten, vom Könige eigenhändig geprügelt und das Urtheil cassirt.

Im Vergleiche mit solcher Despotie erscheint Friedrich August, welcher auch in Thorn den zum Tode verurtheilten aber entflohenen zweiten Bürgermeister später begnadigte, wirklich liebenswürdig. Wenn man ihm auch eine zu große Prachtliebe

und Verschwendungssucht, so wie die damals leider an den meisten Höfen herrschende Unsittlichkeit mit Recht vorwerfen kann, so zeichnete er sich doch durch den Schutz, welchen er Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ, so wie durch feinere Bildung, vortheilhaft vor dem preußischen Könige und manchen anderen Fürsten seiner Zeit aus. Schon Cramer in seinen Denkwürdigkeiten der Gr. Königsmark, und Schlosser in seiner Geschichte des 18ten Jahrhunderts, noch mehr aber Förster in dem vorliegenden Bande, zeigen uns nur die Schattenseite in dem Gemälde der Regierung Friedrich Augusts. Es ist unbestritten, daß unter seinem Scepter das sächsische Land — die Zeit der schwedischen Invasion abgerechnet — des blühendsten Wohlstandes genoß; Handel und Gewerbsfleiß erhoben sich auf eine früher nie erreichte Höhe, wozu die Verbindung mit Polen viel beitrug. Dresden wurde durch die von diesem Regenten unternommenen Bauten eine der schönsten Städte Europas. Die damals gesammelten Kunstschätze ziehen noch jetzt Schaaren von Fremden dahin. — Nun noch einige der vielen historischen Ungenauigkeiten, welche uns in vorliegendem Bande aufgefallen sind.

S. 29 ist unter den Bewerbern um die polnische Krone, nach Sobieskys Tode, auch der Kurfürst von Bayern genannt. Dieß ist aber unrichtig. Allerdings erhielt Max Emanuel Aufforderungen aus Polen, sich um die Krone seines verstorbenen Schwiegervaters zu bewerben; allein einestheils wollte er nicht seinen eigenen Schwägern in den Weg treten, anderntheils war er damals zu sehr mit den Angelegenheiten der spanischen Succession beschäftigt, als daß er jene Aufforderungen berücksichtigen konnte.

S. 196 sagt Hr. Förster: „Der Tod Kaiser Josephs I., welcher den 17. April 1711 erfolgte, berührte die europäischen Angelegenheiten wenig“. Nun trifft es sich aber unglücklicher Weise, daß gerade dieser Tod Josephs I. von entscheidendem Einfluße auf den Gang der europäischen Politik war. Denn durch dieses Ereigniß ward der von beiden Seemächten bisher in seinen Ansprüchen auf die spanische Monarchie unterstützte Erzher-

zog Carl auch der Erbe der gesammten österreichischen Lande, so daß er ein größeres Besitzthum, als selbst Carl V., in einer Person vereinigt haben würde, was weder England noch seinen Verbündeten zusagen konnte. Von diesem Augenblicke an war es entschieden, daß eine Ausgleichung zwischen Frankreich und den Seemächten zu Stande kommen würde, und der Utrechter Friede war die nächste Folge davon.

Des Spaßes wegen erlauben wir uns die Frage, warum Hr. Förster, als er S. 165 auf eine der ernsten Historie wohl nicht sehr würdige Weise ein nach dem alten Gassenhauer „Ei du lieber Augustin" auf König August gemachtes Spottlied anführte, aus dem gereimten Liede ein ungereimtes gemacht, und statt „Alles ist hin", gesetzt hat, „Alles ist weg"?

Am Schluße der Vorrede zieht der Verf. mit Haaren die Gelegenheit herbei, einen Ausfall auf die Wortführer und Vorkämpfer der katholischen Sache zu machen. Wenn er glaubt, ihnen durch seine Invectiven wehe gethan zu haben, so mag er sich nicht wenig täuschen. Selbst Schuhu Görres wird dabei sehr gleichgültig bleiben. Die Eule ist das Sinnbild der Weisheit, und der Schild, welchen Görres im Athanasius und in den Triariern Hrn. Förster und seinen Gesellen vorhielt, mag ihnen wohl als das Medusenhaupt erschienen seyn. Auch Schreiber dieses bescheidet sich gerne, unter das verrufene papistische Nachtgevögel gerechnet zu werden, macht dagegen Hrn. Förster die Ehre nicht streitig, unter die Eintagsfliegen zu gehören. Das geistreiche Wortspiel Satanasius aber können wir keiner Antwort würdigen. So weit ist es also mit Euch gekommen, daß Ihr zu solchen Mitteln Eure Zuflucht nehmen müßt! Ach du lieber Augustin! möchten wir hier ausrufen, um uns wenigstens eines Citates aus dem vorliegenden Buche zu bedienen.

XXXIII.

Die barmherzigen Schwestern in Spanien.

Ein Engländer Edward Bell Stephens, geboren aus Irland, der im Jahr 1836 Spanien besuchte, und im Winter der Belagerung von Bilbao beiwohnte, gibt uns von dem mildthätigen und heldenmüthigen Wirken der barmherzigen Schwestern in Navarra, auf dem Schauplatze jenes greuelvollen Krieges, anziehende Nachrichten. Es ist tröstlich, daß es dort, wo täglich so viele und so tiefe Wunden geschlagen werden, auch noch Hände gibt, die ihrer warten, und Herzen, die von Mitleid erfüllt, die Leidenden trösten; darum wird diese Mittheilung über ein kirchliches Institut, das sich auch anderwärts so große Verdienste erworben hat, und auf das die Augen so Vieler in Deutschland gerichtet sind, hier nicht unpassend seyn. Der Engländer erzählt als Augenzeuge: „Don Karlos besuchte an demselben Tage die Verwundeten im Kloster zu Yrache, und erfreute die braven Leute aufs Höchste durch sein edles Mitleid und die Güte, die er ihnen bewies. Von Don Sebastian und Generälen, Geistlichen und Kammerherren begleitet, besuchte er jedes Gemach. Eine rührende Scene fand dort statt: Ein verwundeter Grenadier starb in den Armen seines Weibes, die zum Besuch gekommen war. Die arme Frau konnte sich nicht trösten. Don Karlos bemühte sich, sie zu beruhigen, indem er ein Geschenk von zehn Dollar hinzufügte. Die Verwundeten sagten: würden sie den König nur jeden Tag sehen, so würden sie bald gesund werden. In diesem Kloster, das in ein Gränzhospital verwandelt wurde, sah ich alle Verwundeten mit besonderen Betten wohl versehen und unabläßig gepflegt von barmherzigen Schwestern, die zum Kloster gehören. Hierhin waren 120 arme Bursche nach dem letzten Gefecht gebracht worden; darunter sieben so schwer verwundet, daß sie bald darauf starben. Aber gewiß nicht aus Mangel an guter Pflege, denn nie sah ich Soldaten in England besser gehalten; sie erklärten sich auch vollkommen zufrieden mit ihrem Arzte und seiner Behandlung. Sie nahmen den ganzen ersten und zweiten

Stock des großen Vierecks ein, das rund um eine Quelle gebaut ist, die im Mittelpunkte fortdauernd spielt. Nicht ein Mann lag ebener Erde. Jeder, den wir sprachen, war am Schenkel oder an den Hüften verwundet. Ein armer Bursche machte eine besondere Ausnahme. Er war zum drittenmal durch die Wangen geschossen. So hartnäckig jedoch ist der Geist, der in allen Ständen lebt, daß ich mich nicht wundern würde, wenn er sich wieder in den Kampf gewagt hätte, obschon ihm eine Pension, den Tag eine Peseta, auf Lebenszeit ganz sicher war. Diesen Ehrengehalt zahlt Don Karlos ohne Unterschied für Wunden und ausgezeichnete Tapferkeit.

Die baskischen und navarresischen Frauen scheinen treffliche Krankenpflegerinnen zu seyn. Keine falschen Begriffe von Delicatesse hindern sie an ihren unumgänglichen Diensten; sie wissen, daß der Wundarzt Arme und Beine amputiren muß, daß er ihres Beistandes bedarf, den sie auch voll Barmherzigkeit gewähren. Sie scheinen von der Existenz ihrer Nerven nichts zu wissen, und werden darum selten ohnmächtig. Um so besser sind die Verwundeten ihres Muthes wegen bedient. Die barmherzigen Schwestern und andere Monjas (Nonnen), deren Regel Besuch und Pflege der Kranken gestattet, weihen sich diesem Berufe mit einem Ernst und einem Eifer, die nicht genug bewundert werden können. Manche von ihnen haben eine Erziehung erhalten, und sind in hohem Grade gebildet. Wenn sie die Besorgung eines Spitales übernehmen, so ist Alles des guten Erfolges gewiß. Ihre gewissenhafte Pünktlichkeit und wohlwollende Sorgfalt bewirkt vielleicht mehr für ihre Kranken, als größeres Geschick, von einer bloß bezahlten Pflege unterstützt, in England vermag. Chirurg, Apotheker und Patient, alle vertrauen auf die wachsame Sorge der barmherzigen Schwester. Sie reicht den Becher der Hoffnung mit einer Hand dar, und den der Resignation mit der anderen. Sie tritt zum Bette des Kranken mit jeder möglichen irdischen Hülfe und mit geistlicher Tröstung. Kurz, wenn eine Heilung möglich ist, so bewirkt sie dieselbe. Diese ausgezeichneten Damen besorgten pflichtgetreu das Hospital zu Yrache, und waren den Duldern zur Zeit des Gefechtes vom 13ten September

eine unschätzbare Wohlthat. Am 14ten jedoch bei Tagesanbruch gewahrten sie, wie der Feind mit Macht von den Höhen niederstieg und wie ein neuer Kampf gegen ihre unvertheidigten Thore heranrückte, und ihre Freunde (die Karlisten) davor zurückwichen. In diesem Augenblick trugen die Karlisten drei ihrer verwundeten Kameraden in das Spital. Die Lanziers des Feindes aber machten einen zahlreichen Angriff von oben herunter, und nöthigten dadurch dieselben zur Flucht mit Hintanlassung der Verwundeten, die von der christinischen Cavallerie vorsätzlich in Stücken gehauen wurden. Die Karlisten im Spital sahen diese schreckliche Metzelei unter ihren Fenstern, und alle, die ihre Bette verlassen konnten, eilten hinab, um durch eine Hinterthüre zu entwischen, jeden Augenblick gefaßt, ein gleiches Schicksal unter den Händen ihrer wilden Sieger zu erleiden. Da standen die barmherzigen Schwestern beständig bei dem Bette der Hülflosen und Sterbenden, um vielleicht mit ihnen lebendig verbrannt zu werden, ruhig ihres Schicksales gewärtig, denn wo die Christinos während ihrer Fouragirung irgend hinkamen, vernichteten sie alles karlistische Eigenthum, das sie nicht plündern oder mitnehmen konnten, und schonten auch die Häuser nicht, die es bewahrten. Zum Glück eilten in diesem Augenblicke die karlistischen Generäle Garzia und Pablo Sanz mit Verstärkungen herauf, und bewahrten das Spital und alle seine Bewohner vor der drohenden Zerstörung. Nur sechs Tage später besuchte ich dasselbe, und war ein erfreuter Zeuge nicht nur der ruhigen und unausgesetzten Hingebung dieser guten Schwestern, sondern auch der Aufmerksamkeit, Ordnung und Reinlichkeit, die ihre wachsame Freundlichkeit beobachtet, wo 120 arme Bursche von Schmerzen jeder Art darniederlagen. Die Dankbarkeit und das Vertrauen der Duldenden waren nicht minder sichtbar und erfreulich, und ich verließ das Kloster mit der festen Ueberzeugung, daß der Bürgerkrieg christliche Barmherzigkeit in diesem „rothen Lande“ nicht vernichtet hatte. Der Mensch hatte in der That Alles gethan, um eine Hölle auf die Erde zu bringen, doch weilten noch Geister von einer höheren, reineren, edleren Ordnung darauf, deren Beispiel und Einfluß ihr immer noch einen Theil des Segens bewahrte, den ihr der Himmel bestimmt.“

XXXIV.

Briefliche Mittheilungen

aus Marseille, von der Isar, aus Tirol, Schlesien und dem Haag.

Aus Marseille schreibt uns ein junger französischer Geistlicher, ein geborner Elsasser, der sich längere Zeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung in München aufhielt und den der Missionsberuf dann nach Algier bestimmte, folgende Nachrichten von allgemeinerem Interesse. „Mein Entschluß, als ich München verließ, war, wie Sie wissen, nach Afrika zu gehen, um zu sehen, ob der Augenblick endlich gekommen sey, in diesen so lange unfruchtbaren Gegenden den Baum des Kreuzes wieder zu pflanzen, der einst dort so blühend gewesen. Schon war ich nach Marseille gekommen, schon durcheilte mein Auge von den Küsten des mittelländischen Meeres sehnsuchtsvoll einen unermeßlichen Horizont, um die jenseitigen Ufer zu suchen, die so lange der Gegenstand meiner Wünsche sind: als mich der Bischof von Marseille in Kenntniß setzte, daß ich zur Ausübung der Seelsorge in Algier nothwendig geistlicher Jurisdiction bedürfte, die ich nur in Rom erhalten könnte, und daß er mir darum rathe, über Rom zu gehen. Nach reiflicher Ueberlegung folgte ich diesem Rathe und machte diese Reise in der angenehmen Gesellschaft eines ehemaligen Generalvicars von Mobile in Amerika, der seit Kurzem für das neue Bisthum Duhuque, 900 Stunden von Neu-Orleans den Missisipi aufwärts, ernannt ist. In Rom angekommen, erfuhr ich alsbald, daß man im Begriff stünde, einen Bischof für Algier zu ernennen.

Ich beschloß also, diese Ernennung dort abzuwarten und meine Zeit der Betrachtung dieser ewigen Stadt nnd ihrer ewigen Meisterwerke zu widmen. Wie viel sah ich nicht hier, was meine Bewunderung erweckte, wie vieles aber auch, was mich, besonders in der ersten Zeit, befremdete! Wohl aber habe ich daran gethan, mit meinem Urtheile zurückzuhalten. Wie manchem Irrthum und Mißverständniß wäre es nicht ausgesetzt gewesen? Man bedarf Zeit, um ein Land zu beurtheilen, das in so manchen Beziehungen von unseren Ländern des Nordens verschieden ist. Das Aeußere, die Hülle ist in Italien nicht

geeignet, den Fremden zu gewinnen, allein wenn er tiefer eindringt, so findet er einen guten Kern.

Zugleich benutzte ich auch meinen Aufenthalt zu Rom, um meine Sehnsucht nach Afrika reifen zu lassen; und welches Land wäre dazu besser geeignet gewesen, als jenes, das die Herrscher der Welt geboren. Der Professor der Propaganda, Herr Theiner, drang besonders in mich zur baldigen Ausführung und so kehrte ich nach dreimonatlichem Aufenthalt, so wie die Ernennung des Bischofs von Algier erfolgt war, nach Marseille zurück. Mir schien jedoch, daß das sicherste Mittel, unsere Religion in Afrika wieder neu erblühen zu machen, wohl darin bestünde, eine große Zahl guter christlicher Familien, wie man sie in Menge im Elsaß findet, dort anzusiedeln, indem man ihnen Land nebst den zu seinem Baue nothwendigen Mitteln verschaffte. Auch der neugeweihte Bischof theilte meine Ansicht. Um aber einen so weit aussehenden Plan auszuführen, ist es nothwendig, die ganze Nation dafür zu interessiren und einen christlichen Nationalverein zur Bekehrung und Civilisation von Nordafrika zu bilden. Der Bischof setzte sich in Verbindung mit dem Prince de Mir, dem das französische Gouvernement große Besitzungen in Afrika verliehen hat und der dort seit mehreren Jahren wohnt, sich aber gegenwärtig in Marseille befindet. Der Fürst ging mit Begeisterung darauf ein und so wurde beschlossen, zu diesem Zwecke eine Gesellschaft zu bilden. Vorher jedoch beschloß ich, um freiere Hand zu haben, meine Angelegenheiten in der Heimath in Ordnung zu bringen und zu gleicher Zeit mich davon zu überzeugen, ob das Volk im Elsaß noch eben so zur Auswanderung geneigt sey wie damals, als ich vor drei Jahren es verließ und nach Deutschland ging. Auf meiner Durchreise durch Lyon fand ich viele Sympathie, im Elsaß traf ich überall Familien zur Reise nach Afrika bereit, als ich einen Brief des Fürsten zur schleunigen Rückreise erhielt. Zugleich zeigte er mir an, daß die Notabilitäten von Marseille an dieser Begründung unserer Colonie bereitwilligen Antheil nehmen wollten, und daß es gut sey, wenn die Statuten der Gesellschaft abgefaßt und bei der baldigen Durchreise des Bischofs von Algier durch Marseille demselben vorgelegt würden. Ich kehrte zurück, im erzbischöflichen Palais versammelten sich am 29. November also die ersten Theilnehmer unserer christlichen Gesellschaft: der ehemalige Bischof von Marseille und der gegenwärtige mit seinen beiden Generalvikaren, ferner der Bischof von Algier und sein Generalvikar, der Präfekt, die vier Glieder des provisorischen Comites, der Advokat zur Redaktion der Statuten, der Fürst und meine Wenigkeit. Hinsichtlich des Betrages des Capitals waren

die Ansichten verschieden, man setzte ihn zuletzt auf zwei Millionen fest, mit dem Vorbehalte, im Falle der Erfolg sich günstig erweisen würde, denselben allmählig auf zwanzig zu erhöhen. Meine Absicht war ursprünglich gewesen, eine Nationalsache hieraus zu machen, und damit jeder daran Theil nehmen könne, wünschte ich bei einem größeren Capital die Aktien auf 100 Franken, zahlbar in vier Terminen, zu setzen. Da aber die Majorität das Capital nur zu zwei Millionen ansetzte, so wäre auf diese Weise die erste verfügbare Summe zu unbedeutend gewesen; sie beschloß daher, daß die 100 Franken auf einmal gezahlt werden sollten, wodurch nothwendig der Kreis der Theilnehmer auf die Wohlhabenderen beschränkt wird. Dagegen fällt nun aber auch die Verantwortlichkeit der Majorität zu. Die eigentliche Schwierigkeit unsers Unternehmens begann aber jetzt erst mit der Anwerbung von Theilnehmern.

Dieß kann nur mit der größten Thätigkeit erreicht werden. Hauptsächlich haben wir dabei das Vorurtheil zu bekämpfen, das sich gegen den Fürsten erhebt, seiner bedeutenden Besitzungen in Algier wegen. Sind die nothwendigen Einleitungen in den vorzüglichsten Städten Frankreichs getroffen, dann werden der Fürst und ich nach Afrika gehen, um mit dem Bau zweier Dörfer zu beginnen.

Sie sehen, daß ich eine große Last auf meine Schultern genommen. Hätte ich dabei nur auf meine eigenen Kräfte gezählt, so wäre ich sehr vermessen gewesen. Ich glaube aber, daß Der, im Namen Dessen und zu Dessen Ehre ich dies Werk unternommen, mich nicht verlassen wird. Ich wiederhole mir oft die Worte des Psalmisten: In te domine speravi, non confundar in aeternum, in justitia tua libera me. Gottes Gerechtigkeit wird mich unterstützen, denn länger als ein Jahr flehte ich sie täglich, wie ein gehorsames Kind seinen geliebten Vater, inständigst an, daß sie mich meiner Gedanken in Betreff Afrikas befreien, und mich ruhig die Pflichten meines Berufes in dem elendesten Dorfe erfüllen lassen möchte; aber je mehr ich bat, je mehr befestigten sich meine Gedanken, und ebenso ermahnten mich die verständigsten und rechtschaffensten Männer, denen ich meinen Plan mittheilte, der innern Stimme zu folgen. Hätte ich länger gezögert, würde ich mir nicht den Vorwurf machen müssen: „modicae fidei, quid dubitasti?" Soweit das Schreiben unseres Freundes, dem eine gedruckte Aufforderung der Gesellschaft zur Theilnahme an den Actien, nebst den näheren Bedingungen, beigefügt ist. — Wir können diesem Unternehmen nur von ganzem Herzen den besten Fortgang wünschen, sowohl im Interesse der Bekehrung und Civilisation von Algier, als auch in dem so vieler bedürftiger Familien in der Heimath, die ihr

Heil in fremden Welttheilen suchen müssen. Denn es ist nur zu bekannt, welchem gränzenlosen Elende die unglücklichen Auswanderer, in physischer wie moralischer Hinsicht, an den fernen Küsten so oft entgegengehen, wenn sie rath- und hülflos, auf ihre eigene Bedürftigkeit beschränkt, sich in die Welt hinaus gestoßen finden, - eine Beute des sie von allen Seiten bestürmenden Elendes und ein Opfer eigensüchtiger Wucherer, die auf ihre Unkenntniß der Verhältnisse des Landes speculiren. Aus diesem Grunde müssen wir auch wünschen, daß diese Gesellschaft nie ihren religiösen Charakter aus den Augen verliere und recht viele Theilnehmer finde, die minder ihren Vortheil und einen Actiengewinn, als den heiligen und menschenfreundlichen Zweck im Auge haben. Jedenfalls sehen wir die Ausführung dieser Idee als eine Schuld aller Katholiken an, zunächst aber des französischen Volkes, gegen die von der Vorsehung in seine Hand gegebenen Länder der Nordküste Afrikas. Gelingt der Versuch, wie wir hoffen und wünschen, so könnten wir Deutsche, die gemachten Erfahrungen des praktischen französischen Sinnes benützend, vielleicht für Griechenland, zum Heile unserer zahlreichen Auswanderer und zum Schirme des dort errichteten Thrones, eine ähnliche Colonie begründen. Leider hat man bis jetzt die Auswanderungen in Deutschland gänzlich ihrem eigenen Schicksal überlassen, während eine Unterstützung und eine leitende Fürsorge sowohl den Auswandernden, wie ihrem alten Vaterlande, vielleicht unberechenbaren Gewinn gebracht hätten. Wie die Sachen jetzt stehen, hat Europa in Amerika nur einen feindlichen Nebenbuhler gewonnen, mit dem es durch keine politischen Bande, nicht einmal die der bloßen menschlichen Dankbarkeit verbunden ist.

Von der **Isar.** Es stand zu erwarten, daß die preußische Regierung zu der neuesten, mit Actenstücken belegten Erklärung des Erzbischofs von Posen und Gnesen, die er zu seiner Rechtfertigung und Abweisung der Verdächtigungen seines Charakters, gegen die von Niemanden unterzeichnete preuß. Darstellung vom 31. Dec. v. J. ohne allen Rückhalt, wie bekannt, ins Publikum gebracht hat, nicht stillschweigen, ebensosehr aber auch, daß die Regierung ihm, wenn sie sich in ihrem guten Rechte wußte, auf eine ernste, aber anständige, ihrer würdige Weise antworten würde. Die Erwiderung ist nun wirklich u. d. 18. Febr. d. J. in der preußischen Staatszeitung zum Vorschein gekommen, aber in einer Art gehalten, die zwar Vielen unerwartet seyn mochte, indessen den nicht überraschen konnte, welcher dem Gange der Ereignisse seit dem glorreichen Novembertag d. J. 1837 auch nur ganz obenhin gefolgt ist. Derselbe böse Geist, der zunächst von jenem Tage an die

Führer dieser Sache hetzt, von einer Verirrung zur anderen treibt und sie über gefährliche Abgründe blind dahinjagt und verfolgt, es ist derselbe böse Geist, der diese Erwiderung dictirt hat.

Dieselbe meint, in der Rechtfertigung des Erzbischofs läge viel Anreiz für die Regierung, eine amtliche Erklärung zu geben; mir aber scheint, ihre eigene Ehre gebiete dieses, da die anonymen Verfasser der Erklärung geradehin, und zwar durch authentische Actenstücke der Unwahrheit und der Verleumdung angeklagt werden. Solche harte Beschuldigung kann kein Privatmann auf sich beruhen lassen. Da sie den Erzbischof öffentlich angeklagt, so haben sie den Angegriffenen herausgefordert, auf dem von ihnen selbst eingeschlagenen Wege sich gegen die Anschuldigungen und Verdächtigungen zu rechtfertigen; und ihnen lag nun ob, da derselbe dieses in allen Ehren gethan, auf der nämlichen Bahn vorwärts zu gehen, und den von ihnen selbst vor das Tribunal der Oeffentlichkeit gezogenen Handel, auch vor demselben auszufechten. Da sie schon Einmal mit ähnlichen und noch schwereren Anklagen auf halbem Wege stehen geblieben, als sie zu spät erkannt, daß darauf unmöglich fortzukommen, und daher die Sache aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen, und in ihr von geheimnißumhülltes Rechtsgebiet, in welches mit Ausnahme der Wissenden keinem Sterblichen zu blicken vergönnt ist, verwiesen haben: so war nach einer nüchternen, und keineswegs schwierigen Erwägung zu erwarten, daß die Erklärenden, die den Erzbischof zuerst angegriffen, dadurch belehrt und gewarnt, nicht zum zweitenmale zu einem so unwürdigen Verfahren greifen würden. Aber nein! die gewöhnlichen Regeln der Klugheit finden hier keine Anwendung, und so ist denn das Unerwartete zum Vorschein gekommen; und man hat sich wieder in der eigenen, in der nämlichen Falle gefangen. Wie damals, so wollen sie auch jetzt wieder den ganzen Handel der Oeffentlichkeit entziehen, weil sie, wie man annehmen muß, vor ihr schwerlich bestehen möchten, oder, wie sie in wohlgetroffener Umschreibung sich ausdrücken: „weil sie (die Reg.) es nicht mit ihrer Würde vereinbar findet, auf eine weitere Erörterung der Darstellung des Erzbischofs in öffentlichen Blättern einzugehen“. Sonderbar! dieselben, die es nicht unter ihrer Würde gehalten, den Charakter eines hochgestellten Dieners der katholischen Kirche in öffentlichen Blättern zu verdächtigen, halten es nun der Würde der Regierung nicht angemessen, ihre öffentlich und mit kampfgerechten Waffen daraufhin angegriffene Ehrenhaftigkeit in Schutz zu nehmen! Sie zürnen dem Erzbischof, daß er statt der gesetzlichen Vertheidigung, wozu sich ihm durch die Eröffnung des gerichtlichen Ver-

fahrens, wie sie meinen, schickliche Gelegenheit dargeboten, diesen Weg ergriffen. Aber warum haben denn sie das „Urtel“ nicht abgewartet, und sich der Gefahr ausgesetzt, sich etwa durch dasselbe einer falschen Anklage überwiesen zu sehen? Das setzte eine Kurzsichtigkeit voraus, die man ihnen schwerlich zutrauen darf; oder soll man annehmen, daß das Urtheil, noch ehe das gerichtliche Verfahren geschlossen, vielleicht schon ehe es eingeleitet war, von vornhinein feststehe, und dieses nur angeordnet worden ist, damit doch wenigstens der Form ein Genüge geschehe und der äußere Anstand nicht zu Schaden komme. Schon einmal hat die Staatszeitung es also, in der Sache des Pfarrer Beckers, mit einem richterlichen Erkenntniß vor gesprochenem Urtheil, gehalten.

„Es ist nur eine neue Verirrung des Erzbischofs“, so schließen die Erzürnten ihre Replik, „daß er den Rechtsweg verschmäht, und eine ungesetzliche Vertheidigung mittels öffentlicher Aufregung der Gemüther gesucht habe“. Aber wenn, wie man nach dem eben Gesagten annehmen könnte, das Urtheil schon vor der eingeleiteten oder doch vor geendeter Untersuchung gefunden und abgemacht worden, wo wäre für eine fruchtbringende Vertheidigung, die zudem wahrscheinlich nie das Tageslicht erblickt haben würde*), noch Platz gelassen? Dies kömmt mir vor, als wenn man Jemanden, kurzen Prozesses, öffentlich um einen Kopf kürzer machte, und hinterher dem Rumpf desselben gnädigst eine geheime Vertheidigung gestatten wollte. Noch nicht genug! Während sie sich mit dem Gefühle ihrer Würde auf das Rechtsgebiet werfen, greifen sie im nämlichen Augenblick neuerdings dem Richteramt vor, und statuiren aus dieser abgenöthigten Vertheidigung mit Einem Schlage, vor aller gerichtlichen Untersuchung, zwei neue Verbrechen: „ungesetzliche Vertheidigung und Aufregung der Gemüther“. Es liegt hier blos eine kleine Verwechslung zu Grunde. Nicht die Vertheidigung hat, wie klar zu ersehen ist, die Gemüther aufgereizt, sondern der mittels der Vertheidigung an das Tageslicht geförderte Thatbestand. Die Replizirenden, welche ihren Mißgriff wohl selbst, aber zu spät erkannt haben, möchten nun den Erzbischof zum Sündenbock machen; und man kann, wie sehr man auch sinnen mag, schlechterdings nicht in Abrede stellen, daß ihnen dieses auf ihrem Rechtsgebiet ganz und gar gelingen muß. Aber wer möchte sie um einen so leicht und auf solche Art gewonnenen

*) Hat man doch dem Rechtsanwalde des Pfarrer Beckers verboten, die Vertheidigung, welche er zu Gunsten desselben gehalten hat, in in- oder ausländischen Blättern bekannt zu machen!

Sieg beneiden, da sie Kläger und Richter in einer Person sind? Sie würden in einem großen Irrthume seyn, wenn sie, was nicht glaublich ist, von einem solchen Urtheil einen großen Erfolg zu ihren Gunsten erwarten sollten. Dieser hartnäckige Kampf gegen alles Recht kann nur zum Verderben ausschlagen. Sie mögen immerhin fortfahren mit Einkerkerungen und Mißhandlungen der katholischen Priester, und derer, die sich als Werkzeuge Gottes der gefährdeten Sache annehmen, aber wissen sollten sie, „daß die energischen Maaßregeln“ von Seiten der römischen Imperatoren die Verbreitung und Befestigung des Christenthumes in so hohem Grade gefördert haben. Je härter die Strafe, welche den Erzbischof von Gnesen und Posen und alle ihm Gleichgesinnte und Gleichhandelnde treffen wird, desto größer die Glorie, welche diese Martyrer unsers aufgeklärten Jahrhunderts umstrahlen wird, desto größer die Zahl und der Eifer derer, die sich ebenfalls diese Martyrerkrone zu verdienen streben werden. Es mag auch viele Verräther geben, und giebt deren bereits genug, nur mögen die Gegner nicht zu große Hoffnungen auf sie setzen; eben so wenig auf ihre materiellen Hülfsmittel, denn sie haben es mit einer Macht zu thun, an der schon manches schärfere Schwert stumpf geworden.

Tirol. Ueber die Zillerthaler wird uns aus ihrer neuen Heimath Folgendes geschrieben: Wenn diese Neupreußen hier ihr Glück in keiner Hinsicht gefunden haben, so wird es Sie nicht befremden, da Sie die Leute kennen, und also wissen, daß selbe den Keim glücklicher Zufriedenheit nicht in sich tragen. Allerdings hat unsere Regierung Namhaftes für sie gethan, und dadurch wohl auch den Neid und die Scheelsucht bei manchen Nachbarn dieser Ankömmlinge in hohem Grade rege gemacht; da es insbesonders in den nahen Gebirgsgegenden viele Leinweber gibt, welche mit aller Anstrengung sich kaum die dringendsten Lebensbedürfnisse zu erwerben im Stande sind, und keine Aussicht haben, sich je ihrem Nothstande zu entwinden. Obwohl nun die Zillerthaler weit besser gestellt, und noch fortwährend durch Unterstützungsbeiträge begünstigt sind; so erblicket man doch an ihnen keine Spur jenes Frohsinnes, welchen man als einen Hauptzug an diesen rüstigen Gebirgsbewohnern Tirols wahrzunehmen hoffte. In Gesprächen mit Denselben verlauten zwar eben keine Klagen, wohl aber halten sie nicht lange zurück mit Hererzählung dessen, was sie sehr schwer bei ihrer Haushaltung vermissen, und ohne Scharfblick bemerkt man, daß es ihnen hier nicht heimlich werden will, und Dieß gilt von jenen, welche wirklich die ihnen angewiesenen Häuser und Güter bezogen haben, denn die übrigen — beinahe der dritte Theil der Colonie — ha-

ben sich theils mit Reisepässen, vorgeblich um auswärts Arbeit zu suchen, theils heimlich wieder von hier entfernt.

Sehen sie nun in häuslicher Hinsicht ihre — freilich mitunter thörichten — Erwartungen nicht verwirklicht: so finden sie sich in religiöser Beziehung vollends getäuscht, denn sie haben noch viel zu viel Glauben mitgebracht. Diejenigen aus ihnen, welche nicht durch Familienbande oder andere Rücksichten veranlasset, sondern des freyen Religions-Bekenntnisses wegen ausgewandert sind, kamen noch ganz erhitzt von der Polemik, welche sie aus protestantischen Büchern älteren Schlages mußten gelernet haben, waren aber nicht wenig betroffen, als sie die Gleichgültigkeit über Religionsmeinungen an unseren Protestanten wahrnahmen. Als sie endlich gar bemerkten, daß zu ihren neuen Glaubensbrüdern auch jene gehören, welche von Luther als Sacramentirer, verflucht, verteufelt und verdammt werden, wußten sie gar nicht mehr, woran sie seyen. Sehr auffallend war ihnen auch, daß in den Predigten keine Ausfälle auf den Papst und die katholischen Geistlichen vorkommen, und vermuthlich durch ihre älteren Bücher an diese Würze der Vorträge gewöhnt, schienen sie selbe ungern zu vermissen. — Es sey hier nur beiläufig gesagt, daß viele unserer Protestanten von der gebildeten Klasse seit dem Kölner-Ereignisse und den dafür und dagegen erschienenen Schriften ihre Ansichten über den Papst geändert haben, und manches entfremdete Gemüth hat seither der wahren Kirche sich zugewendet. — Wenn sich übrigens die Einwanderer daran stießen, daß manche ihrer Glaubensbrüder auch an Sonntagen öffentlich schwere und lärmende Arbeiten verrichten: so machte doch auf dieselbe nichts einen tieferen und widerlicheren Eindruck, als die Wahrnehmung, daß es hier getrennte Eheleute gebe, welche neuerdings mit andern verheirathet sind. Von dieser protestantischen Convenienz scheinen sie vorher gar nie etwas vernommen zu haben. — Obwohl es weit bequemer ist, von der katholischen Religion zum Protestantismus überzutreten, als umgekehrt, weil der Katholik in diesem Falle nur des Unterrichtes bedarf, welche Positionen er in der Liste seiner bisherigen Glaubenslehren zu streichen habe: so pflegt doch diese einfache Operation alle, bei denen der religiöse Sinn nicht schon ehedem abhanden gekommen ist, unheimlich anzusprechen, wenn es sich darum handelt, den katholischen Gottesdienst aufzugeben. Dieß zeigt sich nun auch an mehreren Zillerthalern, welche sich zum Gottesdienste benachbarter Katholiken begeben, was ihnen jedoch von nun an nur unter der Bedingniß gestattet ist, daß sie von ihrem

Pastor die Erlaubniß nachgesucht und erhalten haben; denn ganz natürlich mußte es befremden, daß diese aus weiter Ferne hergezogenen Proselyten, welche erst vor Kurzem eingetreten sind in die heiligen Hallen des erleuchteten evangelischen Tempels, schon wieder vom Dienste der goldenen Kälber angezogen werden konnten. Uebrigens ist es in diesen Gegenden nichts Seltenes, daß Katholiken und Protestanten wechselweise bald diesen bald jenen Gottesdienst besuchen, und dort sogar auch am Abendmahle theilnehmen; soweit ist das durch den chemischen Proceß beabsichtigte Amalgama schon gediehen! doch die Zeit der Scheidung und Läuterung scheint sich auch bei uns vorzubereiten, und wir leben der Hoffnung, daß es uns gegönnet seyn werde, — freilich erst nach bestandener Feuerprobe — wieder reines von Schlacken gesondertes Gold zu schauen.

Aus Schlesien. Es ist bereits schon in mehreren Blättern gemeldet worden, daß ein großer Theil des schlesischen Clerus seine streng kirchliche Gesinnung dem Herrn Fürstbischofe erklärt hat. Wir haben einige dieser Erklärungen gelesen und uns über ihre Haltung inniglich gefreut. Die meiste Entwicklung von Kraft und Energie fanden wir in der zweimaligen Erklärung des Frankensteiner Archipresbyterats. Die mit den zahlreichsten Unterschriften versehene Erklärung war die des Ratiborer Sprengels, denn sie besitzt 82 Unterzeichner. Auch ist ihr die umfassendste und genaueste Beweisführung beigegeben. Auf alle diese Erklärungen hat es der Herr Fürstbischof nicht für nöthig befunden zu antworten; höchstens erzählt man sich von Antwortschreiben an einzelne anfragende Geistlichen, die nicht sehr kirchlich ausgefallen seyn sollen. Da aber dem Oberhirten nicht unbekannt seyn kann, daß man sich bereits in der Angelegenheit der gemischten Ehen an die Vorschrift der Kirche hält, so schließt die Diöcesangeistlichkeit aus dem Schweigen des Oberhirten, daß dieser wohl zur Erkenntniß des Rechten gekommen seyn möge, aber durch äußere Rücksichten noch verhindert werde, öffentlich dem Beispiele aller erleuchteten und frommen Bischöfe Deutschlands beizutreten. Daß indessen solches Schweigen sich nicht rechtfertigen läßt, nachdem das Reden zur heiligen Pflicht gemacht worden ist, leuchtet von selbst ein. Sogar dem Staate wird mit solchem Schweigen ein schlechter Dienst geleistet, denn es dürfte bei der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes leicht dahin kommen, daß man lieber den uralten Bischofssitz des schlesischen Bisthums ganz erledigt, als in jetziger Weise besetzt wünscht. Die Diöcese regiert sich selber, da das Haupt in geistiger Erstorbenheit liegt, — und die Glieder müssen sich nothgedrungen von dem Haupte lossagen, damit sie

nicht die gleiche Krankheit erfasse. Sehr absonderlich und verschiedenartig ist darum auch die Praxis in Einsegnung gemischter Ehen. Abgesehen von denjenigen gewissenlosen Priestern, die den alten Schlendrian fortsetzen, sey hier nur die Rede von den Gewissenhaften und ihrer Praxis. In vielen Archipresbyteraten, besonders in Oberschlesien, fordern die Geistlichen das Versprechen der katholischen Kindererziehung nicht ausdrücklich, sondern erkundigen sich nur, ob eine derartige Uebereinkunft getroffen sey. So stößt man nicht mit dem Staatsgesetze zusammen. Erfolgt auf die Erkundigung eine verneinende Antwort, so werden die Brautleute abgewiesen. Im bejahenden Falle sucht der Geistliche sich hierüber die möglichst größte moralische Gewißheit zu verschaffen, und segnet hierauf unter den nöthigen Belehrungen die Ehe ein. In andern Orten geht man noch strenger zu Werke. Da der Staat alle vor der Ehe eingegangenen Versprechen rücksichtlich der Kindererziehung als null und nichtig erklärt, mithin eine Garantie im staatsbürgerlichen Sinne nicht zu erreichen ist, so weisen die Geistlichen jedwede gemischte Ehe ab und suchen sie im Voraus schon unmöglich zu machen.

Glücklicher als wir Breslau-Schlesischen sind die Olmütz-Schlesischen, welche im Leobschützer Kreise wohnen. Die dasige Geistlichkeit richtet sich durchgehends nach den Vorschriften der Kirche und wird hierin durch ihre geistliche Behörde in Olmütz gehörig vertreten und beschützt. Es sind zwar Fälle vorgekommen, wo die königl. preußische Behörde einige Geistliche aufforderte, sich schriftlich hierüber zu verantworten, dabei hat es aber auch sein Bewenden gehabt.

Jedenfalls hofft man jedoch, daß es in dem Breslau-Schlesischen Bisthume nie von Seiten des Staates zu Zwangsmaaßregeln kommen werde. Hieße dies doch auch alte Staatsgesetze umstoßen, da schon Friedrich II., dem man wahrlich keine übertriebene Milde gegen die Katholiken zur Last legen darf, d. d. Berlin den 14. Oktober 1784 bestimmte: daß, wenn die katholische Geistlichkeit sich weigere, Personen ihrer Religion mit den Evangelischen aufzubieten und zu copuliren, alsdann die Proclamation blos protestantischer Seits geschehen, auch die Trauung von einem solchen Prediger verrichtet werden solle.

Fiele es übrigens dem Gouvernement ein, die unbedingte Einsegnung doch noch zu erzwingen, dann gäbe es auch unter uns noch Geistliche genug, welche lieber nach Minden oder Magdeburg sich schleppen als zum Verrathe an ihrer Kirche verführen ließen. Man glaube nur ja nicht: es sey alles so gesinnt wie der Oberhirt. Ungetreue Diener giebt es zwar in großer Menge noch, die ihre Gewissens-

schuld auf den Bischof wälzen oder um eitle Ehre und für eine fette Pfründe ihr Gewissen verkaufen; jedoch auch eine heilige Priesterphalanx hat sich gebildet, die der Feind vergeblich sich bemühen würde zu durchbrechen. Sie fürchtet Gott mehr als die Menschen, — und hierin liegt ihr Sieg.

Aus dem Haag. „Was der Fremde, der aus Deutschland kömmt, hier sehr schwer vermißt, sind die Mittel sich zu unterrichten. Die königliche Bibliothek ist reich an älteren Werken, aber höchst dürftig mit neueren versehen. Im Haag gibt es, wie Sie wissen, keine Universität, die nächste ist die von Leyden und für katholische Theologie die zu Wannond (?), vier Stunden vom Haag. Bis jetzt habe ich im Klerus noch keine wissenschaftlich ausgezeichnete Männer kennen gelernt, ich glaube jedoch, daß es deren in den Seminarien und anderwärts gibt. Auch haben wir einige katholische Journale. Ueberhaupt aber kann ich ihnen über den Zustand der Religion in diesem Lande erfreuliche Nachrichten geben. Die Regierung mischt sich gegenwärtig in nichts ein und die holländische Mission (wir gelten nämlich als eine von der Propaganda abhängende Mission) steht unter der Leitung des päpstlichen Geschäftsträgers Abbé Antonucci, der zugleich apostolischer Vicarius ist. Ein Mann von viel Takt und Klugheit, der während der ganzen Zeit seiner Geschäftsführung viel Gutes gethan hat. Wir haben keine Bischöfe und keine Pfarrer, es gibt hier nur Kirchen, die man Station nennt, bedient von einem Pastor und einigen Vicarien, die entweder Weltpriester sind, oder als Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, Jesuiten dem regularen Clerus angehören. Die holländische Mission zählt gegenwärtig 439 Kirchen, 630 Geistliche, 3 Seminarien und 500,000 Gläubige. Die letztern betrugen 1814 nur 360,000. Sie haben sich also in einem Zeitraume von 24 Jahren um zwei Fünftel vermehrt. Und was hiebei noch besonders bemerkenswerth erscheint, ist, daß ihre Zahl während fast zwei Jahrhunderte beinahe stationär schien, obschon sie eine Weile nach dem Frieden von Münster 400,000 zählten. Zu den erwähnten 500,000 Katholiken muß man ferner noch 400,000 in Nordbrabant hinzu rechnen, die nicht zur holländischen Mission gehören, aber niederländische Unterthanen sind. Wenn man hiezu noch die 400,000 Einwohner der Theile von Luxemburg und Limburg rechnet, die nach den 24 Artikeln Holland zufallen müssen, so folgt daraus, daß die Zahl der Katholiken den Reformirten die Wage hält. — Ich muß überdieß hinzufügen, daß ich den religiösen Geist hier viel soliderer Art als in Deutschland gefunden habe. Indifferenz und protestantisirende Lauheit kennt man hier nicht, dagegen zeigt sich viel Eifer in der Uebung der Pflichten, scrupulöse

Genauigkeit in der Beobachtung der Kirchengebote und nichts von jenen kleinen Pratiquen, die oft unter dem Schatten großer Laster aufsprossen und sich vergrößern. Die Vermehrung der Katholiken schreibt sich übrigens hier nicht von den gemischten Ehen her, denn diese verabscheut man viel mehr und beklagt die, welche wirklich eingegangen werden. Beinahe alle werden von dem reformirten Pfarrer geschlossen, indem der Clerus seine Vermittlung zur Erlangung einer Dispens von Rom entzieht, um dadurch den Mißbrauch nicht zu vermehren. Wenn man manchmal diese Dispens auf direktem Wege erhält, so wird die Ehe vor dem katholischen Priester eingegangen, jedoch in einem Zimmer und nicht in einer Kirche. Ueberdieß herrscht eine große Mildthätigkeit unter den Katholiken und der größere Theil des Klerus lebt von den Beisteuern, die man für eine Bank in der Kirche zahlt. Wir haben hier fünf Kirchen und ohngefähr 15,000 Katholiken, Amsterdam besitzt 18 Kirchen und 50,000 Katholiken; die Kirchen sind alle modern, da die alten mit wenigen Ausnahmen sich in den Händen der Reformirten befinden. Die Jesuiten wollen eine neue sehr große Kirche bauen."

Aus diesen Angaben erhellt zur Genüge, daß durch den Rückfall von Limburg und Luxemburg die Interessen der katholischen Kirche nichts weniger als gefährdet sind, denn die holländische Regierung wird es schwerlich für räthlich finden, ihren zurückgekehrten Unterthanen die religiöse Freiheit, die sie unter dem Schutze der belgischen Constitution genoßen haben, wieder zu entziehen. Ja gewissermaßen dürfte die Wiedervereinigung das katholische Interesse fördern, indem dadurch die Katholiken auch in Holland eine imposante Macht bilden, die minder neuen Unterdrückungsversuchen bloßgestellt ist. Anders aber verhält sich die Sache, wenn wir sie von Seiten des allgemeinen deutschen Interesses betrachten. Hier ist die gänzliche Lostrennung Belgiens von dem deutschen Bunde, wodurch diese Wiedervereinigung erkauft wird, ein großes und sehr schmerzliches Opfer, das wir Holland darbringen. Und in dieser Beziehung können wir in der traurigen Entwicklung der belgischen Frage nur die bittere, aber leicht vorzusehende Strafe für frühere Sünden erkennen. Wir sagen dieß im Interesse unsers Vaterlandes, ohne uns im geringsten durch die, jedes rechtliche Gefühl empörenden, unwürdigen Verläumdungen und Schmähungen der preußischen Staatszeitung irren zu lassen.

In den Correspondenzartikeln dieses Blattes über Belgien können wir nichts sehen, als die Bornirtheit gehäßiger, nur zu bekannter Vorurtheile, die sich in den Mantel des Patriotismus hüllen und jeden als Vaterlandsverräther verschreien möchten, der ihre Verblendung nicht theilt. Das

Berliner politische Wochenblatt hat erst neuerlich in einem Artikel nichts weniger als zu beweisen gesucht, das Oberhaupt der katholischen Kirche sey ein Liberaler und Revolutionär geworden. Bei dieser Gelegenheit jedoch sieht sich dies Blatt, dessen orthodoxer Patriotism Belgien gegenüber in Berlin wohl nicht verdächtig seyn wird, zu folgendem Geständniß über jene Zeit, wo man das Königreich der Niederlande aufbaute, genöthigt: „Man kann sich nicht verbergen, daß bei den Territorial-Bestimmungen des Wienercongresses mechanische Ansichten eingewirkt haben.“ Das heißt doch wohl, das Geistige und Lebendige sey durch die Staatsmechanik beeinträchtigt worden. Mehr den Worten als dem Sinne nach verschieden hievon war die Aeußerung Merode's in der belgischen Kammer am 15. Februar, wenn er sagte: „Ich bin ein Mann obrigkeitlicher Ordnung, ich glaube an die Nothwendigkeit des Gehorsams; ich achte das Königthum aufrichtig; ich wünsche aber, daß es auch die Völker achte, die unter der Herrschaft des Christenthums nicht heute diesen, morgen jenen Mächten nach ihrem Belieben zugetheilt werden können. Ich glaube, daß alle diese auf einander folgenden Theilungen der Europäer, ohne Rücksicht auf ihre Präcedentien und ihre ursprünglichen Anhänglichkeiten den souveränen Häusern Unglück bringen werden“. Auch dem Geiste der Staatszeitung, scheint es, schwebten diese Bedenken vor. Sie weist sie aber mit den Worten zurück: „Man durfte, da eine neue Verfassung allen Niederländern dieselben staatsbürgerlichen Rechte, Freiheit des Kultus und vollkommene politische Gleichstellung der verschiedenen Religionsparteien sichern sollte, gewiß nicht ohne Grund eine völlige Ausgleichung und Versöhnung von der Zeit und der wohlwollenden Umsicht der Oranischen Verwaltung erwarten.“ Die Klagen der Belgier, daß diese Verpflichtungen jener Verfassung der Ausgleichung und Versöhnung nicht erfüllt würden, wurden nicht im Geheimen geführt. Europa sah vor seinen Augen den Kampf sich entwickeln, und sah, wie die Erbitterung der feindlichen Brüder mehr und mehr wuchs. Ja, wenn wir nicht irren, so war schon vor der Juliusrevolution einmal von einer militärischen Intervention die Rede. Uns scheint aber, wenn der Bund die Verpflichtung auf sich hat, sobald eines seiner Glieder, wie gegenwärtig König Wilhelm, sich in dem ihm garantirten Besitze des Bundesgebietes bedroht oder verletzt sieht, ihm mit gesammter Macht Hülfe zu leisten, daß derselbe Bund auch das Recht besitzt, das Glied an seine Verpflichtungen, die auf dem übernommenen Besitze haften und deren Vernachläßigung eben diesen Besitz zum Nachtheile des ganzen Bundes gefährdet, zu mahnen

und auf ihrer Erfüllung zu bestehen. Hätte die holländische Regierung diesen, im allgemeinen Interesse an sie gerichteten Aufforderungen Folge geleistet, so würde mit Beseitigung des Hauptgrundes der Unzufriedenheit, die traurige Catastrophe einer Revolution vielleicht vermieden worden seyn; hätte aber dennoch die Revolution die Gränzen zu überschreiten gewagt, so hätte man ihr getrost, im Vertrauen auf sein gutes Recht und die erfüllte Pflicht, entgegentreten können. Im andern Falle aber, wenn jene Regierung hartnäckig auf ihrem falschen System bestanden wäre, ohne irgend einem Zuspruche Gehör zu geben, dann hätte sie auch die Folgen auf ihren Kopf nehmen müssen, und man hätte bei der Ordnung der belgischen Angelegenheiten nicht das holländische, sondern das deutsche Interesse zu befragen gehabt, was die Lösung gewiß bedeutend modifizirt hätte. Allein hievon geschah nichts; man sah dem Brande ruhig zu, als ob das deutsche Interesse nicht im allermindesten dadurch berührt würde, und als ob wir Deutsche insgesammt nicht zuletzt die Kosten der falschen, engherzigen, egoistischen, holländischen Politik tragen müßten. Ja bis auf den heutigen Tag scheinen dem Correspondenten der Staatszeitung, aus sehr begreiflichen Gründen, die Augen über die Klagen der Belgier und die kostbare versäumte Zeit noch nicht aufgegangen zu seyn. Er schlüpft mit folgender Phrase darüber hinweg: „Zwar wurden von Seiten der Belgier mancherlei Beschwerden gegen die niederländische Regierung vorgebracht — vorzüglich über die Erhebung der holländischen zur offiziellen Sprache, über Bevorzugung der Holländer im öffentlichen Dienste und über eine ungesetzliche Einwirkung des Gouvernements auf den Volksunterricht — aber einerseits fand man diese Beschwerden wenig begründet, andererseits schienen sie durch die aus der Vereinigung entspringenden Vortheile bedeutend überwogen zu werden". Wenn dem in der That also wäre, dann, sollte man denken, müßten doch jetzt die verblendeten Belgier, nach acht Jahren, zur Besonnenheit gekommen seyn, und eingesehen haben, wie ungerecht und undankbar sie sich gegen ihre frühere Regierung mit ihren ungegründeten Klagen bewiesen, und wie sehr die materiellen Vortheile alles aufgewogen hätten, was daran allenfalls gegründet gewesen. Allein ein Blick auf die Stimmung des Landes zeiht jenen Politiker der Unwahrheit. Wir müssen leider sehen, daß, von Belgien zu schweigen, selbst Limburg und Luxemburg nur ungern und widerstrebend unter den alten Scepter zurückkehren.

Wie Holland, in seinem egoistischen Interesse, seine Verpflichtungen gegen den deutschen Bund verstand, darüber sagt die preußische Staatszeitung, deren Regierung nicht am mindesten unter den diplomati-

schen Künsten der holländischen Interpretation gelitten: „man gedachte, sagt sie, des falschen Handelssystemes der Holländer, durch welches dieselben, seit dem Jahre 1815, ganz dem Geiste der Wiener Congreßacte zuwider, der Industrie, dem Handel, der Schifffahrt, der Bevölkerung der deutschen Bundesstaaten Fesseln angelegt, welche die freie Bewegung derselben gehemmt hatten". Wenn also das falsche Handelssystem die Holländer verleiten konnte, mächtigen Bundesgenossen gegenüber, von denen sie Hülfe in der Noth erwarteten, wider den Geist eingegangener Verträge zu handeln, was konnte dann die Belgier schützen, daß eben dieses System, und überdieß noch eine falsche, confessionellen Vorurtheilen entspringende Politik die Holländer nicht auch verleitete, mit ihren neuerworbenen Unterthanen auf die gleiche Weise zu verfahren, und die Belgier zu Holland in dieselbe Lage zu setzen, in der der deutsche Bund, und namentlich die Rheinuferstaaten, denen sie die See, den Verträgen zuwider, versperrt, so viele Jahre hindurch sich befanden. Wir wissen es wohl, dieses sind geschehene Dinge, an denen nichts mehr zu ändern ist. Wir haben sie hier auch nicht in gehässiger Absicht gegen Holland, sondern aus Liebe zu unserm Vaterlande berührt. So theuer wir auch die Erfahrung mit Belgien erkauft haben; so bitter wir für das Versäumte büßen müssen, indem unser Hauptbollwerk gegen Frankreich gefallen, so glauben wir doch, es wäre für uns ein Gewinn, wenn wir die warnende Lehre, die darin liegt, gerade in der gegenwärtigen Zeit nicht außer Acht ließen, d. h. wenn der Bund jedes seiner Glieder zur gewissenhaften Beobachtung der bei der Besitznahme eingegangenen Verpflichtungen aufforderte, wozu vor Allem die freie und ungeschmälerte Ausübung der anerkannten Confessionen gehört. Nur so kann einem Zwiespalte, der unserem Vaterlande immer verderblicher zu werden droht und ihm schon Belgien gekostet hat, ein Ziel gesetzt werden.

Zum Schlusse noch ein Wort an die Staatszeitung. Schon einmal hat sie sich nicht gescheut, auf feigen ehrlosen Vaterlandsverrath in Bayern hinzuweisen. Nachdem sie für diese Verläumdung ihre verdiente Züchtigung empfangen, hat sie nun, in einem zweiten Artikel, Bayern nicht mehr zu bezeichnen wagend, Deutschland im Allgemeinen als den Wohnsitz jener Verräther erklärt: „in denen der Fanatismus auch die Vaterlandsliebe aufgezehrt hat; die lieber Theile von Limburg und Luxemburg in den Händen der Belgier sehen, als im Besitz einer Macht, der dieselben gebühren, die aber ihren Haß sich zugezogen hat; die selbst die Ehre, die Integrität, die Unabhängigkeit des eigenen Gesammtvaterlandes preisgeben, wenn nur dadurch das Emporblü-

hen derjenigen Macht, mit der sie gleich den belgischen Factionen sympathisiren bewirkt werden könnte." Wir wollen auf diese brutalen, fanatischen Schmähungen nichts erwidern, wir wollen ihnen aber die Worte W. Menzels entgegenstellen, den die Staatszeitung wohl nicht, wie uns, zu dem „ungläubigen Jakobinism, noch zu dem bigotten Priesterthum" rechnen wird, und der mehr als einmal den Berlinern eine scharfe Lection über deutschen Patriotism gelesen. Er sagt im Literaturblatt (1839. Nro. I. u. ff.): „die Eroberung oder die Behauptung Belgiens ist die erste und letzte Frage bei allen Conflicten zwischen Frankreich und Deutschland. Ward Belgien französisch, so konnte auch Holland sich nicht mehr retten. Holland mag daraus abnehmen, wie sehr es selbst dabei interessirt ist, daß Belgien vom französischen Einfluß möglichst frei bleibe. Wem immer die vaterländischen Interessen am Herzen liegen, der wende seine Theilnahme einem Lande zu, dessen so oder anders entschiedenes Schicksal auch auf die Zukunft Deutschlands bedeutenden Einfluß üben wird. Wir können Belgien nicht entbehren und es von nichts ausschließen, was ihm und uns gleich nützlich ist. Wir können mit und durch Belgien von Holland ganz erhalten, was uns Holland ohne Belgien immer nur halb gewähren würde. Also wäre auch aus dieser merkantilischen Rücksicht, wie früher aus der militärischen zu wünschen, daß Belgien in einer langen Grenze unmittelbar Preußen berühre. Soll jenes reiche, tiefsinnige, geistvolle Flandern und Brabant, wo deutsche Kunst und Sprache so herrlich blühten, jetzt auf einmal zur Oberflächlichkeit einer französischen Provinz erniedrigt werden? Was würden die alten Dichter, Maler, Baumeister, die in jenen ehrwürdigen Städten Belgiens Werke der Unsterblichkeit schufen, wohl sagen, wenn sie aus ihren Gräbern erstünden, und ihre stolze Heimath von Nachdruckern der Pariser literarischen Misere entweiht sähen? So lange deutsche Zeitungen die Belgier als eine fremde Race, nicht blos als Franzosen, sondern sogar als einen Auswurf der Franzosen behandeln, ist freilich schlecht dafür gesorgt, die natürlichen Sympathien zwischen uns und ihnen zu nähren. Die Wahrheit ist, daß die Belgier Deutschlands Kinder sind, wie wir, nicht etwa, wie man voreilig behauptet, schon verlorene, sondern nur vernachlässigte Kinder. Es ist unser Interesse, unsere Ehre, unsere Pflicht, uns ihrer anzunehmen, für sie als Brüder zu empfinden, sie dem Vaterhause wieder zu gewinnen. Und gerade jetzt, da sie selbst das Bedürfniß fühlen, sich auf Deutschland zu stützen, scheint es das non plus ultra politischer Unterlassungssünden, ihnen übelwollend den Rücken zu kehren. — Und warum sollte die Belgier nicht zuletzt der edle Ehrgeiz beseelen, ihren deutschen Brüdern heute wieder zu werden, was einst unsere Väter ihren Vätern waren?"



XI.
Die Rheinländer.
(Aus den Rheinlanden eingesandt.)

Seit dem durch den Herrn Erzbischof von Köln hervorgerufenen Kampf sind die Blicke des großen Publikums ungewöhnlich auf die Rheinlande gerichtet, und noch heute freut man sich, wenn man in Tagblättern und Flugschriften Stimmen vernimmt, welche aus diesem Theile des deutschen Vaterlandes über religiöse Angelegenheiten Bericht erstatten. Görres hat, in seinen mit Meisterhand verfaßten Schriften, der Rheingegend, als seiner Heimath, mit Wohlwollen und Vorliebe gedacht, so wie er dann auch dort wieder im gesegneten Andenken steht und mit Stolz eine Zierde des Landes genannt wird. „Euer Stamm“, sagt er hier zu seinen Landsleuten, „ist einer der Kernstämme des deutschen Volkes; er darf nicht verloren gehen, sondern muß sich andern Zeiten aufbewahren, wo das jetzige Confusorium vorübergegangen, und in einer bessern Ordnung der Dinge jedes seine rechte Stelle findet. Stoßt daher von Euch aus, was Eurem Naturell ungemäß, ihm von Außen angeflogen, und eignet Euch dafür Alles an, was ihm entsprechend es zu nähren, zu erhalten und zu stärken dienstsam ist“. Einer unserer Gegner, der wider den Erzbischof von Köln ein Buch geschrieben, glaubte auch die Rheinländer nicht unberührt lassen zu dürfen, und hat dieselben ein Uebergangs-Volk genannt. Viel Wahres liegt in dieser Bezeichnung, obgleich er damit eher ein tadelndes, als ein lobendes Urtheil ausdrücken wollte. Ein Ländchen, das Frankreich, Belgien, Holland und das

überrheinische Deutschland zu Grenznachbarn hat; dessen Bewohner sich im Handel und Fabrikwesen fleißig umsehen; die ununterbrochen mit fremden Nationen verkehren, zu diesen häufige Reisen unternehmen; die ihrerseits hingegen von Menschen aus allen Theilen der Welt besucht werden, welche die Naturschönheiten der Rheinufer sich beschauen wollen; ein solches Ländchen konnte sich in seinen Zuständen nicht gerade so wie eine innere Provinz Deutschlands gestalten, und es dürfte daher nicht uninteressant seyn, uns dasselbe etwas näher anzuschauen.

Vor der französischen Revolution war das linke Rheinufer drei geistlichen Churfürsten unterthänig, und neben diesen regierten daselbst noch viele andere deutsche Fürsten, Grafen, Barone und geistliche Corporationen. An politische Einheit war also wohl nicht zu denken, und die Zerstückelung erlaubte es auch nicht, großartige Dinge zur Ausführung zu bringen. Handelsgeist war dort, mit Ausnahme der Stadt Köln, nicht übermäßig im Schwunge und selten überschritten die Einwohner die Grenzen ihrer engen Territorien. Nichts desto weniger stieß man überall auf Behaglichkeit und Zufriedenheit mit den einfachen und bescheidenen Zuständen. Zwar war der größte Theil des Bodens dem Regenten, dem Adel und der Geistlichkeit angehörig; allein deswegen war das Loos des Landmanns doch vielleicht beneidenswerther als heute, wo er als Eigenthümer des Landes auftritt. Als Erbbeständerer, Zinspflichtiger, oder selbst auch als Zeitpächter ward er, so lange er seine Verbindlichkeiten erfüllte, von seiner Scholle nicht vertrieben, da die Grundeigenthümer seit unvordenklichen Zeiten den Grundsatz festhielten, ihre Landbebauer nicht zu wechseln, noch ihre Lasten zu vermehren, und sich in ihnen eine Clientel zu erhalten und die Anhänglichkeit an die Herrschaft tiefer zu begründen. Die Abgaben an den Staat und den Grundherrn waren so niedrig gesetzt, daß der Landmann sich und die Seinigen sorgenfrei zu ernähren vermochte, und sich ein sichtbarer Wohlstand in seinem Hauswesen verbrei-

tete, indem er keinen Luxus kannte und sich seine Kleidungsstücke und häuslichen Bedürfnisse aus der Erndte seiner Felder und dem Ertrage seiner Viehheerden anschaffte, ohne, so wie heute, Indien und Amerika zu bedürfen, oder seine Sparpfennige an die Fabriken abgeben zu müssen. Die vielen Manns= und Frauenklöster bildeten eine Ableitung für den Ueberfluß der Bevölkerung, und die Bürger in den Städten fanden, da das Monopol der Fabriken noch unbekannt war, in den verschiedenen Gewerben ihr hinreichendes Auskommen. Der zahlreiche Clerus sorgte dafür, daß das Volk in der Religion sorgfältig unterrichtet wurde und den nöthigen Schulunterricht empfing. Hiezu kamen noch die vielfachen und regen Beziehungen, in denen damals die Rheinlande zu Oesterreich und dem kaiserlichen Hause standen, die für alle Klassen von gleichem Vortheil waren und durch die Theilnahme an einem erweiterten Wirkungskreise auch den Geist erweiterten. Aus dem Reiche zog die österreichische Armee ihre Unteroffiziere, die Administration des Kriegswesens stand durch Faßbinder guten Theils unter Rheinländern, deren so viele durch die Herüberziehung des Reichshofrathes nach Wien gekommen. Der Fürst, der noch heutiges Tages an der Spitze der österreichischen Diplomatie steht, dessen Stimme Europa bei der Entscheidung der verhängnißvollsten Fragen unserer Zeit vernommen, und der, an der Seite seines Kaisers, den grossen Kampf durchgestritten und der Würde seines Herrn dem Hochmuthe des Eroberers gegenüber nichts vergab, er ist bekanntlich ein geborner Rheinländer und gehört einer Familie dieses Landes an. Sein Vater war Gesandter an den drei geistlichen Höfen. Er selbst brachte die ersten Tage seiner Kindheit zu Koblenz am Rheine zu. Der Repräsentant des Kaisers bei dem Abschluße der Reichsdeputation zu Regensburg, Freiherr von Hügel, war ebenfalls ein Rheinländer, und sein Sohn hat sich als Verfasser von „Spanien und die Revolution" als einer der ausgezeichnetsten politischen Schriftsteller Deutschlands bewährt. Und so ist Bar. Eichhoff, der

als Präsident der Hofkammer an der Spitze der commerziellen Verwaltung Oesterreichs steht, gleichfalls ein Rheinländer. Ein Land, welches sich solcher Namen rühmen darf, dem muß es wohl als ein nichtiger Einwurf erscheinen, wenn eine andere Regierung seinen Söhnen nicht das gleiche Vertrauen schenkt und sie in der Besetzung ihrer höheren Aemter zurückstellt. Doch kehren wir aus der Gegenwart zu den alten Zeiten zurück.

Monoton mag allerdings Vielen das damalige Leben, im Vergleich mit der heutigen Rührigkeit, erscheinen; allein die Menschen, mit ihren geringen Bedürfnissen, besaßen alles, was dem Leibe und der Seele ersprieslich war, und die Eltern, welchen die Vorsehung eine zahlreiche Familie verliehen hatte, brauchten sich nicht Tag und Nacht zu ängstigen, wie sie ihren Kindern einen Brodstand verschaffen sollten, da jeder, der Lust und Willen zeigte, leicht ein Auskommen fand. Es war durch die ganze Gesellschaft eine Ruhe und Behaglichkeit verbreitet, von der wir in dem ruhelosen Treiben und Jagen unserer Tage kaum mehr einen Begriff haben. Auch an Poesie fehlte es dieser Zeit nicht. Unzählige uralte, von den Vätern vererbte Volksfeste, deren jedes Städtchen, ja fast jedes Dorf seine eigenen hatte, so wie die große, bedeutsame Folge der Kirchenfeste, und die Leib und Seele stärkende und erquickende Lust der Wallfahrten vereinigten das ganze Volk bald vor dem Altare zur gemeinsamen Andacht, bald unter den alten Linden vor dem Rathhause, oder auf einer Wiese, in Feld und Wald zur allgemeinen Fröhlichkeit und Heiterkeit. Altersschwache, Kranke und Gebrechliche erhielten nicht allein in den reich fundirten Hospitälern, sondern auch in den Klöstern und Stiftern, welche vorzüglich zur Wohlthätigkeit verpflichtet waren, eine zusagende Unterstützung, so wie denn auch die hervorstechende Religiosität des Volkes zu milden Gaben geneigt war.

Die französische Revolution hat diese, seit vielen Jahrhunderten bestandene Verhältnisse völlig zertrümmert und

ganz neue Zustände geschaffen. Bei dem Anbeginn dieser Revolution ward das linke Rheinufer der Zufluchtsort der Emigration, und ganze Schaaren reicher Auswanderer schlugen dort ihre Wohnstätte auf. Der hohe Adel Frankreichs impfte den rheinischen Städten seine Frivolität, seine Ueppigkeit und seine Sittenlosigkeit ein, das furchtbare Schicksal, das über Frankreich und sein Königshaus ergangen, hatte seine Leichtfertigkeit nicht zur Besinnung gebracht. Das Geld, welches diese Emigranten, uneingedenk der sie bald darauf so hart heimsuchenden Zukunft, mit vollen Händen vergeudeten, verführte manche Unschuld, erzeugte die Habsucht, den Hang zur Verschwendung und viele andere Laster. Man sah diesen vorübergehenden Zustand als bleibend an, hielt daher das leicht Erworbene nicht beisammen, und gewöhnte sich an viele, vorher unbekannte Bedürfnisse. Da erschienen im Jahre 1794 die republikanischen Heere, die, an allem Nöthigen Mangel leidend, mit Zinsen das Kapital zurückforderten, welches ihre ausgewanderten Landsleute zurückgelassen hatten. Unerschwingliche Contributionen an Geld, Kriegsbedarf und Lebensmitteln wurden sofort ausgeschrieben und auf revolutionäre Art beigetrieben. Die Fürsten, der Adel, die höhere Geistlichkeit und manche wohlhabende Einwohner, ihr Leben für gefährdet erachtend, flohen aus dem Lande und ließen dem Feinde ihre ganze liegende und fahrende Habe zurück, der dieselben sogleich sequestrirte und sie für immer behielt. Nachdem eine militärische Gewalt während vier Jahren geherrscht hatte, glaubte die Republik sich im Besitze des linken Rheinufers so gesichert, daß sie im Jahr 1798 das Land auf französischen Fuß zu organisiren und ihre Gesetze dort zu verkündigen wagte, obgleich erst der Lüneviller Friede von 1801 ihr den rechtlichen Besitz gewährte. Schon unter der militärischen Herrschaft war der christliche Kultus untersagt worden; die Kirchen erhielten als Magazine Stallungen, Kasernen, oder als Dekaden-Tempeln eine neue Bestimmung; Feste der Greise, der Vernunft, des Ackerbaues

u. s. w. sollten die der Religion Jesu Christi ersetzen, und die Freiheit und Gleichheit der frühern sogenannten Herrschaft der Tyrannen und Pfaffen ein Ende machen. Alles Alte ward vernichtet und ganz neue Principien traten plötzlich ins Leben. Die Landessprache durfte in Geschäften nicht mehr gebraucht werden; aller Unterschied der Geburt ward aufgehoben, das ganze Feudalrecht erlosch mit einem Federzug und jegliche darauf bezügliche Abgabe ward ohne Entschädigung abgeschafft. Das Zunftwesen traf nicht minder das Schicksal der Zernichtung, und alle Gewerbe wurden der freien Concurrenz preisgegeben. Mündliches und öffentliches Rechtsverfahren nahm seinen Anfang und Kantons-, Bezirks- und Departements-Verwaltungen traten ihr Amt an. Alle Besitzungen der frühern Regenten, des Adels, der weltlichen und Ordens-Geistlichkeit, der Ritterorden, der Zünfte wurden als Domäne öffentlich versteigert, und um einen Spottpreis verschleudert; theils weil die Einwohner dem Zustande der Dinge nicht trauten; theils weil die Masse der Güter ihre Bedürfnisse und Geldmittel überstieg. Der Geistlichkeit ward es anheimgestellt in den Laienstand ohne Verlust ihrer Staatspension zurückzutreten und das Ablegen geistlicher Gelübde für die Zukunft untersagt. Die Majorate und Familien-Fideicomisse wurden aufgehoben und für alle Kinder ein gleiches Erbrecht angeordnet. Der öffentliche Unterricht, woraus man die positive Religion verbannte, ward nach französischen Begriffen auf ein practisches Ziel eingerichtet, und als Lehrer berief man abtrünnige Geistliche und Anhänger und Lobredner der neuen Ordnung der Dinge. Ein Heer hungriger Franzosen, zum Theil ganz unwissend, der Landessprache, der frühern Verfassung, der Sitten und Gewohnheiten völlig unkundig, nahm die einträglichen Aemter ein und dieselben wußten sich ihr Einkommen noch durch Organisirung eines Bestrafungssystems zu vermehren, während die Eingebornen auf untergeordnete Stellen oder auf solche, wo man sie platterdings nicht entbehren konnte, beschränkt wurden.

Als Napoleon ans Ruder kam, ward zwar manches Widersinnige und Verwerfliche der Revolutionsmänner verbessert und der Staat auf einen festern und sittlicheren Fuß organisirt, allein es warfen sich nun Uebel anderer Art auf, welche den Druck des Landes nur noch vermehrten. Derselbe behandelte allerdings die Rheinländer nicht mehr als Eroberte, sondern als Glieder der großen Nation und eröffnete ihnen den Weg zu hohen, selbst zu den höchsten Staatsämtern. Auch gewann er sich die Zuneigung Vieler dadurch, daß er den christlichen Cultus wieder herstellte und im Jahre 1810 ein Concordat mit dem heiligen Stuhle abschloß; allein schon aus den zu diesem Concordate publizirten sogenannten organischen Artikeln, worin er der Kirche unwürdige, vor der Revolution unbekannte Fesseln anlegte, ward es klar, daß er aus bloßen politischen Rücksichten die Religion wieder zu Ehren bringen wollte. Dieß zeigte sich dann auch wenige Jahre darauf, als er den Kirchenstaat militärisch besetzen, und demnächst dem großen Reiche einverleiben, das Cardinalcollegium auseinanderjagen und den Papst als Gefangenen nach Fontainebleau bringen ließ. Eigene Strafgesetze verboten allen Verkehr mit dem Oberhaupte der Kirche, und mit Hilfe einer zusammenberufenen Nationalsynode sollte eine von Rom unabhängige Kirche geschaffen werden, was jedoch durch die Festigkeit der Prälaten und ernstliche Unruhen in einigen Provinzen vereitelt wurde. Zu diesem religiösen Drucke gesellten sich dann noch anhaltende, die männliche Jugend verschlingende Kriege, so wie ein Polizeisystem, das nicht nur alle Mittheilung der Gedanken in Schriften unmöglich machte, sondern auch jedes, nur einigermaaßen anstößige Wort auffing und an ihren Urhebern durch Verhaftung und Einsperrung in eines der zahlreichen Staatsgefängnisse, worin manche Menschen ohne gerichtliches Gehör Jahre lang schmachten mußten, ahndete. Für die Satelliten des Despoten wurde durch alle Mittel gesorgt, und es dehnte sich in der letzten Zeit seiner Herrschaft die rohe Gewalt so weit aus, daß Ehen zwi-

schen reichen Erbinnen und Kriegsobristen militärisch befohlen und ausgeführt wurden.

Daß die Rheinländer sich unter solchen Verhältnissen nach einer Veränderung sehnen mußten, wird jeder natürlich finden, und allgemein war daher auch die Freude, als in den ersten Tagen des Monats Januar 1814 die Errettungsstunde schlug. Indessen waren sie doch um ihre Zukunft nicht wenig besorgt. Eine Provinz kann nicht während 20 Jahren einem fremden Volke und dessen Gesetzen unterworfen seyn, ohne sich die Eigenthümlichkeiten desselben mehr oder weniger anzueignen. War doch während der Franzosenherrschaft ein neues Geschlecht herangewachsen, das sich in französischen Schulen und Zuständen ausgebildet hatte. Der Krieg hatte, so drückend er für die Städte war, durch die Vertheurung der Lebensmittel dem Landbauern große Summen zugeführt. In der schwindelnden Bewegung der Zeitereignisse waren die Geister unstäter, beweglicher, moderner geworden. Neue Ideen, neue Wünsche und Bedürfnisse hatten sich geltend gemacht. Die „gute alte Zeit“ war weit zurück in den Hintergrund getreten, von dem Glanze eines Kaiserreiches überstrahlt, das wie durch ein Wunder plötzlich aus ihren Trümmern sich erhoben. Als Gränzbewohner, mitten auf die Straße der großen Heereszüge gesetzt, mußte sich das alte Gepräge um so leichter abschleifen und verallgemeinern. Zeugen und Theilnehmer jener umgestaltenden Weltereignisse wurde in ihnen vorzüglich der Sinn für das Leben und das Practische ausgebildet. Die Verbindung mit einem der größten und bevölkertsten Reiche Europas gewährte materielle Vortheile, welche für die Zukunft gefährdet schienen. War gleich Napoleon ein großer Tyrann, so bot doch andrerseits auch seine Regierung viele Seiten dar, die man zu würdigen und zu schätzen gelernt hatte. Die Finanzverwaltung war auf das beste geordnet und drückte weniger auf sein Land, da das übrige Europa das Deficit ergänzen mußte. Die Verwaltung war durchgreifend, schnell und mit einer gewissen Courtoisie gegen die Untergebenen verbunden.

Das Gesetz hatte in bürgerlichen Anlegenheiten seinen vollen Lauf und selbst das Militär unterlag der Criminaljustiz der Civilgerichte, wenn es sich nicht um Dienstvergehen handelte, so daß der geringste Dorfmaire befugt war den General, der einen Exceß begangen hatte, in Verhaft nehmen zu lassen. Eine einzige Gesetzgebung für das ganze Reich hatte die vielen unter sich und mit der Zeit in manchem Widerspruch stehenden Provinzialrechte verdrängt. Der Unterthan erhielt bei den Gerichten ein sehr schnelles Urtheil, das er bei der bestehenden Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens, selbst controliren konnte. Die Religionsdiener der verschiedenen christlichen Confessionen wurden zwar vom Staate besoldet, da dieser sich ihrer Güter bemächtigt hatte; allein keine Staatsreligion ward aufgestellt und jeder Bürger durfte nach seinen Begriffen und seinem Wohlgefallen Gott verehren, ohne daß sich der Staat bei Anstellungen und sonstigen Berührungen um seinen Glauben bekümmerte, indem bloß der bürgerliche Lebenswandel erforscht wurde. Um ja mit der Kirche in keinen Conflict zu gerathen, ordnete man für den Personenstand eigene weltliche Beamte an, welche die Geburten, Heirathen und Sterbfälle zu beurkunden hatten, indem man gleichzeitig festsetzte, daß die Kirchenbücher, welche die Geistlichkeit etwa nebenbei führen möchte, vor Gericht gar keine Geltung haben sollten. Dadurch, daß dem Clerus die Eigenschaft der Staatsdienerschaft nicht beigelegt wurde, ward dessen Stellung freier und unabhängiger, so daß er sich in seinem geistlichen Berufe lediglich nach den Satzungen seiner Kirche richten konnte und nicht zu befürchten hatte mit weltlichen Vorschriften in Widerspruch zu gerathen Auf Flüsse, Kanäle und Straßen wurden große Summen verwendet; die Continentalsperre schuf die inländische Industrie, den Zusammenhang des Reichs erleichterte die Verbindung der einzelnen Provinzen und ein thätiger, innerer Handel begann sich zu regen.

So waren in dem vorangegangenen Zeitraume französi-

scher Herrschaft Zustände erwachsen, für deren Fortdauer sich viele Wünsche am Rheine zu erkennen gaben. Es ward dort die Meinung vorherrschend, daß man die bestehende Ordnung prüfen und solche dem Lande belassen solle. Man bemerkte, daß die Revolution so tief in die Rheingegend eingegriffen und die Verhältnisse so ungewöhnlich umgeändert habe, daß man dieselben unmöglich mit den ältern Provinzen des neuen Staats in Einklang bringen könnte. Preußen dagegen, dem der bedeutendste Theil der Rheinprovinz zufiel, glaubte derselben am schnellsten einen preußischen Geist dadurch beibringen zu können, daß man die höhern Aemter vorzüglich mit Personen aus dem Mutterstaate besetzte, die in ganzen Schaaren herüber geschickt wurden. So kam dann die Rheinprovinz im Verlaufe von zwanzig Jahren in den Fall, sich zuerst als erobertes, und dann als ein entfremdetes Land behandelt zu sehen. Der Charakter des Rheinländers ist offen, Mißtrauen verletzt ihn; dem Dünkel und Aufgeblasenheit, die ihn von oben herunter behandelt, glaubt er um so mehr seine Verachtung entgegensetzen zu dürfen, wenn er sie selbst überschaut und gewahrt, daß nichts dahinter ist. Da man bei der Auswahl der neuen hingesendeten Beamten hierauf im Rausche des Sieges wenig Rücksicht genommen: so offenbarte sich gleich im Anfange eine Spannung, woran die Religion keinen Antheil hatte. So wenig sich die überrheinischen Civil- und Militärbeamten in die diesseitigen Verhältnisse zu schicken vermochten: eben so wenig war es den Eingebornen möglich, sich in die Begriffe und Denkungsart der neuen Colonie zu finden. Diese hatten aus ihrer Heimath über Gesetzgebung, Verwaltung, die Stellung der Stände und namentlich das Verhältniß des Militärs zu dem Bürgerstande Ansichten mitgebracht, welche theilweise mit den Begriffen der Rheinländer schroff contrastirten. Letztern ward die Meinungsverschiedenheit als Trotz und Franzosenthum vorgeworfen, während die Eingebornen behaupteten, daß man dem neuen Landesherrn treu, gehorsam und ergeben seyn, und sich

dennoch für die Beibehaltung von bewährten Staatseinrichtungen aussprechen könne, obgleich dieselben von den Franzosen herrührten. Der königliche Wille erhörte die Wünsche seiner neuen Unterthanen und belieſs denselben vorläufig ihre Verfassung; allein die Beamten führten diese nicht mit dem ihr inwohnenden Geiste aus, griffen dieselbe vielmehr durch Interpretationen und Zusätze so gewaltig an, daß das Gebäude sich dermalen kaum mehr zu erhalten vermag und wie ein Flickwerk aussieht, das in seiner Charakterlosigkeit Niemand mehr recht zusagen will, indem ihm die Einheit abgeht, und die Neuerungen die Fundamente erschüttert haben, so daß man öfters auf babylonische Verwirrung stößt. Ungeachtet einer 25jährigen Regierung wissen die Rheinländer noch heute nicht, ob ihre provinzielle Verfassung blos provisorisch oder definitiv sey, indem selbst die neuesten Verfügungen, welche sich darüber auslassen, bald das eine, bald das andere zu unterstellen scheinen. Je mehr man aber an den Instituten gerüttelt hat, um so mehr offenbarte sich die Anhänglichkeit an dem Bestehenden und um so tiefer gab sich der Schmerz bei jeder neuen Wunde kund. Man kann dieß schon an der allgemeinen Freude erkennen, welche sich kürzlich äußerte, als ein rheinischer Jurist an die Spitze der Justizverwaltung der Provinz gestellt wurde, indem das Publikum von ihm hofft, daß er den Verheerungen in der Gesetzgebung Einhalt thun und manche heterogene Theile wieder ausstoßen werde. Diese Veränderungen mußten den Rheinländern um so unerklärlicher erscheinen, da das dargebotene Surrogat amtlich als mangelhaft und einer Revision bedürftig dargestellt wird. Liegt ihnen die Befürchtung zu Grunde, daß die Verwandtschaft der Verfassung zu häufigen Rückerinnerungen an Frankreich Veranlassung gebe, so ist man in einem großen Irrthum; denn der Rheinländer ist ein ächter Deutscher, und er würde seine Wiedervereinigung mit Frankreich als eine wahre Calamität ansehen. Auch hat sich nie ein Verdacht irgend einer sträflichen Verbindung mit Frankreich aufgeworfen, troß aller

aufreizenden und die Gemüther der Katholiken verletzenden Artikel der Berliner Staatszeitung. Das politische Treiben in Frankreich hat eher einen Eckel und eine Antipathie erregt. Hätte man anfangs mehr Einheimische zu den höhern Aemtern berufen und deren Berichten Zutrauen geschenkt, so würde die Rheinprovinz viel leichter und früher sich mit dem Staate verbunden haben. Der Rheinländer ist bieder, folgsam und weiß sich in die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse zu schicken. Er ist seiner Regierung getreu, verabscheut Verschwörungen und Empörungen, und wenn er selbst Ursachen zu seinen Klagen zu haben meint, macht er sich, so lang er kann und seine Geduld nicht reißt, durch einen Scherz Luft. Seit dem Frieden von 1814 haben sich die Zustände aller Länder wesentlich verändert, und Niemand ist so unbillig, der preußischen Regierung das Lob für das viele von ihr geschaffene Gute zu versagen, und ihr für ihre jedenfalls wohlgemeinten Bemühungen um Erziehung und Wissenschaften, so wie um die Gegenstände des materiellen Wohls des Landes den aufrichtigsten und herzlichsten Dank zu zollen. Die lange Ruhe; die auffallende Vermehrung der Population; die hiedurch bis ins Unglaubliche herbeigeführte Zerstückelung des Eigenthums; die Concurrenz des Auslandes in Fabriken und im Handel; der um sich greifende Luxus in den niedern Volksklassen, der niedrige Preis der Bodenerzeugnisse mußte freilich eine große Unbehaglichkeit in der Lage vieler Einzelnen hervorrufen; allein es wäre thöricht und ungerecht, hievon irgend einer Regierung die Schuld beizumessen.

War nun eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Herrschern und Beherrschten in Betreff der Landesverfassung nicht zu verkennen, so trat diese noch stärker bei den Staatsmaximen im Gebiete der Religion hervor. Bei der Besitznahme im Jahre 1814 waren die größern Städte, als Düsseldorf, Köln, Koblenz, Trier beinahe ausschließlich katholisch, und die gesammte Bevölkerung der Rheinprovinz mochte fünf Sechstel Katholiken und ein Sechstel Protestanten zählen. Die

große Zahl der protestantischen Civil= und Militärbeamten veranlaßten schon im ersten Jahre die Gründung protestantischer Kirchengemeinden in den Hauptstädten, während man umgekehrt in Schlesien eine große Anzahl katholischer Kirchen unter dem Vorwande, es sey nicht mehr die gehörige Zahl von Katholiken vorhanden, hat eingehen oder in protestantische umwandeln lassen. Das Beispiel der Seminariums=Kirche in Trier, die man jetzt endlich erst ihren Eigenthümern zurückstellt, deutet an, daß man in den Mitteln nicht sehr delikat war, um die protestantischen Gemeinden mit Kirchen zu versehen. Die katholische Kirche blieb bis zum Jahre 1823, wo das, zwei Jahre früher abgeschlossene Concordat ins Leben trat, verwaist, so daß also an diese viel später die Reihe kam.

Die französische Verwaltung hatte schon dafür gesorgt, daß die Frömmigkeit bei der unter ihr herangewachsenen Jugend keine tiefen Wurzeln fassen konnte, und so half diese ins Mannsalter übergetretene Generation durch ihren Indifferentismus die Ansicht mitverbreiten, daß der Katholicismus in den letzten Zügen liege und sich alles gefallen lassen müsse. Indessen erweckte doch das unproportionirte Verhältniß der protestantischen Beamten, im Vergleiche zur Bevölkerung, ein ernstes Nachdenken, und man fand es z. B. auffallend, daß das zahlreiche Provinzial=Schulcollegium nur einen einzigen katholischen Rath zählte und heute noch zählt; daß an der Landesuniversität eine so kleine Zahl katholischer Professoren sich vorfanden, die zu der Besoldung der protestantischen in gar keinem Verhältnisse stehen. Es konnte der Beobachtung nicht entgehen, daß die neu gegründeten evangelischen Schulen aus Staatsmitteln erhalten wurden oder Zuschüsse empfingen, während die katholischen auf ihre Revenuen, und, wo diese unzureichend waren, auf die Gemeinden verwiesen wurden, wenn sie ihren katholischen Charakter beibehalten wollten. Auch wurden die Gemüther tief verletzt, als es laut ward, daß in den Garde=Regimentern keine katholischen Of=

fiziere zugelassen wurden. Ferner blieben Beispiele nicht aus, daß Beamte, welche zur katholischen Religion übertraten, sich in kränkender Weise zurückgesetzt sahen und den Dienst verlassen mußten, während man sie im umgekehrten Falle beförderte. Bei Gesetzen über die gemischten Ehen lag die Deutung nur zu nahe, daß sie auf Verbreitung des Protestantismus berechnet seyen. Die an die katholischen Bischöfe gestellten Forderungen unterlagen darum einem scharfen Tadel, indem man behauptete, daß ein aus verschiedenen christlichen Confessionen zusammengesetzter Staat das Kirchliche so wenig als möglich in sein Gebiet ziehen, alle Religionen beschützen, aber keine bevorzugen und unter seinen Unterthanen keine Kathegorien aufstellen dürfe. Je mehr dergleichen Ansichten sich verbreiteten, um so mehr wuchs auch die Zahl der Unzufriedenen, daher fand die Kölner Catastrophe die Gemüther völlig vorbereitet vor, und man braucht sich ferner nicht mehr über die daraus hervorgegangenen Folgen zu verwundern. Die Geschichte der katholischen Kirche hat mehrere Beispiele aufzuzeigen, daß gerade, wenn man ihren Untergang vorhersehen zu können glaubte, Gott ein unerwartetes Ereigniß eintreten ließ, das den gesunkenen Glauben wieder kräftig emporgerichtet und ihren Feinden Beschämung zugezogen hat. Schon im vierten Jahrhundert schrieb der heilige Hilarius: hoc enim ecclesiae proprium est, ut tunc vincat, cum laeditur, intelligatur, cum arguitur, tunc obtineat, cum deseritur. Ein hoher religiöser Eifer hat von neuem die Bewohner des Rheins beseelt; in Schaaren drängen sich die Gläubigen wieder zu den Tempeln und zum Empfang der heiligen Sacramente. Wer eine aufrichtige und innige Erbauung sehen will, der besuche die dortigen Kirchen. Mag man auch einzelne Priester gerichtlich verfolgen; mag man in andern eine Unterstützung zu finden hoffen; mag man endlich durch Strenge dem Bestreben entgegenwirken, so werden sich doch alle diese Mittel nicht bewähren und bald abnutzen. Es ist das Volk, das seinen Glauben vertheidigt, das die freier

Ausübung seiner Religion erringen und nicht allein theoretisch sondern auch practisch mit den andern Confessionen gleichgestellt seyn will. Die geringe Zahl anders gesinnter Priester kann diese Stimmung nicht hemmen; vielmehr werden diese mitfortgezogen und müssen der Begeisterung huldigen. Was vermag eine Priesterschaft, wenn der Glauben in ihren Heerden erstorben ist? Welche Resultate stehen dagegen zu erwarten, wenn Priester und Layen gemeinschaftlich die Hände ans Werk legen. Ein Ignoriren der Volksstimmung, ein gänzliches Absehen von den Postulaten der Katholiken, kann dem Uebel keine Abhilfe bringen, sondern der Staat wird activ einschreiten, die im Lande vorgefundene Religion unterstützen, ihr die nöthige Hilfe gewähren, und sie, wie er es gelobt, mit Wohlwollen behandeln müssen. Nur auf diese Weise, und nicht durch leere Phrasen, die die Ereignisse jedes Tages Lügen strafen und darum als bitterer Hohn die Gemüther nur noch mehr reizen, wird es ihm möglich, sich getreue Unterthanen zu erhalten, die ihn auch ihrerseits im Falle der Noth beschirmen, und freudig und standhaft für ihn ihr Blut einsetzen. Fallen lassen muß man die Ansicht, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche ein auswärtiger Fürst sey, der selbst in reinkirchlichen Dingen nichts verordnen könne, wenn es dem Staat nicht beliebt; entsagen der Anmaaßung, Religionssachen ausschließlich ordnen, und die katholische Geistlichkeit wie gewöhnliche Staatsdiener regieren und lenken zu wollen; denn diese haben neben ihren Unterthanspflichten auch noch Pflichten gegen Gott zu erfüllen, welche auf offenbarten Satzungen beruhen und durch weltliche Gesetze nicht modifizirt werden können. Wenn Napoleon, obgleich der Papst sich bereits in seiner Gewahrsam befand, und der Kirchenstaat ein Departemente seines Reiches bildete, dennoch die Einheit der Kirche nicht zu brechen vermochte und er zuletzt seinen Plänen entsagen und den Gefangenen entlassen mußte, so wird ein heute mit viel schwächeren Kräften unternommener, und durch größeren Widerstand von dem erwachten Geiste des Volkes abgewehrter Ver-

such noch weniger zum Ziele führen, so daß das Hirngespinst einer deutsch=katholischen Kirche, wie die Staatszeitung sie jetzt verkündet, bei den Katholiken nur Unwillen hervorbringen kann, und diese sich auch durch gemeine Schimpfworte einzelner fanatischer Protestanten in ihrer Verehrung des obersten Kirchenfürsten nicht wankend machen lassen, vielmehr durch dergleichen Ausfälle in ihrer Anhänglichkeit nur noch mehr bestärkt werden. Haben schon die Jesuiten, als man ihren Orden anderen Regeln unterwerfen wollte, die Antwort gegeben: sint ut sunt, aut non sint: so ist dieser Satz mit viel größerem Rechte auf die katholische Kirche anwendbar, die seit den Zeiten der Apostel unerschütterlich ihren Dogmen und disziplinarischen Einrichtungen getreu geblieben ist und solche durch das Blut so vieler Heiligen besiegelt hat. Eine religiöse Begeisterung kann auch heute noch Martyrer erzeugen und die Standhaftigkeit zweier preußischen Bischöfe mag davon die Ueberzeugung geben. Wenn diese Männer im Greisenalter, wo der Mensch sich nach Frieden und Ruhe sehnt und seine Thatkraft erschlafft ist, dennoch lieber einem mit äußerem Glanz umgebenem Loos entsagen, und sich der Gefahr unterwerfen wollen, lieber als gemeine Verbrecher behandelt und eingesperrt zu werden, als ihre Berufspflichten zu verletzen, so muß die Religion Christi sie zu diesem Entschlusse begeistern und solche Beispiele können nicht unfruchtbar vorübergehn. Kein neuer Bischof wird es wagen, die Grundsätze dieser beiden Greise zu verläugnen, und ohne die bischöfliche Verfassung aufzuheben, was man aber schwerlich lange versuchen wird, ist es nicht möglich auf dieser Seite das erwünschte Ziel zu erreichen.

Eine wider das Verfahren des Herrn Erzbischofs von Köln gerichtete Broschüre, welche höhere rheinische Beamte zu Verfassern haben soll, hat die Behauptung aufgestellt, daß die religiöse Aufregung nur erkünstelt und die vorherrschende Opposition lediglich aus den von einem frühern Minister in der Gesetzgebung begangenen Eingriffen herzuleiten sey. Diese

Ansicht scheint in höhern Kreisen Beifall gefunden zu haben und dem zufolge ward kürzlich ein neues Justizministerium für die Rheinprovinz geschaffen, das wahrscheinlich ermächtigt wird einige Wünsche der Rheinländer zu befriedigen, und sie hinsichtlich ihrer Verfassung zu beruhigen. Obwohl wir keineswegs in Abrede stellen wollen, daß diese weltlichen Wirren die Spannung mit hervorgerufen haben, so müssen wir dieselben dennoch, im Vergleiche mit der Religionsangelegenheit, als einen Gegenstand niedern Ranges bezeichnen, dessen Abhilfe uns als ein bloßes Palliativ bedünken will, wodurch die Hauptfrage noch keineswegs fallen würde. Möge die Weisheit, welche sonst den preußischen Staat auszeichnet, ihn früher oder später zu der Ueberzeugung bringen, daß er jetzt im Irrthum verstrickt sey, und daß nur durch Willfahrung der billigen Ansprüche der Katholiken er wieder im Innern und dem Auslande gegenüber erstarken könne. Seitdem die belgische Verwicklung sich friedlich zu lösen scheint, werden die, welche die Regierung zu extremen Maaßregeln drängen, zwar wieder lauter; allein die neuesten Vorgänge in Frankreich sollten sie doch belehrt haben, daß die ganze Sicherheit und Ruhe unserer Westgränze stets nur eine von Heute auf Morgen ist. Die einzige Weise, das Beispiel von Belgien und Frankreich für uns auf die Dauer ungefährlich zu machen, besteht nicht in Truppencordons, oder Polizeimaaßregeln, Arretirungen und Verurtheilungen, noch weniger in albernen Zeitungsartikeln über die gute Stimmung der Einwohner oder über die Freiheiten der deutschen Kirche, sondern darin, daß man ihnen das gewährt, wozu sie ein Recht haben, und weshalb sie ihre Nachbarn beneiden. Dieß geschieht aber nicht dadurch, daß man ihnen sagt: euer Glaube soll frei und geschützt seyn, während man einen Bischof und einen Priester nach dem andern auf die Festung abführt, und eine völlige Desorganisation in den Diözesen mehr und mehr einreißen läßt. Wozu eine solche Verfahrungsweise nothwendig und unausbleiblich führen muß, hat die neuere Geschichte durch mehr als ein warnendes Beispiel gelehrt.

XLII.

Der Kampf der Monarchie und Revolution in Spanien unter Don Karlos und Maria Christina.

Zweiter Artikel.

Wir haben die Regentin im Beginne des Jahres 1835 nach Ermordung des Generalcapitains von Neukastilien, Canterac, und dem Abmarsche des meuterischen Regimentes verlassen. Die Niederlagen der Christinos in den Nordprovinzen und die Kanonenschüsse in den Straßen Madrids fanden alsbald in den Kortez ihren Widerhall und wurden, wie herkömmlich, in dem parlamentarischen Kampfe von den Revolutionshäuptern stricter Observanz zum Sturze des Ministeriums ausgebeutet. Ihm wurde vorgehalten: nur sein Mangel an Energie und Ernst gegen die Faction habe Mina ohne Unterstützung gelassen und die Siege der Karlisten verschuldet, und nur seinem Mangel an aufrichtig revolutionärem Freisinne sey die Meuterei der Soldaten, die, an seinem Patriotismus irre geworden und die Bewegungen der Patrioten in den Städten zuzuschreiben. Der Revolution abgeneigt und ihrer Kraft mißtrauend, suche es seine Rettung bei den Fremden, und in einer Intervention sowohl gegen die Anhänger der alten Monarchie, wie gegen die Freunde der jungen Freiheit. Llauder hatte die Meuterer im Postgebäude beschossen, gegen ihn richteten die Häupter, wie Galiano, Caballero, de las Navas, Calderon, Collantes, Carrasco das Feuer ihrer Rede. Vergeblich hielt er den Undankbaren seine Verdienste um die Revolution vor: wie er als Generalcapitain von Catalonien, den Wünschen der Nation zuvorkommend, ohne Befehl und Autorisation der Regierung, 24,000 Karli=

sten entwaffnet und 40,000 Urbanos bewaffnet habe; um spanisches Blut zu schonen, habe der Ministerrath die Capitulation mit den Meuterern beschlossen, er selbst sey bereit, mit der Stadtmiliz von Madrid für das Vaterland, Isabella II. und das Estatuto zu sterben.

Die Revolution hatte ihn überflügelt, die Zeiten des Estatuto waren vorüber, wie die Zea's vorübergegangen. Martinez de la Rosa wurde mit Pfeifen von den Tribünen empfangen. Schon am 26. Jan. kehrte Lauder wieder nach Catalonien, das er als Dictator mit eisernem Arme im Zaume gehalten, zurück, und am 17. Februar folgte ihm Valdez im Kriegsministerium; Medrano erhielt statt Moscoso das Innere und Dehesa statt Gareli die Justiz.

Es war dieß keine Aenderung des Systems, sondern nur der Personen. Die Regentin sträubte sich noch immer, den steilen Pfad der entschiedenen Revolution zu betreten, und hielt an Martinez de la Rosa und ihrem Vorbilde, Louis Philippe, fest. In diesem Geiste wurde das Regiment Aragon aufgelöst und am 6. März erließ das neue Ministerium eine Ordonnanz, worin der Armee das Singen revolutionärer Lieder untersagt wurde. Allein die Revolution zeigte bald, wer regiere. Als die Miliz von Malaga wenige Tage darauf bei der Beerdigung eines Urbanos die Hymne Riegos anstimmte, wurde sie mit den Truppen handgemein. Der Gouverneur mußte die Stadt verlassen, eine provisorische Junta wurde niedergesetzt, die einen neuen Gouverneur ernannte, und die Stadt ließ den Ruf der Constitution erschallen. In Saragossa sang ein Chorsänger der Kathedrale im Theater eine revolutionäre Hymne. Als ihn der Erzbischof deshalb seines Amtes mit der Erklärung enthob, daß ein Revolutionsliedersänger des Theaters kein passender Kirchensänger sey, wurde die Wuth des fanatisirten Pöbels gegen die Kirche losgelassen. Die Priester auf den Straßen wurden mörderisch angefallen und zehn oder zwölf Mönche in den Klöstern umgebracht. Murcia ahmte diesem rühmlichen Beispiel der neuen Freiheit nach.

Ihrerseits sahen sich die Kammern genöthigt, durch ein ihnen am 12. März vorgelegtes Gesetz, die Regierung zu autorisiren, nach ihrem Ermessen die Stadtmilizen unter die Militärautoritäten zu stellen, damit die Linientruppen um so ausschließlicher zur „Pacification" der aufgestandenen Provinzen verwendet werden könnten. In nichts jedoch zeigte sich die Parthei, welche die Revolution vorwärts drängte, so sehr in ihrem ganzen Schmutze und gewinnsüchtigen Egoism, als in den Verhandlungen über die Nationalgüter. Nicht umsonst hatten die Börsen von London und Paris die spanische Revolution unter ihren Schutz genommen. Die Rothschild und Mendizabal, die Beherrscher der Börsen, von denen ein Engländer *), der ein Zeuge der Leiden Spaniens war, sagt, „daß sie wie Schakale und Geier vom Aase leben und die, wie Byron sich ausdrückt:

„Vom Herzblut der Nationen allezeit
Ihr Pfund zu schneiden stehn bereit".

sie boten der revolutionären Regierung und ihren mordbrennerischen Heeren nicht umsonst die Hilfe ihres Goldes an. Achtzehnhundert Klöster waren die lockende Beute, um die jene hungrigen Wölfe schlichen, deren Gier der glückliche Ausgang der Raubjagd in Portugal nur geweckt hatte. Mögen die verödeten Kirchen in Trümmer fallen, das Volk verwildern, seine Priester und seine Arme, Mönche und Nonnen verhungern und verschmachten, mag das ganze Land in den Greueln eines Bruderkrieges auf Jahrhunderte hin zur Wüste werden, was kümmert es diese Wucherer und Schwindler, wenn die Actien, die sie darauf genommen, nur ihren blutigen Gewinn einbringen. Wenn man diesen Finanzverhandlungen folgt, so findet man den Ausspruch des Herzogs von Wellington: „daß es die Stockjobers (die Wucherjuden) sind, denen Spanien guten Theils sein schreckliches Schicksal zu verdanken haben", nicht ungegründet.

---

*) Henningsen a twelfmonths campaign with Zumalacarregui. Uebers. v. Treskow. I. S. 12.

Schon am 31. Dec. hatte der Finanzminister den Gesetzesvorschlag gemacht: daß sämmtliche Schuldforderungen, welche geistliche Corporationen, Kirchen, Bruderschaften, fromme Stiftungen, erledigte Pfründen an Spanien zu machen hätten, im Betrage von 232 Millionen Reale, für null und nichtig anzusehen seyen. Nach ihrem Abzug betrug die ganze **innere** Schuld noch 1646 Millionen Franken. Fand dieser Vorschlag bei den patriotischen Repräsentanten keinen Widerspruch, so bot dagegen ein anderer Punkt, nämlich der unter Ferdinand VII. annullirte Verkauf der Kirchengüter aus der Kortezzeit von 1820, um so reichlicheren Stoff für ihre uninteressirten Discussionen. Wie die Beamten in ihre Aemter, so wollten auch die Domänenkäufer jener Zeit in ihren Raub wieder eingesetzt seyn. Jene Güter waren ihnen für 1045 Millionen Realen zugeschlagen worden; hievon hatten sie aber in baarem Gelde nur die höchst unbedeutende Summe von 244,577 Realen (kaum 30,000 Gulden), dagegen in Papieren 252 Millionen abgezahlt. Das Ministerium schlug nun im Interesse der Nation vor, die Rückerstattung dieser Summen in den gleichen Werthen, auf die Güter hypothekisirt, erfolgen zu lassen. Jene aber, die stets den Patriotismus anriefen und sich die Vertreter der Interessen der Nation nannten, verwarfen diesen Vorschlag in einem Augenblick, wo der Schatz leer war und ihre eigene Armee sich von der größten Noth bedroht sah, und beschlossen, nachdem sie noch einen zweiten Vermittelungsvorschlag verworfen, am 8. Mai die Zurückerstattung der Güter selbst.

Um so weniger nahm dagegen ein anderer Vorschlag des Ministeriums die liberale Beredsamkeit in Anspruch, obschon auch er von tief eingreifenden, allumfassenden Folgen war. Am 9. Mai nämlich wurde die gesammte Municipalverfassung Spaniens, eine Erbschaft der alten Freiheit, die das Hofregiment der absoluten Könige verschont hatte, aufgehoben, indem die Regierung Vollmacht erhielt, die Municipalitäten, bis zur Vorlage eines neuen organischen Gesetzes in der näch=

sten Versammlung, nach eigenem Gutdünken provisorisch einzusetzen. Dies Gesetz, welches den gesammten alten Zustand der spanischen Städte über den Haufen warf und Institutionen vernichtete, die sich im Laufe von Jahrhunderten ausgebildet, wurde von der Kammer, als Vertrauensvotum, der vorgerückten Zeit wegen, ohne Discussion, angenommen! Die kläglichste Rolle bei all diesen Verhandlungen jedoch spielte die Kammer der Proceres. Ohne Kraft und ohne Muth sah sie wohl den Abgrund, dem sie selbst das Schiff zusteuern mußte; allein schüchterne, erfolglose Klagen und Bitten waren Alles, was diese ohnmächtige Körperschaft, deren politische Existenz, wie die der französischen Pairskammer nur in der Theorie bestand, dem Unheile, vor dem sie täglich zitterte, entgegen zu setzen hatte. Die traurige Erbin der einst so stolzen, hochgesinnten, trotzigen spanischen Grandezza schien sich kaum mehr ein Gefühl ihrer eigenen Entwürdigung bewahrt zu haben, so tief war sie gesunken.

Unterdessen hatte das Loos der Vorgänger auch Mina auf dem Kampffelde ereilt. Der alte Guerillero erkannte nur zu bald, daß er im Dienste einer antinationalen Revolution die umgekehrte Rolle übernommen, die er einst im Befreiungskriege gegen den Eroberer gespielt. Hatte er damals an der Spitze des Volkes einen Guerillakrieg gegen eine eingedrungene, disciplinirte Armee geführt, so sollte er jetzt mit einem regulären Heer das Bergland unterwerfen, und gegen ein Volk fechten, das unter seinem siegreichen Führer von Tag zu Tag mehr zu einer disciplinirten Macht erwuchs. Auch er suchte daher die fehlende Begeisterung und Liebe durch Drohungen und Schrecken zu ersetzen. Auch er begann mit Proclamationen, in denen er die mütterliche Liebe der Königin und Milde und Friede den sich Unterwerfenden verhieß, mit erbarmungsloser Verfolgung aber und schrecklicher Rache den Feinden des Vaterlandes drohte. Namentlich aber sollte die ganze Schwere seines Armes nicht sowohl die Soldaten, als die Bauern von Navarra treffen; ihnen verkündete er in

einer eigenen Proclamation: wer sich ohne zureichenden Grund zwischen Unter- und Aufgang der Sonne auf der Heerstraße betreten lasse, der sey dem Tode verfallen. Jedem Dorfe, das sich der Sache der Königin und der Constitution abhold zeige, drohte er mit Niederbrennung. Und als er bei Elisondo in dem Dorfe Liaros karlistische Waffen und Munition versteckt fand, ließ er den ganzen Ort bis auf den Grund niederbrennen, den fünften Theil seiner Einwohner aber dem Loose nach hinrichten und die übrigen gefesselt nach Pampelona abführen. Bauern, die in der Nacht von den Karlisten aus dem Bette zum Transporte des Geschützes geholt worden, und die es mit verbundenen Augen vergraben, ließ er erschießen, weil sie ihm nicht die Stelle verriethen. Als er darauf alle Dörfer ringsum den Ort, wo er das Geschütz vergraben glaubte, öde und verlassen fand, ließ er ihnen zur Strafe die Ochsen erschießen, die zum Transport gedient. So verfuhr Mina und er kommandirte 41,000 Mann und hatte 10,000 in den Garnisonen. Erklärlich ist es daher, wenn Zumalacarregui, der schwächere, dessen Heer nicht über 18,000 zählte, gegen solche Gegner, vor denen selbst die Kranken und Verwundeten keine Gnade fanden, zum Schutze seiner Soldaten, und um den Feind von diesem grausamen Morden abzuschrecken, gezwungen, und gegen seinen bessern Willen, den er mehr als einmal in großmüthiger Schonung bewährte, „Sieg oder Tod“ zum Wahlspruch machte und Repressalien ergriff. So wuchs die Wuth auf beiden Seiten, und beide schlachteten ihre Gefangenen. Die Basken aber achteten auf die Drohungen Minas so wenig, wie auf die der napoleonischen Generäle. Wohl konnte er sie mit glühender Rache erfüllen, sie, die sonst ein freundliches, heiteres, fleißiges, wohlgesittetes, mildthätiges Volk sind; aber besiegen konnte er die wüthend gemachten nicht. Wo seine Colonnen erschienen, floh das Volk wie vor der Pest; wo sich einzelne Abtheilungen zeigten, wurden sie abgeschnitten.

Zwar wurden die Karlisten unter Zumalacarregui, ein Häuf-

lein von 3000 Mann, von 10000 Christinos auf den Höhen von Orbiso Mitte Januar in die Ebene von San Vincente zurückgeworfen. Als die Verfolgenden aber dort zu ihrem Erstaunen seine Reserve in Schlachtordnung fanden, hielten sie ein, und hatten ihren Sieg mit einem doppelt so großen Verlust als die Besiegten erkauft. Ja nur einem Zufalle verdankten sie es, daß nicht der rastlose Führer der Bergsöhne, der mit den Raschesten und Kühnsten auf unwegsamen Pfaden über Berg und Thal in ihren Rücken eilte, noch in der Nacht nach ihrem Siege einen Transport ihrer Verwundeten auffing. Mina sandte Oraa und Ocanna das hart blokirte Elisondo zu entsetzen. Zumalacarregui aber wußte sich zwischen beide Colonnen zu schieben. Die eine zwang er zum Rückzuge nach Pampelona, die andere schloß er in Eiga ein und nur dem Flehen der von den Christinos mit Tod bedrohten Einwohner nachgebend, stand er vom Bombardiren ab, so daß Mina die eingeschlossenen 1800 Mann befreien konnte. Wieder vertrat er mit vierzehn Bataillons bei der Brücke von Arquijas, wo er acht Wochen früher Cordova blutig zurückgeschlagen, am 15. Febr. Lorenzo den Weg, als dieser mit vier Divisionen den Uebergang über die Ega forciren wollte, und siegreich warf er auch ihn in das Beruesa Thal zurück. Während Mina durch eine Scheinbewegung ins Bastàn Thal gelockt nach den dort vergrabenen Geschützen suchte, beschoß er damit in weiter Ferne Los Arcos und nahm es am 23. Februar. Einen größeren Sieg feierte hier seine Großmuth. Ungeachtet, daß Mina im Bastan Thale die Verwundeten und Kranken niedermetzeln lassen, schenkte er den 200 Kranken und Verwundeten in Los Arcos nicht nur das Leben, sondern er ließ auch ihre Offiziere ohne irgend ein Versprechen zu ihren Regimentern zurückkehren. Nun griff er plötzlich die Colonne Seoanes bei Larraga an. Durch des Feindes gedeckte Stellung erlitt er zwar hier einigen Verlust, aber Mina sah sich dadurch veranlaßt Elisondo mit einer kleinen Division zu Hülfe zu eilen. Und so trat er dem alten, einst gefürch-

teten Guerillachef, der der Faction mit Vernichtung gedroht, am 13. März mit ohngefähr gleichen Kräften bei Elzaburu in den Weg. Nach verzweifelten Versuchen, die Höhen zu erstürmen, wich Mina; die Karlisten kamen ihm in den Rücken; er selbst entging nur mit Mühe der Gefangenschaft; sein Gepäck, sein Cabriolet und die Esel, die den kranken, ergrauten Anführer nach dem Rathe der Aerzte mit Milch versahen, fielen in die Hand des Siegers. Die ganze Division bis tief in die Nacht in voller Unordnung verfolgt, wäre vernichtet worden, hätte nicht das eingetretene Thauwetter den Marsch der herbeigerufenen Bataillons zu sehr verzögert. Seine Siegesbahn rasch verfolgend, begann Zumalacareguï am 14. März Echarri-Arenas, den festesten Platz der Borunda zwischen Pampelona und Salvatierra, unter dem Jubel der weit umher herbeiströmenden Landleute zu beschießen. Nach vier Tagen tapferer Gegenwehr ergab sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade. Trotz dem, daß Mina seine Menschlichkeit bei Los Arcos mit Niederbrennung von Lecaros und unmenschlicher Härte vergolten, schenkte er den Gefangenen, die ihren Tod erwarteten, das Leben. Und als sie von dieser unerwarteten Gnade überrascht: Viva Carlos V.! riefen und Waffen für ihn zu fechten verlangten, hieß er sie vorher eine Stunde Bedenkzeit nehmen, mit der beigefügten Zusage sichern Geleites nach den nächsten christinischen Garnisonen, ohne irgend eine Bedingung. Denn, sagte er, wenn ihre Dankbarkeit sie nicht davon zurückhält gegen uns wieder zu fechten, so wird es ihr Ehrenwort noch weniger. Die Soldaten blieben, die Offiziere ließ er mit einem ehrenvollen Zeugniß ihrer bewiesenen Tapferkeit nach Pampelona escortiren. Als sie sich aber den Thoren der Festung genaht, fiel ein Detachement christinischer Lanciers aus, und tödtete trotz den Vorstellungen der Offiziere einen Mann der Escorte, verwundete den Kapitain leicht und führte sie sämmtlich gefangen nach Pampelona. Das sind die Heldenthaten der Christinos zu denen brittische Minister ihnen Waffen und Munition lie-

ferten, und im Angesichte solcher Thatsachen, die ein Engländer, der der Uebergabe von Echarri-Arenas beiwohnte, berichtet, wagte es noch neulich Lord Melbourne dem Parlamente zu sagen, die carlistischen Generale seyen die Urheber des greuelvollen Blutsystems. War es ja doch der englische Commissair Lord Eliot selbst, auf dessen dringende Vorstellungen Valdez die Gefangenen der Escorte wieder freigab, nachdem sie bis dahin in den Kerkern von Pampelona geschmachtet hatten. Lord Melbourne und seine sogenannten liberalen Freunde hätten die urkündliche Quelle jener Greuel in den Proclamationen der christinischen Generale und in dem Mordgeschrei eines von geheimen Leitern aufgehetzten Pöbels und einer zum Theile aus entsprungenen Verbrechern bestehenden Soldatesca erkennen können, die ihre eigenen Generale und Gouverneure ermordeten, wenn sie ihnen selbst verdächtig wurden, weil sie nicht jeden Verdächtigen in den Gefängnissen erwürgen oder jeden jakobinischen Aufruhr gegen die eigne Regierung sanktioniren wollten.

Durch diese Reihe ruhmloser, sehr empfindlicher Unfälle war auch der Zauber von Minas Namen, wie so viele andere Illusionen, in fünf Monaten zerronnen. Die Revolution warf in ihrer kläglichen Armuth an hervorragenden Talenten nun wieder ihren Blick auf Valdez, der schon einmal nach einem erfolglosen Feldzug gegen das Heldenvolk der Berge vom Kampffelde abgetreten war. Von seiner neuerdings gerühmten Energie und entschiedenen Anhänglichkeit an die neue Ordnung erwartete man das Wunder, daß er endlich jener verächtlichen Faction von beutegierigen Räubern und blutdürstigen Bigotten, die nach so vielen Siegesbülletins und gänzlichen Vernichtungen immer wieder vom Tode auferstanden waren, endlich zur Ruhe des Grabes verhelfen werde. Als Kriegsminister hatte er selbst die Rüstungen für seinen Feldzug betrieben und alle verfügbaren Hilfsmittel aufgeboten. Am 7. April wurde er mit den ausgedehntesten Vollmachten zum Vicekönig und Oberbefehlshaber sämmtlicher Streitkräfte

in Navarra und den drei Provinzen ernannt. Gleich seinem Vorgänger Rodil hatte der entmuthigte und mißmuthige Mina diese Ernennung nicht einmal abgewartet, sondern schon am 8. sein Entlassungsgesuch wegen Kränklichkeit und Mangel an Unterstützung von Pampelona aus eingesandt.

Am 14. warf der rastlose Zumalacarregui seine Granaten auf Bergara, ein Theil der Häuser ward gestürmt, sein Fall schien unvermeidlich, als die Ankunft des Vicekönigs in Vittoria am 17. ihn zwang, dem neuen Gegner die Stirne zu bieten. Auch diesem giengen, dem Herkommen gemäß, die üblichen Proclamationen, die so oft schon zu Schanden geworden, voraus. In der einen ertheilte er seinen Soldaten Lobsprüche, und verhieß Belohnungen, in der andern, an Navarra und die Provinzen gerichtet, wiederholte er die Zusicherung der Begnadigung und die Drohungen seiner Vorgänger mit folgender originellen Wendung: „Wenn man sich jedoch nicht in der bestimmten Frist unterwirft, so erkläre ich auf das allerbestimmteste, daß ich alle Häuser in gewissen Thälern in Brand stecken werde, wo die Rebellen gewöhnlich Zuflucht und frevelhafte Aufnahme und neue Hilfsmittel finden. Diese Maaßregel ist schmerzlich, wenn aber das Interesse des Vaterlandes spricht, dann müssen alle menschlichen Gefühle schweigen. (!!!) Der Brand von Moskau hat Rußland gerettet! Bewohner Navarras und der baskischen Provinzen! ich bringe Euch Verzeihung und Frieden, oder Verfolgung und Ausrottung: die Wahl steht bei Euch". Valdez hatte sich auf seinem früheren Feldzuge durch seine Menschlichkeit rühmlich ausgezeichnet, jetzt aber kannte die Erbitterung beider Partheien keine Gränze mehr, und die christinischen Generäle achteten, in der Verzweiflung über ihre Niederlagen durch einen Räuberhauptmann und seine einst flüchtigen, schlechtbewaffneten Banden, der Beispiele von Schonung nicht, mit denen ihnen Zumalacarregui vorangieng. Dies wäre ohne Zweifel auch gegen ihre Instructionen gewesen, da zu Madrid, in

den Augen der Revolutionäre, die Anhänger des Königs immer noch als Rebellen galten, die sich selbst außer dem Gesetz gestellt.

Valdez gedachte mit concentrirter, überlegener Macht die Karlisten vor sich her in ihre unzugänglichsten Schlupfwinkel zu treiben, und diese säuberend und die Spitäler, Magazine und Werkstätten darin zerstörend, die Rebellen in ununterbrochener Verfolgung in das Meer oder über die Pyrenäen, wo General Harispe zu ihrem Empfange bereit stand, nach Frankreich zu drängen. Die Säuberung der Amescoas von Vittoria aus und die Oeffnung der Communication mit Estella und Pampelona sollte den Feldzug beginnen.

Diese Amescoas, der Schauplatz des Ruhmes Zumalacarreguis, sind ein Centralgebiet zwischen den Provinzen und Navarra, das in dieser Bergwelt wieder eine einsame, wenig zugängliche Welt für sich bildet; und man begreift leicht, warum Valdez gerade mit ihnen seinen Ausrottungsplan beginnen wollte, und auf diesen ersten Wurf Alles einsetzte. Ein langes, enges, wildes, von steilen Felsen eingeschlossenes Waldthal ziehen sie sich aus N. O. von Alava nach S. W. gen Navarra, bewohnt von einem armen, abgehärteten Volke von Wolfsjägern und Hirten. Rauh wie ihr Boden, der in den inneren Theilen nur Erbsen und Linsen erzeugt, kriegerisch, trotzig und unbeugsam von Charakter, und fest und knorrig, wie die Wurzeln ihrer Eichen, die sich knotig durch die Felsenspalten hindurchpressen, führen die Amescoaner, in geringem Verkehr mit der Welt, ein strenges Leben altväterlicher Sitte, gleich den Römern in ihrer ersten Zeit, als sie noch mit dem welterobernden Schwerte, gegen Wölfe kämpfend, die Wildniß fegten und den steinigten Boden spalteten. Die rechte Thalwand der Amescoas ist mit dichtem Wald bedeckt, links steigen die schroffen, hohen Wände einer großen Hochebene hinan, an deren Rand mächtige Granitblöcke, wie die Zinnen einer Feste liegen. Es ist dies die Sierra de Andia; ein rauher, von schneidenden Winden bestrichener

Bergrücken, der das Thal von dem ihm parallellaufenden der Borunda scheidet. Nackte, perpendiculäre Felsen, von braunem Haidekraut, Ginster und Farrenkraut umsäumt, bilden seinen höchsten Kamm; Weiden bedecken die unwirthbare Hochebene, und uralte, dichtverschlungene Waldungen, deren bemooste, vom Alter zusammengebrochene Stämme den Durchgang sperren. Fast unbewacht weiden hier Heerden von Schafen, Ziegen und halbwilden Pferden. Viele Stunden findet der Wanderer keine menschliche Wohnung, einsam nur erhebt sich in der Mitte dieser Wildniß, von Weide, Wald und zerstreuten Schäferhütten umgeben, ein altes, verfallenes Schloß mit vier runden Thürmen, die Venta de Urbassu, zum Obdach für Menschen und Vieh.

Es leuchtet wohl ein, daß ein abgeschiedenes Thal, wie die Amescoas und eine unwegsame Waldhöhe, wie diese Sierra, die aber auf ihren sonnigen Abhängen nach der Borunda und nach Estella hin mit Weizen, Kastanienbäumen, Oliven und Reben reich geschmückt ist, eine Heimath und ein Zufluchtsort der sogenannten Insurrection seyn mußte. Hier war das Volk seinem König, in alter Treue, mit Leib und Seele ergeben. Hierhin rettete sich Zumalacarregui mehr als einmal in der härtesten Bedrängniß. Und wie froh war nicht Don Karlos, hier in den einsamen Schäferhütten, während der christinischen Hetzjagden der ersten Zeit, ein Obdach in kalter Nacht gegen Schnee und Regen, und ein Versteck vor den Verfolgern zu finden. Hier in den finstern Schluchten dieser Felsthäler goßen die Karlisten ihre ersten Geschütze, hier fanden ihre Verwundeten eine Zuflucht, hier machten sie ihre Patronen und bewahrten ihr Pulver auf. So waren die Amescoas eines jener gefürchteten Nester, in denen der Held der Berge die jungen Adler großzog, und dieß Nest wollte jetzt Valdez mit der Brandfackel säubern.

Mit 9000 Mann rückte er von Vittoria aushinein. Die meisten Männer entflohen aus den Dörfern in die Berge, um den verhaßten Feinden in nichts dienen zu müssen. Der

unerschrockene Zumalacarregui jedoch ließ sich nicht aus seiner ruhigen Fassung bringen. Er bot nicht alle seine Streitkräfte gegen ihn auf. Den größern Theil ließ er im Bastan und zur Blokade der Garnisonen. Mit den übrigen aber eilte er mit seiner geflügelten Schnelle in das bedrohte Thal. Valdez verbrannte das Spital in Contrasta, doch ließ er ungleich seinem Vorgänger Mina, die Verwundeten mit schonender Sorgfalt behandeln, und beschenkte sie selbst großmüthig aus seinem Beutel. Vorrückend verbrannte er die karlistische Pulverfabrik in Eulate. Als aber jetzt die Schützen Zumalacarreguis schon in seinem Rücken zu plänkeln begannen, hielt er sich nicht mehr für stark genug, und trat in Unordnung den Rückzug nach Vittoria an, um in wenigen Tagen von dort mit doppelter Macht wieder zu erscheinen. Das Getraide, Stroh und Lebensmittel ließ er in den armen Dörfern zusammenbringen und verbrennen, das Vieh wurde niedergeschossen und gestochen oder verstümmelt, weil man es nicht mitnehmen konnte, und daneben lagen die Leichen einzelner erschossener Bauern. Beim Abzuge waren die Rauchsäulen von angezündeten Bauernhäusern in vier oder fünf Dörfern die traurigen Wegweiser derer, die im Namen der Aufklärung und Civilisation gekommen, um in diesen stillen, friedlichen Thälern die Segnungen einer sogenannten liberalen Regierung unter dem Schirme ihrer mütterlichen Königin zu verbreiten. Kein Wunder, daß, nach der Erzählung eines Augenzeugen, die erbosten Bauernfrauen, wenn die Befreier ein Dorf kaum hundert Schritte im Rücken hatten, mit der glühenden Leidenschaft des heißblutigen Südens ihnen fluchend nachschrien: „Mueran los Christinos! viva el Rey!“ während die Männer sich allgemach wieder einfanden, um mit verbissenem Zorne in den rauchenden Trümmern nachzugraben und die halbverbrannten Körner zusammenzuscharren.

Wer solche Scenen gesehen und wer die empörenden Frevel kennt, die das wilde Gesindel der christinischen Soldbanden, der Peseteros und Chapelgorris, zucht- und straflos ver-

übte, der begreift, wie auch in einem edlen Volke, gleich den Basken und Navarresen, das Gefühl der Rache zuletzt jedes andere überwältigen mußte. Und gewiß hat zur Vermehrung dieses Ingrimmes die Betrachtung nicht wenig beitgetragen, wie ihre Feinde nur durch die schmähliche, mit dem Ruin ihres Landes erkaufte Unterstützung dreier fremder Mächte, die stets neues Oehl in das erlöschende Feuer gossen, die schrecklichen Leiden dieses Krieges so in die Länge ziehen konnten, daß nicht nur bei der revolutionären Parthei, die längst der greuelvollsten Anarchie verfallen ist, sondern nun auch bei der königlichen, wie die unselige, jüngst eingetretene Katastrophe Marotos zeigt, die moralischen Bande sich zu lösen beginnen, und der Ausgang immer weiter in den Hintergrund zu treten scheint. Nicht minder begreiflich ist aber auch andererseits die immer steigende Wuth der christinischen Generäle. Sie trieb der Grimm über die verlorne Feldherrenehre und die Verzweiflung über ein Volk und ein Land, wo jeder Stein sich zu ihrem Untergange verschworen zu haben schien, wo jedes Weib und Kind auf der Straße den Verräther machte, mit ihren siegenden Feinden jauchzte, mit den geschlagenen klagte, die fliehenden und verwundeten in die abgelegensten Schlupfwinkel durch Wind und Wetter geleitete, und ihnen die Stelle zeigte, wo ihre Kugel aus sicherem Hinterhalt das Herz des arglos folgenden Feindes durchboren mußte. Wer dieses und den heftigen, nachhaltigen, glühenden Charakter des Spaniers bedenkt, der wird sich über die unmenschlichen Greuel auf dem Kampfplatze dieses Krieges nicht wundern. Hiezu kömmt aber noch eine andere, nicht minder reiche Quelle jeder Verruchtheit: der dämonische, alle Leidenschaften entfesselnde Geist der Revolution selbst und ihre teuflische Zerstörungslust, die nach Blut und Flammen dürstet. Dieser Quelle sind jene zahllosen Greuelthaten entsprungen, die der rasende Pöbel der christinischen Städte verübte, indem er auf seine eigene Autorität hin und gegen den Willen der ohnmächtigen Regierung die Repressalienjunten als Mordtribunale seiner Wuth einsetzte,

die Leichen der Erwürgten zerriß und sie in die Flammen der Kirchen und Klöster warf. Was denn wieder rückwirkend in der unseligen Verkettung finsterer Blutrache, nicht wenig dazu beitrug, die Erbitterung der Kämpfer auf den Schlachtfeldern nur noch mehr zu steigern.

Am 20. April schon rückte Valdez zum zweitenmale, an der Spitze von drei Divisionen, unter Cordova, Bidoya und Aldama: dreißig Bataillons, vier oder fünf Schwadronen und einigen Geschützen, im Ganzen 17 bis 20,000 Mann, von Contrasta aus, in geschlossenen Colonnen, die Amescoas thalaufwärts. Die Frucht seiner ersten Brandstiftungen war, daß nun Männer, Weiber und Kinder mit Hab und Gut ringsum ihre Dörfer verlassen, und was sie nicht mitschleppen konnten, vergraben hatten, so daß seine Soldaten in dieser trostlosen Wüstenei, bei naßkaltem Aprilwetter, nichts als die leeren Wände fanden. Von den Guiden Zumalacarreguis wurden sie mit Tirailleurfeuer begrüßt, und nur langsam konnten die Colonnen vorrücken. Bei San Martin griffen ihn drei Bataillons mit einem so kalten und geregelten Muth an, daß Valdez alsbald erkannte, wie seines Bleibens in dem engen Thale nicht sey, und noch am selben Abend jene unwirthbare Hochebene, die Sierra de Andia, hinanstieg, wo er, bis spät in die Nacht von dem folgenden Feinde beunruhigt, unter freiem Himmel, bei schneidendem Winde und wechselndem Schneegestöber und Regen, ein Lager auf der Weide, rings um die vier alten runden Thürme des wüsten Schlosses von Urbassu, bezog. Seine Vorräthe und Maulthiere hatte er schon meist dem Feinde preisgeben müssen. Sein Heer litt von Frost und Hunger, und seine hochfliegenden Pläne von Verfolgung und Ausrottung beschränkten sich bald darauf, seine eigenen Truppen vor dem Hungertode zu retten und in Estella eine Zuflucht zu finden. Er konnte zwar hier auf der Höhe nicht wie im Thale dominirt werden, er hatte keine Engpässe zu passiren; allein Zumalacarregui, ihm auf jedem Schritte folgend, wollte ihn nun nicht mehr hinabsteigen las-

sen, schob seine Hauptmacht zwischen ihn und Estella und griff seine rechte Flanke an. So setzte das Heer unter beständigen mörderischen Anfällen am folgenden Tage seinen Marsch fort; bei der Puerto von Gollano versuchte es wieder ins Thal zu steigen, allein fünf Bataillons sperrten ihm den Weg. So brachte er die zweite Nacht, stets von kleinen Detachements beunruhigt, in einigen Gebirgsdörfern zu. Seine müden Leute hatten an diesem mühseligen Tage nur eine halbe Ration Brod erhalten, am folgenden erhielten sie weder Brod noch Wein; noch ein dritter, und ihr Untergang auf der nackten Sierra schien gewiß. Valdez bot nun Alles auf, die Puerto (Felsenöffnung) von Artasa zu forciren, wo der baskische Held, kein flüchtiger Guerillero mehr, ihn in Schlachtordnung in dem Defilé erwartete. Vier Stunden eines mörderischen heißen Kampfes hindurch wurde jeder Sturm mit kaltblütiger Tapferkeit zurückgewiesen, und erst als eine Kugel dem Obersten Pablo Sanz das Kinn zerschmetterte und sein Regiment wich, stürzten sich 4000 Mann hinab. Aber Zumalacarregui empfieng sie mit kalter Ruhe beim zweiten tieferen Defilé, während plötzlich seine Alavesen ihr Feuer im Rücken der Feinde eröffneten; da stutzten die Stürmenden, Zumalacarreguis Bataillone zogen sich in guter Ordnung zurück, und als Valdez sie unten am Flusse seitwärts wieder in Schlachtordnung aufgestellt fand, zog er scheu an ihnen vorüber. Er bog links ab und so erreichte sein Heer endlich auf einem Umweg, in völliger Flucht, von dem Feinde gedrängt, tief in der Nacht Estella, in einem Zustande, wie Napoleon nach dem Brande von Moskau, dessen Valdez in seiner stolzen Proclamation bedeütungsvoll gedacht hatte. Fast dreitausend Mann warfen ihre Gewehre weg, baarfuß und abgerissen, halb verhungert und erstarrt von Kälte liefen die todmüden mit Zurücklassung des ganzen Gepäckes und fast aller Verwundeten den Thoren der befestigten Stadt zu. Viele in den Bergen zerstreute Unglückliche wurden von den Hirten der Amescoas mit Stöcken, wie Wölfe, erschlagen. So säuberte Valdez das Nest der „Insurrection“! In Estella eingeschlossen,

lief er Gefahr, von Zumalacarregui mit einem Schlage vernichtet zu werden, hätte dieser nicht, Dank den Cordons der Quadrupelallianz, in den Amescoas seine letzten Patronen verschossen. Er mußte also den günstigen Augenblick ungenützt vorübergehen lassen. Indessen waren die Folgen des dreitägigen Gefechtes entscheidend: der Feldzug des Valdez kaum begonnen, war mit ihnen geendet und sein Heer moralisch vernichtet. Die Oberherrschaft des Königs über Navarra und die Provinzen war nun gesichert. Die Operationslinie der Christinos mußte bald westlich von Bilbao und südlich vom Ebro zurückgelegt werden. Der Name Zumalacarreguis war eine Macht geworden, ihm wagten die Entmuthigten fortan nicht mehr im offenen Felde die Spitze zu bieten. Die Offiziere mußten ihre Soldaten vor gänzlicher Auflösung durch das Verbreiten falscher Nachrichten über das erfolgte Einrücken fremder Hülfscorps abhalten. So tief waren die Actien der Revolution auch in der Börsenwelt gesunken, daß auf die Nachricht von der Niederlage des Valdez durch Zumalacarregui, der dazu nur die Hälfte seiner Streitkräfte verwendet, zwanzig Häuser in der City zu London fallirten.

In diesem Augenblicke, wo der Feldherr des Königs auf dem höchsten Gipfel seines Glückes stand, wo er furchtbare Rache für die an seinen Getreuen verübten Blutthaten hätte nehmen können, erschien ein Abgesandter des Ministeriums Wellington, das übrigens in der stipulirten Unterstützung der Revolution seinen Vorgängern folgte. Lord Eliot kam mit dem Obersten Gurwood, um die Rechte der Menschlichkeit, die die hohen Contrahenten des Quadrupelvertrages darin aufzunehmen vergessen, geltend zu machen. Zumalacarregui nahm den Lord bereitwillig auf, und schenkte sogleich den in den Amescoas Gefangenen das Leben. Die Engländer waren erstaunt, die Karlisten in einer ganz andern Fassung zu finden, als man sie geschildert hatte. Mit der Zustimmung seines Königs willigte Zumalacarregui in die Convention, die dem Blutsysteme ein Ziel setzen sollte. Allein

aldez wollte sie nicht in ihrem ganzen Umfang, sondern nur it Restrictionen annehmen, und mit diesen wurde sie denn m 28. April unterzeichnet. Sie setzte regelmäßige Auswechsung der Gefangenen fest; Niemand soll seiner Gesinnungen wegen, ohne vorhergegangenes Urtheil nach den Militärgesetzen Spaniens, hingerichtet werden; die Kranken und Verwundeten genießen Unverletzlichkeit und Sicherheit von beiden Theilen.

Man hätte denken sollen, diese Convention, welche in den vier ersten Wochen an 5000 Christinos das Leben rettete, die jene die Menschheit entehrende Grausamkeit abstellte und in die der sogenannte „Tieger“ Don Karlos eingewilligt, würde bei den lauten Verfechtern der Menschenrechte in Madrid vollen Beifall gefunden haben. Es zeigte sich aber nur zu sehr, daß Valdez nicht ohne Grund sie nur mit Restrictionen angenommen. Denn selbst wie sie jetzt abgeschlossen war, wagte das Ministerium, bei ihrer Vertheidigung, nicht einmal sie den Procuradores vorzulegen, und das mit gutem Rechte. Die bloße Nachricht von der Absendung eines englischen Commissärs an die Feinde hatte schon den Zorn und Verdacht jener Liberalen, die, wenige Wochen später, die Hülfe der verächtlichsten Söldlinge aller Länder und Völker nicht verschmähten, in hohem Grade geweckt. Schon am 21. April, vor der Niederlage des Valdez, hatten sie ihren Angriff gegen die Minister begonnen. In der Convention selbst sahen sie Hochverrath an der Revolution, und dieselben, welche die Ansprüche der Beamten aus der Kortezzeit und die Rechte der Wucherjuden auf die verschleuderten Kirchengüter so beredt zu vertheidigen wußten, fanden keine Worte zur Vertheidigung der geschändeten Menschheit. Ausdrücklich, um den beiderseitigen Rechtsansprüchen nichts zu vergeben, hatten beide Generäle, ohne Erwähnung ihrer Gebieter, die Convention abgeschlossen. Caballero aber erklärte: durch diesen bloßen Act der gegenseitigen Schonung werde Don Karlos eine gesetzgebende Gewalt zugestanden, und darum müsse das Ministerium in Anklagestand gesetzt werden. Es war der diaboli-

sche Geist der Revolution, dessen Eingebungen später der losgelassene Pöbel in blutigen Thaten folgte, der sich hier auf der Tribüne in patriotischen Phrasen beschwerte, daß er Don Karlos und seine Anhänger fortan nicht mehr als vogelfreie Räuber, jedem Henkersknechte unterworfen, ansehen dürfe, sondern als Feinde und Soldaten, an denen er die Rechte des Krieges und der Menschlichkeit achten müsse. Um für dieses Attentat an der geheiligten Majestät der Revolution doch wenigstens eine Genugthuung zu erhalten, wurde Martinez de la Rosa beim Austritte aus der Kammer in einem Auflaufe des Pöbels, mit dem die Stadtmiliz fraternisirte, insultirt, und erreichte nur mit Mühe, unter Schmähungen und Drohungen und dem Constitutionsrufe, seine Wohnung. Indignirt und besorgt über solche Auftritte, votirten die ohnmächtigen Proceres eine Adresse an die Königin, damit sie energische Maaßregeln gegen die Anarchie ergreife, die ihr Haupt so frech erhebe. Einer ähnlichen Adresse der Procuradores wollte Galiano nicht beitreten, weil darin gesagt war: durch die Ermordung des Martinez de la Rosa im Volksaufstande würde das Land einen guten Patrioten und die Königin einen treuen Diener verloren haben.

Die Wendung, welche der Krieg genommen, machte inzwischen die Intervention zur unabweisbaren Nothwendigkeit. Die Armee, die seiner Wucht erlegen, und nun in die festen Plätze eingeschlossen, der größten Noth sich preisgegeben fand, während über ihrem Haupte das scharfe Siegesschwert Zumalacarreguis schwebte, hoffte nur noch von den Fremden Rettung. Um daher von den Wortshelden in den Kammern, mit ihrem wohlfeilen Patriotismus, nicht auch hierüber, wie über Eliots Convention angegriffen, und chicanirt zu werden, löste das Ministerium die Kortez plötzlich am 29. Mai auf, nachdem schon am 17. im Ministerrath das Ansuchen um eine Intervention, unter dem beschönigenden Namen einer Cooperation, beschlossen worden. Das Kabinet von Paris, in seinem Innern über diese Frage uneinig, überließ dem von London die Entschei-

bung. Hier aber hielt man eine directe Intervention dermalen weder für nothwendig, noch für zweckmäßig. Dagegen aber stellte Frankreich seine Algierer Legion, ein Corps der erprobtesten Kerntruppen, der Regentin zu Disposition; ferner wurde die Werbung für ihren Dienst in Frankreich und England gestattet; eine geschärftere Bewachung der Küste durch die englische und französische Marine und das Einrücken einer portugiesischen Legion zugesichert. Am 10. Juli schon erfolgte der Geheimrathsbeschluß, wonach unter Evans ein Corps von 8 bis 10.000 Mann auf den Docks von London und Dublin aus halbverhungertem armen Gesindel: aus Abentheuern, Gaunern und Professionisten jeder Art und Gattung, mit Beihülfe der brittischen Depôts, organisirt wurde. Bedeutsam jedoch für den Erfolg dieser Cooperation von Landstreichern, Schelmen und Hungerleidern, wozu die Revolution den spanischen Stolz herabgewürdigt, war, daß die in Frankreich angeworbene Legion kaum die Gränze überschritten hatte, als sie schon, der gänzlichen Insubordination wegen, wieder aufgelöst werden mußte. Um dieß fremde Raubgesindel, das die drei der Revolution verbündeten Mächte auf sein armes Land, ohne ihm selbst den Krieg zu erklären, loslassen wollten, von einem Kampfe abzuschrecken, in den sie nur der Hunger trieb, erließ Don Karlos am 20. Juni das Decret von Durango, worin er jedem Fremden mit dem Tode drohte, der mit den Waffen in der Hand in Spanien ergriffen würde. Hätten die unglücklichen Opfer liberaler Versprechungen sich hiedurch warnen lassen, tausende würden nicht, statt der Beute, einen ruhmlosen und schrecklichen Untergang in dem entsetzlichsten Elende jeder Art, durch Entbehrung, Hunger und Krankheit gefunden haben, verflucht von einem edlen und hochgesinnten Volke, dessen Leiden sie gemehrt, und hülflos gelassen von der Regierung in Madrid, die so wenig ihre Verpflichtungen gegen die Fremden erfüllte, wie sie die Rechte dessen geachtet, gegen den sie dieselben in Sold genommen.

Nur widerstrebend hatte sich Martinez de la Rosa dem

Interventionsgesuche gefügt, die Revolution war seinem Moderatismus bereits über den Kopf gewachsen und so gab er am 7. Juni seine Entlassung. Toreno organisirte als Präsident das neue Kabinet, das noch im Sinne des Jüste-Milieus zusammengesetzt, durch die Berufung des Juan Alvarez y Mendizabal, des Hauptfinanzagenten von Portugal in London seit dem Anbeginne der Expedition Dom Pedros, den Keim einer neuen Metamorphose erhielt. Denn mit jenem Manne, den die Mordthaten des rasenden Stadtpöbels und die Junten der Jakobiner an die Spitze des Kabinets brachten, sollte jener revolutionäre, schmutzige Wucherjudengeist, der sich schon so frech in den Finanzverhandlungen der Kortez offenbarte, zu einer Herrschaft unumschränkter Allmacht und Willkühr gelangen, wie sie keiner der früheren, absoluten Regenten Spaniens besessen.

Während dieser trübseligen Staatsactionen erndtete Zumalacarregui die Früchte seines Heldenmuthes. Valdez rettete sich hinter die Mauern von Pampelona. Es kam die frohe Kunde von dem vernichtenden Siege des Gomez über Iriarte in Guernica. Die Christinos verließen Maestu, die Besatzung von Trevino ergab sich, Eliots Convention rettete ihr das Leben; eine Division von 3000 wurde bis unter die Kanonen von Pampelona verfolgt, ohne daß die Besatzung den angebotenen Kampf annahm. Der Feind zerstörte die Werke von Salvatierra und Estella und verließ das letztere so eilig, daß, als Zumalacarregui unter Glockengeläute und dem Jubelruf des Volkes, in die mit Blumen, Teppichen und Lichtern festlich geschmückten Straßen dieser zweiten Stadt von Navarra triumphirend einzog, er die Verwundeten aus dem Gefechte der Amescoas sammt den Chirurgen fand. Hier traf ihn auch die Siegesbotschaft von Cuevillas und Elio, die Oraa bei den sieben Quellen von Elzaburu geschlagen. Der Feind verlor dort 1000 M. und 480 Gefangenen kam die Convention zu Gute. Elisondo, Urdax, San Esteban und Irun wurden nun verlassen. Die große Straße von Pam=

pelona durch das Bastan nach Frankreich war wieder in den Händen der Karlisten. Villafranca in Guipuzcoa wurde jetzt beschossen, Espartero wollte ihm durch einen heimlichen Nachtmarsch mit 7000 Mann von San Sebastian und Bilbao zu Hülfe kommen, er fiel aber selbst in einen nächtlichen Hinterhalt und unter dem Rufe: Viva el Rey! Viva Zumalacarregui! wurden seine Colonnen in wilde Flucht geworfen und aufgelöst. Wieder konnte Zumalacarregui 1800 Gefangenen das Leben erhalten. Jetzt ergab sich auch die Besatzung von Villafranca, Tolosa wurde geräumt, in Bergara streckten 1300 Mann das Gewehr und am Tage darauf hielt der König dort seinen Einzug. Eybar mit seiner berühmten Gewehrfabrik folgte, die Besatzung von Durango floh nach Bilbao, Salvatierra wurde geräumt, selbst von Vittoria wurde das schwere Geschütz hinter die Ebrolinie abgeführt und nur die Urbanos zu seinem Schutze zurückgelassen.

Jetzt, wo die Demoralisation der christinischen Armee ihren höchsten Grad erreicht hatte, wo zwischen ihm und der Hauptstadt nur eine schwache Reserve und einige Regimenter von zweifelhafter Treue standen, wo er durch die gefallenen Plätze die fehlende Artillerie gewonnen, wo der Schrecken seines Namens ihm vorausgieng und siegvertrauend seine Guiden ihm folgten, jetzt schien Zumalacarregui der Augenblick gekommen, um über den Ebro zu gehen. Und vielleicht wäre jetzt Madrid ohne Schuß gefallen und der greuelvolle Bruderkrieg zur Entscheidung gekommen. Allein Dank den Vorkehrungen der Quadrupelmächte, die den Banquier Jauge in ihre Haft gesetzt und sein Anleihen unterdrückt hatten, es fehlte dem von seinen natürlichen Verbündeten kärglich unterstützten Monarchen jetzt an allen Geldmitteln zu dieser entscheidenden Bewegung, denn das Haus Rothschild hatte sich auf die Seite der Revolution gestellt. Der kühne Geist Zumalacarreguis jedoch schätzte die Gunst des Augenblickes höher, als das Gold der Juden, er wollte über den Ebro; allein der kleinmüthigere Geist, der in dem Kabinette des Don Karlos herrschte,

ertheilte ihm den verhängnißvollen Auftrag, vor Bilbao zu rücken. Düsteren, unglückahnenden Ernst, als habe er den bösen Genius Spaniens begegnet, gewahrte das Heer in dem Antlitze seines Feldherrn, als er, aus dem Kabinette zurückgekehrt, auf seinem weißen Streitroß voranritt. Er gehorchte aber dem Befehle seines Königs und rückte vor Bilbao, nachdem er vorher Ochandiano mit stürmender Hand genommen, wo 380 Gefangene, das ganze christinische Musikcorps, 100,000 Patronen und 500 Gewehre der Quadrupelallianz, die den Stempel des Towers trugen, in seine Hand fielen.

Auf der südöstlichen Seite von Bilbao, nahe vor dem Thore, erhebt sich die große, massive Hauptkirche der Stadt: zu unserer lieben Frauen von Begoña genannt. Ihr zur Linken steht ein Pallast mit einem Balkone. Nicht über hundert Klafter von den Batterien der Stadt entfernt, bietet sich von ihm aus eine weite Aussicht über die Stadt dar; aber ihrem Feuer völlig ausgesetzt, hatten die feindlichen Kugeln die Kreuzstöcke der Fenster gänzlich durchlöchert und ihre Gitter bis auf drei weggerissen.

Da trat, früh am Morgen des 16. Juni, ein Mann, in der Reife des Lebens, von kräftiger Gestalt, mittlerer Größe, breiten Schultern, festem Nacken und vorgebückter Haltung, in der einfachen Tracht des Landes, auf diesen Balkon.

Sein dunkles, kurzes Haar bedeckte die rothe Bovina. Er trug die schwarze Zàmarra, die Pelzjacke mit rothsammtnem Vorstoß und goldnen Schleifen, eine schwarzseidene Weste und rothe Beinkleider. Kein Stern, kein Orden glänzte auf seiner Brust, nur einen silbernen Quast trug er auf seinem Barret. Der Schnitt seines Gesichtes, mit der leichtgebogenen Adlernase und dem vorspringenden, fein gerundeten, glatten Kinn war edel und von antiker, charaktervoller Schärfe. Ein fester, gedankenreicher Ernst, eine ungewöhnliche Energie des Geistes strahlte aus den dunkelgrauen, von starken Augenbraunen überschatteten Augen, wie sie dem baskischen Volksstamme eigen sind; rasch und scharf waren ihre Blicke. Sie

hienen, dem kreisenden Adler gleich, auf einmal ein weites Feld zu überschauen, und mit Blitzesschnelle die Beute fassend, sie in die verschlossene, gedankenvolle Tiefe des Innern zu bergen.

So trat er unerschrocken, dem Tode sich preisgebend, mit dem Fernrohre an die Gallerie des offenen Balkons, um die Stadt, die er auf den Abend zu stürmen beschlossen, ins Auge zu fassen. In demselben Augenblicke aber richteten sich alle Geschütze und Gewehre auf den feindlichen Werken und Batterien gegen ihn, dessen höhern Rang sie an dem Fernrohre und der schwarzen Zamarra erkannt. Hundert Schüsse fielen. Er trat langsam von dem Balkone zurück, doch sein rechter Fuß verrieth die Wunde, die er zu verbergen suchte.

Das war Tomas Zumalacarregui, den die tödtliche Kugel getroffen und der nun von zwölfen seiner Soldaten in dem Bette aus dem Getümmel des Kampffeldes nach Durango zu seinem König getragen wurde. Die Wunde schien anfangs ungefährlich. Der König kam am folgenden Morgen, er blieb lange bei ihm und hatte Thränen in den Augen, als er von ihm schied. Dann trugen sie den verwundeten Feldherrn durch Segura, das Feld seines Sieges, durch Ormasteguі, seinen Geburtsort, nach dem nahen Segama am Orrio, seiner Ruhestätte. Als die furchtbaren Schmerzen, die ihm die Operation ungeschickter Wundärzte verursachte, das Bewußtseyn seines hellen Geistes überwältigt, da weilte seine Heldenseele im letzten Todeskampfe auf dem Schlachtfelde und die Bataillone in das Feuer führend in dem großen Kampfe für den Glauben, den König und die alte beschworne Freiheit seines Landes, wider die Geister der Empörung und Zerstörung, so schied er aus den Kämpfen und Mühen dieses Lebens zur ewigen Ruhe.

Die Thränen, die sein König um ihn geweint, waren wohl verdient. Karl V. hatte sein bestes Schwert und ein treues Herz verloren, das schwerer wog als der Verlust einer Schlacht.

Vor zwanzig Monaten, als der Obrist Zumalacarregui der christinischen Polizei in Pampelona entfloh und in der Verkleidung eines baskischen Bauern, in dem runden Baret, der Pelzjacke und den Sandalen, am 30. Okt. 1833, in dem Val de Araquil den Karlisten sich zum Führer in dem Kampfe für ihren in der Fremde irrenden König bot, da schien Alles verloren, und der Tod, von der kalten Hand des Feindes, sein unvermeidliches Loos. Denn ihre erste zahlreiche, aber plan- und einheitlose Erhebung unter Männern, wie Merino, Cuevillas, Verastegui, Zavala, Valdespina, Iturralde, Armencha, Eraso, Simon de la Torre, Santos Ladron und Echeveria war, ohne daß es nur einmal zu einer größeren Schlacht gekommen, gänzlich darnieder geschlagen. In scheuen Nachtmärschen irrten die flüchtigen, zerstreuten Banden durch das Land. Gegen 800 undisciplinirte, schlecht bewaffnete Männer und vierzehn Pferde bildeten seine Armee. Seine Kriegskasse bestand in 1400 Thalern, die er selbst mitbrachte.

Jetzt aber, auf seinem Sterbebette, konnte er seinem König die Schlüssel von sechszehn festen Plätzen überreichen; er konnte ihm zur Wiedereroberung seines Thrones ein wohlorganisirtes und disciplinirtes Heer von 28,000 Mann Infanterie, 800 Pferden und 28 Geschützen übergeben; ein Heer, vor dem die ersten und berühmtesten Feldherrn Spaniens mit ihren Veteranen geflohen, nachdem sie 50,000 Mann auf den Schlachtfeldern zurückgelassen. Und als Sitz seiner Herrschaft hatte er ihm die drei freien Provinzen und Navarra gewonnen, jene Bergländer des Nordens mit ihrer kriegerischen Bevölkerung, von wo aus einst die christlichen Könige das maurische Spanien wieder eroberten.

Für sich selber aber, ärmer als er gekommen, bestand das ganze Vermögen des Sterbenden in 340 Thalern, die er seinen Soldaten vermachte, seinen Kindern das Andenken seiner Thaten in dem Herzen seines Königs und seines Volkes hinterlassend.

Die Bahn, die er von jenem Beginne bis zu diesem Ziele durchlaufen, war eine rauhe, mühselige, gefahrvolle und bedrängnißreiche, die mehr als eine geistige Kraft und Tugend erforderte; ein unerschütterlicher Muth war vielleicht die geringste. Sich eine Armee zu schaffen, während er die feindliche aufrieb, und dem Krieg eine immer weitere Ausdehnung über die Provinzen zu geben, das war seine Aufgabe. Auf der Flucht, auf Märschen von 23 Stunden, ohne das Gewehr niederzusetzen, durch das wildeste Gebirg im wildesten Wetter, einen grausamen, erbarmungslosen Feind Tag und Nacht auf den Fersen, so mußte er seine Soldaten zum Stehen und zum Bajonettangriff gewöhnen. Und wenn die Todmüden sich dann auf einer rauhen Berghöhe, in dem durchdringenden kalten Nachtregen, unter einem Baume lagerten, während ihr König in der Schäferhütte und seine Minister im Stalle schliefen, und sie Sold, Kleidung und Munition von ihm verlangten, konnte er ihnen nur die Christinos zeigen und sagen: „dort sind sie, nehmt sie euch“. In solchen Bedrängnissen mußte er, der nur Mühen und Gefahren zu bieten hatte, den stolzen, trotzigen Freiheitssinn der ungebändigten Söhne wilder Waldthäler an Ordnung und Gehorsam gewöhnen. Lieben und fürchten mußten sie ihn, und ihm gehorchen lernen. Wohl bedurfte es da eines festen und strengen Armes, einer unerbittlichen Gerechtigkeit und einer Hingebung, die allem Eigennutz fremd, in jedem Opfer vorangieng und sich selbst den schwersten Theil nahm. Es bedurfte eines verwegenen Muthes, der vor keiner Uebermacht erschreckend in den verzweifeltsten Gefahren seine Fassung nicht verlor, der, wenn Alle wichen voranstürmend die Brust den Kugeln darbot und der auf der Flucht der Letzte den nachstürzenden Feind aufhielt; es bedurfte aber auch einer Vorsicht und einer Klugheit, die stets das schwer zu erringende Ziel im Auge keinen Schritt ohne Ueberlegung that, den geringsten Vortheil in tausend kleinen Gefechten nicht verschmähte, und stets bereit, immer überraschte und nie sich überraschen ließ. Wie er selbst nie prahlte, und

die schlichte Tracht seines Landes bis zum Tode beibehielt und mit seinen wohlverdienten Orden nicht prunkte, so galt bei ihm auch keine Empfehlung, als das Schwert, das Jeder mitbrachte. Während die Andern unbekümmert und ihm vertrauend von ihren Mühen ausruhten, wachte er. Was er hatte, gab er mit offener Hand jedem Nothleidenden, der darum flehte, hin, und auf die Vorwürfe seiner Frau: daß er mehr gebe, als vernünftig sey oder er erschwingen könne, gab er mit lachendem Munde zur Antwort: „Wir sind Gott ähnlicher, wenn wir geben, er kann uns mehr erstatten als wir wegzuschenken vermögen, und ich weiß, daß ich künftig ein Millionär seyn werde“.

Doch die aufreibenden Mühen, die Entbehrungen und Gefahren waren nicht das Schwerste; es war ein Bürgerkrieg mit all seinem herzzerreißenden Jammer, seinen Schrecken und entsetzlichen Greueln und mit seiner furchtbaren Verantwortung, dessen Führung er übernommen. Um seine Landsleute, um Spanier zu besiegen, mußte er dies Alles erdulden, gegen sie mußte er seine Guiden ins Feuer führen, über Freunde mußte er das Todesurtheil fällen. Sein eigener Bruder stand in hoher Stellung auf der Seite seiner Feinde. Wohl bedurfte er da eines festen, nie wankenden Vertrauens in die Sache, der er sein Leben geweiht, für die er litt und starb. Mit gutem Gewissen mußte er seinen übermächtigen Feinden festen Blickes in das Auge schauen können — und er konnte es, sie hatten kein Recht, ihn zu beschuldigen, daß er je seine Sache entwürdigt oder an der ihren zum Verräther geworden.

Intriguen und heuchlerischen Schleichwegen feind, machte er nie ein Geheimniß aus seiner Gesinnung. Er hatte nicht den Günstlingen Ferdinands, um eine Beförderung zu erhalten, geschmeichelt und sich lieber Zurücksetzung gefallen lassen. Aber ihm treu ergeben, hatte er jede Theilnahme an irgend einer Verschwörung zu Gunsten Karls V., so lange Ferdinand lebte, abgewiesen. Er erklärte sich für ihn zu fechten eben

so bereit, wie er jenen, die die Revolution organisirten, seinen Entschluß ankündigte, nach dem Tode Ferdinands sein Schwert gegen die Usurpation zu ziehen. Llauder ließ ihn darum, trotz seiner Verdienste, die er sich durch die musterhafte Organisation seiner Regimenter erworben, absetzen und festnehmen. Nach dem Tode Ferdinands bot ihm General Sola die Stelle eines Brigadegenerals an, wenn er in den Dienst der Königin treten wolle. Aber unbestechlich wies er es ab, und zog vor zu entfliehen und sich für das unterdrückte Recht an die Spitze Geächteter zu stellen, wo ihm ein schmähliches Ende von der Hand des Henkers drohte.

Er hat keine Miene verzogen, wenn rechts und links die Leichen um ihn her fielen; mit der kaltblütigsten Todesverachtung und lächelndem Munde ritt er auf seinem weißen Schlachtroß den Kugeln entgegen. Doch war er es nicht, der das Blutsystem einführte; wohl aber hat er zum öfteren großmüthig es abzustellen versucht und sich ihm nur als einer unheilvollen Nothwendigkeit, einer Schuldigkeit gegen seine Soldaten, widersträubend gefügt. Nach dem Gefechte von Alsassua hatte er zwei Gefangene verschont, als aber Quesada nichts destoweniger im Erschießen fortfuhr, schrieb er ausdrücklich an den General Grafen Armilde de Toledo: „Da die Befehlshaber der usurpirten Regierung nicht gesonnen seyen, irgend ein Abkommen zur Erhaltung des Lebens der gegenseitigen Gefangenen zu treffen, obgleich er ihnen, trotz der Ermordung des Generals Santos Ladron öfters Beispiele von Mäßigung gegeben, so solle das Blut derer, die von jetzt an umkommen würden, auf ihr eignes Haupt zurückfallen.“ Und als zu Los Arcos ein Verwundeter, den er mit dem König besuchte, entsetzt ausrief: „wie kann dieß der grimmige Zumalacarregui seyn“. Da sprach er mit weinenden Augen zu dem König: „dieß ist die Art und Weise, wie unsere Feinde die Soldaten verblenden. Ew. Majestät wissen am besten, ob ich mich irgend einer Handlung der Grausamkeit schuldig gemacht habe, wozu ich nicht als Re-

pressalie gezwungen war, und ob ich ihnen nicht, mit Ew. Majestät Zustimmung, oft Beispiele von Mäßigung gegeben habe". Als Sieger nahm Er, der Erste, die Convention Eliots an.

Wer aber will ihn anklagen, wenn dennoch die finsteren Schatten dieses unseligen Bürgerkrieges auch seine Seele zuweilen verdüsterten; wenn er, stets gereizt und gehetzt und von allen Leidenschaften umstürmt, zuweilen Maaß und Geduld verlor und die Wellen seines mächtig und heftig im Innern strömenden Geistes dann zornig aufbrausten; wenn sein Gesicht in dem furchtbaren Ernste des Lebens den Ausdruck eiserner, unbeugsamer Strenge annahm, und auch seine Geschichte blutige Blätter enthält!

Was nach seinem Tode eingetreten, hat den Verlust in seiner Größe gezeigt. Noch zwei Monate, und Zumalacarregui hoffte, den Krieg, wenn nicht beendigt, doch entschieden zu haben. Wo er war, da vermochten seine Soldaten, was sie unter andern nicht vermochten, seine Begeisterung, seine Sicherheit hatte sich ihnen mitgetheilt, und seinen zornigen Blick fürchteten sie mehr als die feindlichen Kugeln. Er übte über sie jene geheime Zauberkraft gewaltiger Geister und wo der Onkel Thomas, wie sie ihn mit Liebe und Furcht nannten, sie hinführte, da folgten sie im blinden Vertrauen.

Vier Jahre sind seit seinem Tode verflossen und noch ist der Kampf nicht entschieden. Unsicherheit und Schwanken ist in die Unternehmungen des Königs getreten. Denn leider besitzt Don Karlos bei allem passiven Muthe und einem sittlichen, rechtlichen Charakter nicht jene Energie und Entschlossenheit des Geistes, die das Steuer in stürmischer Zeit mit sicherer und fester Hand zu führen wüßte. Und wie hätte er dieß auch an einem Hofe, wie der Karls IV. und Ferdinand VII. lernen können? Vor dem Genie und den Siegen Zumalacarreguis hatten Neid und Zwietracht geschwiegen; die Stelle, die er einnahm, wagte keiner ihm streitig zu machen. Nach ihm haben die Partheien ihr unseliges In-

triguenspiel begonnen, und keine Hand wies sie zur rechten Zeit zurück, denn Don Karlos hat keinen zweiten Zumalacarregui gefunden. Noch weniger aber hat die Revolution ihm einen Namen an die Seite zu stellen. Doch sicherlich auch sein Genie hätte vergeblich gerungen, hätte er nicht ein gesundes, kräftiges, noch von keiner administrativen Despotie herabgewürdigtes, hochgesinntes Volk, wie die Basken und Navarresen, gefunden. Ein Volk aber, das Söhne wie er erzeugt, und willig und begeistert auf den rauhsten Pfaden ihnen folgt, ist noch nicht verloren, wie wenig auch die, welche von der Vorsehung an seine Spitze gestellt sind, ihrem schweren Amte gewachsen seyn mögen. Mag aber auch die heilige Sache, für die Zumalacarregui gefochten, nach Gottes unerforschlichem Gerichte, in Spanien der Uebermacht erliegen, so wird doch sein Name stets neben dem des Cids glänzen und er wird stets unter den Helden genannt werden, die den Kampf für Gott und das Recht, wider die Revolution und den Geist der Zerstörung gestritten.

XXXVII.

Literatur.

Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. M. Freiherrn von Aretin. Erster Band. Passau 1839.

Da wir die Ehre haben, zu Denjenigen zu gehören, welche den großen Churfürsten Maximilian so hoch erheben und von der preußischen Staatszeitung zu Mitarbeitern an dem Temps und zu Verräthern des deutschen Vaterlandes gestempelt werden, so beeilen wir uns, unsern Lesern dieses Buch zur Kenntniß zu bringen, in welchem einestheils viel

Großes von Maximilian, anderntheils auch so Manches von Verrath an dem deutschen Vaterlande zu lesen ist.

Während v. Freyberg's pragmatische Geschichte uns tiefere Blicke in die innere Verwaltung Bayerns gewährt hat, so sind es in dem vorliegenden die auswärtigen Verhältnisse dieses Landes seit dem Jahre 1500, welche dem Verfasser zum Gegenstande seiner Darstellung dienen. Der bisher erschienene erste Band zerfällt in vier Abschnitte, welche den Zeitraum von 1500 bis 1634 umfassen, also bereits den größten Theil der Regierung Maximilians. Da aber erst unter diesem Fürsten Bayern in eine wirklich bedeutende Relation zu dem Auslande tritt, so sind die beiden ersten Abschnitte bis zu dem Zeitpunkte, wo Herzog Wilhelm V. (im Jahre 1598) seinem großen Sohne die Regierung abtrat, nur als eine Einleitung zu der Geschichte Bayerns unter Max I. zu betrachten. Obgleich sich allerdings auch schon aus dieser Einleitung manche andere interessante Punkte hervorheben ließen, so wollen wir doch nur auf einzelne, bisher weniger bekannte Verhältnisse aufmerksam machen, indem auf das persönliche Wirken Maximilians vorzüglich das Augenmerk gerichtet seyn soll. Schon seine Vorfahren in der herzoglichen Würde genossen des Rufes, wahre und eifrige Vertheidiger des katholischen Glaubens zu seyn, wie ihnen dieß sowohl überhaupt, als auch in einzelnen Schreiben der Päpste anerkannt wird; ja zur Zeit Kaiser Maximilians II. konnte der päpstliche Nuntius Delphinus wohl mit Recht zu Herzog Albrecht V. sagen, daß: „Er. heylligkeit zu Ihre Fürstl. Durchlt ihr meistes Vertrauen und hoffnung hätten Unter allen Deutschen Fürsten“. Es fehlte während der Regierung dieses Herzogs auch in Bayern nicht an mancherlei heftigen kirchlichen Bewegungen, insonderheit hatte zu der Zeit, als das Trienter Concilium sich seinem Ende näherte, der Ingolstädter Landtag im Jahre 1563 mit Ungestüm die Bewilligung des Laienkelches und die Gestattung der Priesterehe verlangt. Auf diese Verhältnisse bezieht sich eine Reihefolge von Urkunden, welche in dem vorliegenden

Werke mitgetheilt werden, vorzüglich die Vorstellungen des päpstlichen Nuntius Ormanetti. Merkwürdig ist besonders ein vermuthlich um diese Zeit von demselben übergebenes Memorandum, welches mit den Worten beginnt: „den weltlichen Fürsten kommt es überhaupt gar nicht zu, in Sachen der Religion Etwas zu entscheiden“, und, nachdem es darauf hingewiesen hat, daß die Beschlüsse des tridentiner Concils abzuwarten seyen, damit endet, daß es die Pflicht katholischer Fürsten sey: nicht nur daß sie selbst in der Einheit der Kirche bleiben, sondern auch ihre sämmtlichen Untergebenen mit der Einheit desselben Glaubens verbinden und dafür zu sorgen, daß sie darin verharren. „Denn dazu sind“, heißt es, „die weltlichen Gewalten vorzüglich in der Kirche bestellt, daß da, wo die Priester nicht durch das Wort der Lehre wirken können, die weltlichen Fürsten die Hülfe der Zucht gewähren, und einem Fürsten, der, wie es seines Amtes ist, gegen die Machinationen und Hindernisse der Gegner handelt, werde Gott einen starken Muth und größere Kräfte zu Theil werden lassen“. Vorzüglich war es der damalige Zustand der Stadt Regensburg (— ut fere de ea desperandum esse nonnulli censuerint —), welcher die Aufmerksamkeit des heil. Vaters in Anspruch nahm und ihn zu dringenden Vorstellungen an den Herzog veranlaßte, doch nach Kräften für Abhülfe zu sorgen. Auch ließ Papst Gregor XIII. sich es ganz besonders angelegen seyn, den Herzog zu bestimmen, einige junge Leute in das neu gegründete Collegium Germanicum zu senden, was auch erreicht wurde, denn der Herzog hielt selbst dafür, „daß es unwürdig sey, bei der großen Sorgfalt, welche der Papst für Bayern trage, und nicht dem Rufe und dem Verdienste eines eifrigst katholischen Fürsten angemessen, daß noch Niemand aus Bayern sich bisher in jenem Collegium befunden habe“.

Doch wenden wir uns zu demjenigen Gegenstande, den wir vorzüglich hervorzuheben beabsichtigten. Von der katholischen Liga und von dem Haupte, dem Herzoge und nach-

maligen Churfürsten Maximilian wollten wir sprechen, und dazu hat uns das verdienstvolle Werk des Freiherrn von Aretin neues und reichhaltiges Material geliefert. Seit dem Beginne der Glaubenstrennung hatten sich in den damaligen politischen Verhältnissen für Bayern eine Menge von Versuchungen dargeboten, sehr entschieden gegen das Haus Habsburg Parthei zu ergreifen. Bald hatte Frankreich durch Gesandtschaften gefödert, bald die schmalkaldischen Bundesgenossen auf eine Zeit lang den Beitritt der bayerischen Herzoge bewirkt. Das Benehmen Kaiser Maximilians in dem Landshuter Erbfolgekrieg, so wie in der würtembergischen Angelegenheit rief eine fast feindliche Stellung Bayerns gegen Oesterreich hervor, die sich vorzüglich in dem Widerstande kund gab, welchen die Wahl Ferdinands zum römischen Könige erfuhr. Hätte Bayern sich wirklich an die Spitze der Bewegung in Deutschland gestellt, so würden die Schicksale Europa's in seiner Hand gelegen haben, und die Geschichte unserer Staaten wäre eine andere geworden. Gott sey gedankt! Bayerns Fürsten haben allen jenen Verlockungen Widerstand geleistet, und sind nicht nur dem Glauben der Kirche getreu geblieben, sondern aus ihrer Mitte ist der Held hervorgegangen, welcher als Retter der Kirche, und zugleich auch des Hauses Oesterreich auftrat.

Er war es, der es gleich bei seinem Regierungsantritte erkannte, daß es nothwendig sey, zur Aufrechthaltung des katholischen Glaubens entscheidende Schritte zu thun. Als nun die protestantische Union einen größern Zuwachs bekam, und in dem im Jahre 1608 zu Ahausen abgeschlossenen — vorzüglich durch transrhenanische Abgesandte vermittelten — Bündnisse bereits festgesetzt wurde: wie es mit den eroberten Städten und Ländern gehalten werden solle, da betrieb Maximilian mit großem Eifer die Gründung eines katholischen Bündnisses. Das that er für die Kirche, das that er auch für Bayern, da dieses Land vermuthlich eines der ersten gewesen wäre, welches die Mitglie-

der der Union freundbrüderlich unter sich getheilt haben würden. Freilich, hätte er das geschehen lassen, so wäre vielleicht weniger Blut geflossen, es wäre alles in Frieden und Freundschaft in Deutschland protestantisch geworden; daher ist es nicht zum verwundern, wenn neuere Schriftsteller die Gründung der Liga Maximilian zum Verbrechen anrechnen: „weil er dadurch die Gemüther noch höher gereizt habe". Sein Verbrechen bestand darin, daß er die Rechte der Kirche vertrat, was ihm freilich von jener Seite her, wo man eine solche Kraftentwicklung nicht erwartete, sehr übel genommen wurde. In ganz Deutschland war aber auch kein Anderer, der sich der Sache der Kirche so entschieden annehmen konnte, als Bayerns Herzog, denn derjenige, welcher seiner Stellung nach zuerst dazu berufen gewesen wäre, Kaiser Rudolf II., war, abgesehen von seiner persönlichen Schwäche, durch das Umsichgreifen des Protestantismus in seinen Erblanden und durch die bösen „Practiquen" seines ränkevollen Bruders Matthias völlig daran gehindert. Mit bewundernswerther Einsicht, Thätigkeit und Beharrlichkeit verfolgte Maximilian seinen Plan, und am 10. Juli 1609 wurde zu München der erste Bundestag gehalten. Gerade um diese Zeit sollte aber nochmals von Außen her eine Versuchung geboten werden, um Bayern mit Oesterreich zu entzweien; offenbar war dieß die Intention, mit welcher man französischer Seits dem Herzoge von Bayern erklärte, man wolle ihm die Kaiserkrone verschaffen. Derselbe Fürst, der, zum Sturze des Hauses Oesterreich, in fortwährenden Unterhandlungen mit der protestantischen Union sich befand, konnte wohl nicht im Ernste einen solchen Antrag machen, zudem, da sogar in einer von protestantischen Fürsten an Kaiser Rudolf übergebenen Denkschrift ausdrücklich erzählt wird: dem Könige von Frankreich sey von der Union die deutsche Kaiserkrone angetragen worden. Erinnert man sich, daß Churfürst Moritz von Sachsen den Franzosen Metz, Toul und Verdun in die Hände spielte, daß der gleiche Antrag, wie der obige, etwas später von den prote-

stantischen Ständen in Deutschland dem Könige Gustav Adolf gemacht wurde, so darf man wohl die weitere Schlußfolge dem Nachdenken der Leser überlassen. Wäre damals nicht bald darauf der Tod König Heinrichs IV. erfolgt und sein weit aussehender Plan: den Kaiser, mit Hülfe der Union und der protestantischen Unterthanen in Oesterreich, Böhmen und Ungarn zu bekämpfen, mit ihm zu Grabe gegangen, so hätte man schon früher ganz ähnliche Dinge erlebt, wie sie erst im weitern Verlaufe des dreißigjährigen Krieges eintraten. Daß Jenes indeß nicht bloße Hirngespinnste Heinrichs IV. waren, sondern daß ihm sehr kräftige Hülfe zugesagt war, geht aus den Bedingungen des Vertrages hervor, welchen die Union mit dem Könige abschloß, indem die Mitglieder derselben sich anheischig machten: „in Angelegenheit der Jülich-Clevischen Erbfolge dem Kaiser keinen Gehorsam zu leisten, und den König nicht nur bei seinem Zuge gegen Jülich, sondern auch in einem Kriege gegen Spanien und dessen Alliirte mit gesammter Heeresmacht zu unterstützen". Ueberhaupt herrschte eine große Sympathie zwischen den Franzosen und dem protestantischen Theile der Deutschen, und als der Erzbischof, Wolf Dietrich von Salzburg, sich durch Eingehung einer vermeintlichen Ehe einestheils den Churfürsten Gebhard von Köln zum Beispiel gewählt hatte, anderntheils besorgte, dessen Schicksal theilen zu müssen, waren es die Hugenotten in Frankreich, welche sich auf das Lebhafteste für ihn interessirten. Unter diesen Umständen war es für Maximilian wahrlich keine kleine Prüfung, zu sehen, wie der Rührigkeit und Geschäftigkeit der protestantischen Stände gegenüber katholischer Seits nichts vorwärts ging, sondern Alles sich so „unentschlossen, kalt und schläfrig" zeigte; die Einen zögerten mit den versprochenen Geldbeiträgen, die Andern beneideten Max um das Bundes-Obristenamt, kurz Alles wurde gelähmt und die Sache dem bayrischen Herzoge so verleidet, daß er sich zuletzt ganz davon entfernte. Um so mehr war er darauf hingewiesen, in der jülichischen Sache die größte

Mäßigung zu beobachten und vorzüglich die Heftigkeit seines Schwagers, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm zurückzuhalten. Allerdings war die Lage desselben, da er bereits heimlich katholisch geworden war, den protestantischen Brandenburgern gegenüber, die mit ihm gemeinschaftlich sich in den „Posseß“ der Jülich-Clevischen Erbschaft gesetzt hatten, bedenklich genug, und seine Gemahlin war als eine eifrig katholische Fürstin ganz besonders verhaßt; sie war, wenn sie in Düsseldorf die Kirche besuchte, selbst ihres Lebens nicht sicher, indem einmal durch das Fenster nach ihr geschossen wurde. Maximilian suchte indessen seinen Schwager in aller Weise zu beschwichtigen und sendete zu diesem Zwecke sowohl, als auch um gleichzeitig sich bei dem Markgrafen von Brandenburg wegen der seiner Schwester widerfahrnen Beleidigung zu beschweren, den Freiherrn von Preysing in jene Gegend. Dieser Mann genoß überhaupt das unbedingte Vertrauen seines Herrn und wurde von ihm zu vielen Missionen verwendet; seine auf denselben gefertigten Tagebücher sind uns erhalten und haben dem Autor dieser Schrift eine große Ausbeute geliefert. Auch wurde Preysing im Jahre 1619 zweimal nach Wien gesendet, um mit Ferdinand II. die Unterhandlungen wegen des von Maximilian und der Liga zu leistenden Beistandes zu pflegen. Die Gewalt der Ereignisse selbst hatte nämlich die aufgelöste Liga wieder ins Leben gerufen und zu deren Leiter und Seele den bayerischen Herzog gemacht. Preysing sagte dem Kaiser, an dessen Statt die Protestanten „lieber einen Türken oder Teufel auf dem Throne gesehen hätten“ *), die Unterstützung Maximilians, mit so großen Opfern dieselbe auch verbunden war, getreulich zu und zwar wie es in dem angeführten Tagebuch (sub n. 19, Ur-

*) „Qu'il serait mieux de prendre plutôt un Turc, voir un diable à la succession de l'Empire, que de la laisser venir à Ferdinand.“

Anhaltische geheimbe Cantzley S. 113.

kundenb. S. 40) heißt: „Obwollen Jr Dht. Jhr Person, Landt vnd Leuth hiedurch in eusseriste gfahr setzen Auch von Dero hauß, landtschafft vnd Räthen ermant werden die defensiosmitl eigens zu behalten, so hat doch Religio, conservatio Austriae et praesertim amor et affectio in Regem vorgetrungen, vnd geht dise schwere sach Jrer Dht. sehr zu hertzen.“ Eben diese getreue Zusage, diese Uneigennützigkeit Maximilians war es, welche Deutschland gerettet hat, und mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, wie ganz und gar verkehrt das Urtheil K. A. Menzels ist, wenn er sagt, der Herzog von Bayern habe sich durch seine engherzigen, materiellen Ansichten davon abhalten lassen, sich um das Reich zu bemühen, welches er leicht erlangt haben würde. Gerade seine Großherzigkeit hat ihn davon entfernt gehalten und nicht aus materiellen Absichten hat er so gehandelt, sondern aus Liebe zu Gott und der Kirche hat er die höhere weltliche Ehre zum Opfer gebracht. Nunmehr traf Maximilian die schleunigsten Anstalten zur Rüstung für den Krieg; zu diesem Zwecke wurde der erste Bundestag seit der Wiederbelebung der Liga zu Würzburg am 1. Decbr. 1619 eröffnet; auch hier fungirte Preysing als bayerischer Gesandter, und wir besitzen sowohl dessen Instructionen als auch Referate über die daselbst gepflogenen Unterhandlungen, wodurch manche Lücke in der Geschichte jenes Conventes ausgefüllt wird.

Maximilian brachte durch den Eifer, welchen er den Bundesgliedern für die katholische Sache einhauchte, eine den Streitkräften der Union bei weitem überlegene Heeresmacht zusammen und nöthigte die unirten Fürsten zu einem Vergleiche, der ihn in den Stand setzte, dem Kaiser kräftige Hülfe zu leisten. Zuerst besetzte er das aufrührerische Ober-Oesterreich, dann rückte er von Freistadt aus in Böhmen ein; der große Tag der Prager-Schlacht, in welcher Friedrich V. seine angemaaßte Königskrone einbüßte, entschied über das Schicksal Böhmens, und somit konnte Max mit Recht sagen: „Wir haben mit Gottes mächtiger Hand den glücklichen Anfang in

Ober=Ens gemacht, sohin das Königreich Böhmen zu Ihrer Majestät Devotion gebracht, die Katholiken und die katholische Religion restituirt, dem Gegentheil seine Macht gebrochen, dadurch die katholischen Stände im römischen Reiche versichert, Andere, welche, nur auf Uns, und wie es Uns ergehen würde, gewartet, zu gleicher Assistenz bewegt, auch Ihrer königlichen Majestät den Weg zur Recuperation Schlesiens, Mährens und Ungarns gebahnt". So „brachte Maximilian durch die unermüdete Thätigkeit und consequente Beharrlichkeit, mit der er die gefaßten Pläne verfolgte, durch die strenge Selbstbeherrschung, mit welcher er den Lockungen des Ehrgeizes widerstand, durch den Scharfsinn, mit dem er alle politischen Verhältnisse beurtheilte und durch die vollendete Klugheit, mit welcher er sie zu benutzen wußte, es dahin, daß der Regent eines kleinen Herzogthums eine der Hauptpersonen der europäischen Politik wurde. Vor allem aber ist die Entschlossenheit zu bewundern, mit welcher Maximilian die Offensiv-Operationen begann, denn von seinem Entschlusse hing die künftige Gestaltung der Dinge im deutschen Reiche, vielleicht in ganz Europa ab. Hätte er gezagt, so würde die calvinistische Parthei die Oberhand gewonnen und den Kaiser nach und nach aus dem größten Theile seiner Erbstaaten vertrieben haben. Alle Bundesgenossen Oesterreichs hatten die Augen auf ihn gerichtet, und warteten, bis er das Schwert zog". Diesem nicht mehr als gerechten Urtheile, mit welchem der Herr Verfasser den ersten Abschnitt der Regierungszeit Maximilians schließt, glauben wir im vollen Maaße unsere Zustimmung geben zu müssen. —

Nach der glänzenden Waffenthat Maximilians konnte Friedrich von der Pfalz nicht einmal nach seinem eigenen Lande flüchten, denn in dieses war von den Niederlanden her der spanische General Spinola, dessen reich verziertes Flammenschwert so eben auf einer Trödelversteigerung zu Paris um mehr als 1200 Franken verkauft worden ist, eingefallen. Friedrich, über welchen der Kaiser zu Anfang des Jahres 1621

die Reichsacht verhängte und ihn aller Würden und Länder verlustig erklärte, eilte daher nach Schlesien, und drohte von hier aus mit „Türken und Tartaren", wenn man ihn nicht in seinen „Rechten" auf das Königreich Böhmen anerkennen würde. Waren jene orientalischen Bundesgenossen etwas zweifelhaft, so schien sich mehr für ihn von Frankreich und England hoffen zu lassen. Die Franzosen ermahnten, unter der Zusage ihres Schutzes, die Mitglieder der protestantischen Union zur Ausdauer gegen den Kaiser, und sogar Jakob I. vergaß seine Ansichten von dem göttlichen Rechte der Könige und unterstützte seinen Eidam, so weit er es unter den damaligen Zeitverhältnissen konnte. Insbesondere sendete er in der Person des Lord Digby einen Botschafter zu dem Zwecke an den Kaiser, daß dieser den Pfalzgrafen in seine Würden und Länder einsetzen und mit der Execution gegen denselben einhalten solle. Der englische Unterhändler erreichte indessen seine Absicht um so weniger, als um dieselbe Zeit auf verschiedenen Punkten die protestantischen Heerführer, insbesondere der Markgraf von Jägerndorf, der Lehnsträger der böhmischen Krone, Feindseligkeiten verübten.

Dagegen dachte Ferdinand II. ernstlich daran, den Herzog von Bayern für die großen Dienste, die er ihm geleistet, zu belohnen und hier bot sich in der Verleihung der Churwürde ein geeignetes Mittel dazu dar. Man hat hierüber freilich vielfältig gestritten, ob eine solche Verleihung ganz rechtmäßiger Weise haben geschehen können? indessen schwerlich läßt sich dagegen etwas Genügendes einwenden. In frühern Zeiten haben die Herzoge Bayerns stets die Churstimme gehabt, und waren nur durch den Umstand um dieselbe gekommen, daß das Wittelsbachische Haus die Pfalz acquirirte; die Vereinbarungen, welche die beiden Linien, in Betreff der Führung der Churstimme, mit einander getroffen hatten, wurden von Karl IV. nicht anerkannt, indem derselbe durch die goldene Bulle, vorzüglich wohl wegen seiner Abneigung gegen die Familie Ludwigs des Bayern, bestimmte: daß nur der

Pfalzgraf allein als Churfürst anerkannt werden sollte. Auf solche Weise war es gekommen, daß einer der ersten deutschen Volksstämme ohne Chur war, ein Mißverhältniß, welches längst verdient hätte, beseitigt zu werden. Dieß konnte im Jahre 1621 in der That auf eine vollkommen rechtmäßige Weise geschehen; wie ehedem der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, so hatte jetzt Churfürst Friedrich den Landfrieden gebrochen und dieser hatte gegen den Kaiser nicht nur die Waffen geführt, sondern sich einer demselben gebührenden Krone bemächtigt. Ihn traf daher die durch den ewigen Landfrieden für dergleichen Fälle gesetzlich feststehende Reichsacht und in Folge derselben der Verlust seiner Länder und Würden, die nunmehr dem Reichsoberhaupte als erledigte Lehen anheimfielen. Es stand daher dem Kaiser nunmehr auch die Disposition über die erledigte Churwürde zu, und wie ehedem Karl V. in Folge der Acht Johann Friedrichs, den Herzog von Sachsen, Albertinischer Linie, Moritz zum Churfürsten erhob, so konnte Ferdinand II. in gleicher Weise, zu Gunsten der Wilhelminischen Linie des Wittelsbachischen Hauses verfahren, und das um so mehr, als Bayern nur durch die Ungunst früherer Verhältnisse um diese Würde gekommen war, jene sächsischen Herzoge aber eigentlich mit Hintansetzung des alten Stammes der Askanier zur Churwürde gelangt waren. Daß aber Ferdinand II. — abgesehen von den gerechten Ansprüchen des bayerischen Herzogs — Niemand anders zu dieser ausersah, war sehr natürlich und, nach dem Beispiele von Treue und Dankbarkeit, welches Moritz von Sachsen gegeben hatte, insbesondere begreiflich, daß er keinen protestantischen Fürsten dazu wählte. Juristisch hätte also diese ganze Angelegenheit auch mit aller Oeffentlichkeit betrieben werden können und sollen, allein einstweilen geschah die Uebertragung der Chur bloß insgeheim, aus Rücksicht gegen Spanien. Gegen Spanien? ja, gegen Spanien, weil dieß wiederum Rücksichten gegen Jakob I. von England zu nehmen hatte. Bei der Darstellung dieser Verhältnisse giebt uns der Verfasser

des vorliegenden Buches Gelegenheit, einen recht tiefen Blick in die damalige Politik zu thun; man kann nicht behaupten, daß man von einem sehr wohlthuenden Gefühle dabei ergriffen werde; an Schlauheit und Klugheit hat es dort freilich nicht gefehlt, aber welch ein Gewebe von Unrecht, Falschheit und Eigennützigkeit! und es ist wahrlich nicht eines der kleinsten Verdienste Maximilians, daß er einestheils die Schlingen, die man ihm, besonders französischer Seits, legte, wohl zu vermeiden wußte, anderntheils, trotz vieler Verlockungen, sich auf der Bahn des Rechts erhielt. Aber eben auch jene Zeiten liefern den augenscheinlichsten Beweis, wie kurzsichtig eine vermeintlich noch so kluge Politik ist, sobald sie von jenem schmalen Pfade abweicht; auch sie liefern den Beweis, daß die wahre Politik mit dem Rechte durchaus im Einklang ist. Allerdings können durch die Befolgung des Rechts momentan manche scheinbare Vortheile nicht erreicht werden, die für die Politiker, welche eben nur von heute auf morgen rechnen, zwar für morgen gewonnen, aber für übermorgen um so sicherer nicht nur verloren gehen, sondern zugleich die Strafe für das aus Politik begangene Unrecht mit sich führen. Die Geschichte der Völker, nicht nach Tagen und Jahren (was bei einzelnen Menschen auch schon genügt), sondern nach Decennien und Jahrhunderten aufgefaßt, ist hierin eine untrügliche Lehrmeisterin und manche Staaten würden einen festeren Bestand und eine längere Dauer gehabt haben, wenn sie in ihrer Politik der Wahrheit und dem Rechte, mehr als der vermeintlichen Weltklugheit, gefolgt wären. Ein merkwürdiges Beispiel politischer Täuschungen bieten auch die i. J. 1626 unter dem Vorsitze der Infantin zu Brüssel gehaltenen Conferenzen; hier beabsichtigte Spanien aus sehr eigennützigen Absichten ein Bündniß mit dem Kaiser und Bayern zu Stande zu bringen, wogegen der in Brüssel accreditirte französische Gesandte Baugy von Richelieu beauftragt war, die deutschen Katholiken glauben zu machen, Frankreich meine es aufrichtig und ehrlich mit ihnen, während ununterbrochen

den Protestanten und dem Könige von Dänemark Subsidien zur Führung des Krieges von eben dieser Macht zugewendet wurden. Spanien dagegen wollte aus der damals keineswegs günstigen Lage der katholischen Liga, indem Tilly kaum im Stande war, dem ihm gegenüberstehenden protestantischen Heere die Spitze zu bieten, die größtmöglichsten Vortheile ziehen, und während Alles auf eine schnelle Hülfsleistung Spaniens ankam, machte es diese von Concessionen abhängig, welche insonderheit Maximilian gewähren sollte. Da erfocht Tilly wider Erwarten seinen glänzenden Sieg bei Lutter am Barenberge und machte den spanischen Succurs überflüßig; Maximilians Gesandte kehrten nach München zurück, ohne daß weder Frankreich noch Spanien ihre eigennützigen Pläne erreicht hätten. Diese Gesandte waren wiederum Preysing und der Oberrichter Thanner; das Tagebuch des erstern liefert sehr wichtige, zuerst von dem Verfasser dieses Werks genügend benützte Aufschlüsse. Das Tagebuch selbst ist, nebst Auszügen aus den Gesandtschaftsacten, abgedruckt, und gewährt eine interessante Lectüre, besonders die Mittheilungen über die Gespräche mit Baugy, der mit frecher Stirne die Communication zwischen Frankreich und Dänemark ableugnete, und sich dann noch darüber beklagte, „daß sich Bayern auf des Königs von Frankreich beschechene anerbietung vnd bewilligte Interposition ainer ersprüeßlichen Friedens Tractation biß dato gar zu khuellsinnig erklärt habe“. Unterm 5. Septbr. notirt der Freiherr von Preysing in seinem Tagebuche die „höchsterfreuliche Zeittung, waßmassen der Khönig von Dennemark Christianus sambt seinem gantzen khriegslager — von der Bayrischen armée, — geschlagen worden“, und erzählt unterm 6. u. 9. deff. M. „hat vnß herr Marques Spinola morgens 6 Vhr dieser Victorien halber congratulirt. — Vesperi per totam urbem Bruxellensem visi sunt ignes, magna laetitia. Et passim ab omnibus Legatis in aula praesentibus ser. Infantae factae sunt congratulationes publicae. Haben wir bayr. Gesandte deßhalb zu

Brüssel in der Herrn Jesuiter Khirch ein statlich lobamt singen lassen, dabei alle anwesende Potschafter, Fürsten, vornemme herren vnd das frauenzimmer. Eodem die haben wir von München Beuelch empfangen: daß wir den wider alles Versprechen ermangelnden Spanischen succurs weiter nit mer vrgirn, doch mit Gelegenheit versteen geben sollen, wie hoch die Catholischen in Teutschland von den Spanischen aniez in grösster Occasion wider alles Versprechen verlassen worden.“

Derselbe Freiherr von Preysing, welcher Geschicklichkeit in diplomatischen Untersuchungen wie schon früher, so auch bei der Brüsseler Mission hinlänglich bekundet hatte, wurde auch im folgenden Jahre 1627 damit beauftragt, am kaiserlichen Hofe die Angelegenheiten wegen des dem Churfürsten pfandweise eingeräumten Landes ob der Ens zu betreiben. Das Tagebuch, welches er bei dieser Gelegenheit geführt hat, enthält eine große Menge interessanter Particularitäten, welche der Verfasser in seine Darstellung mit eingeflochten hat; es ist bekannt, daß zwischen dem Kaiser und Maximilian zuletzt die Uebereinkunft getroffen wurde, daß letzterer statt des Landes ob der Ens, die obere Pfalz und die diesseits des Rheines gelegenen Gegenden der Rheinpfalz als Aequivalent für die Kriegskosten, die er für den Kaiser aufgewendet, annehmen sollte. Der Churfürst ist deshalb häufig getadelt worden; wir behalten uns vor diesen Gegenstand in einem besondern Artikel zu berücksichtigen. Unterdessen war Maximilian auf der Churfürstenversammlung zu Mühlhausen von sämmtlichen Churfürsten, also auch von Brandenburg, welches bisher widersprochen hatte, als College anerkannt worden, daher wurde in dem Vertrage mit dem Kaiser ausdrücklich der herzoglich Wilhelminische Mannsstamm als „jetziger Zeit rechte Churlinie“ bezeichnet. Allerdings waren Zweifel darüber entstanden, ob auch die nähern Agnaten von Churpfalz der Wilhelminischen Linie nachzustehen hätten; allein nach deutschem Lehnrechte existirte keine Verbindlichkeit des Kaisers, ihnen einen Vorzug einzuräumen, wie schon ein ähnliches Beispiel in Brandenburg vorgekommen war,

welches Ludwig der Bayer im Jahre 1324 seinem Sohne Ludwig dem Aeltern lieh, ohne daß die der ausgestorbenen markgräflichen Familie zunächst verwandten Herzoge von Sachsen irgend eine Einwendung dagegen erhoben hätten. —

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Briefliche Mittheilungen

aus Königsberg, vom Niederrhein und von der Donau.

Aus Königsberg. Berichtigungen. An der in Nro. 352 v. J. Allg. Leipziger Zeitung erzählten Geschichte, nach welcher der hiesige Propst Großmann einem katholischen Manne die eheliche Einsegnung mit einer Protestantin verweigert und dieselbe erst dann geleistet haben soll, als auf den Rath des protestantischen Pfarrers G. (Gregor) derselbe gedroht, entgegengesetzten Falls Protestant zu werden, ist nichts wahr und wenn in Nro. 14 d. J. der Correspondent darum, daß der Propst auf seine die Angabe als wahr betheuernde Erwiderung einer frühern Erklärung, daß sie nicht wahr, in der Königsberger Zeitung den Schluß zieht, der Propst könne die Wahrheit nicht bestreiten, so irrt er sehr, vielmehr hat das Ausbleiben einer zweiten Erklärung lediglich darin seinen Grund, daß die Censurbehörde die Aufnahme verweigerte. (!!!) Die Unwahrheit übrigens der Erzählung leuchtet daher ein, daß die protestantische Braut schon längst in der katholischen Kirche zur Beicht und Abendmahl gegangen ist.

Vom Niederrhein. Herr v. Bodelschwing, der früher Manches von versöhnlichen Maaßregeln verlauten lassen, so wie auch Herr v. Vinke sind ganz still von Berlin zurückgekommen, und lassen nichts weiter hören. Sie scheinen in den Conferenzen überstimmt. In Köln verfolgt Herr Hüsgen und seine Collegen die alte Bahn; Pastor Kerb, der kein Hermesianer ist, wurde von der Bürgerschule entfernt.

Von Münster schreibt man mir, daß sich unter den eines Spottliedes wegen zu zwei Jahren Festungsstrafe Verurtheilten befinden: ein Theolog, eine Doktorsfrau, ein Fräulein von 21 Jahren nebst einer Näherin (!!) und zwei andere Damen, dann der Küster der Lamberti-kirche und ein oder zwei Kaufleute. — Man möchte sich gern von Rom ganz losmachen, es werden auch Bücher in diesem Sinne verbreitet. Die Staatszeitung spricht in ihrem unter dem 30. Jänner vom Rhein datirten Artikel von uns Rheinländern, als ob wir früher nichts als Sclaven und Heloten gewesen seyen, und alles Heil im Politischen und Religiösen vom Norden empfangen hätten. Was waren aber unsere ständischen Verfassungen unter den geistlichen Regierungen im Vergleiche mit der dermaligen? Wer trägt die Schuld, daß diese Regierungen in eine so hilflose Lage gekommen sind? Wer überhaupt hat den Verfall der deutschen Sache verschuldet? wer hat Franzosen und Schweden zu Bundesgenossen gerufen, wer das linke Rheinufer preisgegeben? Ist überhaupt die religiöse und sittliche Bildung der Rheinländer vom Norden herübergekommen? Nach der Berliner Darstellung sollte man aber meinen, wir würden noch an der Krippe stehen und uns von Stroh und Heu ehrbarlich ernähren, hätte man uns die geistlichen Fesseln nicht abgelöst und in die Staatscarosse eingespannt. Sie sehen, wie man hier über solche mit unglaublichem Ungeschick abgefaßte und falsch berechnete Artikel urtheilt.

Von der **Donau**. Der Fasten-Hirtenbrief des Hochw. Bischofs von Linz enthält eine eindringliche Warnung an das gläubige Volk vor dem seit dem Ende des abgelaufenen Jahrhunderts ausgebrüteten und herumschleichenden, im Hermesianismus aber sich bewußt gewordenen Nationalismus und dem in ihm liegenden und aus ihm hervorgehenden Indifferentismus als dem Grundübel unserer Tage. Ihm tritt er mit der ernsten Anmahnung und glaubensfesten Versicherung entgegen: daß unser Glaube nicht Werk unserer Vernunft, sondern Geschenk der Gnade Gottes sey, und deßhalb dem Menschen nicht erlaubt seyn könne, seinem, in anbetungswürdiger Erbarmung sich herablassenden Gott und Erlöser zuzurufen: Ich brauche dich nicht. Wohlthuend sprach mich die schon in der Sache der Kölner-Thesen angedeutete, hier aber klar ausgesprochene, ja dem ganzen bischöflichen Worte zu Grunde liegende Idee an: daß der Glaube schon an und in sich Licht und Wärme habe. Freilich kann der seinen Glauben aus sich nehmende Hermesianer mit dieser wahrhaft kirchlichen Behauptung nicht einverstanden seyn, eben weil er seinen Glauben aus sich nimmt. Er kann auch kein

Licht und keine Wärme in ihm finden, da er, der sich selbst Glaubens Quelle, umnachtet ist von dem Irrthume und erkaltet von dem Frosthauche der Sünde; nicht einverstanden kann er seyn, weil der Glaube als solcher ein Object weder der innern noch äußern Anschauung vor seiner Entwicklung ist, und der Hermesianer auf das Princip sich fußet: „überall so lange als möglich zu zweifeln, um da erst zu glauben, oder wie er das Glauben definirt, definitiv zu entscheiden, wo er eine absolute Nöthigung seiner Vernunft zu solcher Entscheidung vorweisen kann". Wie kann er in dem Licht finden, was er in den Irrgängen des Zweifels sucht? Oder würde und könnte er es im Zweifel suchen, wenn er von vorne herein zugäbe, daß es Licht, d. i. Wahrheit ist? Da er aber dieses nicht zugeben will, so müßte es nur seyn, daß er, wenn er mit uns einverstanden seyn soll, auf dem Wege seiner Untersuchung das fände, was wir ohne seine Untersuchung glauben und anbeten. Aber dieses kann er nicht; denn der da meint, es gebe für die Menschen kein sicheres Criterium der Wahrheit, als die logische Nothwendigkeit allein, wie sie ihn seine Vernunft finden läßt, der wird in seinem ganzen Leben in lauter negativen Geberden sich herumbewegend, nur einsehen, wie die Sache nicht ist, und nie ergreifen, was und wie sie ist; das Herz aber bleibt kalt bei der philosophischen Grübelei, und unfähig, durch das heilige Feuer der Religion erwärmt zu werden, was nur eine höhere Hand entzünden kann. Alles Erkennen ist kalt, und das Gefühl muß sogar schweigen, wenn das Erkennen gedeihen soll. Ich meine also, daß aus der traurigen Consequenz von dem im Hermesianismus willkührlich gesetzten Principe des Zweifels zum Behufe der absoluten Nöthigung der Vernunft, auf seine Folgerungen hin nie sich ergeben könne, daß der Glaube schon in sich Licht und Wärme habe. Aber ich möchte diese Negation zugleich eine indirecte Gotteslästerung nennen. Fürwahr, wenn ich einmal annehme, daß eine Gnade Gottes sey, welche den Menschen erleuchtet und bewegt und reinigt und heiligt und zu einem neuen Leben wiedergebiert und den durch diese unmittelbare übernatürliche Thätigkeit Gottes in dem Menschen bewirkten Zustand Glauben nenne (denn der Apostel Paulus verstand gewiß unter seiner πίστις auch mehr als das bloße Fürwahrhalten einiger Offenbarungssätze, das freilich kaum mehr als kalt seyn könnte), so kann ich nichts anders als annehmen, daß dieser von Gott gewirkte Zustand als solcher schon, also gleich nach der Taufe Licht und Wärme (dem Keime des Saamenkorns gleich) in sich habe, weil ich sonst genöthigt bin auszusprechen: Gott habe in mir etwas Dunkles, das durch mich erst

erhellet, etwas Todtes, das durch mich erst belebt, etwas Träges gewirkt, das durch mich erst bewegt werden muß: dann ist es ja nicht mehr Gott, sondern ich bin es, der ich die Leuchte des Himmels in mir entzündet, und den Wärmestoff in mir geschaffen habe; als ob mir Gott eine schöne Laterne gegeben hätte, die ich aber selbst erst mit Kerze und Licht versehen muß. Und wahrlich, mein Begriff von meinem Gott und Erlöser ist reiner, höher und geläuterter, als daß ich dieses von ihm denken, und dann demnach mich begnügen könnte. So lange also die Hermesianer das Zweifeln nicht lassen und der Petro-apostolischen Kirche nicht glauben, die nicht auf dem synthetischen Wege menschlicher Speculation das Unendliche durch die Begriffsform entwickelt, sondern als untrügliche Position des Unendlichen selbst in dieser Endlichkeit überkommen hat: dürfen wir kaum auf Einigung rechnen.

XXXIX.

Ueber den Frieden des Protestantismus mit der Kirche.

Erstes Antwortschreiben an den Herrn Verfasser der Schrift: Kleiner Beitrag zur Berichtigung eines großen Mißverständnisses: Offene Antwort an die Herren Verfasser der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland. Hannover 1839.

(Vergl. Bd. 2 Nro. XIII. S. 168 und XLI. S. 505 dieser Zeitschrift.)

Hochgeehrtester Herr!

Sie haben unsre Beleuchtung Ihrer Schrift gegen die Allocution des heil. Vaters vom 10. Dec. 1837 einer Antwort gewürdigt und dadurch einen Wunsch erfüllt, auf dessen Erfüllung wir kaum zu hoffen wagten. So wenig wir uns auf einen förmlichen Schriftenwechsel mit kirchlichen Widersachern gewöhnlichen Schlages einlassen würden, die sich, so viel deren bis jetzt aufgetreten, in Hinsicht ihres Tones und ihrer Gesinnung außerhalb unserer Atmosphäre bewegen, so sehr läßt uns die Art und Weise, in welcher Sie uns ansprechen, in Ihnen eine Ausnahme von der Regel und einen ebenbürtigen Gegner erblicken, dem es der Mühe lohnt, Mann gegen Mann, Rede zu stehen. — Der Hoffnung Raum zu geben, als könnten wir durch dieses Religionsgespräch die Spaltung der abendländischen Christenheit beseitigen und die Einheit des Glaubens herstellen, dazu sind wir weder sanguinisch noch unerfahren genug. Dieß kann Gott allein, wenn die rechte Zeit und Stunde gekommen seyn wird. Was wir aber können, das ist: mit Ruhe und Gelassenheit die Punkte scharf und klar hervorheben, auf welche es dermalen zwischen der Kirche und denen ankömmt, die so denken wie Sie. — Wollen Sie dasselbe, so sey Ihnen dazu die Hand geboten und von vorn herein das aufrichtige Zugeständniß ge-

macht, daß wir nicht zweifeln, ja sogar von der Voraussetzung ausgehen: die Wahrheit und die Ehre Gottes sey auch Ihr Zweck und der bei Ihnen obwaltende Mangel an richtiger Erkenntniß der erstern nicht Ihre Schuld. Diese Voraussetzung werden wir, so lange uns kein vollgültiger, aus Ihrem eigenen Verfahren geschöpfter Gegenbeweis dieselbe raubt, schon deswegen festhalten, weil im entgegengesetzten Falle jede weitere Verhandlung zwischen uns nicht bloß unnütz, sondern offenbar gefährlich und schädlich für Ihre Seele wäre.

Unsere Erörterung hat von dem Kölner Conflicte ihren Anfang genommen, und sich von dort auf das angränzende, umfassendere Feld der Frage über das Verhältniß der Kirche zu den, von ihr getrennten Confessionen überhaupt hinübergespielt. — Erlauben Sie uns auf jenen speziellen Anfangspunkt in einem spätern Schreiben zurückzukommen. Wir sehen Sie, was jene Angelegenheit betrifft, nur mit Leidwesen auf einem Gebiete, wo Sie selbst von denen, zu deren Gunsten Sie heute schreiben, keinen Dank verdienen werden und wo auch wir, — nicht Ihrer Person, — sondern der Sache, die Sie, wie wir hoffen, mit innerm Widerstreben als die Ihrige behandeln, noch einige Wahrheiten zu sagen haben, die Ihnen, was wir innigst bedauern würden, ohne daß wir es zu ändern wüßten, vielleicht nicht ganz angenehm seyn könnten.

Verhandeln wir daher lieber vorher auf dem andern Gebiete, wo Sie Sich freier bewegen dürfen und wohin wir Ihnen mit vielem Vergnügen folgen.

Sie wollen den Frieden zwischen der Kirche und den getrennten Confessionen, oder, wie Sie lieber sagen würden, zwischen den verschiedenen Abtheilungen der christlichen Kirche, vermitteln, und verlangen als Friedensbote gehört zu werden. Wir unsrerseits kommen Ihrem Verlangen so bereitwillig entgegen, daß wir selbst die Frage nicht aufwerfen: in wessen Namen Sie sprechen und wen Sie denn eigentlich vertreten? und die nahe liegende Antwort unterdrücken: die

Gemeinde, die sich mit Ihnen einverstanden erklären würde, wenn es Ihnen gefiele, Ihr Glaubensbekenntniß ganz und vollständig vorzulegen, hätte vielleicht schon auf Ihrem Kanapee, höchst wahrscheinlich jedoch in Ihrem Zimmer Platz. Wir wollen, wie gesagt, uns bei diesen Nebendingen nicht aufhalten, und über die geringe Zahl Derer, die innerhalb des gelehrten und schreibenden Protestantismus genau so billig und mild denken wie Sie, uns mit der Ordnung Gottes trösten, nach welcher es überhaupt auf Erden mehr Hasen als Jäger, und unendlich viel weniger Diamanten als Kieselsteine giebt. Nur auf die Bedingungen des Friedens und die Möglichkeit eines solchen, unter den Bedingungen, welche Sie bieten, wollen wir eingehen.

Ein Friede unter den Bekennern mehrerer Religionen kann in einem mehrfachen Sinne verstanden werden. Zunächst als äußerer Rechtszustand zwischen den verschiedenen Religionsverwandten, die in einem Staate neben einander leben, im bürgerlichen Leben gleiche oder doch eigene, festgestellte Rechte genießen, sich untereinander nicht vergewaltigen dürfen, und der Staatsgewalt gegenüber den Anspruch haben, in ihrem Glauben und dessen Uebung weder mit List beeinträchtigt noch offen unterdrückt zu werden. Wir wiederholen hier zum tausendsten Male, daß wir die Störung dieses Friedens für ein Verbrechen gegen die gemeine Wohlfahrt unseres Vaterlandes ansehen, und gerne zu Allem die Hand bieten, was dazu dienen mag, ihn aufrecht zu halten oder zu befestigen. Wer uns des Gegentheils beschuldigt, wie z. B. der hinlänglich bekannte Rheinwald in Berlin, möge seine Behauptung beweisen oder sich, was seiner Lüge und Verläumdung gebührt, gefallen lassen.

Es kann der Friede aber auch in einem andern, kirchlichen und religiösen Sinne genommen werden, als eine innere, beide Theile befriedigende Aussöhnung, sey dieß nun wirkliche Union, oder das gegenseitige Anerkenntniß: daß beide Theile, die bisher in Glaubenssachen entgegengesetzter oder doch ab-

weichender Ueberzeugung waren, jeder in seinem bisherigen kirchlichen Wesen, ihres Heiles sicher seyn können. Und dieser Friede, — nicht bloß der oben bezeichnete, politische, äußere Rechtsfriede, auch nicht bloß die, allerdings gebotene christliche Liebe gegen den Irrenden, — sondern diese Art der Aussöhnung ist es, welche Sie hochgeehrtester Herr! unter der fortwährenden Betheurung, daß dabei an keine Union zu denken sey, unausgesetzt im Auge haben. Auch müssen wir Sie bei dieser Gelegenheit benachrichtigen, daß beide Bedeutungen des Friedens, (politischer Rechtszustand und kirchlich-dogmatische Anerkennung des Gegners) in Ihrem „kleinen Beitrage", gewiß wider Ihren Willen, wie die Irrwische durcheinander spielen und bald sich trennen, bald wieder zusammenfließen, bald auseinander gehen, bald sich wieder nähern, so daß es beinahe den Anschein gewinnen könnte, als hätten sie (— die beiden Bedeutungen nämlich —) es böslicherweise auf eine Augenverblendung des arglosen Lesers abgesehen. Da das Ihre, des Herrn Verfassers, Absicht nicht ist, wie wir recht wohl wissen, so wird es Ihnen ein leichtes seyn, diesem Unfuge für die Zukunft zu steuern und durch strenge Handhabung des Grundsatzes: qui bene distinguit, bene docet, bessere Mannszucht im Lager Ihrer Argumente zu halten.

Nach dieser vorläufigen Bemerkung sey es auch uns erlaubt ein „Mißverständniß" zu beseitigen. — Daß Sie den Frieden der Gemüther auf dem Felde des Glaubens wieder herstellen und den Grimm des Herzens beschwichtigen wollen, aus dem vor 300 Jahren das Unheil in unserm Vaterlande seinen Ursprung genommen, — dieß Ihnen zum Vorwurfe zu machen, und Sie deßhalb hart und schnöde anzulassen, wäre augenfälliges Unrecht. — Nur gegen die Zumuthung: daß wir diesem friedlichen Liebeswerke unsern Glauben opfern möchten, wollten wir uns verwahren; — ob Sie dieselbe gemacht, ob Sie trotz Ihrer Versicherungen des Gegentheiles, fortwährend noch darauf beharren, wird sich aus dem Ver-

laufe dieser Unterhaltungen ergeben. — Uebrigens ist es uns gegenüber gar nicht nöthig, Sich, wie es in Ihrem „kleinen Beitrage“ geschieht, so gewaltig gegen den vermeintlichen Vorwurf zu sträuben, als hätten Sie an eine Union gedacht. — Wir gestehen Ihnen im Gegentheil ganz offen, daß wir noch nie in unserm Leben, zumal in Dingen des Glaubens, einen Streit geführt haben, bei welchem es uns nicht recht eigentlich darauf angekommen wäre, den Gegner zu einer Union mit dem zu bewegen, was wir nach unsrer innersten und tiefsten Ueberzeugung für die Wahrheit halten. — Hätten wir dagegen nicht gewußt, was und wo die Wahrheit sey? oder geglaubt: es sey gleichgültig, ob der Mensch in der Wahrheit sey und die Wahrheit in ihm, dann hätten wir uns zunächst jeder Debatte der Art für immer enthalten. Weil wir aber auf die Wahrheit, als solche, einen großen, ja den höchsten Werth legen, so hätten wir Ihnen, wenn Sie uns mit einem Unionsvorschlage solcher Art, oder auch nur mit dem Vorschlage zu einer Berathung über eine solche Union genaht wären, wie Bossuet und Leibnitz sie meinten, auf welche Sie Sich berufen, jedenfalls ein gutes Recht zugestanden, gehört zu werden, und ein um so besseres, als die überwiegend große Mehrheit Ihrer schriftstellernden Glaubensgenossen, auf den Glauben nur in sofern einen Werth legt, als sie den katholischen mit allen Waffen dieses Jahrhunderts befehden. Leider ist aber das schöne edle Wort: Union durch das, was seit 1817 zwischen vielen lutherischen und reformirten Gemeinden vorgegangen, bei denkenden Leuten mit großem Rechte in etwas übeln Geruch gekommen, wie unter andern auch Ihre angelegentliche Verwahrung, vielleicht ohne Ihr Wissen, beweist. Wir gestehen daher eben so freimüthig, daß wir jede, auch die entfernteste Annäherung an eine, auf die bornirte Gedankenlosigkeit des Unglaubens und stumpfe Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit in Glaubenssachen hinauslaufende Union, welche das Dogma für Etwas erklärte, was man auf sich beruhen lassen könne, in welcher Abstufung, Form und Hülle

sie uns auch geboten würde, nicht ohne einige Verachtung von uns weisen würden.

Die Hauptfrage, um welche sich Ihre gesammte Schrift („kleiner Beitrag“ ꝛc) dreht, und welche Ihnen, verehrter Herr, wohl am meisten am Herzen zu liegen scheint, ist, einfach gefaßt, keine andere, als die: ist es möglich, daß Katholiken und Protestanten sich gegenseitig als im Besitze des wahren und eigentlichen Wesens und Kerns des Christenthums, und deshalb auf dem richtigen Wege des Heiles befindlich, alle confessionellen Verschiedenheiten aber als Adiaphora oder unwesentliche Dinge ansehen können, von denen die ewige Seligkeit nicht abhängt? —

Wir wollen uns mit Ihnen zunächst über diese Frage unterhalten, und zwar ganz abgesehen von jener andern, die das friedliche Nebeneinanderleben beider Theile im Staate betrifft, worauf wir ein anderes Mal zurückkommen werden.

Nun werden Sie es, auf Ihrem milden und friedlichen Standpunkte, nicht unbillig finden, wenn wir in einer so wichtigen, den Glauben betreffenden Frage, uns zunächst darum bekümmern, was die Lehre und Meinung unsrer Kirche ist. Sehen Sie dieß, wenn Sie so wollen, für ein katholisches Vorurtheil an, halten Sie es uns aber zu Gute und gestatten Sie uns einstweilen diese Beruhigung. — Wir wollen Sie mit weitläuftigen Citaten aus dogmatischen Schriftstellern nicht belästigen, nur möge uns vergönnt seyn, den ersten Satz eines kleinen Gebetes hier aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, welches den Titel: Glaube, Hoffnung und Liebe führt und welches jedes katholische Kind auswendig weiß. Es lautet in der Version, wie wir es gelernt, folgendergestalt:

> „Ich glaube an den lebendigen und wahren, dreieinigen Gott, Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher aller Dinge. Ich glaube und bekenne den allerheiligsten Glauben, den Jesus Christus gelehrt, den die Apostel gepredigt haben, den die heilige römisch-katholische Kirche hält und bekennt. In diesem heiligen Glauben

will ich leben und sterben, weil Du o Gott! ihn geoffenbaret hast, Der Du bist, die erste und unfehlbare Wahrheit."

Sie haben hier, verehrtester Herr! den Kern und Schlußstein unserer Dogmatik, in Hinsicht dessen der tiefgelehrteste und scharfsinnigste Theolog und das kleine Schulkind ganz genau auf einer und derselben Stufe stehen. „Ich glaube, was die apostolische, katholische und römische Kirche glaubt." Die kindliche und demüthige Unterwerfung unter diese, von Christo eingesetzte, immer gegenwärtige, sichtbare Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes, durch die der heilige Geist zur heilsbedürftigen Menschheit spricht, — das ist allerdings der Felsen, auf dem unser Glaube wurzelt. Denn dieser Kirche wurde der Geist verheißen, der in alle Wahrheit leitet, nicht bloß auf die Lebensdauer der Apostel, auch nicht bis zu diesem oder jenem Zeitpunkte, sondern bis an das Ende der Tage, wo der Herr wieder kommen wird, zu richten über die Lebendigen und die Todten. —

Wenn wir also den Glauben der römischen Kirche bekennen, weil Gott ihn offenbart hat, so begreifen Sie leicht, daß diese Autorität uns dergestalt wesentlich erscheint, daß wir uns in keiner Weise berechtigt erachten dürfen, weder die Lehre von der Kirche, auf deren Autorität wir alles Uebrige glauben, als ein Adiaphoron anzusehen, noch daß wir irgend Jemanden das Recht zugestehen können, aus diesem Glauben nach seinem Dafürhalten und Belieben, Dieses oder Jenes auszulesen, was ihm etwa besonders zusagt, oder was er für wesentlich hält, und Anderes als unwesentlich oder irrig auszumerzen, noch auch endlich der Kirche in Diesem oder Jenem zu folgen, weil es ihm gefällt, in Anderm ihr zu widersprechen, wenn es etwa gegen seine Privatmeinungen streitet.

„Wär's sonst Gehorsam, lieber Herr!"

Daß es jedoch nach diesem Grundsatze nothwendig werde, daß jeder Katholik alle Bullen und Breven des heiligen Stuhles, alle Schlüsse aller Concilien seit Anfang der Christenheit, alle

ten zu können: Nein! Wohlan! — gerade deshalb, weil seine Bekehrung eine wahrhafte, aufrichtige und folglich demüthige war, und das Wort, was Fleisch geworden, in seinem Herzen diese vollkommene Liebe erkannte, die sich um des Heiles willen auch der Kirche unterworfen haben würde, wenn es darauf angekommen wäre, ward sein Wille für die That genommen, und er war an demselben Abende mit unserm Herrn im Paradiese. — Sie werden uns zugeben, daß diejenigen, die heute mit freiem Willen und Kenntniß der Sache in der Stellung beharren, die sie außerhalb der katholischen Kirche genommen, nicht ganz in demselben Falle sind, wie jener Glückliche. — Wir sprechen hier überall nicht von jenen, welchen ein unverschuldeter Irrthum und eine Unkenntniß der Lehre der Kirche zu Gute kömmt, und die frei und getrost vor dem Richterstuhle Gottes sagen könnten: Herr! Du weißt, daß ich Deine Kirche und die Mittel des Heils, die sie verwahrt, nicht verschmäht haben würde, hätte ich eben jene Kirche gekannt, wie sie ist. Von diesen sprechen wir hier nicht; den Andern aber, die dieß vor

„dem Flammenauge, das in's Inn're blickt"!

etwa nicht sagen könnten, denen würde auch selbst dann, wenn sie nach eigner Auswahl manche einzelne Punkte der Kirchenlehre auf- und angenommen, der Unterwerfung unter die Autorität sich aber standhaft entzogen hätten, das Wort entgegen seyn, welches der Herr zu seinen Boten gesprochen: Wer Euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet Den, Der mich gesandt hat (Luc. 10, 16.), und: was Ihr auf Erden gebunden habt, das soll auch im Himmel gebunden seyn (Matth. 18, 18.).

Nach unserer katholischen Auffassung ist in der That die Unterwerfung unter die Kirche, — nicht unter eine bloß gedachte, unsichtbare, jenseitige, subjectiv construirte irgend einer Art, — sondern unter jene, deren Oberhaupt in Rom ist, schlechthin nothwendig — und die Meinung, daß die mit Bewußtseyn festgehaltene Trennung von dieser Kirche ein Um-

stand sey, der das ewige Heil nicht berühre, hat auf dem Gebiete unseres Katechismus schlechterdings keinen Platz.

Wir geben Ihnen unbedenklich zu, daß wenn Sie uns das eben Gesagte zugäben, von einem Streite zwischen uns weiter keine Rede seyn könnte. Dies wäre freilich unser sehnlichster Wunsch, und wir haben keineswegs alle Hoffnung aufgegeben, daß Gott Ihnen die Gnade solcher Erkenntniß noch verleihen werde, — inzwischen ist von einem Zugeständnisse jener Art auf Ihrer Seite vorläufig noch nicht die Rede, und diese Erörterung wollen wir, wenn es Ihnen so gefällt, auf ein anderesmal versparen. Unser Zweck ist hier zunächst nur: zu zeigen, wie sich zu jener unserer katholischen Lehre von der Kirche der Protestantismus, in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung, verhält. — Nachdem Luther bis zum Jahre 1519 versucht hatte, das Oberhaupt der Kirche über seine wahren Gesinnungen, durch die unterwürfigsten Betheuerungen seines demüthigen Gehorsams, zu täuschen, trat er unmittelbar darauf mit der Entdeckung ans Licht: daß der Papst der Antichrist sey. — Dieß ist einer der wenigen Hauptgrundsätze seiner Lehre, die er mit der größten Entschiedenheit festhielt, und in Hinsicht derer er sich bis zu seinem Lebensende treu blieb. — Wer nicht mit Worten frevientliches Spiel treiben will, wird uns nicht abstreiten wollen: daß der Widerspruch gegen die katholische Kirche, und die Aufkündigung des Gehorsams und der gläubigen Unterwerfung unter dieselbe, nicht füglich weiter getrieben werden könne. Daß dieß ein Gegensatz sey (und zwar ein Gegensatz wie zwischen Himmel und Hölle!) wird sich z. B. aus folgenden Stellen ergeben, die aus einer seiner dogmatisch-kirchenrechtlichen Abhandlungen entlehnt sind, welche er wenige Monate vor seinem Tode schrieb. „Indeß soll ein Christe, wo er des Papstes Wappen sieht, dran speyen und Dreck werfen, nicht anders, denn so man einen Abgott anspeyen und mit Dreck werfen soll, Gott zu Ehren. Darnach sollte man ihn selbs, den Papst, Cardinal und was seiner Abgötterey und päpstlicher

mehr die Welt überreden, daß es sich bei dem Entstehen des Protestantismus bloß darum gehandelt habe, daß aus St. Peters Dom „einige Altäre, einige Bilder, Statuen und Verzierungen herausgenommen würden". (Kleiner Beitrag S. 34.)

Sie tadeln unsern Ausdruck: „das Streben des Protestantismus geht seit seinem Entstehen auf Vernichtung der von Christo gestifteten, katholischen Kirche", und fügen ironisch hinzu: „Ja, wenn es richtig ist, wenn es keine Protestanten giebt als solche, die die von Christus gestiftete Kirche vernichten wollen, und wenn alles und jedes, was als von der katholischen Kirche ausgehend und zu ihr gehörig ausgegeben wird, direct und entschieden von Christus gestiftet ist — dann ist uns freilich nicht zu helfen" u. s. w. Wir erlauben uns aber die Gegenbemerkung: daß diese Wendung den Standpunkt der Frage verschiebt. — Daß der Protestantismus unsere, die katholische Kirche nicht als die von Christo gestiftete anerkenne, ist ein unbestreitbares Factum. Auch war und ist es unsere Absicht nicht, Ihnen das Geständniß: die katholische Kirche sey doch die wahre, von Christo gestiftete, — gelegentlich, und gleichsam im Vorbeigehen entlocken zu wollen. — Aber davon war die Rede: wie sich der Protestantismus seit seinem Entstehen zu derselben Kirche gestellt habe, zu der das ganze christliche Abendland, vor Luther's Auftreten, sich als zu der wahren, von Gott gestifteten Kirche bekannt hatte, und zu der die katholische Welt sich heute noch, wie damals, bekennt. Diese Kirche wollte der Protestantismus vernichten und vom Erdboden vertilgen, und dadurch, daß Sie Sich auf diese historische Wahrheit nicht einlassen zu wollen scheinen, — haben Sie uns genöthigt, uns oben auf ein Zeugniß zu berufen, welches Sie nicht ablehnen können. — Zwischen jenem, dem alten, historisch gegebenen Protestantismus und der katholischen Kirche, deren sichtbares Oberhaupt in Rom seinen Sitz hat, war kein Friede, sondern Krieg, recht eigentlicher Vernichtungskrieg. Dieß beharrlich und im Ernste leugnen, oder auch nur vertuschen

und bemänteln wollen, würde einen Mangel an Respect vor der Geschichte verrathen, der Ihnen gewiß eben so fremd ist, als uns.

Es frägt sich daher: was seit jener Zeit, auf dem kirchlichen und geistigen Gebiete geschehen sey, um einen Frieden möglich zu machen? oder mit andern Worten: wie der heutige Protestantismus, nach seinen zahllosen Metamorphosen, sich zur katholischen und römischen Kirche gestellt habe?

Sie sagen: „der jetzigen Generation einreden wollen, mit dem strengen Festhalten an den Buchstaben der Vorschriften über Dogma und Praxis bis in die kleinsten Einzelnheiten — damit sey die große Bestimmung der Kirche Christi zu erreichen, — das wäre ein so gänzlich verkehrtes Unternehmen, daß ich für mein geringes Theil, trotz meiner protestantischen Ansichten von der römischen Hierarchie, es für eine bösartige Entstellung der Wahrheit halten würde, wenn ich in der neuen Würzburger oder Münchner Zeitung läse, oder von irgend einem vorgeblichen Organ der katholischen Kirche verkündigt hörte, dies sey die Absicht des jetzt regierenden Papstes, und dies werde von allen Katholiken gefordert". (Kleiner Beitrag S. 39.) Hätten wir Ihnen literarische Rathschläge zu geben, so würden wir Sie bitten, wenn es Ihre Absicht ist, Sich zu unterrichten: was der jetzige Papst und die katholische Kirche von demjenigen verlangen, der, für seine Person und so viel an ihm ist, „die große Bestimmung der Kirche Christi zu erreichen", d. h. in Sachen des ewigen Heils sicher zu gehen sucht, statt der Würzburger und Münchner Zeitung Sich lieber an solche offizielle Quellen zu halten, die keinen Zweifel gestatten. — Wir schlagen Ihnen zu diesem Ende das, auf Befehl des Papstes Pius IV. entworfene Glaubensbekenntniß vor, welches bis auf diese Stunde Jeder ablegen muß, der aus den Banden des Irrthums in den Schooß unserer heiligen Mutter der Kirche zurückkehrt. Es enthält, außer einer vollständigen Adhäsion an alle Lehren, Einrichtungen und Gebräuche der Kirche und einem Ge-

löbniß schuldigen Gehorsams gegen den Papst, eine feierliche Verwerfung aller von der Kirche mit dem Anathem belegten Irrthümer und schließt mit den Worten:

„Diesen wahren katholischen Glauben, außer welchem Niemand selig seyn kann, den ich gegenwärtig freiwillig bekenne und in Wahrheit hege, den will ich unversehrt und unbefleckt, bis zum letzten Hauche meines Lebens, beständig, so mir Gott hilft, fest halten und bekennen“ u. s. w. —

Wer dieses in Wahrheit thut und so viel er kann, danach im Leben handelt, der wird, nach der Lehre unsrer Kirche, „die große Bestimmung derselben“ für seine Person „erreichen“, und nach dem Tode dieses Leibes eingehen zu seines Herrn Freude. — Haben Sie aus Gründen, die uns unbekannt sind, von Sr. Heiligkeit dem jetzigen Papste etwa gemeint, daß er die Ablegung dieses Bekenntnisses für überflüssig erachte, so bedauern wir, diese gütige Meinung aus guter Quelle widerlegen zu müssen. — Der jetzt regierende Papst, wie alle seine Vorgänger, sind fortwährend noch des festen Glaubens: daß der Gehorsam gegen die apostolische, katholische und römische Kirche, nicht bloß so weit es dem Einzelnen gefällt, sondern in allen und jeden Stücken, zum Heile nothwendig sey. — Insbesondere hat Gregor XVI. seine desfallsige Ansicht in einem Rundschreiben an alle Bischöfe der Christenheit vom 15. August 1832 unzweideutig ausgesprochen, „wie Ihnen nicht unbekannt geblieben seyn wird, da Ihre Blicke zuweilen aus dem Gebiete der profanen Welt in unsere Kirche hinüberschweifen“.

Nach dieser freimüthigen Eröffnung über den Standpunkt, den die katholische Kirche dem Protestantismus gegenüber festhält, — gestatten Sie uns einen Blick auf die Stellung, die der heutige Protestantismus der Kirche gegenüber genommen hat, wobei wir die letzten sind, die da leugnen werden, daß er seit Luthers Zeiten in vielen Stücken große Veränderungen durchgemacht habe. —

Sie, geehrtester Herr! behaupten nun, daß derselbe heute die möglichst friedlichen Gesinnungen hege. — Niemand, äußern Sie (S. 71), greife die katholische Kirche an, wozu denn eine Vertheidigung? (Wir nehmen ihre Worte in diesem Sinne; einen andern, den Sie freilich auch haben könnten: wenn Niemand die katholische Kirche angreife, so sey deren Vertheidigung nicht nöthig, — wagen wir, weil er eine leere Tautologie enthielte, Ihnen nicht unterzulegen). „Wir wollen ja“, sagen Sie, „die katholische Kirche nicht reformiren, keinen deutschen Papst dem römischen entgegensetzen, nicht um die einzelnen Punkte, in denen unser Bekenntniß von dem Ihrigen abweicht, neuen Streit anfangen, wir fordern ja keine Union, sondern nichts als Frieden, nichts als die bescheidene Forderung neben Ihrem Ueberfluß, ungeschmäht und unverdammt, uns mit dem zu behelfen, was uns für das Wesentliche gilt“. —

Sagen Sie dieß in Ihrem und Ihrer Freunde Namen oder als Wortführer des heutigen Protestantismus? —

Im erstern Falle wissen wir Ihnen für Ihre milde, wohlwollende, friedfertige Gesinnung aufrichtigen Dank, und behalten uns weitere Verständigung mit Ihnen vor, bemerken jedoch, daß die Friedensliebe eines einzelnen Mannes, der für seine Person aus den Reihen seiner Kampfgenossen ausscheiden, oder die Debatte in anderer Weise führen will, als jene seit drei Jahrhunderten gethan, weder die Kampfesart seiner Mitstreiter ändern, noch uns der Nothwehr überheben kann, die uns täglich abgedrungen wird. — Sie werden in solchem Falle zugeben, daß es, um kein härteres Wort zu gebrauchen, der höchste Grad der Unbilligkeit wäre, wenn Jemand zu uns sagte: Ihr Katholiken sollt nicht mehr über den Glauben und die Kirche mit Euren bisherigen Gegnern streiten, denn ich liebe den Frieden und bin gesonnen, Euch niemals auf unedle Weise zu bekämpfen. — Wir würden ihm entgegnen: Du bist ein Einzelner, und die Zahl Derer unter Deinen Glaubensverwandten, die uns befehden, ist Legion.

Lege Jenen Stillschweigen auf, oder bessere ihr Herz und erleuchte ihren Verstand, so wird der Krieg von selbst aufhören. Vermagst Du es nicht, — wie es denn in der That Niemand vermag, und der Streit nicht das Werk der Bosheit oder des Irrthums Einzelner, sondern ein unvermeidliches Resultat der Glaubensspaltung ist, — dann miß' auch uns nicht die Schuld einer Erscheinung bei, die unter den obwaltenden Umständen, kein Sterblicher zu ändern oder zu verhüten die Macht hat. Sprechen Sie dagegen, was wir nicht glauben wollen, bis Sie es selbst sagen! — nicht als Individuum, sondern wollen Sie die Worte, die wir so eben aus Ihrer letzten, kleinen Schrift anführten, dem gesammten Protestantismus in den Mund legen, behaupten Sie also, daß wir, die Katholiken, vom heutigen Protestantismus nichts als Liebes und Gutes erführen, und undankbarer, fanatischer Weise diese Güte und Friedensliebe mit Abneigung und Polemik erwiderten, und daß es unsre Pflicht sey: uns vor allen Dingen, Ihren Glaubensgenossen gegenüber, des Stillschweigens zu befleißigen, da jene ja nichts als den Frieden predigten, und nicht daran dächten, die katholische Kirche anzugreifen, — behaupten Sie dieß, — dann freilich wäre jede weitere Debatte zwischen uns überflüssig und eben so wenig gerathen, wie eine Unterhaltung über die Farbenlehre mit einem Manne, der standhaft behauptete, daß der Schnee schwarz sey, dafür aber auch mit eben so großer Zuversicht die Kohlen für weiß ausgäbe. —

Wozu die wahre Lage der Sache sich selbst und Andern verhehlen, warum die Augen fest verschließen vor Dingen, die wir weit wegwünschen? —

Täuschen wir uns nicht! — In der überwiegend großen Mehrheit Ihrer Glaubensgenossen, die heute mit Wort und That gegen die katholische Kirche kämpfen, lebt bis auf den heutigen Tag genau derselbe Geist, der, wie Ihnen oben nachgewiesen ward, im Beginne des Zwiespalts aus Luther gesprochen. Daß dieser das, was er glaubte und nicht glaubte,

formulirte, — jene dagegen jedes positive Bekenntniß aufgegeben und ihren Standpunkt auf dem gedanken= und glaubensleeren Indifferentismus genommen, dieß hat dem Hasse gegen die katholische Kirche keinen Eintrag gethan. — Auch der Umstand, daß dieser Grimm heutzutage noch nicht mit der vollen Wucht der Kraftausdrücke des Mannes herausgepoltert, dem die Ihrigen in Wittenberg eine Statue gesetzt, ändert die Sache nicht. Der Haß ist heute nur listiger und kälter geworden, aber, vielleicht eben deshalb, um so tiefer. Daß er in der Form gewonnen und die pöbelhafte Rohheit abgestreift, hat seiner Intensität nichts geschadet. — Lesen Sie, — um aus Millionen Beispielen nur zwei der recentesten herauszu heben, — den kurzen Aufsatz: „Rückfall des Kantons Zürich in Katholicismus und Heidenthum (in No. 17 der „Evangelischen" Kirchenzeitung vom 27. Februar 1839), wo man es beklagt, in der Urstätte Schweizerischer Reformation einen Lehrstuhl aufgerichtet zu sehen, „von welchem statt des evangelisch reformirten Glaubens, ein neuer Katholicismus, ein neuer Paganismus gelehrt wird". Gestatten Sie Hengstenberg volle Freiheit von den Schranken, die ihm heute noch eine Censur setzt, welche die Schmähungen gegen die Kirche in der Form mildert und ausfeilt, dann wollen wir sehen, wie weit derselbe hinter dem Style des „Bapstesels" von Luther zurückbleibt. Das größere oder geringere Maaß der Sprachgewandtheit und des Wissens macht dabei keinen Unterschied. Lesen Sie ferner den Aufsatz „Papismus und Liberalismus" in No. 6 des diesjährigen Berliner politischen Wochenblattes, — einen Aufsatz, der in jeder Zeile den Todhaß und die giftige Tücke des Pietisten verräth, — und dann fragen Sie Sich selbst in der Ruhe und Sammlung Ihres Gemüths: was kann, was muß der gläubige Katholik darauf antworten?

Auf Ihre Ehre und Ihr Gewissen: wie würden Sie, verehrtester Herr! Sich verhalten, wenn Jemand es wagte, mit beleidigendem Schimpfwort der weiblichen Ehre Ihrer

Mutter zu nahe zu treten? — Nun aber ist die Kirche, die jene ernsthaften, ehrbaren, christlichen und friedliebenden Protestanten schmähen, unsere Mutter, und zwar eine Mutter, der wir unendlich mehr verdanken als das irdische leibliche Leben. — Zu solchen Angriffen zu schweigen, — weil Einige aus jener Schaar Friede! Friede! rufen, wo kein Friede ist, während die Andern zuschlagen, wäre in unsern Augen gleichbedeutend mit der erklärten Niedertracht und dem ehrlosen Verrathe an dem Heiligsten, das wir kennen.

Wir wissen es wohl, und wir haben es Ihnen in unserer Explication, über Ihre erste Broschüre, bereitwillig eingeräumt: ein Theil der heutigen Protestanten, worunter Manche der geistreichsten und ehrenwerthesten, — hat sich dieses Hasses entledigt. — Einige der Ihrigen haben den Protestantismus ganz und vollständig fallen lassen, erkennen die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche an, — zweifeln nicht daran, daß Christus der Herr nicht zwei oder mehrere, sondern eine Kirche gestiftet, — sind auch im Innersten ihres Herzens bereits nicht abgeneigt zu glauben, daß dieß eben jene römische Kirche sey, deren Geschichte in die Zeiten der Apostel hinaufreicht und die das Zeugniß der Väter für sich hat, — können aber zur Stunde noch viele jener Vorurtheile und Hindernisse nicht los werden, — die ihnen den Eintritt in den Dom der Wahrheit versperren. Diese gehören, in sofern sie redlich nach der Wahrheit streben, der Grundrichtung ihres Willens nach, allerdings schon der Kirche an, und wir bitten Gott, daß sie dieses Ziel vor ihrem Ende erreichen mögen.

Andere dagegen, die die Schwäche des Protestantismus nicht weniger gut begriffen, zugleich aber auch den mehr oder minder festen Entschluß gefaßt haben, nun und nimmer sich der sichtbaren Kirche durch ein freies und offenes Bekenntniß zu unterwerfen, sind in ein System gedrängt worden, welches allerdings im schärfsten Contrast zu der streitbaren Stellung des ältern Protestantismus steht. Sie leugnen den Gegensatz

der kirchlichen Bekenntnisse, behaupten, daß in beiden dieselbe Wahrheit und in jedem Alles liege, was zum Heile nothwendig sey, und wollen uns zumuthen, die Unterschiede für unerhebliche, das ewige Heil nicht berührende Verschiedenheiten menschlicher Meinung zu halten.

Da alles Irdische an Zeit und Raum gebunden ist, sind wir genöthigt die weitere Prüfung dieses Systems auf unsern nächsten Brief zu versparen. — Nur die Erklärung glauben wir Ihnen noch heute schuldig zu seyn, daß wir das, so eben in seinen allgemeinsten Umrissen bezeichnete System, (welches von dem alten, wie von dem neuen rationalistischen oder pseudo-mystischen Protestantismus unterschieden werden muß, obgleich es von beiden etwas hat,) seiner Grundidee nach, für die eigentliche Häresie dieses Jahrhunderts halten. Nach der einen Seite hin der indifferentistischen Nivellirung alles Positiven in Glauben und Kirche, nach der andern, sofern es geistig und consequent durchgebildet wird, dem mystischen wie dem rationalistischen Pantheismus die Hand reichend, ist es in seiner vollen Entfaltung in einer Weise gefährlich und verderblich, daß wir zweifelhaft sind, ob Luthers tobsüchtiger Haß oder diese scheinbar billige und milde Annäherung in einem schärfern Gegensatze zur Kirche Gottes auf Erden stehe. —

Und hieran schließt sich eine Bitte, an Sie verehrter Herr! die gleichzeitig unsern Lesern als Fingerzeig zur Feststellung ihres Gesichtpunktes dienen mag. — Nehmen Sie an, daß Alles, was in Beziehung auf Sie von uns gesagt ist, und noch ferner gesagt werden wird, rein und lediglich gegen die Grundidee Ihrer Ansicht gerichtet sey. Ihre persönlichen Intentionen lassen wir gänzlich aus dem Spiele, und bitten Sie ein für allemal überzeugt zu seyn, daß wir Sie von allen Jenen, die bloß die Ereignisse der Gegenwart zum Nachtheile der katholischen Kirche ausbeuten und lediglich den Augenblick berücksichtigend, der Gewalt schmeicheln oder als feiles Werkzeug dienen wollen, sehr wohl zu unterscheiden wissen. Sie sind von diesen kleinlichen Nebenabsichten eben so frei, wie

von dem engherzigen Hasse der Beschränktheit und der Erbitterung des Rationalismus, wie des Pietismus. Diese Motive der Wortführer des gewöhnlichen Protestantismus sind nicht die Ihrigen. — Was Sie wollen geht tiefer. Wir hoffen Ihnen in unserm nächsten Schreiben zu beweisen, daß wir Sie verstanden haben.

XL.

Schicksale eines Schwaben in Frankreich und Algier.

Wir haben unsere Leser in den brieflichen Mittheilungen mit dem Plane eines jungen Elsasser Missionärs zur Errichtung einer christlichen Kolonie in Algier bekannt gemacht, wir haben ihnen ferner das Urtheil eines Engländers über das wohlthätige Wirken der barmherzigen Schwestern in Spanien mitgetheilt. Es wird daher nicht unangemessen seyn, wenn wir hier die Erfahrungen eines deutschen Protestanten über die von ihm selbst genossene Verpflegung bei den barmherzigen Schwestern in Frankreich und über die von ihm in Algier ausgestandenen Leiden folgen lassen. Namentlich wird man aus den letztern ein anschaulicheres Bild von dem traurigen Loose der verlassenen Ansiedler erhalten, und die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit einer hilfreichen Beaufsichtigung unter bischöflicher Leitung erkennen. Nebenbei aber haben diese Erfahrungen auch noch eine andere, eine politische Bedeutung für uns Deutsche, indem sie uns an einem warnenden Beispiele zeigen, was wir für die Freiheit und das Heil unseres Vaterlandes von französischen Befreiern zu erwarten haben, und welches Loos derer harret, die noch so thöricht sind, sich unter die Freiheitsfahnen des französischen Egoism locken zu lassen.

Es ist hinlänglich bekannt, daß man kurz nach der Juliusrevolution theils in der ersten kriegerischen Aufwallung des alten, wiedererwachten, republikanisch-napoleonischen Gelüstens nach einer zweiten Ausplünderung Europas, theils aus Besorgniß, weil man dem Landfrieden, von Seiten des legitimen Europas, nicht traute, eifrig damit umgieng, die Fahne der Revolution und Völkerbefreiung rings um Frankreich her, in Spanien, Italien und Deutschland aufzupflanzen. Mit Geräusch wurde damals in Straßburg zu diesem Zwecke die Anwerbung einer deutschen Legion betrieben. Man dachte den ehrlichen deutschen Gimpel, dem die Federn in fünfzehn Friedensjahren wieder etwas gewachsen waren, aufs neue zu rupfen, und so stellte man auf der Gränze die Sprenkel, um sich die Lockvögel zum Fange der übrigen zu verschaffen. Als sich später die Differenzen mit dem Juliusthrone friedlich ausglichen, schickte man die armen Schelmen, die aus Deutschland der aufgesteckten Fahne zugelaufen, nach Algier, wo man, nach französischem Herkommen, Gewinn und Ehre den eingebornen Landeskindern zutheilte, den thörichten Fremdlingen aber die Gefahren und aufreibenden Strapazen. Später stellte man dies Corps, das die furchtbarsten Proben der militärischen Fortuna ausgestanden, der Revolution von Spanien zur Disposition. Die, welche den Tod im heißen Pesthauche Afrikas oder unter dem Säbel der Beduinen nicht gefunden, die, welche nicht vorher, aller dieser Mühen und Gefahren ohne Lohn und Ehre müde, desertirt oder ausgetreten waren, fanden nun in Spanien, theils durch den verzweifelten Heldenmuth der freien Basken und Navarresen, theils durch das undankbare Benehmen derer, die sie im Namen der Freiheit in ihren Sold genommen, in neuen Entbehrungen einen kläglichen, jammervollen Untergang. Die letzten geringen Reste endlich, die wunderbarer Weise diesem Labyrinth von Noth und Gefahr entgangen, kehrten in jüngster Zeit halb zerstreut über die Pyrenäen nach Frankreich zurück. Der einzige Gewinn für alle ihre ausgestandenen Leiden, den sie mit-

brachten, ist die bittere Lehre, welchen Lohn die französische Revolution ihren Söldlingen ertheilt. Aus diesem Grunde wäre es sehr zu wünschen, wenn zur Warnung für alle künftige Zeit eine authentische Geschichte der Legion von den Leidensgenossen selbst aufgezeichnet würde. In unserer vergeßlichen Zeit kann sich in wenigen Jahren vielleicht die ganze Historie aufs neue wiederholen.

Zu denen nun, die sich zum Eintritt in dieses verhängnißvolle Corps verleiten ließen, gehörte auch ein junger Schwabe, der indessen die letzte spanische Katastrophe nicht mitmachte, da er auf eine allzubittere Weise, nach nicht gar langer Zeit, zur Einsicht seines Schwabenstreiches kam, und daher, so gut es gieng und sobald wie möglich, seine Haut salvirte, wie es seine Vorfahren, die sieben, glorreichen Andenkens, ebenfalls gehalten. Die Aventüren seiner schwäbischen Odyssee hat er, nach deutschem Herkommen, dem Publikum durch den Druck mitgetheilt, unter dem Titel: „Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten von Hermann H. Bern 1837. Wenn dieser deutsche Student, ein Pfarrerssohn aus Schwaben, auch nichts weniger als ein Blitzschwabe ist, und seine Philosophie und Politik eben nicht tief und seine Poesie nicht hoch geht, so hat er doch aus seiner Heimath eine leidliche Mitgabe von gutmüthigem schwäbischen Mutterwitze mitgebracht. Einige Schulden, wie es scheint, hinter sich, wenig Geld im Beutel, viel Leichtsinn im Kopf, wenig Gepäck auf dem Rücken und allerlei dunstige Aussichten vor sich, so ist er in die Welt hinein gelaufen, ohne eigentlich selbst zu wissen wohin. In den Kasernen von Straßburg, auf dem Schiff in der Seekrankheit, in den Hospitälern von Algier, in der afrikanischen Sonne, auf dem Wachtposten unter den Beduinen und als flüchtiger Deserteur und Taglöhner, überall hat er sich seufzend wieder nach den Fleischtöpfen Schwabens, den „Spätzle von Kronburg“ und dem Monde von Memmingen zurückgesehnt und das Lied gesungen:

Felice, che mai non pose il piede
Fuori della nativa sua dolce terra.

Er hat endlich an die Seinigen sehr bewegliche Briefe von Algier aus geschrieben, daß sie ihn aus der Sclaverei loskaufen möchten, in die ihn seine Liebe zur Freiheit und das Vertrauen auf die Franzosen gebracht. Und so ist er denn, nachdem er an verschiedenen Steinen des Anstoßes die Hörner sich abgelaufen, mit blauem Auge heimgekehrt, um seinen Schwabenstreich zu bereuen, und der festen beruhigenden Ueberzeugung, daß die französischen Legionen und Algier die letzten Orte sind, wo man sein Glück machen könne, selbst wenn man ein Schwabe ist. So enthält das Buch, sonst nicht allzubedeutend, einige schätzbare Beiträge zur Geschichte der Legion, besonders ihrer ersten Bildung. Was seine Glaubwürdigkeit betrifft, so ist es ziemlich flüchtig aus Tagebüchern in der Schweiz componirt; wir wollen seine Wahrhaftigkeit im Ganzen nicht in Zweifel ziehen, da viele seiner Züge nur allzusehr den Stempel der traurigsten Wirklichkeit an sich tragen, allein nicht selten und namentlich in den afrikanischen Gefilden, wo der Verfasser nicht leicht riskirt, daß sein Recensent ihm nachreist und Nachfrage hält, ob er ihm keinen Bären aufgebunden, will es uns bedünken, als habe er, um das Interesse seiner Schrift zu steigern, etwas stark den Pinsel in den Farbentopf der romantischen Poesie eingetaucht, wozu er übrigens von der Natur höchst stiefmütterlich ausgestattet worden. Wenn Schwabenland keine anderen Singvögel als solche hätte, so dürfte man sich nicht darüber wundern, daß einer unsrer Vorfahren in dem berühmten Wettspruche: Zeisele, Meisele, Fink auch die bekannte vierfüßige Nachtigall darunter rechnete. Was wir übrigens unbeschadet der Ehre der schwäbischen Dichterschule gesagt haben wollen. Wir unserer Seits hätten gern dem Verfasser jenes romanhafte Beiwerk geschenkt, wenn er uns einfach erzählt hätte, was er gesehen und gehört, denn seine Schrift hat dadurch an Glaubwürdigkeit verloren und nichts an poetischem Interesse gewonnen. Al-

lein die einfache, ungeschmückte Wahrheit, die prunklose Erzählung der reinen Eindrücke eines rein gestimmten, beobachtenden Sinnes sind immer und vor allem in unserer Zeit der künstlichen Bildung und Verbildung eine Seltenheit.

Ein zweiter „Simplicissimus", den die Tücken des Schicksals verfolgen, wird er durch ein Versehen, da gerade damals die Polizei nach den entflohenen Studenten des Göttinger Complottes fahndete, auf dem Fastnachtsball in einem badischen Dorfe unschuldiger Weise arretirt und dann wieder frei gegeben. Um sich aber nicht auslachen zu lassen, geht er über den Rhein. Und hier beginnt er seine Leidensgeschichte mit der Erzählung, wie sogleich seine deutsche Gutmüthigkeit die dupe französischer Feinheit geworden. Er macht in Straßburg die Bekanntschaft einer Gesellschaft von Studenten aus Hannover, Bayern und Preußen, die nur als Befreier mit den Waffen in der Hand nach Deutschland zurückkehren wollen. In wenigen Wochen, ja vielleicht Tagen wird der Krieg, zu dem ein Freikorps errichtet werden soll, ausbrechen. Dies ist ganz gewiß, der Minister hat es ihnen ja in Paris persönlich versprochen. Sie warnen ihn indessen vor dem General, der mit der Anwerbung beauftragt ist. Der Schwabe geht wohlgemuth zum General. Der Himmel hängt voll Geigen; denn ihm wird freigestellt: entweder ohne Grad in die neben der Legion zu bildende Eliten-Compagnie der Freiwilligen einzutreten, in welche nur Männer von guter Erziehung aufgenommen würden, um in der Folge als Offizierspflanzschule für die Legion zu dienen; oder unmittelbar mit dem Grade eines Unteroffizieres sich in die Legion selbst, die schon eine Anzahl Rekruten zählt, einreihen zu lassen. Der General räth ihm zu dem Erstern; der Bruder Studio glücklich darüber, durch seine schönen Augen gleich im ersten Augenblick die Gunst seines Generals gewonnen zu haben, folgt ihm. Er sieht sich bald enttäuscht und wird darüber von seinen Kameraden, den Studenten, so verlacht, daß es bald zum Duell gekommen wäre. Sie die künftigen Befreier Deutsch-

lands sagen ihm: der General liebt unser Korps nicht, daß wir Studenten für uns allein bilden sollen; er will, daß kein Unterschied des Standes und der Erziehung sey! (also auch hier Standesunterschied!) daß der Studio nichts vor dem Bauern voraushabe und mit diesem in einem Korps von unten auf diene. Wir haben von dem Minister selbst das Versprechen, daß wir nur mit unseres Gleichen dienen werden; daß es auf uns ankommt, wen wir in unsere Reihen zulassen wollen; daß die Gemeinen Unteroffiziersrang, der Unteroffizier Offiziersrang und demgemäß Bezahlung haben werde? — Doch was war zu thun, der Schritt war geschehen, er hatte seinen Namen der Liste eingeschrieben und mußte in die Kaserne. Nun aber geht der Katzenjammer an, der sich sogleich aus Verdruß über das Lumpengesindel, das ihn nun umgibt, in einem großen Verlangen nach Desertion offenbart. Nachdem er sein weniges Geld den neuen Kameraden zum Besten gegeben, wird er mit seinen Unteroffiziersprätensionen ihnen zum Gespött. Bei einem Juden kauft er sich inzwischen wirklich die Uniform eines Unteroffiziers. Der „Ratatul“, die sogenannte Soldatensuppe, will ihm gar nicht schmecken. Ja er bekömmt sie nicht einmal zu schmecken; denn zuerst ist sie zu heiß, und wie sie für seine ungewohnte Zunge kühl genug ist, haben seine dienstfertigen Kameraden ihn dieser Mühe schon überhoben. Jetzt erhält das Korps bedeutende Verstärkung durch Deserteure der bayerischen Armee, und somit auch Befehl zum Aufbruch nach einer Stadt im innern Frankreich. Von seinem Unteroffiziersgrade ist weiter gar nicht mehr die Rede, dem Lumpengesindel aber, das nur seines Gleichen in der anglo-christinischen Legion Lord Palmerstons findet, ist und bleibt er zugetheilt. Auf der ersten Etappe beschließt er wegzulaufen, da er sich aber aus guten Gründen kein anderes Kleid verschaffen kann, so muß er es bleiben lassen. Auf Seitenwegen, ihres verdächtigen Aussehens sich schämend, schleichen sie in aller Stille aus Straßburg. Die Elsasser, als ursprüngliche Deutsche, bezeigen sich gegen die armen Schlucker

in ihrer deutschen Gutmüthigkeit und haben Mitleid mit ihnen. Sie rathen ihnen sogar wieder umzukehren und bieten ihnen alte Bauernkleider an, um sie unkenntlich zu machen. Anders sieht es im Französischen aus. Wohl finden sie auch hier und da eine freundliche, liebreiche Aufnahme, doch im allgemeinen sehen sie sie als Allemands mit mißtrauischem Blicke an. Ein Mißtrauen, das übrigens durch ihr Aeußeres, das einer Spitzbubenbande ziemlich ähnlich sah, so wie auch durch ihre Manieren, gerechtfertigt wird. Um ihren hungrigen Magen zu befriedigen, mußten die armen Bursche hier gewöhnlich ihre neun Sous baar ausgeben, ja auch so lange sie noch etwas hatten, darauf legen. So kam die Legion nach Langers in einem höchst zerlumpten Zustande. Auf dem Marsche hatten die Meisten, um dem Trunke zu fröhnen, ein Stück nach dem andern changirt (dieß war der Kunstausdruck) oder verkauft. Sie kamen daher dermaaßen defect dort an, daß die Franzosen sich selbst ihrer schämten und um sie nicht nackt gehen zu lassen, aus ihren Magazinen alte Monturen, Röcke, Mäntel, Hosen, Mützen und was sich sonst vorfand, nahmen und austheilten. Allein nicht mit besserem Erfolge, denn die neue Garderobe erfuhr alsbald das „Changement" der früheren. „Ich erinnere mich, daß ein bayerischer Deserteur, der einen guten, dunkelblauen Kanoniermantel, nebst Pantalon von gleichem Tuche und Tschako erhalten hatte, nachdem er volle 24 Stunden ausgeblieben war, mit einem zerrissenen, lumpigen Wamms vom schmutzigsten Sackzwilch und einer kurzen leinenen Hose, die in Fetzen herabhing, sammt weißer Schlafmütze zurückkam"! — Eines wunden Fußes wegen mußte der Held unserer Aventüre in einem kleinen Städtchen hinter Chaumont, das er nicht nennt, zurückbleiben. Er war froh, von dem sittenlosen Gesindel loszukommen, die barmherzigen Schwestern nahmen ihn in ihre Pflege, und es freut uns, hier das Zeugniß eines Protestanten nachzuschreiben. Er spricht sich über seine Behandlung also aus: „Die Krankenpflege in dem Spital, in das ich jetzt eintrat, während einer unserer

Leute, der plötzlich sehr schwer niederfiel, hereingetragen werden mußte, würde von etwa 10 bis 12 Schwestern besorgt. Ich bekam ein sauberes Bett in dem sehr reinlichen und luftigen Militärsaale, wo, außer uns Beiden, nur noch zwei Invaliden aus der „„großen Armee““ und ein Rekrut zugegen waren. Letzterer sollte in ein Kavallerieregiment einrücken, da er aber vor dem Militärstande schon zum voraus allen möglichen Respekt hatte, so suchte er, — obgleich gesund, seinen Austritt aus dem Spital so lange als möglich hinauszuschieben. Während der vierzehn Tage, die ich hier zubrachte, hatte ich Gelegenheit, die rastlose Thätigkeit und aufopfernde Hingebung der Schwester zu bewundern, die meinen sehr kranken Landsmann in Pflege hatte. Die niedrigsten Dienste verrichtete sie mit einer Geduld, wie sie nur eine reine, christliche Liebe geben kann. Zehn- zwölfmal des Nachts trat sie an sein Bett, um ihn zu fragen, ob er nichts verlange; seine ungeduldigsten Wünsche erfüllte sie mit bewundernswürdiger Bereitwilligkeit und Geduld. Als endlich der Arzt an dem Aufkommen des Kranken verzweifelte, da wurde der Priester gerufen, der ihm die Absolution ertheilte; und während dieser Ceremonie lagen alle Schwestern, in halbstündigem Gebete für ihn, auf den Knieen. Eine Scene, die mich im Innersten ergriff! Auffallender Weise erholte sich der Kranke, den man schon aufgegeben hatte, allmählig wieder, und ich sah ihn später wieder gesund und frisch am Körper. Die Schwestern behandelten auch mich sehr liebreich, und ich unterstützte sie dafür ein wenig in ihren Haus- und Gartengeschäften. Nur die jüngeren, deren ich einige mit sehr niedlichen Gesichtchen aus ihren Zellen schauen sah, hielten sich ferne“. Die einzige Klage, die er über sie hat, ist, daß sie, statt von ihm, „der ihnen ihre Vorurtheile zu benehmen suchte“, etwas anzunehmen, ihn lieber katholisch machen wollten. Er zählt hierauf, in vollem Contraste mit diesen gottgeweihten Jungfrauen, die Elemente auf, welche jenes ursprünglich für die Befreiung Deutschlands bestimmte edle Korps zusammen-

setzten. „Zum größeren Theile waren es Deserteurs aus allen Staaten des deutschen Bundes, so wie aus Holland und Belgien. Mehrere hatten mit einem Paar Schuhe drei, auch wohl vier Herren gedient. Die verabschiedeten Schweizerregimenter und das Regiment Hohenlohe lieferten den Rest, alle zusammen ohngefähr drei Viertheile des Ganzen; das übrige Viertel waren Civils, und nicht leicht war ein Stand zu finden, der nicht wenigstens ein edles Subject aus seiner Mitte aufzuweisen hatte. Bauern, die ihre Aecker versoffen hatten; Handwerker, denen ihr Gewerbe nicht mehr gieng; Künstler, die kein Brod fanden; Kaufleute, die Bankeroute gemacht; Banquiers, die falsche Wechsel ausgestellt; Kassenverwalter, die den Rest ihrer Kasse davongetragen; abgesetzte Beamte oder solche, denen Absetzung drohte; Studenten, die, wie ich, aus Leichtsinn davongelaufen, oder wie andere, der Festung, die ihnen drohte, entwichen waren; Ehemänner, die ihren Weibern, Ledige, die ihren Geliebten untreu geworden oder umgekehrt; Sträflinge, die dem Zuchthause, ja sogar Kinder, von 12 bis 14 Jahren, die dem Stock des Schulmeisters entsprungen waren, um Tambours zu werden; endlich selbst Weiber, die ihren Männern gefolgt waren, und sich jetzt um die ehrenvolle Stelle von Marketenderinnen bewarben — Alles, ohne Unterschied, wurde angenommen. Ja selbst ein katholischer Pfarrer, ein Gegner wie es scheint des Cölibates, fehlte nicht".

So fährt der Verfasser fort, seine Abentheuer zu erzählen, die für ihn zwar belehrend aber in der Regel nichts weniger als belustigend waren, und in Algier nehmen seine Trübsale und Drangsale eher zu, als ab, so zwar, daß er sich hier nach den Fleischtöpfen und dem Ratatul der Kaserne von Straßburg sehnte, wie er dort sehnsuchtsvoll nach seinem lieben Schwabenlande geseufzt hatte. Er kömmt daselbst in das Spital, desertirt, verirrt sich, findet eine Französin unter den Beduinen, zuletzt zieht er sogar seine Militärkleidung aus, um bei einem neugebornen Kinde als gewesener Studiosus



der Theologie die Taufe zu verrichten, und besteht noch manches Andere, was übrigens etwas außerordentlich klingt, und da die Schwaben von je als Dichter bekannt sind, so wird man es verzeihlich finden, wenn wir Anstand nehmen, es auf das Wort eines ungenannten fahrenden Schülers für historische Wahrheit zu nehmen. Dieser Verdacht muß sich noch steigern, wenn der Verfasser hier und da mittelmäßige Verse einflicht.

Solchen aber, die allenfalls Lust nach Algier zu gehen oder in französischen Militärdienst einzutreten haben, empfehlen wir den Schluß des Buches, wo er sehr ernsthafte Mittheilungen macht, die gerade nicht erfreulich, wohl aber beherzenswerth sind. Hierbei macht er Gebrauch von den Erfahrungen eines Landsmannes, dem, „einem Manne von Einsicht und Thätigkeit im Verwalten eines Landgutes, das dem englischen Konsul gehörte, Mittel zu Gebote standen, wie sie den meisten fehlen. Sie können, sagte dieser, wohl Recht haben, daß innerhalb 6 bis 10 Jahren sich ein ordentliches Vermögen erwerben lasse, auch sind Landgüter mit Häusern noch in großer Anzahl und um niedere Preise in der Gegend von Algier zu kaufen und zu miethen, und was die Natur hervorbringt, insbesondere die Ackerfrüchte, kann man um guten Preis verkaufen. Aber auf der anderen Seite ist wohl zu bedenken die harte Arbeit, die der völlig rohe und verwilderte Boden verlangt; die Kosten, die das Leben erfordert, ehe man seine eigenen Lebensmittel gewinnen kann, die Entbehrung alles Umganges mit seinesgleichen; denn die Deutschen rechne ich gar nicht, da sie statt mit dem Anbau des Landes sich lieber mit Spitzbüberei und ihre Weiber und Töchter mit Unzucht nähren; mit Franzosen, Spaniern und Italienern können Sie nicht umgehen; und was die eigentlichen Landeseinwohner betrifft, so sind sie durch Sprache, Religion und Sitte uns so fremd, wie der Türke dem Christen nothwendig seyn muß. Weiterhin ist anzuschlagen, die Entbehrung aller Anstalten für Religion und Bildung; hier ist keine Schule für

ihre Kinder, keine Kirche für ihre Erbauung, hier ist keine Frage nach Taufe und Begräbniß, keine Uhr und keine Glocke. Man wird geboren und stirbt, ohne daß sich ein Mensch darum bekümmert, und daß oft der nächste Nachbar es nicht einmal inne wird. Der wichtigste Punkt ist die noch gänzliche Unsicherheit. Deutschland ist für die harte Last, die auf ihm liegt, durch eine geordnete und gesicherte Verwaltung hinreichend entschädigt, deren Werth nach dem Eingeständnisse Aller erst dann erkannt wird, wenn man ihrer entbehrt: und wer dort nur halb zu leben hat, genießt das Leben besser, als hier der Reiche".

Dieses und Aehnliches hat er aus Algier in die Heimath geschrieben, nachdem das Unglück den der Universität Tübingen entlaufenen Studiosus in seine herbe Schule genommen. Dabei enthält sein Buch auch manches Belehrende über die verschiedenen Einwohner-Klassen jener neuen Eroberung Frankreichs, deren Bedeutung für die Zukunft dermalen noch unberechenbar ist. Denn allerdings wäre Afrika für den rastlosen französischen Geist, mit seinem unbefriedigten Ehrgeiz und seinem Drang nach Thätigkeit, — ein schönes und unermeßliches Feld. Er könnte vom Norden aus in das unbetretene Innere dieses Welttheiles den Segen christlicher Kultur verbreiten und seinen eigenen südlichen Provinzen neue Lebensquellen öffnen. Allein was bis jetzt geschehen, zeigt, bei aller bewiesenen Tapferkeit, wie in denen, die sich zuerst dieser Sache als einer Speculation bemächtigt, nur jener brutale, egoistische, von Habgier und Genußsucht getriebene Raubgeist der Ungerechtigkeit und Gewalt herrscht, der sich auch in den Revolutionskriegen geoffenbart hat; der wohl Wunden schlagen, seine Beute zerreißen und zerstören kann, dem es aber nicht gegeben ist, die geschlagenen zu heilen, oder etwas Neues zu gründen. Denn dieses fordert hingebende Liebe und Aufopferung, es fordert keine fieberhaft bewegte, sondern eine ruhige, hegende und pflegende Hand; während jener dagegen größere Lust daran findet, mit Feuer und Schwert Raubzüge in die

reifenden Saaten fremden Fleißes zu unternehmen, als selbst mühsam das Feld zu bauen, den Saamen auszustreuen und die Erndte geduldig abzuwarten. Daher denn auch die Erscheinung: daß die politischen Theaterhelden des Tages in Frankreich, wenn sie mit dem Dichter La Martine die Langweile der großen Nation beklagen, viel lieber nach dem Rheine und unserm armen Deutschland hindeuten, jenem verlaßenen, schuldlosen, zahmen Schaafe, das die hochherzige, thatendurstige Nation wieder einmal zu ihrer Kurzweile und zu seinem Besten scheeren müsse, als daß sie dem Unternehmungsgeiste ihres Volkes die Löwengärten Numidiens, die Orangen- und Granathaine des alten jugurthinischen Reiches mit ihren Monumenten römischer Herrschaft und die ihrer Wildheit überlassenen Söhne der Wüste und des großen Atlas, vorhielten. Darum begrüßen wir auch die Gründung einer christlichen Kolonie unter der Leitung des Bischofs von Algier, als einen geringen Anfang in entgegengesetzter Richtung, von dem wir das Beste erwarten, wenn er die verdiente Theilnahme in dem katholischen Frankreich findet. —

Der Süden Asiens ward von der Vorsehung in die Hand Englands, der Norden Afrikas in die Hand Frankreichs gegeben, und die Geschichte wird einst von ihnen Rechenschaft fordern, ob sie mit dem anvertrauten Pfunde im Interesse der Menschheit oder in dem eines räuberischen Ehrgeizes und einer krämerischen Eigensucht gewuchert; ob sie den Segen des Christenthums und ein neues Leben oder den Fluch des Unglaubens und der Corruption und den Tod, jene ihrer Hut anvertrauten Völkern und Ländern gebracht.

XLI.

Köln und Zürich.

Die Berufung des Dr. Strauß und das Verfahren der preußischen Regierung gegen den Erzbischof, Clemens August von Köln, haben eine gewisse Aehnlichkeit; nur nicht gerade in den Motiven (von den Personen wollen wir gar nicht sprechen), auch eben nicht in den beabsichtigten Zwecken, wohl aber in den Wirkungen: Beide gleichen einem Stein, in ein stagnirendes Wasser geworfen, beide haben dieses Wasser in Bewegung gesetzt, beide haben eine Masse christlicher und kirchlicher Ueberzeugungen, deren Vorhandenseyn man kaum ahnen durfte, nicht bloß angeregt, sondern ins Bewußtseyn gerufen. Die Erfahrungen der Zeitweisen, die Berechnungen der Staatsmänner, die Hoffnungen der Fortschrittlinge sind zu Schanden geworden. Was in Köln kraft Ordonnanz vollzogen worden ist, in Zürich kraft angeblichen Mandats des Volkes vollzogen werden *wollte*, hat dort in den Rheinlanden und in Westphalen, hier durch den ganzen Canton die durchgreifendste, an beiden Orten wohlthätigste Aufregung bei beiden Geschlechtern, durch alle Stände, in den Trägern aller sonstigen Meinungen hervorgerufen; dort, indem die längst gehegte und längst werkthätige Gesinnung gegen die katholische Kirche offen hervortrat — hier, indem der Radicalismus das letzte, für hinreichend untergraben gehaltene Bollwerk des Feststehenden unter dem gellenden Losungsschrei des Fortschrittes vollends beseitigen zu können, wähnen durfte. Beide haben sich, in Bezug auf den Erfolg, auf das allergröbste getäuscht.

Insofern ist jener Entscheid eines Mannes, — dem, phantastische Gebilde des durchgreifendsten Losreißens der Zukunft von der Vergangenheit den Blick umnebeln, das klare Bewußtseyn auferlegter Verpflichtungen verdüstern, und selbst die Bahn der hausbackensten Klugheit verwirbeln, — ist jener Entscheid, der die Berufung des Dr. Strauß sanctionirt hatte, ein folgenschweres Ereigniß. Und darum dürfte es, und namentlich wegen seiner nahen Beziehung zu dem von Köln, nicht un-

passend seyn, wenn wir hier noch einmal darauf zurückkommen, und den weitern Verlauf dieser Sache berichten.

Nach fünfzigjährigem Bestreben, die von oben gegebene christliche Glaubenslehre in ihren letzten übrig gebliebenen wesentlichen Bestandtheilen mittelst des Durchtreibens durch alle möglichen Retorten der Kritiker, Exegeten, Dogmengeschichtler, Vernünftler und Philosophen zu einer farbe-, geruchs-, geschmack- und bestandlosen, mithin auch wirkungslosen Flüssigkeit abzuziehen; nach fünfzigjähriger Thätigkeit, dieses sublimirte Residuum von der Kanzel herab, durch Gesangbücher, Unterricht und alle möglichen Kanäle in die Masse hineinzufiltriren; nachdem man das vermeinte caput mortuum, was sich durch jenen Proceß abgelagert, längst schon zermalmt, in Asche verwandelt, durch Zeitungen, Flugblätter, Volksschriften und Romane treufleißigst in alle vier Winde verjagt hatte; nachdem ein erkleckliches Maaß von Indifferentismus überall hin durch geschäftige Handlanger vertrödelt, mit dem Glauben auch der alte Philister des Sittengesetzes immer mehr abzusiechen, und materielles Interesse, als oberstes Agens, mit jugendlicher Rührigkeit alles zu durchströmen schien; nach allen diesen betriebenen Vorarbeiten durfte die Berufung desjenigen, welcher tutte queste coglionerie einer finstern, bornirten und abergläubischen Zeit vollends abzufangen, ihnen den Gnadenstoß zu ertheilen, allerdings der geeignetste Mann seyn möchte, als eine so gewagte Sache nicht erscheinen.

Frech, übermüthig, in solchem Wahn siegesstolz, wurde eine Zuschrift des Kirchenrathes, welche gewiß modest genug und als von Leuten ergangen, die den Einflüssen zeitgemäßer Bildung auch nicht unzugänglich erscheinen mögen, die „absolute Würde Christi als Anfängers und Vollenders des Glaubens“ und Anerkennung „der Wahrheit der evangelischen Geschichte“ als Fundament der Theologie aufstellte, anbei die gefährliche Einwirkung eines Professors der Glaubenslehre heraushob, der jenes alles für ein Mährlein erkläre, durch den Regierungsrath kurz abgefertigt mit der Erwiderung: es müsse mit der Wahl sein Verbleiben haben, weil der Berufene „als Mensch und Gelehrter in durchaus gutem, und in letzter Beziehung in ausgezeichnetem Rufe stehe; weil auch im Gebiete der Theologie nur möglichst gründliche und allseitige (hier aber war für eine höchst einseitige entschieden) Forschung zur Wahrheit führen könne; weil endlich der Regierungsrath überzeugt sey, daß durch jene Berufung für Religion und Kirche keine Gefahr entstehe“, wurden ferner Vorstellungen ver-

schiedener Rural-Capitel gänzlich, und ohne sie nur einer Antwort zu würdigen, beseitigt. Demgemäß begnügte man sich nicht mit einen Jo Evoe!, sondern fügte noch ein höhnendes Vae Victis! bei. Als dann der große Rath in seiner Majorität den positiven Christenglauben als Antiquaille von der Hand gewiesen und in seiner Minorität zwar denselben behalten wollte, aber als zerfetzten Lumpen, der doch baldigst der Papierfabrik anheimfallen müsse; da steigerte sich der Uebermuth zu der Aeußerung: „Es dürfte wegen dieser Berufung vielleicht doch einige Mißstimmung erwachen, dann nehme man ein paar Pfarrer (wahrscheinlich war es auf einige Pietisten gemünzt) beim Kopf, und alles werde sich hierauf geben.

Qui habitat in coelis irridebit eos et Dominus subsannabit eos. Man hatte sich getäuscht; die sanguinischen Hoffnungen zerrannen wie Schaum; hinter dem geträumten rosigen Himmel einer glaubenslosen Zeit zogen gewitterschwangere Wolken herauf, aus denen, unter Donner und Blitzen, die zerschmetternde Stimme Dessen, Der da war, ist und seyn wird, leicht sich vernehmen lassen konnte. Allem Schein und aller Berechnung zuwider, ergab sichs bald, daß in dem Volk noch eine unendliche Masse alten, positiven Christenglaubens vorhanden sey, unendlich mehr als die Feinde desselben auf ihren Cathedern, auf ihren Rathsherrenstühlen, an ihren Schreibpulten sich träumen konnten. Jetzt erst wurde es klar, daß der Baum, welcher mit seiner Krone in den Himmel reicht, seine Wurzeln und Fasern weit und tief in die Menschenherzen gesenkt hat, mit diesen so verwachsen sey, daß man diese zugleich ausreißen müßte, wenn sie von denselben losgetrennt werden sollten. Jetzt erst konnte man inne werden, daß die Idee einer ewig fortschreitenden Reformation, unter Beibehaltung des Christenthums, im Grunde nichts als ein Hirngespinnst der Schwindler, nichts als eine Lügenphrase sey, mit welcher das Bestreben einer Abolition des Christenthums überkleistert werden wolle; und das portae inferni non praevalebunt trat in Bezug auf den Eckstein hervor, auf welchem jeder christliche Glaube beruhen muß.

Anfangs zwar, als die laut werdende Stimme nur noch einem unartikulirten Gebrause, jenem bekannten ceilanischen Seufzen, ähnlich schien, lebte man hier, wie in Berlin, ganz guter Zuversicht, sie würden das bestimmte Wort nicht finden, und eben als Gesumse wieder verstummen. Dieses zu bewerkstelligen, wurden alle ersinnlichen Mittel angewendet; süßliche und derbe, lockende und einschüchternde, ab-

schreckende und verwirrende Zeitungsartikel und fliegende Blätter; und man glaubt, selbst Gerüchte, wie: von Ludwig Philipps Ermordung, dem Ausbruche des Krieges in Belgien, wären absichtlich verbreitet worden, um die Aufmerksamkeit von dem Näherliegenden auf das Entferntere, von dem Lokal-Wichtigen, auf das Europäisch-Wichtige abzulenken. Sollte in den Urhebern solcher Gerüchte eine Reminiscenz an den Hund des Alcibiades erwacht seyn? An eine Vergleichung Zürichs mit Athen hatte man sich ohnedem seit langem her geweidet. Zu diesen Mitteln, eine bestimmte Gestaltung der sich regenden Abneigung zu verhindern, gehörte, daß man die in politischen Dingen sonst als entschieden liberal Geltenden durch das Phantom einer im finstern schleichenden Reaction, die jene zum Mittel und Deckmantel benützen wolle, zu schrecken suchte, den sogenannten Aufgeklärtern beliebt machen wollte: es seyen nur die Pietisten, die hiemit ihre Herrschaft auszudehnen trachteten; den auf die Staatsrechte Eifersüchtigen von zelotischen Geistlichen sprach, welche dem ganzen Canton die alte Nebelkappe wieder über den Kopf zu ziehen beabsichtigten; selbst der Papst und die armen Jesuiten mußten als Knecht Ruprecht erscheinen, denn nur diesen werde, so scheute man sich nicht zu sagen, ein Gefallen geschehen, wenn man gegen Straußens Berufung sich sträube. Der in einer Versammlung angeführte apostolische Ausspruch: „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen“, wurde schamlos genug öffentlich als ein Jesuitensatz taxirt *). Alles ganz nach derselben Dialektik, welche die preußische Staatszeitung und ihre Affiliirten in der Kölner Sache, mit gleich schlechtem Erfolge, angewendet haben. Dann schritt man wieder in gravitätischer Grandezza, die Hände reibend, einher und posaunte: es ist eine Seifenblase, Leute von Bedeutung ziehen sich zurück, man sieht sich vergebens um nach Namen von einigem Gewicht; kluge und verständige Männer durchschauen, wo es hinaus soll: daß nämlich nur der Unverstand und die Beschränktheit dummgläubig die Sache selbst wollen, für andere aber sie der Aushängeschild zur Durchsetzung weiter greifender Pläne werden muß. Und da man sich einiger Namen doch nicht erwehren, dieselben doch nicht so brevi manu unter die Bank werfen konnte, gab man sich anfangs Mühe, ihnen sonst irgend etwas anzuheften, oder

*) Daß alles, was den heutigen Weltbewegern und Himmelsstürmern nicht behagt, gar in den Weg tritt, für Jesuitenmoral, Jesuitenlehre, Jesuitenbrauch erklärt wird, muß die EE. VV. der Gesellschaft Jesu, als vituperium a vituperando, nur freuen.

durch irgend ein Beiwort ihr Wirken zu verdächtigen, ihren Einfluß zu lähmen. Dann wurde wieder solchen Gemeinden, die im ersten Augenblick noch zurückblieben, vielleicht sich versichern wollten, ob die Sache eine würdige, Erfolg versprechende Wendung nehme, mit vollen Händen Weihrauch gestreut; ihr echter Christenglaube herausgestrichen, ihr sittliches Wesen angepriesen, ihre Verständigkeit, ihr aufgeklärter Sinn gerühmt, sie als Muster hingestellt, wie wahre Religiosität und heller Verstand bei einfachen Landbewohnern so gut sich durchdringen können, wie dieses bei den Behördegliedern der Fall sey, die für Straussens Berufung sich verwendet hätten. Ganz so, wie die Staatszeitung gegenwärtig alle unentschiedenen oder zweideutigen Katholiken mit ihrem Lobe als die Vortrefflichen überschüttet, während sie die entschiedenen schmäht. Dann stieß man wieder aus vollen Backen in die Heerposaune, die Getreuen zu sammeln, ihre Ausdauer anzufachen, sie zu schaaren zum Kampf für die junge Democratie, für das freudig aufblühende Volksthum, für die entfesselte Erziehung der heranwachsenden Souveraine.

Aber diese mancherlei durcheinander klingenden Stimmen wurden immer und immer kleinlauter, je sicherer jene anfangs unbestimmten Töne das Wort fanden, je mehr sie zur verständlichen Rede anwuchsen, je kräftiger diese geführt wurde. Hiemit zerrann dann auch der Traum, daß es an Männern fehlen werde, die dem Ganzen eine Leitung zu geben verständen. Nicht allein fehlte es an solchen Männern nicht, sie traten zu großem Verdruß des politischen, religiösen und sittlichen Radicalismus, der noch immer auf Uebereilung, auf Schritte, welche Gewaltmaßregeln gerechtfertigt hätten, hoffen mochte, mit eben soviel Klugheit und Besonnenheit als Entschlossenheit an die Spitze. Und zwar waren es Männer verschiedener Schattirungen des christlichen Glaubens, der politischen Ansichten, der socialen Stellung. Die Geistlichen benahmen sich dabei größtentheils bemessen, würdig, zugleich meistens fern von verrätherischer Neutralität. Wo aber etwa einer so verkommen war, daß er die Regierungsmaßregel selbst vertheidigte, da wurde ihm zwar nicht ungebührlich, aber unumwunden, bedeutet, dessen hätte man von einem Geistlichen sich nicht versehen. Wie ähnliches auch am Rheine vorfiel. Von einem wird erzählt, er habe seine Gemeinde erst für Strauß beschwichtigen wollen, da ihm hierauf von einigen der Angesehenern bemerkt worden: er möchte anders predigen, habe er mächtiglich gegen Strauß geeifert.

Eine große Zahl Schulmeister bildete eine über das Land verbreitete Cohorte Scherrischer Trabanten, welche Parole und Feldgeschrei

in Küßnacht holt. Diese sollen anfangs trutzig, bald darauf glimpflich gelautet haben. Durch jene Assidirten hoffte man die sogenannten Vorurtheile zu bekämpfen, zu beseitigen. Sie waren angewiesen: ohngefähr nach Art des Bürgermeisters Hirzel ihren „Mitmenschen" auseinander zu setzen, wie derjenige, dessen Name nun durchs ganze Land mit einem Schrei des Entsetzens genannt werde, ja doch immer noch an Gott, Christum und Unsterblichkeit glaube; hieran als an Positivem, fest zu halten, auf Negatives weniger sich einzulassen, mit Klugheit zu Werke zu gehen, nicht allzuviel aufzudecken. Aehnliches hatte man im Rheinland und Westphalen mit den Hermesianern und dem Domcapitel von Köln vor. Aber die Armen konnten meist nicht einmal zu Wort kommen, der Sturm brach über manchen von ihnen, zuvörderst aber über ihren Dirigenten, mit gleicher Heftigkeit los, wie gegen den hochgelehrten Herrn Doctor; das Treiben einer von der Kirche nicht bloß abgetrennten, sondern zum strieten Gegensatz gegen dieselbe aufgestutzten Schulmeisterei wurde mit gleichem Unwillen hervorgehoben; manches, was bisher, isolirt, weniger beachtet worden, ans helle Tageslicht gefördert; zu großem Schrecken die Ueberzeugung gewonnen, daß die Jugend planmäßig zum Indifferentismus und Unglauben erzogen werde. Insofern war es ein naives Geständniß, welches ein solcher Jugendbildner in der Kirchspielsgemeinde der Stadt Zürich ablegte: „daß zwar die Majorität jetzt wohl noch an der Kirche festhalte, daß aber in der heranwachsenden Generation die Minorität tagtäglich Zuwachs erhalte". Man kann aber nicht sagen, daß Scherr *) die Entchristlichung des Volkes bisher heimlich getrieben, oder erst jetzt diese Wendung genommen habe, oder daß dieses den Matadoren der Revolution, des Radikalismus und der Zerstörung des letzten Fundamentes: einem Hirzel, Keller, Füßli, Ulrich und andern unbekannt geblieben seye. Scherr hat in Rede, Schrift und Wirken dieses längst schon un-

*) Es darf doch nicht übersehen werden, daß dieser Mensch ursprünglich Katholik war, hierauf reformirt ward, um wenigstens an sich jenes Fortschreiten der Reformation durchzumachen. In seinem radikalen Zerstörungscharakter ist er daher ein warnendes Beispiel wohin jene Tendenz führt. Ist es nicht auffallend, daß die Revolution in der Schweiz aus deutschen Ländern ihre Führer und ihre Fürsprecher erhält; Scherr ist von dort gekommen, Strauß sollte von dort kommen und von dort ergeht die Stimme des Kirchenrathes Paulus zur Empfehlung von Strauß! und dieser Revolutionaire muß sich das Volk der radikalsten Republik der Schweiz in Gemeindeversammlungen, die es gegen den Willen seiner Regierung hält, erwehren.

verholen zu Tage gelegt, nicht nur über die Geistlichen, sondern über das Christenthum selbst, in den lästerlichsten Aeußerungen nach Herzenslust sich ergangen, hiefür das Cantonsbürgerrecht, selbst den Sitz im Erziehungsrath und sogar im großen Rath errungen und an dem Busen seines „Mitmenschen" Hirzel stets für ein so löbliches Unterfangen sich gekräftigt. Sie haben über sein theures Haupt, was Bonaparte über die eiserne Krone gesprochen: gare a qui la touche. Wer sich nicht warnen ließ, konnte es erfahren.

Es wurden nun auf allen Punkten des Kantons Gemeindeversammlungen gehalten, hier stürmischer dort ruhiger, hier mehr allgemeine, dort bestimmter artikulirte Begehren aufgestellt. Jene verlangten Mitwirkung des Kirchenraths bei Anstellung theologischer Professoren, Zurückführung der Schule in ihr natürliches Verhältniß zur Kirche; diese forderten Zurücknahme von Straussens Berufung, Wegweisung von Scherr, Aufhebung der Hochschule. Das Winseln eines Blattes: „wenn die Zurücknahme der Berufung durchgesetzt werden wolle, so würden alle Behörden compromittirt, würde alles consequente Regieren unmöglich gemacht, die Ehre des Canton gefährdet" verfing nicht das Mindeste. In einigen Gemeinden soll man sogar auf die Nachricht, Strauß befinde sich bereits in Zürich, sich geäußert haben: es wäre am gerathensten, man zöge mit bewaffneter Hand dahin, um ihn zu verjagen. Später ging man in gewisser Beziehung weiter, man verbrannte denselben in effigie.

Der erste Impuls der ersten Bewegung war von den ansehnlichsten Gemeinden an beiden Seeufern ausgegangen, dort mußte dieselbe auch ihre Gestaltung und Leitung, dort die Männer finden, die sie vor unzeitigem Ueberfluthen, wie von erfolglosen Abschweifen auf unrichtige Bahnen bewahren konnten. Und sie fand dieselben in einem begüterten und angesehenen Mann von Richterschweil, Namens Hürlimann, in einem Arzt, Schmid und in Andern. Auch hierin hatte sich wieder die menschliche Voraussicht als kurzsichtig erwiesen. Von jeder andern Gegend des Cantons her hätte man den Ausdruck entschiedenen Widerwillens gegen die Anstellung eines antichristlichen Lehrers eher erwartet, als von dem See her, so wenig wie man von dem industriellen Rheinland auf eine religiöse Opposition gefaßt war. Die Zürichseer sind wohlhabend, gewerbfleißig, für alles Neue bald gewonnen; haben überdieß einen ziemlichen Bildungsfirniß; democratisch gesinnt waren sie seit zwei Menschenaltern, eifersüchtig auf politische Gleichheit von jeher; Elemente genug, um vermuthen zu dür-

sen, sie würden der fraglichen Berufung wenigstens keine allgemeine, noch weniger eine so kräftig auftretende Opposition entgegenstellen. Daß aber andere Elemente, als das sich bewußt gewordene Bedürfniß eines positiven Christenglaubens, hier nicht mitwirkten, ersieht man an dem unter dem 13. Febr. von einem dortigen Comité an alle Gemeinden erlassenen Sendschreiben, welches neben allem Kräftigen, was in Bezug auf die Sache selbst mit Meisterhand auseinander gesetzt ist, nebenbei die „Rechte der Menschheit“ und den „Volkswillen aufruft“.

Es muß jeglichen, „der da bekennet, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen“ und daß Er „die Versöhnung und das Leben ist“, freuen, wenn er die kräftige und unumwundene Sprache dieses Sendschreibens dem Salmigondis eines gelehrten Herrn Professors im großen Rath gegenüber hält. „Sie wäre wahrlich, heißt es darin, ein entartetes Geschlecht, die jetzige Generation des Kantons Zürich, wenn irgend eine weltliche Macht es vermögen sollte, ihr ihren Glauben an die unmittelbare göttliche Sendung eines Weltheilandes, Erlösers und Seligmachers zu nehmen. Frei geboren und gewohnt ihre Gefühle ohne Scheu auszudrücken, fühlt sie sich beleidigt, gekränkt in den heiligsten Rechten der Menschheit durch die, ohne den Volkswillen zu befragen, in den Annalen der Geschichte beispiellose Verfügung über ihre religiöse Zukunft; und wie ein Mann und eine Seele steht sie auf, die ganze Bevölkerung des Kantons Zürich, und spricht als Freiin des Vaterlandes: ich will in meinem evangelisch-reformirten Glaubensbekenntniß fernerhin unwandelbar beharren und fordere von euch, gestützt auf unsern Pact: daß ihr den Doctor Strauß von Ludwigsburg, entlasset und an den Lehrstuhl der Dogmatik einen rechtgläubigen Theologen berufet“. — Erfreulich ist auch die Anerkennung in dem Sendschreiben: „daß durch jene Berufung das Band, welches die christlichen Bewohner des Cantons Zürich an ihre katholischen Brüder anschließe, vollends zerschnitten werden dürfte“. — Früher schon hatte der Vorsteher einer andern Gemeinde eingestanden, man habe oft gelacht, wenn man aus katholischen Cantonen den Nothruf vernommen habe, die Religion stehe in Gefahr, nun erfahre man, was derselbige sagen wolle. Es ist auch wahr, dieses Wort wurde in den letzten Zeiten manchmal vernommen *) und jedesmal von den radikalen

*) Aus dem durch seine Mitstände verrathenen, gebunden der Willkühr seiner Mitlandleute überlieferten katholischen Theil des Cantons Glarus kann man denselben täglich und ebenso tagtäglich das helle Gelächter hören, welches darüber von den Wählern in dem vormals katholischen Vorort Luzern aufgeschlagen wird.

Blättern beider Confessionen in die altbekannte abgestandene Sauce eingelegt, und mancher würde sich für keinen guten reformirten Christen gehalten haben, wenn er nicht auch seine Portion Hohn dazu abgegeben hätte. Nun mochten sies erfahren; — denn die gleiche Sauce wurde über die anfänglichen Aeußerungen gegen Straussens Berufung gegossen und es wollte den „Mitmenschen“ zur Evidenz erwiesen werden, daß Kirche und Religion über einem Lehrer, der die Fundamente beider verwerfe, nicht die mindeste Gefahr laufen.

Die ruhig und planmäßig und etwas langsam voranschreitende, aber um so fester gegliederte Organisation, durch welche man die überall erwachte positive christliche Gesinnung zu einem Ganzen gestaltete, wurde den Machthabern furchtbarer, als ein daherbrausender Sturm, der entweder durch das Gewirre von Begehren sich selbst wirkungslos gemacht, oder doch bald ausgetobt und sich gelegt hätte. Bei einiger Besonnenheit und Entschlossenheit hätte es nicht schwer fallen müssen, einem solchen zu pariren, oder nach Brauch revolutionärer Machthaber, die Menge sogleich und ohne Anwendung vieler Formalien, was doch später nothwendig wurde, zu dupiren und hinten her auszulachen. Es darf daher als erstes Zeugniß eines hellen Verstandes der Führer angesehen werden, daß sie eine Volksversammlung, die in manchen Köpfen spukte, vereitelten. Statt dessen wurden alle Gemeinden aufgefordert, einen Ausschuß zu wählen, um sich mit einander über dasjenige, was man von den Regenten verlangen wolle, zu berathen; die Erwählten jeder Gemeinde sollten dann einen oder zwei ernennen, die mit denjenigen der andern Gemeinde des Kreises zusammenträten, um die Meinung des gesammten Kreises zu vernehmen, die Kreisversammlungen hätten dann wieder zwei Männer an ein Cantonalcomité zu senden, welches zuletzt den Willen des gesammten Cantons den Behörden vorzulegen habe. Man kann allerdings sagen, hiemit organisire sich eine dirigirende Gewalt neben der Regierung. Aber die jetzigen Staatskünstler wollens so haben. Vor fünf Jahren wurde in politischer Absicht, mit welcher diese ganz einverstanden waren, ähnliches unternommen. Andere, welche solche Vormundschaft sich nicht mochten gefallen lassen, brachten die Frage vor den großen Rath. Dieser erklärte die Bürger zur Bildung solcher Vereine berechtigt, worauf einige der letztern, in der Ueberzeugung, daß hiedurch die Gewalt der Regierung gelähmt werde, aus dieser austraten. Wer hätte glauben sollen, daß die alte Geschichte von dem glühenden Ochsen des Phalaris in unsern Tagen eine neue Auflage erleben würde?

Wären diejenigen, welche sich keck und mächtig genug fühlten, den

Glauben des Volkes niederzustampfen, und den ersten Versuch der planmäßigen Entchristlichung eines Landes zu machen, der Belehrung zugänglich; eine Wolke von Zeugen aus allen Cantonen hätte ihnen sagen können, welch ein gefährliches Spiel sie spielten, nicht sowohl für ihre Personen, sondern mehr noch für diejenigen, an deren Spitze sie stünden. Sie hätten nicht nur Stimmen vernehmen können, auf welche sie ohnehin nicht achten, weil dieselben in allen Stücken für Wahrheit und Recht sprechen, sondern ihre ausgeprägtesten politischen Meinungsgenossen haben ihr Fürnehmen in den stärksten Ausdrücken mißbilligt. Die bekannten Gebrüder Schnell im Canton Bern schreiten über alles, was politische Verhältnisse und Rechte betrifft, leichtfertig genug hinweg; dennoch ließ sich ein unter ihrer Leitung stehendes, entschieden radicales Blatt so vernehmen; „In dem Augenblick, wo Straußens Berufung beschlossen ward, haben sie die Hand an die Tugendwurzeln von tausend und tausend Herzen gelegt, um sie auszureißen, damit hernach die blinde Leidenschaft in der öden Furche wachse und der Unglaube wuchere, der das Herz von allen Pflichten, den Geist von aller Vernunft trennt und die Freiheit in ungescheuter und unbeschränkter Befriedigung seiner Gelüste auf dem Wege der crassesten Selbstsucht sucht und findet. — Soviel ist sicher, daß die Frivolität, d. h. die sittlich-religiöse Grundsatzlosigkeit unserer Tage, die sich mit ihrem Schmutz und Koth in jede bessere Gesellschaft drängt und die ganze Welt zu einem großen Schweinstall machen möchte, diese Berufung als einen Sieg betrachten und sie auf ekelhafte Weise ausbeuten wird. — Wenn die Früchte von Straussens Lehre unter das Volk gebracht werden sollen; wenn von der Kanzel herab das Wort vom Kreuz vernichtet wird, dann mag die Rinde bersten und eine sengende Flamme wird mit reißender Schnelle hervorbrechen aus dem Innersten des Volkes. Die Flamme heißt; Sittenverderbniß".

Dergleichen, weil von sonst Gleichgesinnten und aus andern Cantonen herüberschallende, darum so beachtenswerthere Stimmen machten nicht den mindesten Eindruck; man mochte sich lieber an Redensarten des verächtlichen Schweizerboten erlustiren, welcher unter andern sagte; „Die Religionsgefahr (für den Bettler giebt es aber keine Diebsgefahr, so wenig als für den Troglodyten Feuersgefahr) ist bald eine abgenutzte, klanglose Waare, mit der man wohl alte Mütterchen und geistesschwache Individuen ängstigen, nie aber den frischen Kern eines freien Volkes in Unruhe versetzen und zu Schritten mißbrauchen kann, die außer dem kirchlichen Gebiete ihre Strafe finden". Die Hoffnung auf Strafurtheile, das Lechzen nach Strafurtheilen, die Macht zu

Strafurtheilen waltete noch immer so entschieden vor, um alles, was um und an vorging, nicht zu beachten, wenigstens sich zu stellen, als beachtete man es nicht. Aber der Jäger stellt seine Netze, er legt sich auf die Lauer, umsonst, das Wild hält sich im Dickicht, es will sich nicht versitzen, nicht schußgerecht kommen. Verzweifelte Lagé, so ein Jäger zu seyn. Machte doch ein solcher noch einige Tage später seinem patriotischen Herzensdrang in folgender Aeußerung Luft: „Es ist verflucht, daß die Züricher (Bewohner der Stadt) so ruhig bleiben! Würden einzig zwei Bürger sich so benehmen, daß wir sie packen könnten, so wären wir im Stande, sagen zu können: „„die Aufreizungen kommen von der Stadt; sie arbeiten da an einer politischen Umwälzung““; so aber ist auch dieses Mittel nicht anwendbar“! Das Wild wollte aber sich nicht versitzen, nicht zum Schuß sich stellen.

Am 14. Febr. traf von den Statthaltern verschiedener Bezirke Nachricht über die um sich greifende Aufregung bei dem Regierungsrath ein; mehrére erklärten: die Spannung sey so, daß wenn irgendwo ein Ausbruch entstünde, ihr Bezirk unfehlbar an demselben Theil nehmen würde. Am 15. erneuerten und mehrten sich dergleichen Berichte. Die Aeußerung einiger gemäßigteren Mitglieder: man möchte doch eine solche ehrenwerthe Regung achten, den innersten Herzensüberzeugungen eines christlichen Volkes nicht unbeugsames Festhalten an genommenen Entschlüssen entgegensetzen, wurde mitleidig zurückgewiesen. Ein Kurzsichtiger könnte das errare humanum est, perseverare diabolicum hineinwerfen. Allein diejenigen, welche Strauß beriefen, waren nicht im Irrthum; eines Theils wissen sie recht gut, was sie mit derselben wollen, andern Theils war ja der Fortschritt der Reformation durch einen Siebenmeilenstiefel besser gesichert, als durch den besten Professorenschuh nach neuestem Gusto.

Man saß und sprach und rieth Tag für Tag. Endlich kam man auf die seit fünfzig Jahren bei jeder Rathstheuerung vielfach abgekochte, rumfordische Suppe einer Proclamation. Leider hat sich durch übermäßigen Gebrauch der Körper der Menschheit an dieses Opiat so gewöhnt, daß es längst schon für dasselbe indifferent geworden ist. Nach zweitägigem Feuern und Blasen und Rühren wurde dieser Absud fertig. Man sieht es dem Brei auf den ersten Blick an, unter welcher Drangsal er abgehen mußte. Wir möchten die Proclamation eine durch den Tremulanten vorgetragene Variation über das kindische Thema nennen: „Zürnet nicht länger, seyd wieder gut“, mit dem einzigen Unterschied, daß das Thema die „Mitmenschen“, die Variation die „Mitbürger“ in seligen Schlaf lullen

sollte. Bleiben wir aber bei dem Brei, so finden wir die alten Ingredienzien: „Vertrauen auf die Ordnungsliebe des Volkes", Belobung „des religiösen Sinnes", Bereitwilligkeit, „ausgesprochenen Wünschen auf dem Wege der Gesetzgebung zu willfahren", „bedauern über Irrthümer und Unwahrheiten", Betheuerungen, „daß man den religiösen Glauben nie habe stören wollen"; Anerkennung „von vielem Guten, was aus dieser Erhebung des religiösen Gefühles zum Wohle des Ganzen gewonnen werden könne"; ferner: „zeitgemäße Verbesserungen", „Glaubensfreiheit", „Landeskirche", „Vertrauen des Volks", „gleiche Rechte", „Achtung vor dem Gesetz", Pflicht, über Aufrechthaltung der Ordnung zu wachen" u. s. w. Kurz alle Büchsen, Hafen, Carafinen, Flaschen und Schubladen der allgemeinen, zeitgemäßen materia medica, sammt allen, für diesen besondern Fall als heilsam angepriesenen Specificis, bis herunter auf das Murmelthier-, Hasen- und Armsünder-Schmalz, haben zu dieser köstlichen Panacee ihren Beitrag sattsam zuliefern müssen.

Diese Proclamation zeigt uns aber auch die moralische Insolvenz der radicalen Parthei in ihrer jämmerlichen Nacktheit. Die gleichen Leute, welche so kurz vorher jede Erinnerung an vorhandenen positiven Christenglauben im Volk höhnisch von der Hand wiesen, jubilirend die Erwartung hegten, unter den Tritten des Strauß werde jener verhaßte Glaube nie mehr, so wenig als das Gras unter dem Hufschlag von Attila's Pferd, aufwachsen, eben diese gleichen Leute freuten sich nun „des thatsächlichen Beweises, es habe sich der religiöse Sinn lebendig erhalten". — Eben diese Leute, deren Blicke schon freudig hinüberschweiften in die Zeit einer neuen Reformation, welche den Glauben von allem Gegebenen vollends lostrennen würde, erklären nun, „daß es nie in ihrer Absicht habe liegen können, eine Reformation herbeizuführen". Sie, welche in öffentlichen Boten dasjenige, ohne welches von Glauben, und von *christlichem* Glauben gar nicht gesprochen werden kann, als Aberglaube taxirten, der vor Straußischem Licht endlich von dannen fliehen müsse, fanden am 20. Febr., der „religiöse Glaube seye das Heiligste, was der Mensch habe". Gleich als hätten sie für das Ewige, Bleibende, von Gott Kommende im Christenthum gesprochen, gekämpft, ihrer Pflicht als Beschirmer desselben wahrgenommen, sprechen sie nun von „dem hehren Namen der christlichen Religion".

Inzwischen war obenerwähntes Sendschreiben von Richterschweil auch an die Ortsbehörde der Stadt Zürich gelangt. Hier, wie in allen Städten, herrscht, neben Pietismus, viel Bildung, Fortschritt

Aufklärung und, da sie kraft eigener Substitution den alten Namen Athens auf sich übergetragen haben, so sind auch da, zwar nicht auf dem Marktplatz, sondern in drei fensterlosen Winkeln, Altäre dem unbekannten Gott aufgerichtet, welcher seit der Predigt des heil. Apostels voll Ingrimms gegen denjenigen, der ihn dort vertrieb, in so manche Hauptstädte sich geflüchtet hat. Am 19. berieth sich der Stadtrath in Verbindung mit den Presbyterien der drei Kirchspiele, wie man die Frage über den Anschluß an das Begehren des Landes behandeln wolle: ob kirchspielsweise oder in allgemeiner Versammlung? Das Letztere nannten die Straußianer den kühneren Antrag; warum? ist uns nicht klar. Dieser „kühnere Weg" wurde betreten und bei tausend Einwohnern fanden sich am 20. Febr., eben an jenem Tage, an welchem die Proclamation abging, in der St. Peterskirche ein. Man fürchtete vorher Scandal; aber Bürgermeister Hirzel sammt allen seinen „Mitmenschen" blieb der Versammlung fremd. Hier war es, wo jene Aeußerung eines jungen Schulmeisters gehört wurde. Man gönnte ungetheilt dem Laffen seine wohlfeil erworbene, zweideutige Ehre, und beschloß: Zurückweisung des Strauß, Garantie gegen ähnliche Wahlen und Herstellung eines bessern Verhältnisses zwischen Kirche und Schule zu begehren, gleich den Landgemeinden zu wählen, das Central-Comite zu beschicken.

Allerdings erklärten sich einige wenige Gemeinden für die Regiegierungsmaaßregel, traten hie und da Minoritäten gegen die Gemeindebeschlüsse auf, versuchte man Vereine zur Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung zu stiften; doch brachte ein solcher in Zürich selbst, trotz daß man die imponirenden Namen von sieben und zwanzig Straßenarbeitern auf das Verzeichniß gesetzt hatte, nicht mehr als etliche fünfzig Mann zusammen. Bürgermeister Hirzel sprach jetzt von dem Aufgebote der Bundeshilfe, wozu der klügere Theil des Regierungsrathes sich jedoch nicht verstehen wollte.

Am 28. Februar versammelte sich das Central-Comite. Eine Deputation, welche zu dem Bürgermeister Heß von Zurücknahme der Berufung Straussens sprach, fand kurze Abfertigung. Am 1. März wurde eine förmliche Petition mit diesem Begehren und der Erklärung: daß man über Anderes, eben so Wichtiges an den großen Rath sich wenden werde, durch Deputirte überbracht. Die Petition wurde, als ungebührend, zurückgesendet; aber wirkungslos blieb sie doch nicht; es erging wenigstens am 4. März an den Erziehungsrath in Anbetracht, daß Straußens Berufung eine allgemeine, mißbilligende Bewegung verursacht, die Einladung, zu untersuchen: ob Strauß nicht

der Verpflichtung seiner Professur enthoben und für anderweitige Besetzung der erledigten Stelle gesorgt werden könne? Aber hier standen wieder jene sieben Mann, welche von Anbeginn dem großen Zerstörer sich beizugesellen, und mittelst desselben die Vernichtung alles Bisherigen zu vollenden gedacht hatten, in geschlossener Reihe den andern sieben Schonendern gegenüber, und wieder war es der Bürgermeister Hirzel, der der Meinung das Uebergewicht gab: „man dürfe den Herkules, welcher den Augiasstall christlichen Glaubens säubern werde, nicht fahren lassen, wohl aber neben ihm noch einen andern berufen".

In Agramants Lager herrschte in aller dieser Zeit eine Thätigkeit, eine Betriebsamkeit, die bewundernswerth genannt werden dürfte, wenn sie einem preiswürdigen Zweck gegolten hätte, und die Mittel nicht ganz dem Wesen des ekelhaftesten Radikalismus entsprechend gewesen wären. Kleine Schriftchen, fliegende Blätter in aller Form und Redeweise wurden in ungeheurer Zahl verbreitet. Berichte erstattet, Briefe geschrieben, Boten empfangen und abgefertigt, alle Elemente des Lugs und Trugs, der Verläumdung, des Hohns, der Drohung in Bewegung gesetzt, was das Klubbswesen Verworfenes je ausgeheckt, zur Hand genommen, angewendet, je nach Hoffnung einer Wirksamkeit auf die Versunkenen, die Schwankenden, die Furchtsamen, die Eifersüchtigen, die Schwachen angewendet; abgebrauchte Phrasen, gemeine Stichwörter vielfach ausgeworfene Trümpfe wurden aus dem ganzen Revolutionarsenal zusammengetrommelt; bald wurde hochfahrende Verachtung gegen das Volk, dann der Schein der Gesetzlichkeit affichirt; jetzt trat man mit stolzer Zuversicht des sichern Erfolges auf, dann erbettelte man wieder Unterschriften; kleine Vortheile ließ man als wichtige Wendungen auposaunen, durch Satelliten einen hellen Siegesjubel anstimmen, die verneinenden Geister alle, ein Ludwig Snell, ein Follen, selbst ein Herold wurden aus ihren Schlupfwinkeln entboten; die Freunde unter den deutschen Flüchtlingen in Bern mußten die dortigen Pressen in Schwung, der berüchtigte Henne in St. Gallen seine incendiarische Feder in Bewegung setzen und zuletzt selbst noch der verlebte Paulus in Heidelberg mit einer Zuschrift an das Zürichervolk herangetrabt kommen; alles was liederlich, nichtsnutzig, in jeder Weise verkommen war, wurde in eine leichtbewegliche zu allem bereit stehende Phalanx formirt, ein Reden, Schreiben, Brüllen, Hetzen, Jagen, Laufen angestellt, als gälte es die heiligste Sache; und doch wollte dieses alles nicht nach Wunsch verfangen, und blieb die überwiegende Masse fortan bei wankellosem Vertrauen zu denjenigen, welche einmal der Sache sich angenommen hatten; also daß vom 15. März aus 156 Gemeinden,

39225 Bürger für die Petition des Central-Comites, in welcher das Begehren: Strauß solle und dürfe nicht kommen, obenan stand, sich erklärt, und nur 1048 dieselbe verworfen hatten! viel mehr als 40000 Stimmberechtigte zählt der Canton Zürich nicht.

Eine so einmüthig, so laut, und doch auf so untadelhafte Weise sich aussprechende Stimmung schien der Majorität des Regierungsrathes nun nicht mehr verächtlich; der Majorität freilich war es auch jetzt noch auf Dragonaden zu Ehre ihrer fortschreitenden Reformation nicht angekommen. Jene beschloß daher an den großen Rath den Antrag zur Pensionirung des theuren Schmerzenreich zu stellen.

Der große Rath versammelte sich am 18. März. Es war ein anstehendes Schauspiel zu sehen, wie die Schlange der Zerstörungswuth sich krümmte und zischte und Gift und Geifer ausspie, wie jenen Gesellen, die im Spätjahr 1830 das Volk gehetzt und aufgewiegelt und gegen die rechtmäßige Ordnung in die Empörung hineingetrieben, die ihm von dessen Mündigkeit und Selbstherrlichkeit gefabelhanset, die seitdem seinen angeblichen Willen zur Coulisse aufgestellt, hinter welcher sie nach voller Gelüst ihr Wesen zu treiben wußten, wie jenen Gesellen jetzt mit einemmal das Volk zum monstrum horrendum ingens cui lumen ademptum geworden war; wie sie das gehätschelte Schoßkind als schmutziges Spielzeug von sich schleuderten, ihm alle Urtheilskraft abgesprochen und einer der Unsaubersten vollends zu behaupten sich erkühnte: in jenem achten des Erziehungrathes, die den Strauß berufen hätten, spreche sich der wahre, der alleingültige, der heilige Volkswille aus. So weit riß die Wuth sie hin, daß einer den Antrag auf Aufhebung der Hochschule stellte, dieser Schöpfung, auf die sie sich so viel zu gut gethan, die sie als Stützpunkt ihrer Bestrebungen, als Propaganda ihrer Doctrinen mittelst Zertrümmerung einer tausendjährigen Stiftung hervorgerufen und auf Kosten der Einwohner erhalten hatten. Die Lehrfreiheit, hieß es, liege nun zu Boden, die Hochschule könne somit ihren Zweck nicht mehr erfüllen. Aber wenn ein Lehrer des Staatsrechts auf Grundlage von Hallers Restauration der Staatswissenschaft hätte lehren wollen: die ganze jetzige bürgerliche Einrichtung des Cantons Zürich sey eine widerrechtliche, aus Aufruhr hervorgegangene, würde er wohl mit der Lehrfreiheit sich zu schützen vermocht haben?

In drei langdauernden Sitzungen am 18. und 19. März faßte der große Rath die Beschlüsse: 1) Strauß solle mit 1000 Franken jährlich pensionirt werden; 2) eine Commission solle untersuchen, ob die Hochschule unverändert zu lassen oder aufzuheben sey; 3) eine

andere Commission solle Vorschläge machen, ob nicht durch einige Modificationen in den bestehenden Gesetzen über das Unterrichtswesen die Interessen der reformirten Landesreligion, ohne die verfassungsmäßige Selbstständigkeit der Schule zu gefährden, besser gewahrt werden könnten. Beide Commissionen haben indeß zu Aufstellung ihrer Vorschläge Zeit bis in den kommenden Junius. Dieß war der Ausgang, den die Berufung von Strauß, gegen die Erwartung ihres Anstifters, genommen. Das wichtigste Resultat, das sie gehabt, besteht darin, daß sie die immense Minorität derer dargethan, die einem kirchlichen Radicalismus huldigen, die aber nichts desto weniger, hier wie anderwärts, des Ruders sich bemeistert hat und es die längste Zeit mit beispielloser Insolenz geführt, als verträte sie wirklich den Willen des Volkes. Kein Zweifel: würde eine ähnliche Umfrage in Luzern oder St. Gallen gehalten, würde das Volk eben so klar, wie bei dieser Frage, einsehen, warum es sich eigentlich handle: es würde sich auch mit gleicher Einmüthigkeit gegen jene erheben, die es mit machiavellistischen Künsten um seine Religion bestehlen und, deren gleißendes Joch es jetzt willig trägt, weil sie ihm ihr letztes Ziel sorgfältig verhüllen. Kein Zweifel aber auch, würde dem Volke am Rheine gleichfalls Gelegenheit geboten, seine Gesinnungen in kirchlicher Beziehung auszusprechen, auch hier würden wir derselben Majorität begegnen.

Was nun Zürich betrifft, so fürchten wir die Schlange sey nicht erstickt, sie habe sich nur den kräftigen Armen entwunden, um im feuchten Gebüsche und dunkeln Schlupfwinkeln neues Gift zu saugen. Sie hat zuviel Erfahrung, als daß sie nicht wissen sollte, wie es zwar leicht sey, die Masse zu schnellem Anstürmen aufzujagen, schwer aber das lodernde Feuer für die Dauer von dem Erlöschen zu bewahren. Das Begehren: „Strauß soll und darf nicht kommen,“ ist säuberlich unberührt geblieben, und man hat sich nur über die Frage der Pensionirung herumgezankt. Strauß ist also eigentlich gleich einem Offizier bloß in Verfügbarkeit gestellt; und daß derselbe vor Begierde brennt, seine Weisheit der Jugend auszukramen, erhellt aus einem seither bekanntgemachten Schreiben an seine Gönner Hirzel, Orelli und Hitzig, einer Schrift, in welcher der Reformator in spe die schamloseste Frivolität pronirt. Auch da wieder muß man sich verwundern, daß von 192 Mitgliedern des großen Raths nicht ein Einziges dem Beschluß diejenige Fassung zu erkämpfen suchte, in welcher allein Sicherstellung gelegen hätte. Wenn wir namentlich die Schritte des Herrn Antistes Füßli, die er in seiner Eigenschaft als Haupt der Geistlichkeit gethan hat, mit seinem Auftreten im großen Rath vergleichen, so festigen wir uns immer mehr in der Ueberzeugung,

wie ein solcher Mann einzig auf dem Boden der Kirche eine sichere Stellung einnehme, in die allerschiefste aber gerathe, sobald er sich einem nach der Kopfzahl gewählten großen Rath aggregiren lasse; womit factisch jede Stellung der Geistlichkeit als solcher aufgehoben ist.

Scherr kann zur Vorbereitung einer günstigen Zukunft unverkümmert fortwirken und durch seine Apostel des Antichristenthums im Stillen und ungehindert ein Geschlecht heranziehen, welches einst eben so fest verbunden gegen die Berufung eines Lehrers, der noch einiges Positive des gemeinsamen Glaubens annehme, auftreten könnte. Es ist gewiß gutmüthige Kurzsichtigkeit, es ist Irrthum, wenn manche laut oder im Stillen sich freuen, daß der Radicalismus eine Schlappe bekommen habe. Er hat für den Augenblick sich zurückziehen müssen, aber mit gesammelten Kräften wird er wieder hervortreten. Inzwischen wird auch auf diesem Boden das Jüste-Milieu geschäftiglich mit langem Fuchsschwanz alle in den Flugsand getretene Fährten verwedeln; und während es sich im Spiegel selbst über seine Weisheit bewundert, dem siegenden Radikalism den Weg über seinen Leichnam bahnen. Es ist wahrlich ein heilloses Gezüchte um dieses Jüste-Milieu, welches in nichts weder kalt noch warm, weder schwarz noch weiß gelten läßt. Lassen wir ihm seinen Ruhm der Lösung jener so viele Jahrhunderte durch unbeantwortet gebliebenen Frage des Apostels:

Quae autem conventio Christi ad Belial?

XLII.

Literatur.

Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. M. Freiherrn v. Aretin. Erster Band. Passau 1839.

(Schluß.)

Wir haben in dem vorigen Hefte diesen Artikel, welcher von dem Buche des Freiherrn von Aretin die Gelegenheit nahm, die historischen Ausbildung der Verhältnisse Bayerns zum Auslande, insbesondere aber die politische Bedeutung Maximilians zu besprechen, nicht vollendet, weil wir einen für die Geschichte Deutschlands überhaupt so sehr wichtigen Gegenstand nicht abkürzen wollten. Auf dem Schauplatze der Kriegsgeschichte jenes unseeligen dreißigjährigen Kampfes trat neben Maximilian in einem großen Feldherrn eine sehr bedeutende Persönlichkeit auf, und gerade die Stellung des bayerischen Churfürsten ihr gegenüber ist es, die wohl noch die nähere Beleuchtung verdient, die ihr in diesem Buche zu Theil geworden ist. Wir meinen hier nicht den Schwedenkönig, Gustav Adolf, auf den freilich jene zuvor gebrauchten, anerkennenden Ausdrücke vielleicht noch passender wären, obschon auch sein Verhältniß zu Maximilian, sein Heereszug nach Bayern (dessen Beherrscher damals die günstigste Gelegenheit hatte, die Perfidie der Politik Richelieu's kennen zu lernen) in dem vorliegenden Werke ihre Berücksichtigung gefunden haben. Allein der Politik Gustav Adolfs und seines Auftretens in Deutschland ist schon früher in einem besondern Artikel gedacht worden (Bd. 1. Nro. 6); wir wollen hier un-

sere Aufmerksamkeit vorzüglich auf Albrecht von Wallenstein, den Herzog von Friedland, richten, da dessen Lebensgeschichte durch die Bemühungen unsers Autors so manchen neuen Beitrag erhalten hat. Es ist bekannt, daß Wallenstein, nachdem er schon längere Zeit dem Kaiser als Offizier gedient hatte, zuerst mit dem Anerbieten auftrat, ein Heer von 40,000 Mann zusammen zu bringen, welches seinen Herrn nichts kosten sollte. In neuerer Zeit ist man von der Bewunderung des außerordentlichen Talents des Friedländers, daß er in so kurzer Zeit wirklich eine so bedeutende Armee geschaffen habe, ziemlich zurückgekommen. Es war eben keine große Kunst, eine Menge Gesindels, die vom Brandschatzen, Plündern und Excessen aller Art lebten, zusammenzubringen; auch war der Gedanke nicht gerade neu, denn Mannsfeld und andere Abentheurer hatten es darin Wallenstein schon zuvorgethan. Der Zustand dieser Armee, deren Vortrab Zigeunerbanden bildeten, als sie ihre ersten militärischen Operationen beginnen wollte, war damals recht kläglich, und da Wallenstein nicht im Stande war, gleich anfangs alle Forderungen seiner zum großen Theile protestantischen Soldaten zu befriedigen, so drohten diese unverholen damit, sie wollten zu dem Könige von Dänemark übergehen. Churfürst Maximilian ließ deshalb zu Wien durch seinen Agenten, Dr. Leüker, ein Memorial übergeben, welches aus einer Handschrift (S. 207, Note 64) mitgetheilt wird. Hierin heißt es unter Anderm: „Dannenhero dann der arme Soldat, so nit mehr zu leben, khein Gellt oder Bezallung gehabt oder noch verhofft, auch nichts anders alls den Todt aintweder vom Feindt oder Hunger vnd Khommersnoth zuerwarten, vnd den gegenteil so mit gellt versehen vor augen hat, der gehet mit des feinds großem vortl, vnd mit des gemeinen weesens vnwiderbringlichem schaden vnd nachtl hindurch; wie dann der König von Dänemarkh die besste occasion hat, nit allein daß nothleident Volckh zu constringiren, dergstalt abzematten, vnd zu consumiern, sonnder mit gellt an sich zu bringen vnd mit

etlich Tausend Rthlr. dasienige zu effectuiren, was er mit langweerender continuation deß Kriegs etwa nit erhalten mögen". Man sieht hieraus, daß die Ausführung des Wallensteinischen Plans, wenigstens was den Kostenpunkt anbetrifft, doch auf manche Hindernisse stieß, der eigentliche und wesentliche Nachtheil aber, welcher aus diesen Verhältnissen entsprang, war der, daß niemals ein rechtes Zusammenwirken der katholischen Heere erfolgen konnte, und hiervon lag der Grund vorzüglich in Wallensteins Charakter, der Tilly haßte und nicht mit ihm gemeinschaftlich operiren wollte. „Was mächtig zu Gunsten der Protestanten einschritt", sagt sehr richtig von der Decken in seinem interessanten Werke: Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, „war der neidische Charakter Wallensteins. Er beneidete die Lorbeern des, unter den Waffen und Siegen grau gewordenen Tilly". Ueberhaupt läßt der genannte Schriftsteller, so wie auch K. A. Menzel diesem tapfern General eine größere Gerechtigkeit widerfahren, als sie ihm sonst von den Geschichtschreibern zu Theil geworden ist. Auf die Verhältnisse Wallensteins zu Tilly, die aus dem angegebenen Grunde nicht immer in der „guetten Correspondentz", von welcher ersterer viel redete, standen, bezieht sich der in dem Urkundenbuche abgedruckte Briefwechsel Maximilians mit dem Herzoge von Friedland. Ersterer wendete Alles daran, um ein gutes Vernehmen zwischen Wallenstein und Tilly herbeizuführen. Wenn es dadurch freilich gelang, wenigstens einem eigentlichen Zwist vorzubeugen, so war es auf der andern Seite nicht möglich, den Unmuth zu beschwichtigen, welcher auch in den katholischen Ländern durch Wallenstein und seine Truppen erregt wurde. Es wurde eine Menge von Vorstellungen bei dem Kaiser gemacht, um dem Unwesen zu steuern, da sich die Wallensteinischen Soldaten und Recruten die gröbsten Ausschweifungen und Excesse erlaubten. Die Sache wurde um so bedenklicher, als Wallenstein die Werbungen einzelnen protestantischen Fürsten übertrug, die es dann ihrerseits an mancherlei Drohungen gegen die

geistlichen Stände nicht fehlen ließen. Indessen eine Abhülfe geschah damals nicht, und die Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der Wallensteinischen Truppen stiegen zu einem solchen Grade, daß selbst der Erzherzog Leopold den Kaiser „um Gottes Barmherzigkeit willen und durch seine heiligen fünf Wunden“ beschwur, dem Unheil Einhalt zu thun. Da trotz dessen Nichts gegen Wallenstein geschah, so stieg dessen Uebermuth nur um so höher, bis endlich die Geduld der Churfürsten dermaßen erschöpft war, daß sie sich zu der Bitte an den Kaiser entschlossen, er möchte seinen obersten Feldherrn („Dictator“, wie ihn Churmainz nannte) „der weltkundigen Excesse und des verübten unsäglichen Schadens wegen“ seines Amtes entlassen. Dieß geschah dann wirklich, und es wurde nunmehr Tilly auch an die Spitze der kaiserlichen Truppen gestellt. Maximilian war es vorzüglich gewesen, welcher Wallensteins Entfernung von dem Oberbefehle erwirkt hatte. Das Vorrücken des Schwedenkönigs machte indessen den Plan reifen, doch wiederum den Herzog von Friedland mit seiner frühern Würde zu bekleiden. Diese wurde ihm auch wirklich zu Anfang des Jahres 1632 ertheilt, und zwar mit einer unumschränkten Gewalt, die nach dem Tode Tilly's um so leichter geltend gemacht werden konnte. Gustav Adolf eroberte allmählich ganz Bayern; Maximilian stand in Stadt am Hof, die Hülfe der kaiserlichen Truppen erwartend. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Wallensteins Charakter in seiner ganzen Blöße; nachdem er lange Zeit ohne hinreichenden Grund gezögert hatte, dem Churfürsten Beistand zu leisten, erklärte er: seine Truppen würden nicht anders marschiren, als wenn ihnen 300,000 Thaler ausgezahlt würden. Maximilian brachte 300,000 Gulden zusammen, und nunmehr kam die Vereinigung des kaiserlichen Heeres mit dem churfürstlichen zu Stande; zusammen hatten sie eine Stärke von 40,000 Mann, während Gustav Adolf nur 15000 Mann entgegenstellen konnte. Maximilian wollte angreifen, aber Wallenstein temporisirte so lange, bis der König 70000 Mann um sich versammelt

hatte. Die Schweden unternahmen einen Sturm auf Zirndorf, wurden zurückgeschlagen und flohen; Maximilian wollte sie verfolgen, allein „der Herzog von Friedtland hat nichts Andres daryber gethan, als daß er solch Ihrer Churf. D. von allen hochen officieren guet befunden und verlangten Vorschlag schimpflich verlacht hat". So heißt es in dem sehr merkwürdigen „Discurs yber des Fridlandts actiones und gegebene vngleiche ordonanzen", welcher in dem Urkundenbuche vollständig *) abgedruckt ist. Das ganze Benehmen Wallensteins, der mit Gustav Adolf Friedensunterhandlungen anknüpfte und ihn ruhig abziehen ließ, war von der Art, daß der Verdacht, er habe schon damals sich zu einem Einverständnisse mit den Schweden hingeneigt, nicht als so ganz ungegründet erscheint. Seine Absichten waren i. J. 1633 wenigstens der französischen Diplomatie nicht mehr verborgen. Als die protestantische Parthei durch den Tod Gustav Adolfs ihr Haupt verloren hatte, war es vorzüglich der französische Gesandte Feuquierès, dessen Bemühungen es gelang, es dahin zu bringen, daß die protestantischen Fürsten sich zur kräftigsten Fortsetzung des Krieges mit einander verbanden. Bayerische Truppen fingen damals ein Schreiben des gewandten französischen Unterhändlers, des Kapuziners Pater Joseph (er schrieb dießmal unter dem angenommenen Namen la Verdüre) an den französischen Gesandten in Venedig auf, aus welchem Jenes klar hervorgeht. Eben jener Feuquierès berichtet aber an seinen Hof: „Bayern sey allen Partheien verhaßt, vor allem aber dem Herzog von Friedland, an dessen Entschluß dem Kaiser untreu zu werden, wohl die Lust an Bayern Rache zu nehmen, den größten Antheil haben würde." Wirklich stand Wallenstein, wie es urkundlich erwiesen ist, damals bereits

*) Mit Hinweglassung mehrerer Bayern betreffender Punkte findet er sich schon in dem auf „sonderbaren kaiserlichen Bericht" publicirten „Ausführlichen und gründlichen Bericht der friedländischen Prodition".

mit den Schweden in Unterhandlungen. Seine Treulosigkeit gab er aber zunächst gegen Maximilian kund, dem er, während die Schweden unter Horn und Banner in Bayern eingefallen waren, sich auf alle Weise hinderlich zeigte. Die kaiserlichen Truppen, welche in Bayern standen, hatten von ihm den gemessensten Befehl, nichts gegen den Feind zu thun, sondern nur defensiv zu verfahren, wogegen er troß aller Vorstellungen, welche Maximilian machte, ihm die ligistischen Regimenter, die unter ihm standen wieder zuzusenden, diese bei sich behielt. Der Anhang enthält eine Menge von bisher ungedruckten interessanten Briefen Wallensteins an den Churfürsten, so wie zwei Instructionen an den bayerischen Kriegsrath, Obersten von Ruepp, welchen Maximilian an Wallenstein abgesendet hatte, um denselben zur Unterstützung zu bewegen. Doch alle Bemühungen waren vergeblich, und das Benehmen Wallensteins gegen Ausgang des Jahres 1633 war von der Art, daß der Glaube an seine Treue nothwendig erschüttert werden mußte. Auf Ansuchen des Kaisers hatte Maximilian einen Theil seiner Truppen und vorzüglich seiner Artillerie zu einem aus Italien heranziehenden spanischen Corps stoßen lassen, während Aldringer, der die kaiserlichen Truppen in Bayern befehligte, Ordre erhalten hatte, ebenfalls sich anzuschließen. Letzterer that dieß nicht, und Wallenstein ließ dem Churfürsten, dessen Land von Truppen entblößt war, durchaus keine Unterstützung zukommen. Maximilian sendete Courier über Courier, Alles vergeblich; Wallenstein antwortete: „der Churfürst möge Geduld haben, für Passau und Oesterreich ist keine Gefahr.“ Und als er endlich den Grafen Strozzi zum Scheine mit 1500 Reitern sendete, gab er diesem den Befehl, die böhmische Gränze nicht zu überschreiten. Der Herzog Bernhard von Weimar eroberte Regensburg, Straubing und Cham; Maximilian bittet nochmals um Hülfe, Gallas will ihm diese gewähren, aber Wallenstein läßt es nicht geschehen. Endlich unternimmt dieser selbst einen Zug; jedoch nur von Pilsen nach Furt (— der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß

dieser, acht Meilen von Pilsen gelegene Ort nicht, wie Menzel und Förster thun, mit Fürth bei Nürnberg zu verwechseln sey), und zieht dann in großer Eile wieder zurück. Vorher aber hatte er noch die Kühnheit, dem Churfürsten zu schreiben (Urkundenb. S. 335): „Alldieweilen nun bey solcher Bewandtnuß (— diese Bewandtniß war die, daß Maximilian nicht Truppen genug hatte, um dem Feinde den Uebergang über die Isar zu wehren, was Wallenstein aus des Churfürsten Briefen hinlänglich bekannt war —), mir etwas gegen den Feindt, indeme wie gedacht er sich ienseit des Thonaustrombs befindet, zumalen wan Ich auch gar hinyber gehen khunde, er sich wider diesseit begeben wurde, zu richten nit möglich, vnd diserortten die Reuterey aus Mangel der fourage vnd Proviant in wenig tagen zu grund wurde gehen müssen — Als habe Ich bei so gestalter Sachen mich nothwendig resoluirt, meinen marche, weilen auch wegen obangeziehrter vmbstendten diserortten gegen den Feindt nichts zu richten, hinwider gegen Böheimb anzustellen". Gleichzeitig muthete der treulose Generalissimus seinem Kaiser und Herrn zu, daß derselbe bei der Versicherung sich beruhigen solle: „Regensburg könnte man allzeit den folgenden Sommer wieder haben." Unbekümmert darum schickte aber Wallenstein dieselben Truppen, mit welchen er der Sache des Kaisers und dem Churfürsten die wesentlichsten Dienste hätte leisten können, wenn er mit ihnen dem letzteren zu Hülfe gekommen wäre, nach Bayern in die Winterquartiere. Auch dieß ertrug der Churfürst mit Geduld, bis endlich der Uebermuth der wallensteinischen Soldateska die Bewohner der Landgerichte am Inn zu einem wilden Aufstande trieb. Da ließ er in Wien den oben erwähnten „Discurs yber des Friedlands actiones überreichen"; dieß geschah zu einem Zeitpunkte, als man hier über des Friedländers Actiones auch schon im Reinen war; durch einen Courier Maximilians wurde man von dem berüchtigten Banket zu Pilsen in Kenntniß gesetzt, womit die Aufforderung verbunden wurde: „da summum periculum

in mora, sey eine geschwinde heroische Resolution zu fassen." Man hatte zu Wien jedoch nicht bloß von den Unterhandlungen Wallensteins mit Schweden, sondern auch von denen mit Frankreich, jedoch nicht wie Menzel (Bd. 7. S. 409.) annimmt, durch die Kapuziner, sondern durch den Herzog von Savoyen Kunde erhalten, wie dieß schon Freiherr von Freyberg in den neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte (München 1832) dargethan hat. Sehr richtig bemerkt Menzel: „Auch die mildesten der heutigen Herrscher würden gegen einen Heerführer, der sich geheime Unterhandlungen mit einer fremden, oder gar mit einer feindlichen Macht erlaubt hätte, zu geringer Schonung sich verpflichtet halten;" zu wenig aber möchte wohl mit den Worten gesagt seyn: „Jedenfalls ist Wallensteins Handlungsweise gegen seinen Gebieter von Unredlichkeit nicht frei zu sprechen". Wallenstein war ein Verräther seines Herrn, ein Verräther seines Vaterlandes, davon liegen unzweifelhafte Beweise vor und man möchte nur wünschen, daß es ihm nicht zuvor gelungen wäre, sich dem Kaiser gegenüber in eine solche Stellung zu versetzen, daß man ihn nicht gleich einem gewöhnlichen Verbrecher vor Gericht stellen konnte. Freilich hat Herr Friedrich Förster sich bemüht, Wallenstein rein und weiß zu waschen; er möge aus diesem Buche einiges neue und berichtigende Material für seine Historiographie entnehmen; diese ist indessen von der Art, daß man darauf eben nicht rechnen kann, er würde sich sonst auch des Lobes des Herrn von Hormayr berauben, welcher von ihm sagt: „das Entscheidende sey in (Wallensteins Angelegenheit) stets verheimlicht worden bis zu dem glücklicheren Blick von Förster". Gerade bei Erwähnung dieses Historiographen können wir einen sehnlichen Wunsch nicht unterdrücken. Es würde der Wahrheit und der guten Sache gewiß ein großer Dienst geschehen, wenn Männern, wie dem Freiherrn von Aretin, bereitwillig eine Benutzung der Archive gestattet würde, denn damit würde ein wirklicher Gewinn erzielt, und wir wünschen nur, daß die Art und Weise, wie Förster die ihm zu Theil

gewordene Bereitwilligkeit benützt hat, indem er eklektisch das was für seinen Kram paßte, sich herausgeschrieben hat, nicht für gründliche und um der Wahrheit willen schreibende Geschichtschreiber ein Hinderniß geworden seyn möchte. Man macht Oesterreich öfters den Vorwurf der Abgeschlossenheit, Herr Förster wenigstens hat keine Ursache, sich darüber zu beklagen; sagte doch einst ein hochgestellter Mann in Berlin: „wäre zu uns so Einer gekommen, so hätte man ihm wohl die Schränke der Archive gezeigt: hätte er aber mehr gewollt, so würde man geglaubt haben, die Hundstage seyen bei ihm gekommen!" Es wäre wirklich äußerst betrübt, wenn die Wahrheit auch hier aus gleichem Grunde leiden müßte, aus welchem Leute, die des Vertrauens wohl werth sind, sich die Widerwärtigkeiten des Paßwesens gefallen lassen müßen.

Zum Schluße noch ein Wort, zu welchem die Lectüre des Werkes des Freiherrn v. Aretin eine neue Veranlassung giebt. Derselbe läßt den Leser die schmerzliche Stimmung fühlen, in welcher er sich befand, sobald er sich genöthigt sah, die bisweilen feindliche Stellung zu berühren, in welcher Oesterreich und Bayern zu einander standen, während er doch so gern und freudig es anerkennt: daß ein vertrautes Verhältniß zwischen beiden Staaten gerade für sie beide der natürliche Zustand ist. So sagt auch v. Buchholz (Gesch. Ferdinands I. Bd. 4 S. 268; v. Aretin führt die Stelle auf S. 22 an): „der Linzer Vertrag stellte die freundschaftlichen Verhältnisse mit Oesterreich, welche durch acht Jahre unterbrochen gewesen, wieder her und begann eine Zeit des würdigen Einverständnisses, der Bundesgenossenschaft und Gemeinschaft in Vertheidigung der allgemeinen Ordnung und des Rechtsstandes in politischer und kirchlicher Beziehung, welche in der politischen Geschichte der Häuser Habsburg und Wittelsbach auch später nur auf kürzere Zeiträume unterbrochen, den eigentlich natürlichen, heilsamen und rühmlichen Stand der Dinge zwischen den beiderseitigen Staaten bildete". O könnten

wir jene Unterbrechungen aus der Geschichte hinwegwünschen, wurde ja doch eine solche Trennung stets beiden Staaten verderblich! Doch das Andenken deren möge verschwinden, und gerade die gegenwärtige Zeit zeigt uns den schönsten Einklang der beiden Fürstenhäuser. O möchten die unter Habsburgs und Wittelsbachs Scepter lebenden Völker, die sich im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind wieder gefunden und brüderlich vereint haben, auch in alle Zukunft für Deutschlands Wohl und zu der Kirche Frommen in festem und starkem Bunde verharren!

XLIII.

Getäuschte Erwartung.

Für den, der im Drange der Geschäfte des täglichen Lebens sich abmühet, ist es ein angenehmes Gefühl, aus dem Gewirre der Welt in die Gebirge eilen und hier abgeschieden und einsam eine Zeit lang verweilen zu können, um wieder Kraft zu gewinnen für die obliegende Arbeit des Berufes. Vorzüglich in jetziger Zeit ist dieß eine Wohlthat, wenn man wenigstens einige Wochen lang keine Zeitung zu sehen und nichts zu hören bekommt, von dem Spotte und Hohne der Welt gegen die Kirche. Allerdings bietet eine ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft wenigstens theilweise ein Aequivalent für jene Abgeschiedenheit, aber so manche Zweige der Wissenschaft ragen selbst tief in das wildwogende Meer der Zeit hinein und werden von diesem bewegt. Da der Schreiber dieser Zeilen durch seinen speciellen wissenschaftlichen Beruf sich in diesem nicht jene Ruhe bereiten konnte, so dachte er darüber nach, welch eine scientifische Nebenbeschäftigung ihm eine erquickende Erholung bereiten könnte. Ich hatte stets mit Dankbarkeit meines würdigen Lehrers, Karl Ritter, mich erinnert, dessen Vorlesungen über die Erdkunde einen großen Einfluß auch in so fern auf mich übten, als ich durch sie bewahrt wurde,

mich einem einseitigen Fachstudium hinzugeben. Geschichte und Geographie hatte ich zwar immer gern getrieben, aber solch eine Anschauung derselben war mir noch nicht zu Theil geworden; in Ritters lebendigen Vorträgen übersah man mit einem Blick alle die großen Gebirgs- und Stromsysteme jenes Welttheils, welcher die ursprüngliche Heimath des Menschengeschlechtes gewesen ist. Dabei war der gelehrte Mann selbst freundlich und leutselig und ließ es sich angelegen seyn, seinen Zuhörern sich verständlich zu machen, und sich ihre Herzen zu gewinnen, was ihm auch beides vollständig gelang. — Dessen mich erinnernd, dachte ich: ins Tirol zu gehen, ist jetzt keine Zeit, nimm Ritters Erdkunde und vertiefe dich ins Studium dieses Meisterwerkes, da hörst du doch auf einige Stunden nichts von dem Getreibe der Welt. Da bin ich denn herumgereist nach Herzenslust und weil ich schon ziemlich orientirt war, so bin ich bald in China oder Assam, bald in Indien oder Siam, bald im Süden, bald im Norden des Altai bei den Kirgisen gewesen. Zuletzt weilte ich mit Entzücken an den Trümmern von Persepolis und ließ mir die Völkertafeln erklären. Auf meinen vielen Wanderungen ist mir — Gott sey gedankt — zwar Einiges, aber nur wenig begegnet, was mich verletzt oder betrübt hätte. In der That kann ich nicht beschreiben, wie mich das Buch beglückt hat, es ist in jeder Hinsicht ein wahrer Schatz; doch der große Gelehrte bedarf meines Lobes nicht, noch weniger wird es ihn rühren, daß er mir einmal das Weiterreisen ganz verleidet hat. Ich kam nämlich auf den Einfall, den Himalaya, die Wohnung des Schnees zu erklimmen; es ging Alles ganz gut; als Geleitsmann gab mir Ritter unter Andern auch den Pater Antonio de Andrada auf den Weg nach Tschabrang hin und ich freute mich, wie dankbar anerkennend Ritter selbst von den Verdiensten jenes Mannes sprach. Aber wie wurde mir, als ich auf einmal gleichsam wie auf einer an den Höhen des Himalaya ausgestellten Tafel in Ritters Erdkunde folgende Worte lesen mußte:

„Welch großes Thor, so schließt der Pater, ist hierdurch den neuen Missionen eröffnet worden! und wir fügen hinzu: leider war es das dritte Mal, daß auf jenen Höhen, statt der reinen lautern Lehre des Evangeliums zu den Bewohnern des Hochlandes durch Missionen aus dem Tieflande, die Menschensatzungen unter dem Schein des Seelenheils hinaufstiegen; zuerst Buddhaismus, zum zweiten Male Islamismus, zum dritten Male Katholicismus der Jesuitenmission“.

Nun wahrlich auch dort im fernen Asien, auf den Gipfeln des höchsten Schneegebirges, wird die Kirche gehöhnt, von einem Ehrenmanne und in einer Weise gehöhnt, welche tief verletzend ist. Die Glaubensboten, welche, aus Liebe zu unserm Heilande und zu ihren Mitbrüdern, das Kreuz Christi und die Kunde von dessen beseeligendem Erlösungstode über die höchsten Gebirgshöhen trugen, werden in eine Kategorie gestellt mit jenen wahnsinnigen Anhängern der Buddhalehre, die, nach den heiligen Quellen suchend, sich selbst von den Felsen stürzen oder Hungertodes sterben, um nicht, heimkehrend, von ihren Glaubensbrüdern gemordet zu werden, mit jenen fanatischen Kriegern des Pseudo=Propheten, vor deren blutigem Schwerte drei Welttheile erzittert! gewiß das ist ein schmachvoller Vergleich. Indessen trösten wir uns; unsern Heiland hat man auch nicht für den Sohn Gottes gehalten, die Braut Christi theilt gern seine Schmach, wenn auch die Gelehrten kopfschüttelnd an ihr vorübergehen.

Betrübt legte ich Ritters Erdkunde fort, und dachte, das Buch ist zwar zu schön, als daß du seiner ganz entbehren könntest, aber fast möchte man sich nur noch mit Beschreibungen von Schwämmen und Moosen abgeben, um sein Ohr vor dem Spotte gegen die Kirche zu bewahren, und doch ist nicht dafür zu stehen, daß nicht auch sogar ein solcher Schwamm mit Essig gefüllt wird, wie jener, den man dem sterbenden Heiland auf dem Hysop reichte. —

XLIV.

Glosse über Joel Jakoby.

Seite XX der Schrift von Joel Jakoby heißt es: „Mögen unsere Worte in jenen Landen (am Rhein und in Westphalen) jegliches Mißtrauen wegtilgen und jegliche Bangigkeit, und mögen sie den edlen Geistern dort als Sühne für so manche Schmach erscheinen, die literarisch ausgegangen ist von Böswilligen und von Unberufenen. Wir haben unser wohlüberlegtes Wort drucken lassen in dieser Residenzstadt Berlin: damit offenkundig der Wahrheit die Ehre gegeben werde, der Wahrheit und der Versöhnung, deren das deutsche Vaterland so sehr bedürftig ist". Im III. Bande S. 74 dieser Zeitschrift dagegen wurde gesagt: „In der That halten wir diese Schrift nicht etwa für eine Meinung, sondern für eine Begebenheit, und rathen Jedwedem sich des ehestens mit einem Exemplar derselben zu versehen, ehe sie, wenn sie recht gelesen und beherzigt ist, nachträglich von denen verboten wird, in deren Namen zu sprechen sie sich das Ansehen gibt". Diese Voraussagung hat sich vollkommen bestätigt. Nachdem Jakoby in der Gesinnung des Polizeiministers von Rochow gewirkt, aber in seiner pythischen Begeisterung weit die äußersten ministeriellen Gränzpfähle überschritten, hat sich die Berliner Polizei genöthigt gesehen, diese Stimme aus Berlin, diese Sühne für so manche Schmach, dieses wohlüberlegte, in dieser Residenzstadt Berlin, unter Berliner Censur und den Augen des Berliner Ministeriums gedruckte Wort der Wahrheit und Versöhnung mit Beschlag zu belegen, und sich seiner Exemplare zu bemächtigen. Wir haben an die, welche also verfahren, zwei Fragen zu richten: Wenn Herr Joel Jakoby in seiner Schrift Alles, was Binterim und Beckers gedruckt und gepredigt, wie man erst nachträglich erkannt zu haben scheint, bei weitem an Heftigkeit übertrifft, warum schreitet man gegen ihn nicht in derselben Weise vor, wie gegen Jene; warum setzt man nicht auch ihn auf die Festung; oder richtiger gesprochen, wenn man ein solches Verfahren gegen ihn für hart und ungerecht und unziemlich hält, warum entläßt man jene Männer, die nicht so weit gegangen sind, nicht ihrer Haft, sie, deren Verfahren in der Stimme aus Berlin seine vollkommenste Billigung findet. — Was Joel Jakoby persönlich anlangt, so heißt es gegenwärtig in Berlin allgemein, er wolle zur katholischen Kirche übertreten. Vergl. III. Bd. S. 78 dieser Zeitschrift.

XLV.

Briefliche Mittheilungen

aus Berlin und vom Bodensee.

Berlin. Die Studirenden der Universität wurden durch einen eigenen Anschlag am schwarzen Brett eingeladen, „den wissenschaftlichen Vorträgen des Hrn. Prof. Marheinecke über die kirchlichen Angelegenheiten in der Dreifaltigkeitskirche Morgens 7, resp. 10 Uhr beizuwohnen. Manche seiner Ausdrücke waren darin so extremer Natur, daß er selbst das Unpassende und Unwürdige davon gefühlt zu haben scheint und mehrere derselben in der gedruckten Ausgabe unterdrückt hat. — Auch geht man hier damit um, im Gegensatz gegen die Münchner, Berliner histor. polit. Blätter zur Aufklärung des katholischen Deutschlands herauszugeben. Den Verlust des Probstes Fischer empfindet die hiesige katholische Gemeinde in hohem Grade. In den kirchlichen Angelegenheiten scheint der mildere Favonius dermalen wieder, wenigstens halb, zu regieren, man denkt von einer Seite durch provisorische, prolongirende, die Hauptsache unentschieden lassende Maaßregeln die Gemüther zu beschwichtigen, und so den aus seinen Ufern getretenen Strom allmählig im Sande versiechen zu lassen.

Vom Bodensee. Wir, die sogenannten Seehaasen, haben bei den wunderlichen Vorgängen im nordischen Lichtreich auch unsere absonderlichen Gedanken. Wenn wir z. B. in Luthers Werken (Luth. op. in fol. tom. III. pag. 182) die gröbsten Schimpfreden über die Fürsten lesen, dann muß uns wohl der Verstand stille stehen, bei dem Gedanken, wie dieser Mann, der sich in seiner Leidenschaft so ganz und gar über alle Schranken hinwegsetzte, von denen geehrt wird, die Clemens August auf der Festung Minden gefangen halten, ihn, der jeder Zeit erklärt, daß er seinem König, als der ihm von Gott gesetzten Obrigkeit, in allen weltlichen Dingen, wie es einem christlichen Unterthanen gezieme, treu und gehorsam seyn wolle.

XLVI.

Verona und seine Mildthätigkeit.

Es gibt wenige Städte, die so reich an Erinnerungen der Geschichte und an Denkmalen vergangener Jahrhunderte sind, als Verona, Roms nicht unwürdige Tochter. Verona und Mailand, diese beiden großen wälschen Vorstädte, die von den sonnigen, lombardischen Ebenen umgeben, im Angesichte der Alpen, so dicht an den deutschen Marken liegen, scheinen durch die Natur bestimmt, ein vermittelndes Glied zwischen Deutschland und Italien zu bilden. Aber eben diese Lage zwischen Süd und Nord war auch die Ursache, warum gerade hier, und namentlich um Verona her, die Wogen der großen Völkerströmungen von Nord und Süd so oftmals feindlich gegeneinander schlugen, und weshalb gerade hier so viele der großen historischen Schlachtfelder sind, auf denen Fürsten und Völker im heißen Kampfe mit einander um die Herrschaft gerungen. In jenen Gegenden des oberen Italiens traten Marius und Catulus dem ersten gewaltigen Sturme entgegen, der von Norden her der Römerherrschaft den Untergang drohte. An Pompejus knüpft Verona die Erinnerung der Abführung einer Kolonie. Triumphbogen und eine Kampfbahn, die berühmte Arena, sind bedeutsamer Weise die Denkmale jener römischen Zeit, und noch geben die düstern, aus Marmorstücken gefügten Trümmer in ihrer unzerstörbaren Größe Zeugniß von der starken Hand ihrer Erbauer, die die Ewigkeit als das Erbtheil ihres welterobernden Schwertes angesehen und selbst ihren Theatern, wie ihren Straßen und Aquäducten den Stempel unvergänglicher Dauer aufdrückten. Verona theilte nun das Loos des Weltreiches, dessen Geschick

zum öftern vor seinen Mauern entschieden wurde. Hier stritten Otto und Vitellius, hier Decius und Philipp. Constantin nahm es, Stilicho schlug hier die Gothen unter Alarich, von Attila wurde es geplündert, dann fiel es Odoacer zu Theil. Von Verona führt einer der größten germanischen Herrscher, der vielgefeierte Held unserer alten Sage, Theodorich, den Namen Dietrich von Bern. In seinen Mauern schlugen die Lombarden theilweise ihre Residenz auf; aber Karl der Große eroberte es, und noch stehen über dem Portal der uralten Kathedrale drei Steinbilder: seine Mutter, seine Gemahlin und Tochter. Vor demselben halten die Paladine seiner Tafelrunde, die sagenberühmten Helden, Roland und Oliver, Wacht. Roland hält das nackte Schwert gezückt, und noch liest man dort seinen berühmten Namen Durindarda. Den Zeiten der Karolinger gehört auch der alte Bau seiner herrlichen Kirche, der von San Zeno, mit dem Begräbniß des Heiligen, an; ihr zur Seite ist die angebliche Gruft König Pipins, des Sohnes Karls des Großen.

Auch ein Sieger im Gebiete des Geistes und der Wissenschaft aus der Karolingischen Zeit ruht hier, der Archidiacon Pacificus, der Glossator der heil. Schrift, der mit seiner Theologie: Astronomie und Mechanik verband, und dem die Grabschrift die Erfindung der Nachtuhren zuschreibt.

Nun folgten auch für Verona die stürmischen Zeiten der Bürgerkriege in den lombardischen Städten, die großen Kämpfe der Guelfen und Gibellinen. Hier fand der vertriebene Papst Lucius III. seine Ruhestätte. Verona trat an die Spitze des Lombardenbundes wider Barbarossa; in seinen Mauern wüthete der Tyrann Ezzelino; hundert siebzehn Jahre herrschten über die stolze Stadt an der Etsch die Scaligeri und hinterließen ihr die Denkmale und Erinnerungen ihrer Größe und ihrer Verbrechen. An dem prachtvollen gastlichen Hoflager des Can Grande fand Dante eine Zuflucht; in der Kirche S. Helena vertheidigte er eine These über Erde und Wasser, zu Gardagnago dichtete er sein Fegfeuer, und des großen

Lombarden, seines Wirthes, in der Dichtung gedenkend, preist er ihn mit den Worten:

> Lo primo tuo rifugio e'l primo ostello,
> Sarà la cortesia del gran Lombardo,
> Che'n su la scala porta il santo uccello.

In Verona war es, wo die Montecchi und Cappelletti haderten, und hier, in der Gränzstadt, begegnen sich das Genie des romanischen Mittelalters und der germanischen neuern Zeit, der Dichter der jenseitigen und der diesseitigen Welt, der divina und der humana commedia: Dante und Shakespeare; ihnen reihen sich, aber in weit untergeordnetem Grade, in Verona für die römische Zeit Catull und für die neueste Pindemonte an. Die Scaligeri wurden durch Galeazzo von Mailand verjagt, Verona ward die Beute der Factionen und dann mit der Krone der Meereskönigin Venedig vereinigt. Hier empfieng Ludwig XVIII. die Nachricht von dem Tode Ludwigs XVII. Es litt und fiel mit Venedig in den Feldzügen Napoleons; durch den Frieden von Campo Formio trat es unter den kaiserlichen Scepter Oesterreichs und noch einmal erscholl der Lärm der Schlachten um seine Mauern, es bildete 1814 den Hauptsitz der französischen Vertheidigung. 1822 endlich ward hier über das Schicksal von Spanien und Griechenland von den drei Monarchen der heiligen Allianz verhandelt. Die gewaltigen Festungswerke dieser alten Kriegsstadt, von San Micheli erbaut, wurden durch einen Artikel des Lüneviller Friedens geschleift, Oesterreich aber hat dies Thor Italiens wieder mit festen Riegeln versehen, so daß es in Verbindung mit den Werken des strategischen Centralpunktes Brixen, den Stürmen der Zukunft von Süden her zuversichtlich Trutz bieten kann.

Nach einem so bewegten, ereignißreichen Leben der frühern Zeit ist nun Verona eine stille, geräuschlose Stadt; die unruhigen Geister sind zur Ruhe gegangen; allein sie haben in manchen Denkmälern Spuren ihres Wirkens hinterlassen. Und wenn das alte Verona sich die Worte zum Wahlspruch

genommen: Est justi latrix urbs haec et laudis amatrix: so beweisen viele Namen, die glorreich auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst, wie ihre Krieger auf dem Schlachtfelde gerungen, daß es den Veronesern mit dem zweiten Theile ihres Wahlspruches Ernst war. Mit edlem Stolze nennt es als seine Söhne, Catull, Nepos, Plinius, Macrus, Vitruv, Jul. Cäs. Scaliger, der am Gardsee geboren sein Geschlecht von den alten Beherrschern Veronas herleitete, Onuphrius Panvinius, Frascator, die gelehrte Familie der Guarini, den Cardinal Noris, Maffei, Antonio Lorgna, die Bianchini, Pindemonte, Spolverini und Lorenzi. Andere Celebritäten älterer und neuerer Zeit fanden hier wie Dante eine Zuflucht oder wählten es zu ihrer Wohnung. Den gleichen großartigen, nach Auszeichnung und Ruhm strebenden Geist bezeugt auch das eigenthümliche, von andern italienischen Städten so verschiedene Ansehen Veronas selbst: seine zahlreichen, reichgeschmückten Kirchen mit ihren alten Bronzthoren, seine kühngebauten Brücken, seine stolzen Marmorpalläste, seine kunstreichen Grabmähler, seine berühmte alte Bibliothek mit ihren Handschriften, seine Museen und Gallerien. Manchen großen Künstlernamen zählt auch die Stadt unter ihren Bürgern selbst, und neben der römischen Arena und den Kirchen des byzantinischen und gothischen Styles des Mittelalters erheben sich die Schöpfungen San Michelis und Palladios geschmückt mit den Werken Titians, dal Moros, Brusasorcis, Orbettos, Carotos, Tintorettos und vieler andern, und noch verherrlicht Paul Verones den Namen seiner Vaterstadt.

Allein es geschieht nur zu oft, daß der Reisende seinen Blick von diesem Ruhm vergangener Tage abwendet und fragt: „aber was leistet denn das Volk der Gegenwart; ich habe alle die berühmten Gräber Veronas, von dem des Gavius, des karolingischen Pipins, der Scaligeri und Romeos und Julias, bis zu dem, das die Ehrfurcht der Stadt ihrem gelehrten Mitbürger und Wohlthäter Lorgna errichtet, besucht, ich fand nur Gräber und Leichen, wo aber sind die Lebenden?“ In der That

lernen die meisten Fremden, die Italien besuchen, nur seine Vergangenheit kennen; die Gegenwart dünkt ihnen kaum, außer beim flüchtigen Anblicke des äußerlichen Volkslebens auf den Straßen, dem Corso und in den Kaffeehäusern, der Beachtung werth. Und doch besitzt dieß Volk so manches, um das es von seinen stolzen Verächtern wohl dürfte beneidet werden, wenn ihre Ignoranz nicht oft ihrer Arroganz gleich käme.

Es freut uns daher, unsern Lesern auch von dem gegenwärtigen Verona eine Seite zeigen zu können, die vielleicht den Meisten, die seine alten Denkmäler und Kunstwerke bewundert, unbekannt geblieben ist, und die wohl am besten zeigt, wie ein großartiger Sinn, der zum Heile des Vaterlandes und zur Unterstützung des Unglücks kein Opfer scheut, in den Enkeln der alten Veroneser noch nicht erloschen ist. Wir meinen die Anstalten, die der Geist freiwilliger christlicher Liebe und Barmherzigkeit zum Unterhalte der Armen und zum Unterrichte der Jugend und des Volkes gegründet hat. Sie werden in ihrer Mannigfaltigkeit, die sinnreich jedes Bedürfniß des menschlichen Elendes beachtet, so wie in ihrer reichen Ausstattung vielleicht manchen Transalpiner überraschen, der aus den Reisebüchern nur stets von dem speculativen, gewinnsüchtigen Prellergeiste der Italiener gehört hat. Sie bilden in dieser Beziehung kein unwürdiges Gegenstück zu den verwandten Anstalten in der Metropole der katholischen Christenheit, die auch erst neuerlich wieder vorzüglich durch das Werk Morichinis über die Institute der publica carità in Rom, Passys Briefe und die Reise Gerambs zur Kenntniß der Welt gelangten, da sie von den meisten Reisenden, in ihrem archäologischen Eifer, gänzlich unbeachtet geblieben sind. Und doch boten sie die merkwürdige Erscheinung dar, daß das kleine Rom zur Unterstützung der Armuth und Noth mehr verwendet, als das große Paris mit seiner philanthropischen Civilisation.

Auch die Mildthätigkeit Veronas wäre uns, ohne die Krönung des Kaisers mit der heiligen alten Krone in

Mailand und ohne seinen Festzug durch die lombardischen Städte, vielleicht verborgen geblieben. Damals, als jeder zur Huldigung des Neugekrönten und zur Verherrlichung des Vaterlandes aus den Schätzen seines Reichthums, das Schönste und Beste hervorsuchte, um sich und seine Stadt damit zu schmücken; damals, als die Städte selbst ein neues Feierkleid anzogen und mit Blumen und Teppichen für die reichen Prachtzüge geziert wurden, und Dichter und Redner mit den Blumen in überschüttender Fülle wetteiferten: damals schien es auch Manchen, als ob das Liebste, was sie dem liebreichen Herzen ihres verehrten Herrscherpaares erweisen könnten, wohl darin bestehe, wenn sie zum Andenken an die Festtage entweder selbst eine milde Stiftung errichteten, oder wenn sie in genauen Berichten zeigten, mit welcher großmüthigen Aufopferung ihre Vaterstadt des Unglückes und der Armuth sich angenommen und für ihr zeitliches und ewiges Heil gesorgt. In jenen Tagen, als der Festzug sich der Stadt nahete, stellte der Adel Veronas, seiner Vorfahren würdig, mit edler, uneigennütziger Gastlichkeit, seine Palläste zu Gebot, eine Gesinnung, die in unserer industriellen Zeit an die fürstliche Gastlichkeit des „großen Lombarden" erinnert. Der Kaiser kam, und am 29. September sah sich die große Arena mit ihren 45 marmornen Sitzreihen wieder voll des schaulustigen Volkes, wie zu den Zeiten ihrer Erbauer. Ein imposantes Schauspiel, dessen auch Joseph II. und die alliirten Monarchen auf dem Congresse genossen. Dort, wo im vorigen Jahrhundert Papst Pius VI. auf seiner Durchreise die ungezählten Tausende von der Höhe herab gesegnet, jauchzten sie jetzt ihrem neugekrönten König entgegen, und begrüßten mit freudigem Stolze in seiner Gemahlin eine Tochter ihres Landes. Die Stadt, die sich selbst eine laudis amatrix nannte, wetteiferte im Bunde mit ihren venetianischen Schwestern mit der Pracht der stolzen Mailänder, und hörte es, wie in alter Zeit, gern, wenn ihren Festen der Preis zuerkannt wurde. Damals wurde, wie in andern Städten, auch hier für die kaiserlichen Gäste eine Darstellung sämmtlicher

Wohlthätigkeits=Anstalten verfaßt. Graf Giuliari ist ihr Verfasser; sie liegt gedruckt vor uns unter dem Titel: „Stato della beneficenza e della istruzione in Verona MDCCCXXXVIII. Cenni istorico-statistici dell' Ab. Gio. Batt. Carlo Co. Giuliari. Omagio a Ferdinando imperatore e re. Verona della Tipografia provinciale di Paolo Libanti. A beneficio degli asili di Carità per l'Infanza. Ihr und einigen mündlichen Mittheilungen Veroneser Freunde verdanken wir die hier folgenden Notizen.

Die reiche Ausstattung dieser Anstalten ist allerdings auch ein Beweis von dem großen Reichthum des Landes, wie er sich im Segen des Friedens und namentlich durch den blühenden Seidenhandel von Jahr zu Jahr bis zu einem unglaublichen Grade entfaltet hat. Sie beweist aber auch, daß die Veroneser ihren vollen Zins von dem Segen Gottes auf seinen und des Vaterlandes Altar bereitwillig niederlegen, so daß Niemand das Recht hat, sie ihres Reichthumes zu beneiden.

Daher soll denn auch hier eine kurze Uebersicht dieser Anstalten folgen, als Denkmäler unserer Zeit, die nicht unwürdig sind, neben jenen alten genannt zu werden, an die sich leider nur zu oft traurige Erinnerungen von den blutbefleckten Händen ihrer Erbauer knüpfen.

Was bei diesem Berichte noch besonders verdient hervorgehoben zu werden, ist die Bemerkung, daß die drei Stände, Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft sich in ihrem wohlthätigen Wirken mit brüderlicher Eintracht wechselseitig die Hand reichen und in thätiger Theilnahme wetteifern. Der Verfasser selbst ist davon ein Beispiel: aus einem gräflichen Geschlechte entsprossen hat er sich dem Priesterstande geweiht, und den Ertrag seiner Schrift über die Armuth wieder den Armen gewidmet. Sein Bericht ist zur Uebersicht sehr zweckmäßig abgefaßt; er enthält in kurzen, einfachen Worten die Geschichte, den Zweck, die Mittel und die Resultate einer jeden Anstalt. Zu wünschen wäre es indessen, wenn der Ver=

fasser seine Muße dazu benutzen wollte, um das innere Leben so manchen Instituts seines Vaterlandes, das bei uns in Deutschland wenigstens unbekannt ist, ausführlicher darzustellen. Die Schrift selbst berichtet zuerst über die Armenanstalten und geht sodann zu den Schulen und dem kirchlichen Unterricht über. Wir beginnen mit den ersteren, indem wir die Bemerkung vorausschicken, daß die Stadt einen ausgezeichneten Bischof in H. J. Grasser, einem gebornen Tiroler, wenn wir nicht irren, besitzt; derselbe ist durch seine geistliche Würde an die Spitze des gesammten Armenwesens gestellt. Uebrigens aber darf man hiebei nicht vergessen, daß Verona nicht mehr als 56,000 Einwohner besitzt.

Die beiden zur Aufnahme bestimmten Hauptanstalten sind: das Bürgerspital, Civico Spedale a S. Antonio, und das Armenhaus, Casa di ricovero a S. Catterina. Das Spital wurde 1515 eröffnet; unter seinen Wohlthätern verdient in neuerer Zeit vor allem die Familie Trevisani genannt zu werden: Kaufleute, die für die Armen ihrer Vaterstadt mit einer großartigen, wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit bedacht waren. Herr und Frau Trevisani machten ihm eine Schenkung von 620,000 Liren*), wodurch seine jährlichen Einnahmen auf 111,000 L. gestiegen sind, denen die Stadt 22,000 beifügt. Es hat gegen 300 Bette besetzt, im Laufe eines Jahres traten 838 Männer und 580 Frauen ein. Das Armenhaus ist eine Stiftung neuerer Zeit; es wurde in der Noth von 1814 durch den freiwilligen Wohlthätigkeitssinn der Bürger für arbeitsunfähige Arme gegründet. Im Jahre 1819 nahm es deren 600, mit einem Aufwande von 170,000 Lir., auf. Die Signora Trevisani vermachte ihm ein Legat von 1,499,000 Liren, worauf das Spital der chronischen Kranken mit ihm vereinigt wurde. Der Letzteren werden dort verpflegt 140, ferner 100 altersschwache Männer, 80 solcher Frauen und 45 Kinder. Seine gegenwärtigen jährlichen Einnahmen

*) Die Lire ist hier stets die österreich. zu 24 kr.

belaufen sich auf 84,100 L. Wenn aber ein gedruckter Bericht den Betrag sämmtlicher Schenkungen und Vermächtnisse dieses Hauses, vom Jahr 1816 bis 1834, also in einem Zeitraum von nur achtzehn Jahren, und in einer Zeit, wo jeder, nur zu oft gewitzigt, wohl gelernt hat, zuzusehen, wem er sein Geld anvertraut und wie es verwendet wird, nichts destoweniger auf die außerordentliche Summe von zwei Millionen und 24,000 Liren berechnet, so ist dies nicht nur ein Beweis, welches große Zutrauen sich diese Anstalt unter ihren Mitbürgern zu verdienen gewußt hat, sondern es zeigt auch, daß der Geist gemeinsinniger Aufopferung und einer lebendigen christlichen Barmherzigkeit in dem neueren Italien nichts weniger als erstorben ist. Manchen nordischen Reisenden, der mit dünkelhafter Selbstgefälligkeit dies Land durchreist und sein Volk zu sehr verachtet, um es seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, möchten wir fragen: ob seine Vaterstadt in neuerer Zeit etwas ähnliches aufzuweisen hat, und ob er selbst sein Almosen nach einem so großartigen Maaßstabe austheilt. Was würde aus vielen Armenanstalten werden, wenn sie nicht noch von den Stiftungen und Vermächtnissen der katholischen Ahnen oder den erzwungenen Armentax-Beiträgen der Enkel ihr Daseyn fristen würden!

Die Pflege der armen Kranken in jenen beiden Häusern ist zwar weder den barmherzigen Schwestern, noch sonst einem geistlichen Orden übergeben. Allein mehrere Geistliche des Spitals wollen sich, wie man mich versicherte, zu einem Orden umbilden und Laienbrüder als Aufseher der Kranken dabei aufstellen. Graf Guiliari äußert hierüber: Don Cesare Bresciani erbot sich mit einigen andern Priestern und Laien das barmherzige Institut von S. Camillo zum Besten des Spitals und des Armenhauses nach Verona zu verpflanzen, seine heißen und lang gehegten Wünsche scheinen ihrer Erfüllung nahe, da man sie von Seite der geistlichen und weltlichen Autorität mit Wohlwollen aufgenommen hat.

Außer jenen reichen Schenkungen gründete die Signora

Trevisani noch ein eigenes Haus beim Seminar: Asilo ai vecchi parrochi e sacerdoti, zur Aufnahme alter Pfarrer und Priester mit einer jährlichen Einnahme von 1,500 L., die, wenn jene nicht vorhanden sind, zur Unterstützung armer, in das Seminar aufgenommener Theologen verwendet werden.

Im Jahre 1807 veranstaltete die Gräfin Mar. Gavardi Sagramoso im Vereine mit andern frommen Hospitaliterinnen eine Almosensammlung zur Gründung eines Zufluchtshauses für verdorbene Mädchen: Ritiro delle convertite a S. Silvestro. Die durch den Eifer dieser edlen Damen gegründete Anstalt besteht aus zwei Abtheilungen: die eine ist die zur Prüfung (di prova), gegenwärtig mit drei Mädchen, die andere die der Besserung oder Rückkehr der in sich gegangenen (Ravvedimento) mit neunzehn besetzt. 1815 übergab Kaiser Franz den Damen das alte Kloster von S. Silvestro, jedoch nur zum temporären Gebrauche. Bis dahin einzig durch freiwillige Beiträge erhalten, erhielt dieß Haus erst seinen festen Bestand durch die Wohlthätigkeit des Priesters M. Ant. Marchi. Dieser kaufte 1832 jenes Kloster um 24000 L. und begann vom Jahre 1835 bis 1838, an einer davon getrennten Stelle, einen großen Pallast aufzuführen, der nun seiner Vollendung nahe ist, und wofür der Wohlthäter circa 180,000 L. in der Absicht verwendet hat, den Miethzins desselben zum Besten jener Anstalt zu verwenden. Seit dem Jahre 1820 bis 1838 wurden 202 Mädchen darin aufgenommen, von denen 181 auf verschiedene Weise untergebracht, darunter 80 verheirathet wurden und beinahe alle mit dem besten Erfolg. Das Haus wird von einer Signora Presidente und zwei Assistentinnen geleitet; nur ein dirigirender Priester befindet sich dort unter der Aufsicht einer Commission, deren Vorsitz der H. Bischof führt.

Da König Ludwig in Bayern die Einführung des Ordens zum guten Hirten, der dem gleichen Zwecke geweiht ist, gestattet hat, so wäre es vielleicht nicht unpassend, eine verwandte Anstalt, die mit so segensreichem Erfolge seit einer

Reihe von Jahren gewirkt hat, in ihrer inneren Einrichtung näher kennen zu lernen. Sollte daher ein Veroneser, der diese Zeilen zufällig zu Gesichte bekömmt, zum Besten jener Unglücklichen uns darüber ausführlichere Nachrichten geben wollen, so würden sie gewiß in dieser Zeitschrift eine bereitwillige Aufnahme finden.

Zur Beschäftigung arbeitsloser Handwerker öffnete die Municipalität 1812 ein eigenes Arbeitshaus, Civica casa d'Industria. Hier wohnen und arbeiten 80 Männer; 30 Männer und 20 Frauen besuchen es in den Arbeitsstunden. Eine Commission von fünf Mitgliedern und einem Präsidenten führt seine Leitung, die Kostenbeträge von 16,000 L. jährlich bestreitet die Stadt, die Casa di ricovero gibt dazu eine Beisteuer von 6000 L.

Außer diesen Anstalten, die zur Aufnahme der Armen und Unglücklichen bestimmt sind, besteht zur Unterstützung ohne Aufnahme eine Armencommission: Comissione centrale di publica beneficenza, im Jahre 1817 organisirt. Ihr Präsident ist der Bischof, sie besteht außerdem aus einem Vicepräsidenten und sechs Mitgliedern. Unter ihrer Leitung und Aufsicht steht nicht nur das große Armenhaus und die Commissäre der öffentlichen Wohlthätigkeit, sondern sie sammelt auch die Almosen zur Unterstützung der Hausarmen. Seit 1816 bis 1834 vertheilte sie 159,244 Lire an 39,800 Familien, und unterstützte dadurch 137,303 Arme. Ihre durchschnittliche Einnahme beträgt 3000 L.

Eine große Anzahl milder Vermächtnisse in einem jährlichen Betrage von 52,000 Lire wird von jenen Commissären der öffentlichen Wohlthätigkeit, nach dem Willen der Testatoren, unter der Aufsicht dieser Armencommission, an die Pfarrer zur Unterstützung ihrer Armen vertheilt.

Wie anderwärts, so gab auch in Verona die unglückliche Zeit der Cholera Gelegenheit zur Ausübung der Barmherzigkeit, deren Früchte noch den Enkeln als bleibender Segen zu Gute kommen. 1836 veranstaltete eine Gesellschaft der vor-

nehmsten Herren von Verona eine Collecte in freiwilligen Subscriptionen zur Unterstützung der Cholerawaisen, deren Ertrag sie in die Hände des Bischofs niederlegte. Unter seinem Vorsitze bildete sich nun eine Commission von zwei Priestern und vier Adelichen. Dieselbe verwendete 1837 für Unterbringung der Waisenkinder, für außerordentliche Unterstützung an Holz und Nahrungsmitteln (Polenta) und zur Gründung zweier Zufluchthäuser für die Jugend (Case di Asilo per l'Infanza) 10,249 L. Der Ertrag des Jahres 1838 mit der Eröffnung eines dritten Zufluchtshauses beläuft sich auf 14,902 L.

Im Jahr 1823 bildete sich ein eigener Verein zur Unterstützung kranker Priester: Società di sussidi pei Sacerdoti infermi; derselbe zählt gegenwärtig 100 Mitglieder, die jährlich 1,004 L. beisteuern. Jeder kranke Priester erhält während drei Monaten täglich 1 L. 15 C. Der Verein kaufte sich 1835 eine Kapelle auf dem städtischen Kirchhof zum gemeinsamen Begräbniß.

Eine andere Frucht des Cholerajahres 1836 waren die Brüderschaften der Handwerker, namentlich der Barbiere, Schneider, Schmiede und Weber, die der Priester Giuseppe Turri errichtete und die anderwärts, besonders dort, wo alle Zunftbande sich gelöst haben, eine Nachahmung verdienten. Die Genossen unterstützen sich im Falle der Krankheit täglich mit einer Lire uud verschaffen einander Arbeit. Sie haben ihre gemeinsamen Gottesdienste, erweisen den Verstorbenen die letzte Ehre und lassen Messen für sie lesen. Der wohlthätige Erfolg dieser Genossenschaft war so augenfällig, daß bald andere Vereine der Gold- und Silberschmiede, der Speckkrämer, der Schuster, der Maurer, Wirthe, Tischler und Kutscher dem Beispiele folgten, die ohne besondere Verpflichtung den Armen ihres Handwerks Unterstützung gewähren. Jede dieser Bruderschaften hat sich einen eigenen Protector aus dem Adel erwählt und einen Priester zum Director.

Man hat zwar anderwärts viel über Gleichheit der Stände declamirt und die Titel und Standesehren abgeschafft, ohne

dadurch dem hochmüthigen unadelichen Geld= und Amtsstolze oder kriechender Niedertracht im mindesten Eintracht zu thun. Statt die Bande, die die verschiedenen Glieder der Gesellschaft umschlingen, zum gemeinsamen Heile zu benutzen und sie zu vervielfältigen und inniger zu machen, hat der Zerstörungssinn unserer Zeit es für leichter gefunden, sie zu zerreißen. Uebrigens aber wäre es für den Bestand des Adels selbst der größte Gewinn gewesen, wenn er, statt das Vermögen seiner Väter in einem nichtigen Gesellschaftsleben zu vergeuden und seine physischen und moralischen Kräfte nutzlos aufzuzehren, in lebendiger Berührung mit dem Volke und dem Leben geblieben wäre, und es nicht verschmäht hätte, auch an der Spitze einer Bruderschaft von Handwerkern zu stehen. Er verfiel, nachdem er sich die Wurzeln, die er in das Herz des Volkes gesenkt, durchschneiden lassen, und als es den Anschein bekam, als habe er nur Rechte und keine Pflichten vor anderen voraus.

Eine eigenthümliche Einrichtung sinnreicher Barmherzigkeit, die mir in Deutschland nicht bekannt ist, verdankt ihre Einführung dem Priester Pietro Leonardi, der 1797 aus Geistlichen und Laien einen Verein zum nächtlichen Troste der Kranken im Bürgerspitale errichtete. Dieser Verein der Spedalieri notturni hatte sich beinahe wieder aufgelöst, als er 1829 durch den Eifer und das Beispiel des gegenwärtigen Bischofs, Joseph Grasser, wieder neues Leben erhielt. Ein Priester, ein Cleriker und zwei Laien haben jede Nacht dort Wache und kommen auch am Tage, den Kranken Beistand zu leisten.

Alt dagegen ist eine andere Stiftung zur Unterstützung armer Kranker in ihren Wohnungen mit Arzneien und ärztlichem Beistande: Pia opera di Carità. Sie besitzt eigenes Vermögen mit jährlichen Einkünften von ohngefähr 10,000 L. Die Stadt ist zu diesem Behuf in acht Quartiere eingetheilt, jeder Arme hat seinen bestimmten Chirurg, seinen Arzt und Apotheke. Die Stiftung besoldet dazu zehn Aerzte und zehn Chirurgen, und erwieß sich besonders wohlthätig zur Zeit der Cholera, indem dadurch, was anderwärts erst in aller Hast

eingerichtet werden mußte, hier längst organisirt war. 1837 zahlte sie an Honorar für die Aerzte 5050 L. und für Arzneien 10,000 L., die unterstützten Kranken beliefen sich auf circa 4300. Die Stadt deckte das Deficit jenes Jahres, die Stiftung selbst steht unter dem Director und Administrator des Bürgerspitals.

Für arme Cleriker bestehen aus den Legaten Trevisani, Busti Molin, Bonzanini 18 Stipendien zum jährlichen Betrag von 5400 L.

Zur Ausstattung armer, ehrbarer junger Leute werden jährlich 7250 L. verwendet; sie werden in Gaben von 18 bis 109 L. an 145 Arme vertheilt. Das Armenhaus stattet davon ihrer 84 aus, das Bürgerspital 14, das Kapitel der Kanoniker 3, die Gesellschaft der Christenlehr 5, die Gesellschaft vom heil. Sacrament in St. Eufemia 18, von St. Tommaso 3, von St. Anastasia 2, von St. Giovanni in Valle 3, für 12 derselben besteht das Legat des berühmten Ant. M. Lorgna.

Ein rührender Verein anderer Art, wie er in mehreren Ländern des katholischen Südens besteht, ist der zum christlichen Unterricht der Gefangenen. Diese alte Gesellschaft besteht aus zwölf Personen, die die Erlaubniß besitzen, an jedem Festtag die Staats- und Criminalgefängnisse und das Arbeitshaus besuchen zu dürfen. Sie gewähren den Armen außer dem Unterricht und geistlichem Troste auch leiblichen Beistand; jeder Gefangene erhält von ihnen zwei Brode und ein Päckchen Tabak, auch wenn sie aus der Haft entlassen sind, nehmen sie sich ihrer an. Der Verein besitzt indessen noch kein Vermögen, sondern besteht nur aus Almosen.

Endlich besitzt Verona auch ein Leihhaus und eine Sparkasse; das erstere wurde schon 1490 gegründet, 1659 neu organisirt, 1797 besaß es ein Kapital von einer Million italienischer Lire. Es wurde aber eine Beute der räuberischen Zeit der Franzosenkriege, erst 1825 wurde es unter Kaiser Franz wieder geöffnet mit einem Geschenk der Municipalität

von 60,000 Liren, und zugleich die wohlthätige Einrichtung einer Sparkasse damit vereinigt.

Im Jahre 1825 wurden der Sparkasse 533 Einlagen, im Betrage von L. 63,814:06 übergeben, im J. 1837 betrugen die Einlagen davon 431 zum Werthe von L. 276,482:47. Wenn diese Zahlverhältnisse einen günstigen Schluß für den haushälterischen Sinn der Einwohner gestatten, so sind dagegen die steigenden Verhältnisse des Leihhauses minder vortheilhafter Art, als Beweise der wachsenden Noth oder des wachsenden Leichtsinnes. Im Jahre 1825 betrug die Zahl der versetzten Pfänder 8739, im Werthe von L. 137,751:43, sie war im Jahr 1837 gestiegen auf 135,701 zum Werthe von L. 1,427432:75. Ein ganz sicheres Urtheil aber läßt sich aus dieser Angabe nicht gewinnen, da 1825 eben das Jahr der Eröffnung war, wo die Anstalt Vielen noch unbekannt seyn mußte.

Indem wir hiemit den Ueberblick der Anstalten zur Linderung der Noth schließen, werden wir die Einrichtungen, die Verona zum kirchlichen und weltlichen Unterrichte besitzt und die nicht minder mannigfaltig sind, folgen lassen.

Alle diese Anstalten aber, wie sie aus religiösem Erbarmen hervorgegangen sind, zeigen auch, wie die Religion Jesu Christi, die Religion des Opfers und des Leidens, auch die Religion des Mitleidens, des Trostes, der Heilung und Heiligung ist. Bedeutungsvoll wurde daher in dem alten Verona die Kirche des Hospitals della Misericordia oder der Incurabili mit einem Bilde geschmückt, das die Mutter des Heilands in der Beschauung ihres vom Kreuze genommenen Sohnes darstellt. Die gleiche Gesinnung drückt die Inschrift einer armen, in einem Seitenthale der Savoyer Alpen am Fuße der Gletscher gelegenen Kirche aus, die dem Vorübergehenden zuruft: Populum pauperem salvum facies.

(Schluß im nächsten Hefte.)

XLVII.

Was bezeugt die Geschichte?

Bei dem leidenschaftlichen Durcheinanderreden, wie es der gewaltsamen Verletzung der Kirche in den katholischen Ländern der preußischen Monarchie gefolgt ist, förderten unsere Gegner nur wenig zu Tage, was von einer unbefangenen und tiefer gehenden Auffassung Zeugniß gäbe. Dieß war gewissermaaßen auch in der Ordnung; denn da man diese selbst umgekehrt, und das Urtheil nicht von der Untersuchung, sondern diese von jenem abhängig gemacht hatte: so handelte es sich nicht mehr von einem freien Finden des Spruchs, sondern an die Stelle der Richter mußten geschickte oder ungeschickte Sachwalter treten, um durch eine plausible Motivirung des Geschehenen wenigstens einige nachträgliche Entscheidungsgründe zu liefern. So sprang denn bald hier bald dort ein zum voraus fertiger, idealer Thatbestand mit einem langen Schweife von theologischen, historischen und rechtlichen Fictionen aus den Köpfen und Lebern der Interessenten hervor: wir aber lassen den Werth jener zahllosen Elaborate unberührt, und beschränken uns auf eine besondere Anklage, die man oben und unten, links und rechts, in die Welt gerufen hat.

Die Kirche soll sich nämlich in jeder Zeit einer dreifachen Missethat schuldig machen; sie soll durch hierarchische Demagogie und revolutionäre Strebungen die fürstliche Macht bedrohen und gefährden; dann in amphibischer Natur dieselbe Macht durch theologischen Servilismus in der absolutistischen Tyrannei befestigen, und endlich bei dem einen wie andern löblichen Werke seit alten Tagen stets durch eine sprichwörtlich gewordene verfolgungssüchtige Unterdrückung der Denk- und Gewissensfreiheit so wie durch inquisitorische Atrocität sich auszeichnen. Und dieß, so versichern die lautesten Gegner, sey nicht etwa ein bloß Zufälliges oder Individuelles, der allgemeinen Gebrechlichkeit der Menschennatur Angehöriges, sondern es wurzele im Princip des römischen Kirchenthums, und müsse deswegen als etwas, diesem schlechthin Immanentes, als Kern und Frucht des katholischen Lebens und Seyns erkannt und bekämpft werden.

Wie es sich mit der Realität dieses vorgeblich katholischen Elements

und mit der Nachweisbarkeit seiner nothwendigen Folgen verhalte, und ob sie in der Geschichte wirklich mit dem Wahrzeichen unsrer Kirche „immer, überall, und von Allen“ auftreten: das wurde bereits so genügend beleuchtet, daß die Frage für mündige Geister und redliche Herzen entschieden seyn muß. Wir möchten aber die Sache einmal versuchsweise auch im Gegensatze fassen: so nämlich, daß wir uns gleichfalls nach den verschiedenen geschichtlichen Offenbarungen des Protestantismus umsehen. Da dessen Princip, dem katholischen negirend entgegengestellt, seinem Wesen und Ziele nach von dem unsrigen durchaus verschieden ist: so müssen auch dessen Wirkungen und Erfolge von jenen, welche man dem katholischen zuschreibt, durchaus verschieden seyn; und wir werden a priori schließen dürfen, daß die schwere Verschuldung des revolutionären und servilen Absolutismus sammt der inquisitorischen Atrocität, wenn sie in der katholischen Kirche immer, überall und von Allen vorkommen, in der protestantischen Confession niemals, nirgends und von Niemand zu befürchten seyen.

Es wäre also nur noch zu untersuchen, ob auch die Geschichte sich zur Bestätigung dieser Argumentation darbiete, und wir wählen für den Zweck, jedoch ohne Rücksicht auf die Bekämpfung des alten Glaubens, einen Zeitabschnitt, wo der Protestantismus seinen ersten Aufbau eben vollendet hatte, wo seine Kraft noch frisch und ungeschwächt war, und wo dessen Lehre, Praxis und Richtung von den Häuptern der Reformation, mit Ausnahme Luthers, noch überwacht und geleitet werden konnte. Damit wir jedoch bei dieser Untersuchung sowohl von der Verirrung als auch der Verdächtigung einer bloß subjectiven Ansicht und Deutung frei bleiben mögen, übergeben wir uns der Führung eines protestantischen Geschichtschreibers jener Periode, und werden seiner Darstellung nicht nur im Allgemeinen sondern größtentheils sogar im wörtlichen Ausdrucke folgen. Demgemäß wenden wir uns zu den Begebenheiten der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wie sie Adolph Menzel in dem vierten Bande seiner Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte mit großer Meisterschaft und seltenem Freimuthe zur Anschauung gebracht hat.

Der demokratische Charakter der neuen Lehre war zuerst durch die gefürchtete Autorität und Heftigkeit seines Stifters gezügelt, dann durch die Macht eines großen Kaisers eingeengt worden. Als aber der Tod diese beiden Schranken gebrochen, da sammelte er unter kühnen Führern neue Stärke, und versuchte alle Kräfte und Mittel, um sich in einer neuen hierarchischen Gestaltung zu begründen. So sehen wir,

wie sein Entwicklungsgang vom 26. September 1555, dem Tage des abgeschlossenen Augsburger Religionsfriedens, bis zum 25. Junius 1580, dem Verkündigungstage der Concordienformel, sich in zwei scheinbar entgegengesetzten Richtungen bewegt; wie er zuerst in eine gährende hierarchische Demagogie mit den herbsten Formen geistlicher Tyrannei ausläuft, dann aber, als durch den nothwendigen Rückschlag für die knechtisch buhlende Hoftheologie eine lockende Bahn geöffnet worden, mit der Unterwerfung des neuen Kirchenwesens unter die weltliche Gewalt und mit der Befestigung des absoluten, keineswegs blutscheuen Staatsthums endigen muß.

Betrachten wir zuerst die Operationen der geistlichen Demagogie, so treten uns aller Orten, wo Verhältnisse und Personen ihre Umtriebe begünstigen, als Häupter derselben die Missionaire des Aufruhrs Flacius, Amsdorf, Heßhus, Musäus, Wigand, Juder, Joachim Mörlin und Gallus entgegen. Als eifernde Vertheidiger des strengen Lutherthums vorschreitend, griffen sie so wohl bei der Aufreizung der Massen als im Kampfe gegen ihre fürstlichen und theologischen Gegner nach allen Waffen, welche die Reformation in das Sündenregister der alten Kirche eingetragen hatte; und die rohe Härte, womit diese fanatischen Freigläubigen das Zwangsrecht der Autorität, Orthodoxie, Kirchenzucht und besonders des Bannes übten, erschien um so empörender, als selbst ihre Confessionsverwandten ein solches Thun nur als eitles Menschenwerk und usurpatorische Nachäffung verdammen mußten. Mit solchen Organen und Strafmitteln wurde aber die neue Priesterherrschaft ohne Frage weitergreifend und drückender, als die alte jemals gewesen. Besonders war das Bannrecht in diesen Händen schlechthin unerträglich, da auch bürgerliche Strafen, z. B. die Landesverweisung, damit verbunden wurden, und jeder Dorfpfarrer sich zu dem, was früher nur der Bischof aussprechen durfte, um so mehr für berechtigt hielt, als Luther nicht bloß selbst es geübt, sondern auch die Beschwerde des Grafen von Mansfeld: daß ein Prediger das geistliche Strafamt gegen ihn, seinen Landesherrn, in aufrührischer Weise angewendet, mit der Aeußerung erledigt hatte: „es sey noch kein Aufruhr, wenn ein Pfarrer der großen Hansen Leben strafe, selbst wenn er im Strafen irre [1])“.

Die Haupt- und Staatsactionen dieser geistlichen Demagogen, als deren rüstigste Vorkämpfer Heßhus, Flacius und Joachim Mörlin ge-

---

1) C. Adolph Menzel Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. 4ter Bd. Seite 136—137.

nannt werden müssen, glichen sich überall, und wenige Züge werden ein klares Bild von ihrer unseligen Wirksamkeit zu Heidelberg, Bremen, Jena, Magdeburg und Königsberg geben. Wir finden Heßhuß zuerst in dem Abendmalstreite mit Klebitz als Generalsuperintendenten zu Heidelberg, wo er sich den Titel eines Generalissimus aller Superintendenten beilegt, seinen Collegen gegenüber als Papst behauptet, und gemäß dieser Autorität von der Augsburgischen Confession auf öffentlicher Kanzel verkündet: „man könne aus solcher nicht gewiß werden, was in der Lehre vom heil. Abendmal eigentlich gelehrt werde, denn sie sey ja mehr als sechsmal geändert und dadurch zu einem polnischen Stiefel und weiten Mantel geworden, hinter welchem sich der liebe Gott und der Teufel gar bequem verbergen könnten". Er wußte den ärgerlichen Kampf auf Kanzeln und in Druckschriften bald so allgemein zu machen, daß größere Unruhen zu befürchten waren, indem bereits Bürger, Studenten, Prediger, Professoren und Beamten in streitende Partheien getheilt, die geistliche Frage mit leiblichen Argumentationen zu lösen suchten. Da schritt endlich der churfürstliche Statthalter, Graf Erpach, mit strengen Verboten ein; allein Heßhus schleuderte alsbald den Bannstrahl gegen denselben als einen Gönner ketzerischer Lehren. Und als der Churfürst persönlich nach Heidelberg eilte, und den Häuptern der beiden Partheien gegenseitiges Schmähen und Verketzern schärfstens verbot: that Heßhus eines Sonntags seinen Gegner nicht nur feierlich in den Bann, sondern befahl der Obrigkeit, wenn sie nicht die schwersten Strafgerichte über die Pfalz bringen wolle, ihn der Stadt und des Landes zu verweisen. Zuletzt kam es bei kirchlichen Verrichtungen zu offener Thätlichkeit, wie z. B. beim Austheilen des Kelchs der mitadministrirende Diacon dem Klebitz das Gefäß am Altar aus den Händen zu reißen versuchte; und nun sah sich der Churfürst endlich bewogen, den Heßhus wie Klebitz am 16. September 1559 ohne weitere Untersuchung ihrer Aemter zu entsetzen und von Heidelberg zu verweisen [2]).

Heßhus fand sogleich einen neuen Boden für seine demagogische Thätigkeit zu Bremen. Die Streitsache des lutherischen Eiferers Timan gegen den Kryptocalvinismus Hardenbergs fortführend, steigerte er in Verbindung mit Simon Musäus die Verwirrung aller Verhältnisse dieser Stadt nach innen und außen auf das höchste. Auch hier wurde wieder von der Geistlichkeit der Kirchenbann gegen Obrigkeit und Unterthan und eine priesterliche Gewalt in Anspruch genommen,

2) C. A. Menzel a. a. O. S. 142—150.

welche, im Vergleiche mit der alten centralen Kirchenmacht, als eine ganz willkührlich individualisirte und darum maaß- und zuchtlose dreimal drückender erschien. Jede Anordnung der Obrigkeit wurde mit heftigen Beschuldigungen verworfen, und so standen sich endlich diese und die aufrührischen Geistlichen mit ihren weltlichen Anhängern im offenen Kampfe gegenüber. Als aber durch die kühne Entschlossenheit des Bürgermeisters Büren dem wilden Treiben zuletzt ein Ende gemacht, und die Entfernung von Heßhus, Musäus und Buchheister mit einer großen Zahl von Geistlichen und Laien bewirkt worden war: suchten diese aller Orten Feindschaft gegen Bremen zu erregen, und es fehlte wenig, daß nicht von den befreundeten Hansestädten Hamburg und Lübek, von Danzig und von mehrern Ständen des Niedersächsischen und Westphälischen Kreises ein förmlicher Kreuzzug gegen das sacramentirerische Bremen unternommen worden wäre [3]).

Den eigentlichen Herd aller demagogischen Umtriebe bildeten indessen, und allerdings nicht ohne Schuld des Herzogs Johann Friedrich, Weimar und Jena. Der Streit der lutherischen Eiferer über die Erbsünde und den freien Willen und die anfänglich partheiische Stimmung des Hofs für sie, veranlaßten Flacius, Wigand, Juder und Musäus, ihre geistliche Tyrannei als Glieder der theologischen Facultät zu Jena so rücksichtslos zu üben, daß der Herzog endlich zur Reaction genöthigt wurde. Nach wiederholten vergeblichen Warnungen und strengen Erlassen errichtete er zur Leitung und Entscheidung aller geistlichen Angelegenheiten ein Consistorium, von welchem die oben genannten Professoren ausgeschlossen waren. Jetzt wurden die Demagogen heftiger und kecker; von allen Kanzeln zu Jena wurde gegen die gewaltthätige Regierung getobt, an alle rechtgläubige Prediger Deutschlands wurden förmliche Aufrufe erlassen, und von allen Seiten antworteten verwandte Stimmen. Mit merkwürdiger Vermengung von Wahrheit und Irrthum, aber gewiß bedeutungsvoll für die neueste Gegenwart, verkündeten sie und ihre Freunde in öffentlichen Reden und Schriften: „es heiße, die Geistlichen wollten den weltlichen Herrn nach dem Zügel greifen, aber die Weltlichen griffen Christo nach dem Zügel; aber sie würden sich gewiß scheußlich daran verbrennen. Sie wären als Diener Gottes verpflichtet, dem Herzoge ins Gewissen zu reden; von ihm seyen sie zuerst ermuntert, dann schimpflich verlassen worden. Die Fürsten seyen mit ihrem Schwerte nicht zufrieden, sondern wollten auch mit Christi Schlüsseln schalten. Bevor aber der

3) C. A. Menzel a. a. O. S. 126—131.

Herzog solchem nicht entsage, könne er selbst nicht mit gutem Gewissen zum Tische des Herrn gehen. Zwar wollten sie ihn hiermit nicht selbst in den Bann thun, sondern nur aus gewisser Seelengefahr erretten. — Jetzt müsse Alles sich vereinigen und helfen, damit geistliche Streitigkeiten mit dem geistlichen Schwerte entschieden würden. — Die Fürsten sollten nicht meinen, daß sie, obgleich sie die Kirchengüter und Vocationsrechte an sich gerissen, den Theologen und Predigern eben so zu befehlen hätten, wie ihren Dienern, weil sie ihnen ihre Besoldung aus dem Staatsschatze zahlen ließen. Christi Diener ständen unter keinem andern Gebieter als Christo. Ein Fürst sey weder die Kirche noch das Haupt derselben; und es sey ungebührlich, wenn Weltliche über geistliche Sachen nach juristischen Formeln Beschlüsse faßten... Und so sey jetzt statt des römischen ein fürstliches Papstthum, eine fürstliche Dictatur und Tyrannei eingetreten, wo es nicht mehr hieße: sage es der Kirche, sondern sage es dem Hofe"! Die Regierung verbot nun den Eiferern das Predigen und die Benutzung der Druckereien. Dafür wurde der Herzog und das ganze Land der Ketzerei beschuldigt, von allen Kanzeln Wehe gerufen. Endlich erfolgte im December 1562 die Amtsentsetzung von Flacius, Wigand, Judex und dem Hofprediger Aurifaber, ohne daß dadurch die Bedrängniß ihr Ende erreicht hätte, denn Heßhus, Flacius, Gallus, Otto, Mörlin und selbst der alte Amsdorf überschwemmten Thüringen aus der Ferne mit einer Fluth grimmiger Schriften und Aufreizungen zur geistlichen Schilderhebung; und von diesem Geiste entzündet, offenbarten sich aller Orten Ungehorsam und demagogische Widersetzlichkeit, und riefen von der Seite der Regierung als letztes Mittel immer neue Dienstentsetzungen und Landesverweisungen in gewaltthätiger Weise hervor.

Auf Einladung des zu Magdeburg angestellten Heßhus wendeten sich Wigand und Judex dahin. In dieser Stadt, welche von den Zeloten des Lutherthums schon einmal als die Kanzlei Gottes gepriesen worden, hofften die Demagogen durch neue Appellationen an die Massen ihr hierarchisches Regiment zu begründen, und die in Heidelberg, Bremen und Jena gescheiterte geistliche Volksherrschaft zu Stande zu bringen. Allein der Magistrat war auf seiner Hut, ließ die Flugschriften gegen den Weimarer Hof in Beschlag nehmen, und als sich die „Verbannten Christi" immer zahlreicher einfanden, machte er die Aufnahme derselben von einer besondern Erlaubniß abhängig. Nun begannen alsbald die Schmähungen gegen die Obrigkeit von der Kanzel herab; zahlreiche Glieder der Gemeinde und Kirchenverwaltung wurden gewonnen; die Parthei der Unruhestifter wurde täglich stärker und

kühner, und bald wurde in Predigten und Sendschreiben verkündigt, daß die Wahl der Geistlichen nicht der Obrigkeit, sondern der Gemeinde zustehe, der kleine Bann wurde über den Magistrat ausgesprochen und mit dem großen gedroht. Da mußte endlich die Behörde mit kräftigem Ernste eingreifen; die Bürgerschaft wurde zu den Waffen gerufen, Heßhus mit seinem ganzen geistlichen Anhange und den Jenaer Vertriebenen aus der Stadt gejagt, und so das Werk der geistlichen Aufrührer auch hier nur durch offene Gewalt vernichtet (4).

Nach diesen Niederlagen sehen wir dagegen die hierarchische Demagogie aus dem Kampfe mit dem Herzog Albrecht von Preußen siegreich hervorgehen. Die eigenthümliche Ansicht des Hofpredigers und Bisthumspräsidenten Osiander von der Rechtfertigung gab Veranlassung zu einem Streithandel, an welchem bald Stadt und Land Theil nahmen. Eine Verbindung von aufrührischen Geistlichen, deren Haupt der Dompfarrer zu Königsberg, Joachim Mörlin, war, und die unter dem Adel und sogar unter den herzoglichen Dienern ihre Anhänger fand, erhob sich mit leidenschaftlicher Rührigkeit gegen Osiander und seinen ihm gewogenen Landesherrn, und entzündete einen Kampf, der mit der schmerzlichsten Herabwürdigung des Fürsten endigte. Die Wuth der Partheien stieg immer höher; und Augenzeugen berichten, es sey zwischen Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Schwester, Mann und Weib die Liebe aufgehoben, gute Nachbarschaft getrennt, bürgerliche Zucht, Ordnung und Beiwohnung dermaaßen zerrüttet worden, daß man gegeneinander ausgespieen, sich gegenseitig nichts mehr verkauft habe, und daß Geistliche mit Säbeln an der Seite, mit Zündbüchsen unter dem Gewande zu geistlichen Verrichtungen gegangen seyen. Als die Aufruhrprediger Osiander seines bischöflichen Amtes verlustig erklärten, Mörlin sich die Würde desselben usurpatorisch beilegte, und ein geschärfter Verweis des Herzogs, weil alle, die man für Osianders Anhänger hielt, vom Taufsteine, Beichtstuhle und Abendmale ausgeschlossen wurden, das willkührliche Bannen und Excommuniciren untersagte: antwortete Mörlin darauf in einer Sonntagspredigt mit dem Aufrufe: „thut dazu, liebe Kindlein, und leidet solche Greuel nicht länger im Lande. Es wäre euch nützer, daß ihr im Blute wadetet bis über die Kniee“. Die Verlegenheit des schwachen Fürsten steigerte sich auf das höchste, als Osianders plötzlicher Tod den Weg zum Frieden zu öffnen schien. Für diesen Zweck wurde durch ein her-

4) C. A. Menzel a. a. O. S. 173—180. 296—313.

zogliches Mandat Schmähen und Lästern, Meuterei, Aufruhr, Bannung und Ungehorsam gegen ordentliche Obrigkeit bei Amtsverlust und sonstiger Bestrafung verboten. Da trat aber Mörlin auf seine Kanzel, und untersagte bei Gottes Ungnade und bei Verlust zeitlicher und ewiger Wohlfahrt die Befolgung des Mandats, da solches vom Teufel selbst eingegeben sey; sie sollten thun, wie er thun wolle, nämlich weichen wolle er nicht.

Jetzt endlich wurde der Demagogenhäuptling aus dem Lande verwiesen, und zugleich eine Anzahl seiner Anhänger ihrer Aemter entsetzt. Damit war jedoch dieser Kampf nicht entschieden, sondern, von dem bisherigen Gebiete auf das politische sich verpflanzend, führte er zu einer tragischen Katastrophe. An die Spitze der dem Herzoge ergebenen Osiandersche Parthei, die auch nach dessen Tode seine Grundsätze verfocht, waren der Hofprediger Funk und die fürstlichen Räthe Schnell, Horst und Steinbach getreten. Ihnen gegenüber entwickelte sich von der demokratischen getragen, eine aristokratische Reaction, die, nachdem sie die städtischen Corporationen gewonnen und ausländische Verbindungen angeknüpft, ihre Gegner nicht mehr durch dogmatische Subtilitäten und Verketzerungen überwand, sondern unter der Firma staatsrechtlicher Anklagen niederwarf, und eine vollkommene Empörung gegen den Landesherrn organisirte. Von stufenweisen Demüthigungen des Herzogs bis zur rohen Gewaltthat fortschreitend, zwang diese revolutionäre Kirchenparthei zuletzt den schwachen, verlassenen Fürsten, seine Lieblinge unter bittern Thränen der theologischen Verfolgung als Schlachtopfer zu überlassen. Am 28. October 1566 wurden Funk, Horst und Schnell zu Königsberg enthauptet, Steinbach des Landes verwiesen, und die Zahl der vom Schwerte Getroffenen war nur deswegen nicht größer, weil mehrere der vornehmsten Osiandristen sich durch frühe Flucht gerettet hatten. [5])

Die Geschichte hat über die geistliche Tyrannei dieser selbstsüchtigen Aufrührer gerichtet. Vor Allem aber lastet die Schuld auf ihnen, daß es nur die demagogischen Ausschweifungen des Flacius, Heßhus, Gallus, Judex, Wigand, Musäus und Mörlin gewesen, welche dem theologischen Servilismus Andreä's und Selneccers die Bahn gebrochen, und durch die Unterwerfung des neuen Kirchenthums unter den weltlichen Arm die absolutistische Staatsgewalt vergrößert und befestigt haben.

Bei diesem Zeitabschnitte angelangt, sehen wir, wie der revolutio-

---

5) C. A. Menzel a. a. O. S. 315 — 337.

dem Oberhofmeister, Graf Wittchenstein, dem Kanzler und den Räthen, welche das väterliche Testament aufrecht halten wollten, der Abschied ertheilt war, wurden alle Prediger und Schullehrer, die bei dem calvinischen Zeugnisse beharrten, abgesetzt, oft mitten in der Nacht in ihren Wohnungen überfallen, und entblößt fortgejagt, so daß die Zahl der Abgesetzten und Verwiesenen sich auf Tausend belief.

Hier wie in Sachsen verkündete man die Freiheit des Gewissens und der individuellen Untersuchung als den eigentlichen evangelischen Hausschatz; aber damals wie heute lieferte die absolute Staatsraison den praktischen Commentar zu dem unfruchtbaren Princip [7]).

Es scheint bemerkenswerth, daß man zu dieser Zeit in Brandenburg, dessen Regenten später die eigentlichen Schutz und Trutzvögte des Protestantismus wurden, ziemlich mild und glimpflich mit der jungen Kirche verfuhr, und das weltliche Regiment in geistlichen Dingen vorerst mehr auf dem theoretischen und legislativen Boden begründete. Die Brandenburgische Kirchen- und Visitationsordnung, welche Churfürst Johann Georg 1573 erließ, ist in dieser Beziehung um so bedeutender, als sie mit der, dem Protestantismus eigenthümlichen Folgewidrigkeit das Prinzip der Orthodoxie und Unwandelbarkeit der Glaubenslehre, so wie der Anerkennung einer höchsten Autorität postulirte, den geistlichen Vorstand des leitenden Consistoriums aber schon nach einem Jahre durch einen weltlichen Kanzler ersetzte.

Durch den consensus Dresdensis und durch die gewaltsamen Maaßregeln gegen die Weimarer Theologen hatte Churfürst August nur eine trügerische Beschwichtigung des Streites zwischen der Wittenbergischen und strenglutherischen Schule herbeigeführt. Der Fortschritt der Wittenberger auf der abschüssigen Bahn zum ungemischten Calvinismus war unvermeidlich, und schon im Jahre 1574 ließen sie ihr Bekenntniß unter dem Titel: Exegesis perspicua controversiae de coena Domini als unverholene Verkündigung der calvinischen Lehre drucken. Allein sie hatten ihre und der Gegner Kräfte, Mittel und Verbindungen falsch berechnet; und so gelang es einer Parthei, an deren Spitze der Geheimerath Lindemann und die Hofprediger Mirus und Wagner standen, dem Churfürsten die Ueberzeugung beizubringen, daß er seit lange unwürdig getäuscht und das Werkzeug von Männern gewesen sey, die unter seinem Schutze calvinisches Seelengift ausgespendet hätten. In dieser Stimmung zweifelte er keineswegs an seiner Mission, als infallible

7) C. A. Menzel a. a. O. S. 424 — 429. 486 — 490.

Kirchenautorität zu entscheiden und zu strafen, und entsprach der Aufforderung zum raschen und kräftigen Handeln unbedenklich.

Der Canzler Cracow, die Leibärzte Peucer und Hermann, der Kirchenrath Stössel und der Hofprediger Schütz wurden als Protectoren der Wittenberger Theologen im April verhaftet und peinlich processirt; am 24. Mai aber die Landstände und die, als unangesteckte Bewahrer des reinen lutherischen Worts empfohlenen Superintendenten zu einem Landtage nach Torgau berufen, wo man zugleich alle verdächtigten Anhänger der Melanchthonischen Schule schaarenweise zusammentrieb, um auf vier Inquisitionspunkte mit einem runden ja oder nein zu antworten. Nur vier Glieder der theologischen Facultät blieben beharrlich, erklärten sich aber, nachdem man sie als Staatsverbrecher nach der Pleissenburg abgeführt, mit sehr wesentlichen Einschränkungen und Vorbehalten zur Unterschrift bereit. Ihre Bedingungen blieben jedoch bei der Bekanntmachung der Actenstücke unerwähnt, sie wurden als vollständig und zwanglos beitretend genannt, dessen ungeachtet aber mit mehrern andern Professoren und dem Leibarzte Hermann des Landes verwiesen.

Gegen Cracow, Stössel und Peucer setzte man das peinliche Verfahren fort. Cracow wurde in seinem Kerker zu Leipzig auf das grausamste behandelt, gefoltert und, nachdem er sich mit einem Messer umzubringen vergeblich versucht, dann vierzehn Tage lang jede Nahrung zurückgewiesen hatte, auf seinem Strohelager todt gefunden. Und dieselbe Atrocität, welche den Lebenden gequält, suchte nun für den befreiten Todten Ersatz an dem Commandanten der Pleissenburg, der einer allzugrossen Milde beschuldigt, deshalb öffentlich durch den Scharfrichter zum Schelme gemacht und mit Staupenschlag aus der Stadt, dann aus dem Lande gewiesen wurde. Der Kirchenrath Stössel erlitt, nachdem man ihm sogar den freien Genuß des Sacraments versagt, in seinem Kerker auf der Festung Senftenberg den Martertod in anderer Weise, und die gehässige Unduldsamkeit seiner Confessionsverwandten war so unversöhnlich, daß der Prediger Crell, der ihm in den letzten Stunden beigestanden hatte, in seinem Berichte an den Hofprediger Listen nur mit ängstlicher Verwahrung die Vermuthung auszusprechen wagte: er könne doch wohl seelig gestorben seyn.

Der Leibarzt Peucer wurde nach dem Schlosse Rochlitz gebracht, und beim ersten Verhör mit der Folter bedroht. Die Untersuchung hatte die seltsame Folge, daß er kein Urtheil empfing, dennoch aber im Kerker schmachten mußte; und als Kaiser Maximilian vergeblich dessen Loslassung nachsuchte, und endlich wenigstens den Grund der

Die Verhandlungen über dies mißgeborne Kind, welches alsbald concordia discors getauft wurde, bilden eines der wichtigsten Actenstücke der Reformation. Der Staatsabsolutismus jeder Zeit wird gut berathen seyn, wenn er den Inspirationen jener evangelischen Kirchenhäupter folgt, die aus allen jenen Waffen, welche man der Welt als ultramontane Fabrikate zu bezeichnen pflegt, ein wohldotirtes, deutsches Arsenal zum Hausgebrauche ihrer Nachkommen eingerichtet haben. Bewachung und Spionirung der Menschen und Buchdruckereien, Secretirung unwillkommener Schriften, sophistische Blendung, schleichende Verlockung, freche Entstellung und Verleugnung der Wahrheit, geheuchelte Milde, Drohung und Gewaltthat, Verketzerung der Widersprechenden, Bezeichnung der Gegner als Aufrührer, Unterordnung der Religion unter das Gutdünken weltlicher Gesetzgeber und Bestrafung derjenigen als Empörer, die ihren Glauben und ihr Gewissen einer tyrannischen Usurpation nicht zum Opfer bringen wollten: dies waren die Werkzeuge und Künste, wodurch die legitime Machtvollkommenheit der weltlichen Souveräne in ein brutales Zerrbild des alten katholischen Kirchenhauptes umgewandelt wurde [9]).

In den vorgetragenen Begebenheiten der demagogischen und absolutistischen Periode haben sich zwar überall inquisitorische Unduldsamkeit und grausame Strenge im vollen Maaße geoffenbart; indessen glauben wir noch zwei charakteristische Bilder beifügen zu dürfen.

Der Glaube an das Hexen- und Zauberwesen vertrug sich gut mit den dogmatischen Vorstellungen der Reformatoren, und sie zeichneten sich auf diesem Gebiete keineswegs durch besondere Milde und Menschlichkeit aus. Ein gräßliches Beispiel der Art bietet uns das Schicksal des Brandenburger Hofjuden Lippold dar, der dem Churfürsten Joachim in Geldgeschäften gedient, dabei Vermögen, aber auch Neid und Haß erworben hatte, und zuletzt widersinniger Weise beschuldigt wurde, den Churfürsten vergiftet zu haben. Nach langer vergeblicher Folterqual des Leugnenden lieferte ein in seinem Hause gefundenes Zauberbuch den Stoff zu der neuen Anklage: er habe sich des Verstorbenen Gunst durch Teufelskünste erzaubert. Darum neue, unablässliche Folter, bis er gestand, was man wollte; und nun ein so furchtbarer Spruch und Vollzug, daß ein moderner historischer Taschenspieler wohl verlockt werden könnte, die blutige Scene von dem Ufer der Spree in die katholische Region der Donau oder Isar zu verlegen. Der Unglückliche wurde durch die Stadt geführt, an verschiedenen Plätzen mit

9) C. A. Menzel a. a. O. S. 469—485. 490—531.

glühenden Zangen gezwickt, auf dem Neumarkte an Arm und Beinen gerädert, dann in vier Stücke gehauen, und die vorher ausgerissenen Eingeweide mit dem Zauberbuche verbrannt, die Körpertheile aber an vier besondern Galgen aufgehangen und der Kopf am Galgenthore aufgesteckt [10]).

Durch eine genauere Betrachtung jener Zeit werden wir belehrt, daß sich der theologische Zwiespalt mit seinem Hasse und seiner Verfolgung nicht immer auf das kirchliche Gebiet beschränkte, sondern auch auf dem bürgerlichen und politischen seine Thätigkeit unter juristischen Titeln und Formen zu zeigen, und seine Gegner mit den Waffen der Criminaljustiz und Reichsacht zu ergreifen wußte. So war die grausenvolle Katastrophe des Herzogs Johann Friedrich von Sachsen und seines Canzlers Brück in Verbindung mit dem Fränkischen Reichsritter Wilhelm von Grumbach nur eine spätgereifte Frucht des heillosen Grolls, der in den Streithändeln der Wittenberger und Jenaer Theologen entstanden, durch die nachfolgende, niemals in wahrer Versöhnung gelöste Spannung der Höfe von Dresden und Weimar genährt und geschärft, sich zuletzt in einem zerstörenden Acte befriedigen mußte. Grumbach, wegen der Tödtung des Bischofs von Würzburg früher landesflüchtig, hatte im Jahre 1563 einen neuen Gewaltstreich gegen Würzburg unternommen, zugleich aber den Herzog und seinen Canzler Brück, wahrscheinlich durch allerlei Pläne und Ränke bezüglich auf den Wiedergewinn des verlornen Kurlandes, für seine Sache gewonnen. Als nun der Herzog den Geächteten fortwährend hegte, und sowohl die kaiserlichen Mandate als des Churfürsten von Sachsen Aufforderungen, sich von ihm loszusagen, theils trotzig, theils ausweichend umging, erfolgte 1566 gegen ihn selbst die Reichsacht, und der Vollzug wurde dem Churfürsten August übertragen. Auf dem Grimmenstein bei Gotha von dem kursächsischen und Reichsheere belagert, suchte Johann Friedrich die Beigezogenen vom Adel und Landvolk vorzüglich durch die Erklärung zu begeistern, daß August sich zur Unterdrückung des echten Lutherthums mit den Baalspfaffen vereinigt habe. Doch seine feste Entschlossenheit brachte ihm kein Heil; bald brach unter der Besatzung Meuterei aus; der Herzog wurde mit seinen Freunden dem Sieger überliefert; er selbst zu Dresden verhört, dann nach Oesterreich abgeführt, und nach öffentlicher Schmach zum immerwährenden Gefängniß in Wienerisch-Neustadt verurtheilt; die andern Gefangenen aber zu Gotha nach wiederholtem entsetzlichen Foltern mit thierischer Grau-

10) C. A. Menzel a. a. O. S. 441—443.

samkeit hingerichtet. Am 18. April 1567 wurde zuerst der vierundsechzigjährige kranke Grumbach auf einem Stuhle herbeigetragen, lebend auf die Schlachtbank festgenagelt, und, nachdem der Henker ihm das Herz aus dem Leibe gerissen und mit den Worten: sieh, Grumbach, dein falsches Herz! ins Gesicht geschlagen, in vier Stücke zerhauen. „Du schindest einen alten Geier", sprach der Sterbende. Dann wiederholte sich derselbe Greuel mit dem alten Kanzler Brück, der, als ihm der Leib aufgeschnitten und das Herz herausgerissen wurde, jammernd aufschrie: barmherziger Gott! erbarme dich meiner! Ihm folgte die Reihe der Uebrigen.

So groß war aber die wüthende Lust am Zerfleischen lebender Menschen, und so stumpfsinnig die bigotte Barbarei, daß ein Landmann das Blutgerüste kaufte, und sich aus den Brettern eine Wohnung baute. Und Churfürst August, so wie er acht Jahre später nach dem peinlichen Verfahren gegen Cracow, Stössel und Peucer den Triumph des Lutherthums über die Melanchthonische Schule durch eine Siegesmünze zu verewigen suchte, rühmte sich jetzt, als Bekämpfer des Lutherthums, auch dieser Hinrichtung auf einer eigenen Denkmünze mit der Inschrift: Tandem bona causa triumphat, und wurde deshalb sein lebenlang von Hofleuten und Hoftheologen als ein Heros Deutschlands gepriesen, während der katholische Kaiser auch hier wieder auf den erstatteten Bericht die richtenden Worte schrieb: excessit medicina modum [11]).

Indem wir hier schließen, möge sich der Leser erinnern, was uns zu diesen historischen Untersuchungen bewogen hat. Von den Gegnern mit der kecken Behauptung angefallen: der revolutionäre und servile Absolutismus und die unduldsame Atrocität sey dem Prinzipe und dem hierarchischen Leben der Kirche wesenhaft inwohnend, ließen wir uns, absehend von der Richtigkeit der Schmähung, auf die hypothetische Argumentation ein, daß die gerügte Schuld, wenn sie der Kirche principienhaft eigenthümlich sey, also mit dem kirchlichen Wahrzeichen „immer, überall und von Allen" erscheine, bei der protestantischen Confession, deren Princip dem unsern im scharfen Gegensatze widerspreche, niemals, nirgends und von niemand befürchtet werden könne. Wegen der Bestätigung dieses Schlusses glaubten wir aber bei der Geschichte anfragen zu dürfen, und wir haben vernommen, was sie auf diese Frage geantwortet hat. Unleugbare Thatsachen sind dem hohlen Phrasen- dem frechen Lügenspuck entgegengetreten, und haben gültiges Zeug-

11) C. A. Menzel a. a. O. S. 343 — 355.

niß abgelegt, daß der Lebensproceß des Protestantismus schon in seiner frischen Jugendkraft gar viele widerwärtige Bildungen von hierarchischer Demagogie und geistlicher Empörung gegen die Obrigkeit, von theologischem Servilismus im Dienste der absolutistischen Staatsgewalt, und von inquisitorischer Unduldsamkeit und verfolgungssüchtiger Atrocität geoffenbart habe. Werden wir aber nun deshalb die Möglichkeit einer gewissenhaften Unterscheidung zwischen Gott und dem Kaiser, eines guten Glaubens und einer milden Liebe bei den getrennten Confessionen läugnen? werden wir die zahllosen Einwirkungen der menschlichen Individualität, der Zeiten und Sitten verneinen und, gehässig und unbedingt wie unsere Gegner, den absoluten und ausschließlichen Zusammenhang jener Erscheinungen mit dem Princip und Wesen des Protestantismus in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung behaupten? Keineswegs! Der bösartigen Albernheit und dem bodenlosen Fanatismus wollen wir nur den Spiegel ihrer Geschichte vorhalten; wir wollen beide an die unwandelbare Verwandtschaft zwischen den Sünden ihrer Jugend und ihres Alters erinnern, und damit ist unser Ziel — thätige Nothwehr gegen geist- und rechtlose Angriffe — erfüllt.

XLVIII.

Beobachtungen eines reisenden Engländers über die kirchlichen Verhältnisse und die Volkserziehung in Preußen.

Es ist bekannt, daß die englische Regierung vor einiger Zeit, wir wissen nicht ob auch nach dem Kölner Ereigniß, geglaubt hat, die Maximen, welche man in Preußen bei den Verhältnissen des Staates zu der katholischen Kirche befolgt, adoptiren und daher der preußischen Gesetzgebung, so wie den preußischen Administrativmaaßregeln in kirchlichen Verhältnissen eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Insonderheit meinte man auf diesem Wege dazu zu gelangen, den katholi-

schen Clerus in eine strengere Unterordnung unter die Staatsgewalt zu bringen. Darnach schien es im Interesse der englischen Regierung zu liegen, statt der apostolischen Vicarien lieber Bischöfe, die als solche vom Papste weniger abhängig sind, in England zu sehen, und dann durch Anknüpfung einer nähern Verbindung mit ihnen, so wie mit den irischen Bischöfen, sich selbst einen größern Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse zu verschaffen. Indessen die Bischöfe selbst möchten sich, „eingedenk des Besuches der Feldmaus bei der Stadtmaus" (— wie ein hoher irischer Prälat sich ausdrückte —) wohl wenig geneigt zeigen, sich unter solchen Aussichten darauf einzulassen. So plausibel nun auch in England es erscheinen mochte, das Verhalten Preußens gegen die katholische Kirche nachzuahmen, so wenig werden die sonstigen kirchlichen Zustände jenes deutschen Staates in dem Inselreiche Anklang und Beifall finden, wenn dessen Bewohner die Gesinnungen eines anglikanischen Geistlichen theilen, welcher einen großen Theil Deutschlands bereist, und sich auch einige Zeit in Preußen aufgehalten hat; es ist dieß der rev. G. R. Gleig, Caplan im Hospital von Chelsea. Derselbe gehört nicht zu dem gewöhnlichen Schlage englischer Reisender, welche ihren Guide in der Hand unter der Leitung der Lohnlakeien herumlaufen nnd in ihren Taschenbüchern notiren, ob das, was sie gesehen, wirklich mit der Aussage des Guide übereinstimme; er ist vielmehr ein Mann, der sich ernstlich bemüht, in die Maximen der Regierungen, in die Ansichten und Meinungen der Gebildeten und in die Sitten und Gewohnheiten des Volkes einzudringen. Daß auch er manche geographische Unkenntniß verräth, darf man ihm freilich nicht verübeln, denn die Engländer wissen nun einmal von Ostindien viel mehr als von Deutschland; man kann ja in England selbst gebildeten Leuten begegnen, die von Hamburg, Danzig und Pillau etwas gehört haben, denen aber das Innere von Deutschland fremder ist, als deutschen Schulknaben Sibirien. So arrivirt es denn auch dem ehrwürdigen G. R. Gleig, daß er in seinem

uns vorliegenden Buche: Germany, Bohemia and Hungary, visited in 1837 erzählt: jede der zehn Provinzen Preußens habe ihre eigene Universität, namentlich sey Königsberg die Hochschule Posens. Wären nun alle Nachrichten dieses Autors so zuverlässig wie diese, so würde freilich in seine Aussagen kein besonderes Zutrauen zu setzen seyn, allein ganz so schlimm steht es nicht mit ihm. In manchen Verhältnissen hat er sich recht gut umgesehen, und wenn wir auch nicht in allen Punkten seinem Urtheile beistimmen können, so ist doch der Abschnitt, welchem er die Ueberschrift: Zustand der Kirche und System der Volkserziehung (in Preußen) giebt, in mehrfacher Hinsicht interessant; theils weil der Verfasser, der hier öfters tadelnd auftritt, um der großen Anerkennung willen, die er im Uebrigen der preußischen Regierung wegen ihren „väterlichen und weisen" Maaßregeln zum Wohle ihrer Unterthanen angedeihen läßt, sich einen Anspruch darauf erwirbt, für unpartheilich gehalten zu werden; theils weil er doch wiederum in seinem ganzen Urtheil den Engländer nicht verleugnen kann, so daß man sich so manches Mal veranlaßt fühlen möchte, ihn zu erinnern, sich doch umzuschauen in seinem eigenen Vaterlande. So schließt er z. B. den bezeichneten Abschnitt seines Buches mit einem merkwürdigen Epilog über die Sonntagsfeier. Wir ehren den Ernst, welchen die Engländer überhaupt in kirchlichen Angelegenheiten an den Tag legen, und wünschen wohl, daß in Deutschland überhaupt, nicht bloß in Preußen, der Sonntag etwas mehr in Ehren gehalten würde, da er allerdings gar oft zu demjenigen Tage gemacht wird, an welchem man sich am Ausgelassensten den Freuden der Welt hingeben zu dürfen meint. Allein in England geht man in dieser Hinsicht denn doch ins Extrem. Gerade den „freien" Sclaven, welche die ganze Woche hindurch, und zwar schon von Kindesbeinen an, in den Werkstätten ihrer Fabrikherren arbeiten müssen, möchte es wohl am Meisten zu gönnen seyn, daß sie an dem Tage des Herrn sich auch eine unschuldige Freude verschaffen. Allerdings erkennt der Autor an, daß die Art der Sonntags-

feier in England — was von manchen andern Dingen auch gelten möchte — nicht die von den Aposteln, sondern vielmehr von den Puritanern überlieferte sey; allein er schaudert bei dem Gedanken, jemals am Sonntage in S. James Park ein Musikchor zu vernehmen, und will doch lieber mit Sir Andrew Agnew's Bill die Feier dieses Tages mit noch mehr Rigeur behandelt wissen. Das Musikchor in S. James Park, welcher nur sehr indirect durch König Jakob I. den Namen nach dem Apostel Jakobus trägt, wäre an sich gewiß etwas ganz Unschuldiges, und es möchte nur Sache einer guten Kirchenpolizei seyn, den Unfug, den eine Versammlung des Volkes in jenem Park mit sich führen könnte, zu verhindern. Es ist gewiß zu wünschen, daß die lärmenden Sonntagsvergnügungen in Deutschland, die der Sittlichkeit so viele Gefahr drohenden Freinächte beschränkt würden, und wir begreifen es sehr wohl, wie ein Engländer, welcher unsere Hauptstädte besucht, (— dieß trifft nicht etwa Berlin allein —) von einem Schrecken erfüllt werden muß, wenn er Zeuge dieses Gewirres ist, oder wohl gar das Unglück hat, in einem Hause zu wohnen, dem gegenüber bis spät in die Nacht die Tanzmusik ertönt und ihm den Schlaf raubt; es geht manchem guten Deutschen auch so. Wenn aber unser Einer nach England kommt, so giebt er durch sein Benehmen am Sonntage gewiß, ohne es auch nur im Mindesten zu wollen, großen Anstoß. Ein Fremder, der am Sonntage nicht zu einer Familie geladen wird, ist in der That recht übel daran, denn die Gasthäuser sind geschlossen, und wenn er dann mit seines Gleichen zusammenkommt und man in deutscher Weise heiterem Gespräche obliegt, so mag man zusehen, daß nicht die Hausfrau befremdlich fragt: „was das denn eigentlich für Leute seyen, welch christlichem Glauben sie angehören“? Wenn man aber auch im Kreise einer Familie den Sonntag zubringt, so ist's zum Sterben langweilig, denn da wird immer das eine und dasselbe Bilderbuch von Anfang bis zu Ende besehen, kein Fortepiano aufgemacht, man sitzt und langweilt sich und bildet sich ein,

damit Gott einen Dienst gethan zu haben. Wenn man dann aber nach Hause geht, ist man trotz aller strengen Sonntagsfeier nicht sicher, dem gewöhnlichen Unfuge einer großen sittenlosen Stadt zu begegnen.

Doch wir haben unserm Gaste selbst in seiner Heimath einen Besuch abgestattet, während wir seinen Beobachtungen über Preußens kirchliche Verhältnisse folgen wollten. Ueber diese fällt er ein sehr ungünstiges Urtheil; wir sind nun zwar keineswegs diejenigen, welche dieselben gerade in dem rosenfarbensten Lichte erblicken, können indessen dem Autor, obgleich er manche einzelne treffende Bemerkung macht, in seinem Urtheile nicht in allen Stücken beistimmen. Er sagt zunächst im Allgemeinen: „Ich habe die preußische Regierung als väterlich und weise im eigentlichen Sinne des Wortes geschildert; ohne Zweifel ist sie streng und wenig dazu geneigt, anders zu werden; aber sie hat den Willen und ist eifrig darum bemüht, den Wohlstand des Volkes zu befördern, indem sie der Industrie die freiesten Canäle öffnet und die Verbreitung von Kenntnissen unterstützt. Ich wünschte mich in der Lage zu befinden, hinzufügen zu können, daß die nämliche Umsicht sich in den Maaßregeln kund gebe, die man zu dem Zwecke, um das Volk sittlich und religiös zu machen, eingeschlagen hat. Ich möchte hier aber nicht mißverstanden werden; fern ist es von mir, die preußische Regierung zu beschuldigen, daß sie die Religion herabwürdige, oder zu behaupten, das Volk in Preußen sey ganz und gar verderbt, im Gegentheile bin ich der Meinung, daß die Absichten der ersteren durchaus rein und heilsam sind, und daß das Letztere im Ganzen genommen noch eben so sittlich ist, wie seine Nachbarvölker." Hierauf theilt der Verfasser ein Gespräch mit einem Manne mit, den er wegen seiner Stellung in Berlin für einen sehr competenten Richter über diese Verhältnisse hält. Wer dieser Mann sey, wagen wir zwar zu vermuthen, indessen man kann sich in solchen Dingen

leicht irren; darum begnügen wir uns, unsern Lesern das Gespräch selbst mit dem Bemerken darzubieten, daß der reisende Engländer ein Paar mit Leichtfertigkeit hingeworfene Phrasen als Wahrheiten annimmt, die zur Charakteristik Berlins und der ganzen preußischen Monarchie dienen sollen. Jener Herr sagt also dem Reisenden: „Berlin ist der Schauplatz steter Intriguen! wir sind Alle zwar nicht Trunkenbolde und Spieler, aber wir intriguiren Alle! Vom Prinzen bis zum Bauer haben wir jeder seine affaire d'amour und sind wenig darum bekümmert, wenn es auch die ganze Welt weiß. Hinsichtlich der übrigen Gegenden Preußens vermag ich weniger ein competentes Urtheil zu fällen, aber es ist begreiflich, daß das, was von der Hauptstadt gilt, eben so auch in den Provinzen seine Stelle findet." Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir dieß Urtheil für sehr oberflächlich erklären; es läßt sich allerdings gegen die Unsittlichkeit Berlins manches gegründete Wort sagen, aber man kann nicht behaupten, daß das heutige Berlin wirklich von dieser Beschaffenheit sey. Die oft höchst kläglichen und sentimentalen affaires d'amour sind viel mehr in den niedern als in den höhern Volksklassen zu Hause und jene Stufenleiter der Intrigue paßt auf die preußische Hauptstadt nicht im mindesten. Der Engländer war erstaunt über die ihm gegebene Auskunft und forschte nach den Ursachen, die diesen Zustand der Dinge herbeigeführt hätten und wieß seinen Freund auf die Nachtheile der leichten Trennung der Ehen hin. Dieser aber war der Meinung, daß „es besser sey, daß die Ehe leicht gelöst werde, als daß zwei Leute mit einander unglücklich leben sollten." Unsere Leser sehen, daß der arme Engländer in der That an einen Mann gekommen war, der sich auf der höchsten Stufe der abgeklärtesten Aufklärung befunden hat, und bitten sie, die gebildete Welt Berlins nicht nach diesem beurtheilen zu wollen, da es daselbst nicht nur nicht an Männern fehlt, welche die Mängel der preußischen Gesetzgebung in Ehesachen auf das tiefste empfinden, sondern vielmehr die Regierung

selbst sehr darauf bedacht ist, dem großen Mißstande in dieser Hinsicht abzuhelfen. Der wißbegierige Engländer forschte weiter, ob denn im Lande kein religiöses Princip herrsche, welches den lasterhaften Neigungen der Menschen eine Schranke setze? „O ja,“ antwortete der Berliner Freund, „wir sind ein sehr religiöses Volk; sehen Sie nicht in jeder Gemeinde eine Kirche? aber unsere Religion kümmert sich um solche Dinge nicht und wir würden bald mit ihr unzufrieden seyn, wenn sie es thäte.“ „Aber Ihre Geistlichkeit,“ fuhr der Fremde fort, „hat sie denn nicht Ansehen genug, durch ihr Beispiel zu wirken, wenn auch ihr Wort sich keinen Anklang verschafft?“ „Unsere Geistlichen,“ antwortete er lächelnd, „nun ja, die sind auf ihre Art recht gute Leute, aber Niemand schenkt dem, was sie thun oder reden, auch nur die mindeste Aufmerksamkeit.“ „Ja wird denn aber das Evangelium, worauf Ihre Religion gegründet zu seyn behauptet, ganz und gar für Nichts geachtet?“ Der Berliner lächelte wiederum und sagte: „die Evangelien werden keineswegs bei uns gering geachtet; wir geben Alle zu, daß das Sittengesetz, welches sie lehren, vollkommen ist, allein wir bekennen nicht, dadurch uns leiten zu lassen.“ Durch dieses Gespräch wird zwar nicht der religiöse Zustand der ganzen preußischen Monarchie charakterisirt, allein, wie leider nicht geleugnet werden kann, die Denkweise einer nicht geringen Zahl von Leuten.

Folgen wir dem Caplan Gleig in seinen weitern Betrachtungen über diese Verhältnisse, so nehmen wir wahr, daß er seinen Tadel vorzüglich gegen zwei Punkte richtet, einmal nämlich darauf: daß Preußen die Confession keiner — wie er sich ausdrückt — Secte zur Staatsreligion erhoben habe und sodann darauf: daß es die Geistlichen nicht besser bezahle. — Indem der Verfasser den ersten Punkt weiter ausführt, macht er so manche practisch richtige Bemerkung und weist auch nach, wie sich die Dinge in Preußen historisch gebildet haben, allein er vergißt, daß der Protestantismus in Deutschland, in neuerer

Zeit wenigstens, die Idee, daß außer seiner Lehre kein Seelenheil sey, ganz aufgegeben hat, und demgemäß consequenter Weise auch in den politischen Verhältnissen eine solche Ausschließlichkeit, wie der Verfasser sie verlangt, nicht haben kann; er vergißt ferner, daß, wenn dem auch so wäre, durch ausdrückliche Gesetze und Verträge für ganz Deutschland die politische Gleichstellung der christlichen Hauptconfessionen erfolgt ist. Der Zustand Deutschlands ist in diesem Stücke freilich ein ganz anderer als der Englands, wo es in dem hochkirchlichen Prayer book noch bis auf den heutigen Tag heißt: God have mercy upon us, protect our holy catholic church; der Zustand Deutschlands ist aber auch wiederum ein ganz anderer, als der der vereinigten Staaten von Nordamerika, wo allerdings alle separatistischen Secten gleiche Rechte haben. Wir haben bei uns nicht die Duldsamkeit, wie sie jenseits des Oceans, und nicht die Unduldsamkeit, wie sie auf der Insel Albion herrscht. Dafür ein kleines Beispiel aus dem Volksleben: „Mr. Harbidge is a very honourable man; but he is a dissenter", antwortete ein hochkirchlicher Schuhmacher in London, als sich Jemand bei ihm darüber aufhielt, daß der Schneider einen Rock nicht ganz ordentlich gemacht habe. Was nun aber Preußen anbetrifft, so ist es freilich wahr, daß es hier an der Aufsicht über den Glauben fehlt, allein dieß ist das Loos des Protestantismus in allen Ländern, und der englische Geistliche möge sich über den Zustand seines eigenen Vaterlandes nicht täuschen; wer weiß ob dort jeder der neun und dreißig Artikel noch neun und dreißig Jahre zählen wird.

In neuerer Zeit sind bekanntermaßen auch in Preußen mancherlei Anstalten getroffen worden, um eine Glaubens- und Ritusnorm festzustellen. So weit dieß die Vereinigung der beiden getrennten Religionspartheien anbetrifft, so kann man eben nicht behaupten, daß es sehr zur Befestigung des Dogmas beigetragen hat, im Uebrigen liegt aber, nachdem einmal die Vereinigung wenn auch nicht ganz, so doch zum Theil (— der englische Autor bemerkt: der Unterschied zwischen Lutheranern

und Reformirten sey bereits ganz vergessen —) durchgeführt worden war, diesem Streben, den Unirten eine gemeinsame Glaubensnorm und Liturgie zu geben, das sehr richtige Gefühl zum Grunde, daß der gänzlichen Auflösung entgegengearbeitet werden müße. In dieser Hinsicht bemerkt unser Autor: „Denn wo es kein, durch höhere Autorität festgestelltes Glaubensbekenntniß und keine Liturgie giebt, nach deren Geist der Gottesdienst des Volkes geleitet werden soll, da ist auch nirgend eine Gewalt, welche feststellen könnte, was der Glaube der Kirche seyn soll, und was nicht. Bischöfe, Superintendenten Synoden und geistliche Gerichtshöfe mögen im Stande seyn, den unsittlichen Wandel der Geistlichkeit zu zügeln oder zu strafen, aber indem sie keine anerkannte Richtschnur haben, nach welcher die Meinungen geprüft werden können, wie sollen sie sich um die Lehren der Menschen kümmern können? Und wenn eine Kirche in ihrer Lehre von der Einfalt des Evangeliums abfällt, wie können wir uns wundern, wenn die Regeln der Sittlichkeit ebenfalls verfälscht werden! Ich habe gewagt, zu sagen, daß Preußen kein religiöses und sittliches Land sey. Ich will den Leser an einige Wahrheiten erinnern, welche diesen in Rede stehenden Punkt kund geben und er wird gewiß mit mir übereinstimmen, daß ein anderes Resultat nicht zu erwarten war. Wer sich die Mühe geben will, die Geschichte des Protestantismus in Deutschland während der letzten achtzig oder neunzig Jahre zu erforschen, wird finden, daß das Schauspiel, welches sich hier dem Auge des Christen darbietet, traurig genug ist. Während dieser Zeit hat eine große Zahl Reformations-Theologen nicht bloß für sich selbst allen Glauben an den göttlichen Ursprung des Christenthums verworfen, sondern auch mit einem Eifer, der einer bessern Sache werth gewesen wäre, daran gearbeitet, ihre eigenen gefährlichen Meinungen Andern einzuflößen. Von den Cathedern der Universitäten, welche sie eine Zeitlang als Monopol in Beschlag genommen hatten, so wie in den Blättern der einflußreichsten, literarischen und theologischen Journale, die

fast ausschließlich unter ihrer Aufsicht standen, sprachen die Rationalisten, wie sie sich selbst nannten, unaufhörlich ihre Verachtung über diejenigen aus, und machten Alle lächerlich, die ihren Glauben an besondere Offenbarungen bekannten; ja die Kanzel selbst wurde durch sie und ihre Schüler eine Quelle, aus welcher ohne Unterbrechung die Wasser hervorsprudelten, welche Alles zerfraßen, wohin sie flossen. Zudem war die Masse an Gelehrsamkeit, welche sie zur Unterstützung ihrer unheiligen Arbeit herbeibrachten, unleugbar eben so groß, als ihr Talent, womit sie ihre Lehrsätze dem Geschmacke und der Fassungsgabe der verschiedenen Classen der Gesellschaft accomodirten, staunenswerth. Kein Wunder, daß die Consequenz davon ein speculativer Unglaube war, welcher als nothwendiges Resultat eine völlige Auflösung aller sittlichen Bande und Pflichten des geselligen Lebens herbeiführte." Wir wagen nicht hier durchaus zu widersprechen.

Was den zweiten Punkt anbetrifft, daß Preußen die Geistlichen nicht hinlänglich bezahle, so leitet dieß der englische Autor zunächst aus derselben Erscheinung her, daß es keine Staatskirche habe, und daher auch sogar katholische Geistliche besolde, und nicht genug für die protestantischen übrig behalte. Das erscheint ihm, als anglikanischem Caplan, ganz unbegreiflich; es wäre überflüßig, auf die wohlbekannten, juristisch begründeten Verhältnisse, wie sie in dieser Hinsicht in Preußen bestehen, weiter einzugehen. Ebenso ist es aber auch auf der andern Seite bekannt, woher der Reichthum der anglikanischen Kirche herrührt; nicht minder bekannt, daß die armen Vicarien, nicht bloß der von Wakefield, nicht gerade an Ueberfluß leiden, während die Pfarrer sich häufig um ihre Gemeinde nicht kümmern. Wenn ein deutscher Geistlicher hin und wieder sein kleines Feld selbst bestellt und in seinem Garten das Unkraut ausjätet, so möchte dieß parabolisch besser geeignet seyn, ihn an seine Pflichten zu mahnen, als wenn er in gelbledernen Beinkleidern und Reiterstiefeln einherginge, eine Koppel Hunde bei sich führte und der Fuchsjagd obläge.

Die Armuth der protestantischen Geistlichkeit in Deutschland hat zum großen Theile ihren Grund in der Aufhebung des Cölibats; eine ganze Familie läßt sich schwerer ernähren, als ein Einzelner, und gerade je weniger der Geistliche braucht, desto unabhängiger ist er, und kann um so leichter seinen Pflichten nachkommen. So sagte ein protestantischer Geistlicher, welcher in seinem Herzen der Union, welche in Preußen eingeführt wurde, sehr abgeneigt war: „ich habe eine Frau und eilf Kinder, was will ich machen, ich muß mich uniren.“ Wenn viele so gedacht haben, so ist es begreiflich, warum bis zum Jahre 1832 in Preußen von 7782 Kirchen 7750 die Union angenommen haben. Doch kehren wir zu unserm anglikanischen Geistlichen zurück, so hat er bei seinem, vermuthlich respectabeln Einkommen gut reden über die Wassersuppe der deutschen Pfarrer und über die nicht comfortable Einrichtung ihrer Häuser. Hören wir ihn aber selbst eine deutsche Pfarrerwohnung schildern; man merkt freilich seiner Beschreibung bei jedem Worte an, wie sie recht eigentlich für Engländer gemacht ist, um ihnen die deutsche Armseligkeit recht anschaulich zu machen; indessen manche ihrer Züge sind, wie man nicht in Abrede stellen kann, treffend und wahr:

„Das Pfarrhaus stand dicht neben der Kirche; es war ein schreckliches altmodisches Gebäude, vorne ein gepflasterter Hof, hinten ein Blumen- und Obstgarten. Die Mauern waren feucht, und sie sowohl als die Dachsteine gaben Zeugniß, daß eine bessernde Hand sie selten berührt, auch war der Hof weder rein noch gut gehalten. Als ich eintrat, traf ich zwei Frauenzimmer, eine ältere und eine jüngere, welche mit der Fütterung des Federviehes beschäftigt waren. Beide waren sie auf das Dürftigste gekleidet, als ob sie dergleichen Arbeiten längst gewohnt; natürlich nahm ich an, daß sie die Mägde des Pfarrers seyen. Allein ich irrte mich; die eine war seine Frau, die andere seine Tochter und da der gute Mann sich außer einem kleinen Mädchen keine Magd hielt, so mußten jene alle niederen Dienste der Haushal-

tung verrichten. Ich trat hinein; deutsche Häuser sind überhaupt nicht das, was wir „wohl meublirt“ nennen würden; das heißt, man darf selbst in den Pallästen des Adels Decken auf dem Hausflur oder überhaupt irgend einen Anstrich von Luxus nicht erwarten; dieser arme Mann schien aber kaum überhaupt nur einige Meubles zu haben. Sein Zimmer — und es war ziemlich geräumig — enthielt einen Kasten mit Schubladen, einen runden Tisch, ein Paar Stühle mit hölzernen Sitzen und einen thönernen Ofen. Eben hatte er sein Mittagsessen beendet, denn es war ein Uhr, und die Ueberreste der Mahlzeit standen vor ihm; nämlich eine große Terrine mit der dünnsten Suppe, Etwas, was ich irrthümlich für süße „Dumplings“ *) hielt, ein Stück Rindfleisch in Fetzen zerschnitten und eine Schüssel mit Sauerkraut. Sein Getränk war ein Krug mit Bier, auch hatte er bereits seine Pfeife im Munde. Der gute Mann bat mich Platz zu nehmen und antwortete mir freundlich auf meine Fragen. Ich habe es vergessen, wie hoch sich gerade das Einkommen seiner Pfarrei belief, nur so viel entsinne ich mich, daß es unbegreiflich klein war, aber er versicherte mich, daß eine Mehrzahl seiner Amtsbrüder noch viel weniger hätten und daß er zufrieden sey, denn mein Garten, sagte er, ist sehr ergiebig und ich bin stark genug, ihn selbst zu bestellen. „„Haben Sie denn aber gar keine Gesellschaft?““ sagte ich, „„und ist ihre Gemeinde aufmerksam und freundlich gegen Sie?““ „„Ich habe mich über Nichts in der Gemeinde zu beklagen, antwortete er; die Leute besuchen die Kirche ziemlich fleißig und wenn ich sie am Sonntag Abend im Wirthshausgarten treffe, so raucht man sein Pfeifchen recht gemüthlich zusammen. Im Ganzen sehen wir aber nicht viel von einander.“

---

*) Wir haben kein deutsches Wort, welches dieses Product der englischen Kochkunst ganz wiedergäbe; es ist eine Art kleiner Mehlpudding; die bayerische Küche würde es in die Kategorie der Nudeln stellen.

In diesem Pfarrer hat der Verfasser allerdings ganz richtig eine Classe gutmüthiger und harmloser protestantischer Landgeistlichen gezeichnet, allein keineswegs kann man behaupten, daß dieß noch gegenwärtig der Typus für alle Männer dieses Standes in Preußen sey. Die Darstellung, welche der Engländer giebt, bleibt daher doch immer nur einseitig und wir vermissen ganz und gar ein tieferes Eingehen in die verschiedenen religiösen Richtungen, welche sich in Preußen geltend gemacht haben. Daß er Hengstenberg und Neander als die Repräsentanten einer gläubigeren Tendenz in dem Protestantismus nennt, kann hier noch keineswegs genügen, ohnehin da diese beiden Männer denn doch auch nicht mit einander so ganz vollkommen über Alles im Glauben einverstanden sind. Es wäre gewiß auch für des Reisenden Landsleute sehr interessant gewesen, wenn er die höchst mannigfachen religiösen Richtungen näher charakterisirt hätte und schon Berlin allein würde ihm hinlänglichen Stoff zur Beobachtung dargeboten haben, wenn er nur einige andere nähere Bekanntschaften als mit jenem seinem Berliner Freunde gemacht hätte. Er würde dann wahrgenommen haben, wie die dortigen Theologen heutigen Tages sich wegen ihrer Dogmen ebenfalls ziemlich unfreundlich gegenüberstehen, wie dieß unter den Anhängern der verschiedenen medizinischen oder juristischen Schulen der Fall ist; nur in einem Punkte sind diese Herren meist Alle *einer* Gesinnung, wie die Franzosen aller Farben in Betreff der Rheingränze, nämlich in ihrer Feindschaft gegen die katholische Kirche. Es wäre gewiß auch des Vergleiches halber sehr interessant für England gewesen, wenn der anglikanische Geistliche Gelegenheit gefunden hätte, einem pietistischen Conventikel beizuwohnen; er hätte dann wenigstens ein viel farbenreicheres Bild von dem kirchlichen Leben in Preußen geben können, aber von allem dem enthält sein Buch Nichts und nur gelegentlich eingestreut die eine schon vorhin hervorgehobene Bemerkung: der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten sey *vergessen*. Wie wenig er *vergessen*

ist, davon geben die zahlreichen Auswanderungen der Altlutheraner aus Preußen Zeugniß und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn Wittenberg selbst eine Colonie für Amerika lieferte.

Mit dem kirchlichen Leben eines Landes steht die Volkserziehung natürlich im nächsten Zusammenhange und so wird denn auch unser Autor auf diesen Gegenstand geführt; er behandelt denselben, auf Cousins Vorarbeit verweisend, nur sehr kurz. Er charakterisirt das System des öffentlichen Unterrichts in Preußen vorzüglich dahin, daß er hervorhebt, wie das Gesetz auf eine etwas militärische Art den gesammten Gang des Unterrichts auf das Genaueste vorschreibe, daß eben dieser Unterricht durch die ganze Monarchie hindurch auf eine sehr maschinenmäßige Weise betrieben werde, wobei nicht zu leugnen sey, daß die Räder dieser Maschine im Ganzen gut in einander griffen. Indessen, daß der öffentliche Unterricht durch landesherrliche Verordnungen regulirt wird, ist nicht bloß eine Eigenschaft der Volkserziehung in Preußen, und wir halten dieß auch keineswegs für einen besondern Uebelstand, es kommt nur darauf an, daß diese Gesetzgebung den rechten Weg einschlägt. Hier müssen wir freilich dem Verfasser darin Recht geben, daß das religiöse Element bei dem ganzen Unterrichte in Preußen eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Allein dieß ist überhaupt die kranke Seite unserer Zeit; an der Unwirksamkeit jenes religiösen Elements laborirt nicht bloß die Schulerziehung, sondern vielmehr die häusliche Erziehung. Durch denselben Schulunterricht gehen Kinder aus verschiedenen Familien hindurch; der Eine tritt als ein religiöser, der Andere als ein irreligiöser Mensch in die Welt; dieß dankt der Einzelne in der Regel — Ausnahmen giebt es freilich — seinen Eltern. Wo es an der häuslichen Erziehung hinsichtlich der Religion fehlt, da kann die Schule allein nicht gar viel helfen; daher ist es wohl im höchsten Grade wünschenswerth, daß die Kirche frei sich bewegen könne, um die Seelen der Menschen zu gewinnen, und daß ihre Segnungen wiederum in viele Fami-

sten zurückkehren möchten, von denen sie weichen mußten. Ganz vorzüglich wichtig ist gerade in dieser Hinsicht die weibliche Erziehung; ein Mensch, der eine fromme Mutter gehabt, die ihm einen kirchlichen Zehrpfennig auf die Wanderschaft durchs Leben mitgegeben hat, kehrt doch, so weit er auch irre gegangen seyn mag, wiederum zurück. Die Mütter also sind es, auf die es wesentlich ankommt; was soll aber aus den künftigen Generationen werden, wenn in den Mädchen, von Kindheit an, kein Glaube erweckt wird, wenn sie auf allerhand gesellige Kunstfertigkeiten dressirt werden und innerlich Alles hohl und leer ist, wenn sie französisch parliren aber mit Gott nicht zu reden wissen, wenn sie sich zu putzen und zieren verstehen, ihre Seele aber jeden Schmuckes entbehrt, wenn sie auf Bälle gehen (die freilich den unschuldigen Namen Kinderbälle führen), aber für ein Werk der Barmherzigkeit nicht Hand noch Fuß bewegen! Das sind die Mängel der Volkserziehung, und wenn der Anglikaner dergleichen auch in Preußen gefunden hat, so hat er nicht unrichtig gesehen. Das Uebel ist aber etwa nicht bloß dort, sondern auch anderwärts, ohne daß die Regierungen davon die Schuld trügen, denn es liegt weit tiefer, es liegt in dem krankhaften Zustande unserer Zeit, es liegt an der verderblichen Aussaat vergangener Jahrhunderte.

Was nun aber den Unterricht im Uebrigen anbetrifft, so wird Jedermann der preußischen Regierung darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihre Schulanstalten von der Art sind, daß man auf denselben etwas Tüchtiges lernen kann.

Insbesondere wird man zugestehen, daß der gelehrte Unterricht in einer Weise ertheilt wird, daß die Gymnasialschüler, wenn es anders nicht an ihnen liegt, hinlänglich gebildet die Universität beziehen. Allein man darf es sich nicht verhehlen, daß gerade in diesem Punkte zu weit gegangen wird; die Lehrgegenstände sind zu mannigfach, und für die Ausbildung des Körpers, so wie des Herzens, wird zu wenig gethan. Wenn z. B. junge Leute von achtzehn Jahren

in der Mathematik bis zur Integral- und Differenzialrechnung, in der Schule selbst die Classiker: Cäsar, Curtius, Livius, Cicero, Virgil und Horaz, Xenophon, Demosthenes, Thucydides, Homer, Euripides, Sophocles und Pindar lesen, und außerdem noch zur häuslichen Lectüre anderer Autoren angehalten werden, und wenn es, außer der übrigen wissenschaftlichen Ausbildung, in der Geschichte und Geographie, in der Muttersprache u. s. w. auch an vielen andern häuslichen Arbeiten nicht fehlen darf, so können sie zwar ihren Lehrern für die ihnen überlieferten Kenntnisse von ganzem Herzen dankbar seyn; allein es wird ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, es in ihrem spätern Leben zu empfinden, daß dieß Wissen doch mit fast zu großen Opfern erkauft sey. „Das Knabenalter wird durch den theils nöthigen, theils nützlichen Unterricht oftmals auf eine Weise gedrückt, die man sich zwar im gelehrten Stande zu verhehlen sucht, die aber anderwärts auffällt, und wobei Muth, Entschlossenheit, Gewandheit, Eigenthümlichkeit, Körperbildung und geistige Production wesentlich leiden". Diese sehr wahren Worte Herbarts hat sich eine kleine Schrift des Oberlehrers P. J. Seul zu Coblenz zum Motto gewählt. Sie führt den Titel: „Ueber die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des höheren Schulwesens in Preußen; ein Beitrag zur Würdigung der Schrift des Hrn. Dr. Lorinser „„zum Schutze der Gesundheit in den Schulen"". In dieser Schrift sind nicht nur die Gebrechen des preußischen Schulwesens gründlich auseinandergesetzt, sondern auch sehr beherzigenswerthe Vorschläge zur Verbesserung derselben gethan, weshalb wir es uns zu einer Angelegenheit machen, dieses Büchelchen unsern Lesern, die für diesen Gegenstand sich interessiren, zu empfehlen. Insbesondere macht der Verfasser aufmerksam auf das jetzt so vorherrschende realistische Streben, das so mächtig ist, daß man unwillkührlich mit ihm erinnert wird an jene Frage: „Wohin mit der Leiche deines Vaters"? und die Antwort: „Dahin, wo sie am Nützlichsten ist — aufs Feld als Dün-

ger“. Er weist ferner darauf hin, daß die Schule doch so viele unpraktische Leute erziehe, wie ein ausgezeichneter Lehrer der Forstwissenschaft bemerkte: am Besten kann ich diejenigen brauchen, welche das dritte Zeugniß haben; Nro. 2 geht noch, aber wenn wir lauter Herren mit Nro. 1 bekommen, so haben wir in wenig Jahren keine Wälder mehr.

Würde es uns zu weit führen, hier näher auf das Einzelne der angeführten Schrift einzugehen, so möge doch auf den Punkt noch hingewiesen werden, welchen der reisende Engländer besonders hervorgehoben hat, nämlich auf den Mangel der religiösen Ausbildung. Hierüber sagt der deutsche Autor:

„Der Religionsunterricht an den Gymnasien dehnt sich über die ganze Glaubens- und Sittenlehre aus und umfaßt in seinen Beweisen einen großen Theil der philosophischen Disciplinen, insbesondere Psychologie, Logik, Anthropologie und Metaphysik, greift tief in die Geschichte der Völker, ruft die Beweise aus der Natur für sich an, trägt die heiligen Lehren selbst vor, lehrt die christliche Denk- und Handlungsweise, fügt auch den letzten Jahren der Geschichte die Entwicklung des Christenthums und der Kirche hinzu, und damit sollte man denken, müßte doch die geistige Macht nach dem Göttlichen in den Schülern hinlänglich erstarken, um auch im Leben es zu bewahren. Allein der Erfolg entspricht nicht den Bemühungen. In dem schlichten Bürger- und Bauersmann ist die Macht des Glaubens viel größer und reger als in Studirten oder gar Gelehrten. Also vergebens sind die wissenschaftlichen Bemühungen, so allein und abgerissen da stehend von der Uebung des Glaubens. Das Wissen vermag nicht Glauben zu werden, kann ihn so betrieben eher stürzen, als erwecken. Haben wir doch gezeigt, daß einer, welcher eine Sprache weiß, sie noch lange nicht kann. Dieses hier ist von höherer Art, und doch darauf anwendbar. Jedes Können, jede Fähigkeit oder gar angewandte, größere Thätigkeit muß in diesem zeitlichen Leben geübt werden.

Habe Jemand noch so große Anlagen zur Malerei, mag er noch so genau die Regeln des Zeichnens und der Schattirung lernen, ohne Uebung wird er kein Maler. Wollte Jemand bestrebt seyn, ein Weiser zu werden, indem er die größte moralische Kraft und hohe Intelligenz besitzt, übt aber seine Principien nicht aus, er wird im Leben nicht als Weiser erscheinen. Wisse Jemand auch alle Geheimnisse Gottes und beuge sich nicht täglich vor ihnen, was wird die Folge seyn? Er wird gleichgültig gegen sie bleiben. So auch mit der Macht des Glaubens, der Macht der geistigen, religiösen Kräfte. Sie sind, wie wir gesehen haben, die stärksten im Menschen; er kann sie aber im Gewirre des Lebens vergessen, auch wohl absichtlich niederhalten. Wollen wir also dieses Edelste in unserer Jugend lebendig machen und zu ihrem nnd der Welt Segen lebendig erhalten, so muß weniger Unterricht und mehr Uebung dieser Kräfte in unsern Schuleu sichtbar werden. Namentlich bei den heiligen Handlungen des Empfanges der heil. Sacramente, insbesondere des heil. Abendmahles, sollten sie da nicht durch ein- und zweitägige eindringliche Betrachtungen zu dem gebührenden Ernste vorbereitet werden? Sollten sie nicht täglich solchen Gottesdienst haben, worin mit ihnen von Herzen gebetet und Betrachtungen angestellt würden? Sollten nicht wenigstens wie es sonst immer war, die Unterrichtsstunden mit Gebet eröffnet und damit jene höhere Stimmung in die kindlichen Gemüther gebracht werden, auf welche auch der Ernst wissenschaftlicher Bemühungen viel besser paßt, als auf ein ganz ungesammeltes Gemüth? Solche Uebungen mit dem rechten Wissen um diese Dinge verbunden, würde einen den Bemühungen in dieser Beziehung entsprechenden Erfolg sichern und für die sittliche Zucht und Haltung der ganzen Schule und über dieselbe hinaus eine gute Basis legen."

Dem können freilich auch wir nur aus vollem Herzen beistimmen, müssen aber wiederholen, daß die Wirksamkeit der Schule wesentlich durch diejenige Erziehung bedingt ist, welche die Kinder außerhalb der Schule erhalten. Möchten doch

alle Eltern und Erzieher die große Verantwortlichkeit fühlen, die gerade in dieser Hinsicht auf ihnen liegt; aus ihren Händen wird Gott die Seelen der Kinder dereinst fordern! —

XLIX.

Briefliche Mittheilungen

aus Eichstädt und Cleve.

Eichstädt 15. April. Unser hochwürdigster Bischof benützt mit rastlosem Eifer seine jugendliche Kraft zum Dienste des Herrn und Seiner heiligen Kirche. Nach allen Richtungen wendet sich sein sorgsamer, mit bewunderungswürdiger Klarheit und Schärfe überall eindringender Blick, und Segen sprießt allenthalben unter seinen pflegenden Händen hervor. Allen Ständen, allen Klassen der Bewohner seiner Diöcese giebt er sich mit gleicher Liebe hin. Die Protestanten gewinnt er durch seine sich nie verleugnende Freundlichkeit und Milde, die Katholiken belebt und erwärmt er mit echt apostolischem Geiste durch Wort und Beispiel und den wahrhaft erbauenden Gebrauch der ihm übertragenen göttlichen Gewalten. Den Unterricht und die Heranbildung der Jugend zu christlicher Gesinnung und Sitte hat er sich vor Allem angelegen seyn lassen. Das Knabenseminar, das er von den zahlreichen Beiträgen seiner, der Stimme ihres Hirten eifrig entgegenkommenden Diöcesanen gegründet und nach den Vorschriften des tridentischen Kirchenraths eingerichtet hat, blüht zu den schönsten Hoffnungen heran. Die Mädchenschulen, unter der Leitung der Benedictiner-Nonnen im Kloster der heiligen Walburga, lohnen bereits mit den erfreulichsten Früchten die Bemühungen des Bischofs, der sie gründete. Die Erwachsenen werden durch seine häufigen Kanzelvorträge, deren Gegenstand während der jüngsten Fasten die Lehre von der Kirche war, belehrt und ermahnt, und diejenigen, die sein Wort zur Einkehr in sich selbst und zur Gottseligkeit geweckt hat, fanden ihn jeden Sonntag Morgens von sechs bis neun Uhr im Beichtstuhle bereit, ihnen aus dem Gnadenschatze Unsers Herrn zu spenden, und sie mit seinen reichen Kenntnissen und Erfahrungen in der Seelenführung auf dem Wege des Heiles zu unterstützen. Der Hauptgegenstand seiner Sorge und das vorzüglichste Augenmerk seiner nie nachlassenden Thätigkeit ist aber,

wie billig und recht, sein Klerus. Mit Ernst und Milde arbeitet er ohne Unterlaß auf dessen Belehrung und Ermunterung hin. Vieles ist bereits bewirkt und erzielt worden; mit einer umfassenden, durchgreifenden Maaßregel ist er aber jetzt beschäftigt, die hoffentlich vom besten Erfolg seyn wird. Er hat aus den Verordnungen seiner Vorfahren im Amte, über das Verhalten der Geistlichen, Alles gesammelt, was, obwohl unerläßlich, durch die Ungunst der Zeiten allmählig in Vergessenheit und außer Uebung gekommen war, hat es, nach dem jetzigen Bedürfnisse seiner Diöcese, aus den allgemeinen Vorschriften der Kirche ergänzt und den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßt, und daraus nun neue Statuten gebildet, die er gegenwärtig seinem Clerus in feierlicher Weise verkündet. Er reiset zu dem Ende, in Begleitung eines Domcapitulars und eines Vicars des Kapitels, von Decanat zu Decanat. In der Pfarrkirche des Decans hält er, nach vollbrachtem heil. Meßopfer, und nachdem die Kirche von den Laien geräumt worden, mit Infel und Stab den versammelten Geistlichen des Sprengels eine feierliche, möglichst eindringliche Anrede über die Pflichten ihres Standes und die Folgen ihrer Verletzung. Darauf läßt er nach einem alten, für solche Gelegenheiten in der Kirche hergebrachten Ritus die Verkündigung seiner Statuten vornehmen, und nachdem er jeden Artikel derselben noch besonders erläutert und eingeschärft, empfängt er von den Versammelten das Handgelübde auf deren getreue Beobachtung, und läßt sie dasselbe Versprechen auch noch zu Protokoll unterzeichnen. Es steht zu hoffen, daß der eifrige, das persönliche Eingreifen und Wirken nirgend scheuende Bischof damit, wenigstens bei dem grössern Theile des Clerus, seine Absicht erreichen werde. Von Vielen wird sein Streben mit warmer Liebe aufgefaßt und eifrig unterstützt. Der erste Verkündigungsact, der in Monheim vorgenommen wurde, soll einen tiefen Eindruck hervorgebracht haben.

Folgende nähere Aufklärungen werden uns über die beklagenswerthen Auftritte in Cleve eingesendet. Sie zeigen aufs Neue, wie unumgänglich nothwendig es sey, daß man endlich jeder confessionellen Begünstigung entsage und über die Provinzialbehörden selbst streng wache, daß ihr Betragen keine Veranlassung zu Klagen gebe. In der Sache Beckers war einer der Hauptankläger ein Polizeicommissär, von dem man uns schreibt, daß er schon einmal genöthigt worden sey, Ehrenbreitenstein zu bewohnen. Hier spielt abermal ein Polizeicommissär eine Hauptrolle. Da man in Münster hinsichtlich eines Gedichtes mit unnachsicht-

licher Strenge verfahren, so steht im Interesse der Gerechtigkeit zu erwarten, daß man bei der über jene Vorfälle eingeleiteten Untersuchung auch dies andere Gedicht, das den gereizten Gemüthern dazu Veranlassung gegeben, nicht davon ausschließe, damit man erfahre, wo es gedruckt sey und mit welcher Censur. Wenn es nun auch, wie sich aus dem nachfolgenden Schreiben ergibt, höchst ungerecht ist, anzunehmen, daß eine ganz unbedeutende Aeußerung des Caplans über jene Schrift Schuld an dem Straßenunfug gewesen sey, dessen Grund vielmehr in der steigenden Mißstimmung liegt, so wäre doch auch andererseits zu wünschen, daß man sich auf der Kanzel aller dergleichen Beziehungen enthielte, da sie einmal nicht dahin gehören, und zweitens ein vorsichtiges Benehmen von Seiten der Geistlichkeit nie nothwendiger war, als gerade jetzt. —

Cleve am 27. März. In der vorletzten und letzten Nacht waren wir hier Zeugen von bürgerlichen Unruhen der betrübendsten Art. Bekanntlich ist unsere Stadt und Umgegend fast ganz katholisch. Von Cleve's 8500 Einwohnern sind nur 1600 Protestanten, welche zum größten Theile erst seit der letzten Besitznahme von Preußen hier ansässig wurden. Von den weltlichen Behörden sind die meisten protestantischer Confession. Das Gymnasium ist im Lehrerpersonal und Einrichtung ganz protestantisch, mit Ausnahme des Lehrers der Mathematik; die Schüler dagegen waren früher, bis auf wenige, alle katholisch; jetzt, nachdem endlich auf viele Vorstellungen in dem zwei Stunden entfernten Emmerich eine katholische Anstalt errichtet worden ist, bilden die katholischen Schüler doch noch die Mehrzahl. Für die wenigen Protestanten sind in zwei Kirchen drei Prediger angestellt, während die Katholiken nur einen Oberpfarrer in der alten schönen Kathedrale haben. Diese äußere Gestaltung der Confessionen erregte schon seit längerer Zeit, wie es natürlich war, das Bewußtseyn mißlicher Trennung, auf katholischer Seite mit dem kränkenden Gefühle der Zurücksetzung, auf der entgegengesetzten mit dem theilweise sichtbar werdenden Bewußtseyn der Macht und des Uebermuthes. Damit lebten zugleich die Erinnerungen der Verfolgungen in den benachbarten Niederlanden früherer Zeit wieder auf, und der alte Name der Geusen wurde in den herben Beziehungen alter Zeit den Protestanten allgemein beigelegt. Was aber von diesen Verhältnissen noch dunkel geblieben war, ist durch die neuesten religiösen Wirren nun Jedermann zur Klarheit gekommen. Bei diesem Zustande der Dinge wollte es das Unglück, daß diese Stoffe, wie zum Zünden zusammengelegt, durch einen Zufall jetzt wirklich in Brand ausbrachen. Diesen Zufall bot der Polizeicommissär Simons, welcher vor einigen Jah-

ren aus Barmen hierher versetzt worden war. Er ist einer von jenen Beamten, welche in beständiger Berührung mit dem Volke leben und voll Dünkel und Hochmuth, aber entblößt von jeder tieferen Bildung des Geistes und Herzens das große Wort überall führen zu dürfen glauben und so überall Anstoß geben. Er hat sich sogar, seit er seinen Wohnort hier hat, als Dichter in unserm Wochenblatte bis zum Ekel der Gebildeten und Ungebildeten vernehmen lassen. Die Zeitereignisse hatten ihm dann auch eingegeben, in einem Büchelchen, Luther betitelt, die Katholiken und ihre Kirche in dramatischer Form zu verhöhnen und zu schmähen. Als er von dieser schönen Frucht seines Geistes hier Exemplare gratis an Freunde und Bekannte ausgetheilt hatte, kamen auch die Katholiken zu deren Kenntniß, und nahmen an diesen Lügen und Verläumdungen gerechte Aergerniß, so daß der Hr. Caplan Laurenz zu ihrer Beruhigung in einer Predigt, über schlechte Bücher überhaupt, von diesem sagte, daß es zu unbedeutend sey, als daß Jemand daran Anstoß nehmen dürfe. Trotz dem versammelte sich am vorgestrigen Abend das Volk auf den Straßen in großen und größern Haufen, bis endlich ganz Cleve auf den Beinen zu seyn schien. Das Wort Geusen war in aller Munde, und namentlich gegen den Polizeicommissär gerichtet ward es endlich die Loosung zum Zuge, um diesen aufzusuchen. An der Gesellschaft Concordia angekommen, wo Hr. Simons gewesen war, ergriff man ihn bei seinem Erscheinen, und die Erbitterung des aufgereizten Volkes ließ das Schlimmste befürchten. Einigen starken Männern, katholischer Confession, die mit ihm aus der Gesellschaft kamen, gelang es indeß, ihn in das nächste Haus zu ziehen, die Thüre zu verschließen und ihm Zeit zur Flucht zu geben. Da ließ die Menge ihre Rache an diesem Hause aus und zertrümmerte die Fenster desselben. Seiner Wohnung ging es nicht besser. Unaufhaltsam war das erbitterte Volk in gleicher Weise gegen die Häuser der drei protestantischen Prediger und die Buchhandlung eines Juden, wo man den Verlag des Büchelchens argwöhnte. Auch an der einen evangelischen Kirche geschah Gleiches. Alles Zureden der Behörden, namentlich des Procurators und Bürgermeisters war vergebens. Bewaffnete Gewalt, außer einigen Gensdarmen, war nicht in der Stadt. Dem Bürgermeister, der unerschrocken dem Zuge entgegentrat, wurde sogar wiederholt entgegnet, er sey auch ein Geuse und habe hier nichts zu sagen. Nachdem ein Mann eine Last Brandwein auf den Markt gefahren hatte und unentgeldlich ausgetheilt hatte, unterhielten sich die Massen unter Lärmen und Gesang. Endlich gelang es dem Hrn. Pastor Bauer und dem Caplan, welche das vollste Ver-

trauen besitzen, sie zu zerstreuen. Am andern Abend wiederholte sich das Schauspiel, wurde aber durch jene Männer bald wieder beruhigt. Erst heute, am dritten, erschien das verlangte Militär aus Wesel, durch welches eine Menge Verhaftungen bewerkstelligt worden. Diese unglücklichen Opfer werden nun für ihre Thorheit bestraft, und die eigentliche Schuld und Grundursache solcher Anarchie bleibt ohne Strafe.

Dieses Factum ist wieder eins von den Zeichen der Zeit, welche in den letzten Jahren deutlicher als alle Worte reden. Allein der Verstehenden scheinen Wenige zu seyn. Zwei Dinge sind aber auch für den minder Einsichtigen klar zu sehen; zuerst die Tendenz, Alles zu protestantisiren sammt ihren Folgen, und dann die einseitig freie Presse, welche jeden noch so Unberufenen zum Schreiben einladet, wenn er nur gegen die katholische Kirche seine Stimme erhebt, dagegen aber jedem katholisch gesprochenen Worte die Promulgation verbietet. Jener einengende Druck und diese unbeschränkte Freiheit setzt gar leicht eine andere Sprache in Thätigkeit und hebt Gesetz, Zügel und Ordnung auf.

Der Einsender dieses Schreibens bemerkt seinerseits über den Verfasser desselben und die Verhältnisse von Cleve: „Dieser Aufsatz enthält die Erzählung des Factums von einem ganz unverdächtigen Augenzeugen, Diese Stadt wird überall als eine ganz protestantische Gemeinde ererklärt, darum hat sie auch ein ganz prot. Gymnasium, und es wäre wohl diese Art von Strategie etwas zu veröffentlichen. Der Landrath, Bürgermeister, die meisten der Richter des Landgerichts sind protestantisch.. Der Polizeicommissär ist katholisch, hat aber eine protestantische Frau und seine Kinder werden ebenso. In Elberfeld hat er früher schon eine Pasquille auf die Katholiken in Knittelversen drucken lassen. Die Beschreibung in der Kölner Zeitung hat die Tendenz, die Aufregung auf den Caplan zu werfen, ist überhaupt dahin gerichtet, die Sache wieder einer Partheiaufregung zuzuschreiben — dem Brandweinsverschenker.

Alle Reisende aus jener Gegend behaupten, daß wenn der kath. Pfarrer und sein Caplan nicht gewesen, die protestantische Einwohnerschaft der gröblichsten Beleidigung ausgesetzt gewesen seyn würde, denn die Stimme des Landraths und Bürgermeisters sey nicht im geringsten beachtet worden. Das angegebene Vivatrufen ist wahr, nur hat man andere Rufe damit verbunden, die sehr zu mißbilligen sind und beweisen, wie nothwendig es sey, daß man dem Recht endlich sein Recht lasse.

L.

Die päpstliche Darlegung vom 11ten April 1839.

Die von der preußischen Regierung in der Berliner Staatszeitung vom 31. Dezember v. J. gegebene Erklärung gegen den päpstlichen Stuhl hat in diesen Blättern bereits früher (s. Nro. X und Nro. XIV dieses Bandes) ihre Besprechung gefunden. Die in jener entwickelten Grundsätze, so wie die aus diesen hervorgegangenen Facta sind von der Beschaffenheit, daß der heilige Vater sie nicht mit Stillschweigen übergehen konnte. Es ist daher unterm 11. April d. J. eine „Darlegung der Rechts- und factischen Verhältnisse mit authentischen Documenten in Erwiderung auf die Erklärung und das Memorandum der preußischen Regierung vom 31. Dezember 1838“ aus dem römischen Staatssecretariat hervorgegangen und wir freuen uns, daß wir uns in der Lage befinden, unsern Lesern das Wesentlichste und Wichtigste des Inhalts dieser Darlegung aus dem Originale mittheilen zu können.

Da die preußische Erklärung vorzüglich gegen die zweite Allocution des heiligen Vaters gerichtet worden war, so dient diese Denkschrift vorzüglich zur Rechtfertigung der letztern. Sie ist in dem würdigen Tone gehalten, welcher stets in den von Rom ausgehenden Actenstücken der herrschende ist und wir hoffen, daß die weise Ruhe und Mäßigung, die sich hier abermals ausspricht, auch bei den Gegnern eine Anerkennung finden werde. Ihrem Inhalte nach behandelt die Darlegung vom 11. April, nachdem sie die Prinzipienfrage selbst besprochen, hauptsächlich zwei Gegenstände, die Angelegenheit des Herrn Erzbischof von Posen und die Verhandlungen über die freie Verbindung des Hauptes der Kirche mit den Gliedern. Wir können es nicht anders als äußerst zweckdienlich finden,

daß, wie so eben bemerkt wurde, die prinzipielle Frage vorangieng; war diese entwickelt, so bedurfte es dann nur noch einer Schilderung der Thatsachen und einer Anwendung jener Grundsätze auf diese. Es kam daher zunächst darauf an, die Maxime, welche der preußischen Erklärung zum Grunde liegt, zu ermitteln und hervorzuheben. Diese ist nun die einfache Supposition: „die Kirche sey in Sachen der Religion von der weltlichen Gewalt abhängig.“ In der That, es ist ein großer Vortheil, diesen Satz, das leitende Prinzip der Theorie und der Praxis der preuß. Regierung sich klar vor Augen zu stellen; man weiß dann doch, woran man ist, und wir verdanken dieß nicht gerade erst der päpstlichen Darlegung, sondern vielmehr die Erklärung in der Staatszeitung hat diese Maxime ziemlich unverholen ausgesprochen. Ist dieser Satz einmal als Mittelpunkt eines Ideenkreises und der Regierungsthätigkeit im Verhältnisse zur Kirche angenommen, so mögen freilich die weiteren Folgerungen, welche aus demselben gezogen worden, einen gegründeten Anspruch auf Consequenz haben. Daher ist es denn auch ganz begreiflich, daß die preußische Regierung in allen Collisionsfällen zwischen kirchlichen und weltlichen Gesetzen fordert, die letzteren sollten den Vorzug vor den ersteren haben. Auf der andern Seite aber ist es nicht zu verübeln, wenn der päpstliche Stuhl mit jener Maxime von vorne herein, also auch mit ihren Consequenzen nicht einverstanden ist. Ist es daher auch für den heiligen Vater nicht gerade eine Neuigkeit gewesen, dergleichen aus dem Munde einer protestantischen Regierung zu vernehmen, so mußte es doch etwas befremdlich erscheinen, wenn in jener Erklärung das Beharren auf den entgegenstehenden kirchlichen Grundsätzen dahin bezeichnet wurde, dieß sey soviel als die Fackel der Zwietracht am Altar anzünden; ja es mußte sogar schmerzlich für den heiligen Vater seyn, daß dergleichen Behauptungen gerade „im Namen und unter der Autorität eines Monarchen ausgegangen sind, der unter seinem Scepter mehr als fünf Mil-

lionen Katholiken vereinigt und der in seinen älteren und neueren Staaten die Kirche begründet und verbreitet vorgefunden, und außerdem auf die feierlichste Weise sich verpflichtet hat, sie ungestört und unverletzt nach den Grundsätzen, der Verfassung und Gestalt, in welcher er sie angetroffen, nicht aber in der, welche er ihr selbst geben zu müssen glaubt, zu erhalten.“ Da nun aber die Thatsachen hiermit nicht im Einklange stehen, „so ist es nicht der heilige Stuhl, welcher seine Macht in einer Weise ausdehnen will, die mit den Rechten des Souverains unvereinbar ist, sondern vielmehr nimmt die preuß. Regierung Rechte in Anspruch (arroga), welche der unabänderlichen Verfassung der Kirche und zugleich auch der Treue feierlicher Verträge widerstreiten; es ist nicht das Haupt der Kirche, welches in andern Staaten eine gesetzgebende Gewalt außerhalb seiner kirchlichen Sphäre auszuüben beabsichtigt, es ist das preußische Cabinet, welches öffentlich das Recht der Gesetzgebung in kirchlichen Sachen an sich zieht und keinen Anstand nimmt, den heiligen Vater als eine auswärtige Macht hinsichtlich des Katholicismus und der kirchlichen Angelegenheiten der preußischen Monarchie zu bezeichnen.“ —

Hat die Kirche von jeher, eingedenk der Vorschriften Jesu Christi und Seiner Apostel, die Gläubigen zum Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit in weltlichen Dingen aufgefordert,*) so hat sie dieß auch in jüngstverflossenen Zeiten zu wiederholten Malen gethan und wahrlich sie hat keinen kleinen Theil des Verdienstes davon, daß seit dem Jahre 1830 die politischen Verhältnisse Europas sich nicht viel schlimmer gestaltet haben, als es geschehen ist. Man erinnert sich der Zeit sehr wohl, wo von Seiten der Regierungen die katholische Geistlichkeit auf einmal recht dringend darauf hingewiesen wurde, den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit zum

---

*) Wir verweisen in dieser Hinsicht auf einen im ersten Bande dieser Zeitschrift Nro. XXVI. gelieferten Aufsatz über den kirchlichen Gehorsam.

besonderen Gegenstande ihrer Kanzelvorträge zu machen, und eben dieß war auch das Thema der bekannten Encyklika vom 15. August 1832. Man hat in vielen Gegenden dieß der Kirche nicht gedankt, sondern geglaubt, die von ihr gelehrte Unterwürfigkeit auch auf solche Fälle ausdehnen zu dürfen, wo die weltlichen Verordnungen in geradem Widerspruche mit den Kirchengesetzen stehen, und hat sich selbst damit nicht begnügt, daß der Papst, namentlich im Punkte der gemischten Ehen, bis zu den äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit vorgeschritten war. Jenen Charakter haben nun auch die Forderungen, welche die preußische Regierung dem Herrn Erzbischofe von Posen gegenüber gemacht hat, und da die vorhin erwähnte Erklärung vom 31. Dezember sich vorzüglich auf diesen Prälaten bezog, so hat die neue Darlegung es sich zur besondern Aufgabe gemacht, zu zeigen, wie jene theils auf sehr irrigen Voraussetzungen, theils auf einer nicht richtigen Auffassung der Thatsachen beruhe.

Im Allgemeinen könnten wir, da in der Münchner politischen Zeitung die Erklärung des Herrn Erzbischofs von Posen erschienen ist, die Kenntniß der factischen Verhältnisse bei unsern Lesern voraussetzen; dennoch glauben wir, daß eine kurze Zusammenstellung, wie sie nunmehr aus der päpstlichen Denkschrift zu entnehmen ist, nicht ganz unwillkommen seyn werde.

Preußen, welches seit dem Jahre 1742 im Besitze Breslaus und anderer Theile Schlesiens sich befand, vereinigte mit seinen östlichen Provinzen im Jahre 1772 die beiden Diöcesen Warmien und Culm und 1793 die von Gnesen und Posen. In den feierlich abgeschlossenen, jene Gegenden betreffenden Verträgen von Berlin, Warschau und Grodno haben die preußischen Könige ihren katholischen Unterthanen die völlig freie Ausübung ihrer Religion nebst dem damaligen Besitze an Kirchen und Gütern garantirt und „zu gleicher Zeit für sich und ihre Nachfolger erklärt, nie-

mals die sogenannten Souveränitätsrechte zum Nachtheile des damaligen Besitzstandes auszuüben.“ In allen den erwähnten, so wie in den übrigen Diöcesen des Königreiches Polen fand die Verordnung Benedicts XIV. vom 29. Juni 1748 „Magnae nobis admirationis“ in Betreff der gemischten Ehen ihre volle Anwendung; in ihr war insonderheit der Grundsatz aufgestellt, daß solche Ehen nur unter der Voraussetzung eingesegnet werden durften, daß alle Kinder in der katholischen Religion erzogen würden. Kaum waren indeß jene Provinzen mit Preußen vereinigt, „so befand sich die Beobachtung der kirchlichen Disciplin sogleich in Gefahr, denn im offenbaren Widerspruche



mit den Garantien des Berliner Hofes zögerte man nicht, eine Verordnung zu publiciren, nach welcher bei gemischten Ehen die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der der Mutter erzogen werden sollten.“ Hierauf folgte nachmals am 21. November 1803 eine andere königliche Verordnung, wornach die Religion aller Kinder sich nach der des Vaters richten und kein dem entgegenstehender Vertrag der Eltern Gültigkeit haben sollte. Als nun im Jahre 1807 Posen und Gnesen mit dem Herzogthume Warschau vereinigt und hier die Civilehe des Code Napoléon eingeführt worden war, so befand sich die Kirche hinsichtlich der Benediction gemischter Ehen in völliger Freiheit. Nachmals aber, als 1815 durch den Wiener Frieden diese Provinzen wiederum an Preußen kamen, wiederholte zwar der König unterm 15. Mai sein Versprechen, daß die Religion in ihrer Integrität aufrecht erhalten werden solle, aber „im Widerspruche damit“ wurde die Verordnung vom 21. November 1803 wieder ins Leben gerufen. Auf diese „Veranlassung der Regierung“ schlich sich allerdings ein Mißbrauch gegen die unabänderlichen Kirchengesetze ein, allein bekanntlich kann diesen, wo sie sich auf Punkte der Kirchenlehre beziehen, keinerlei Verjährung im Wege stehen. Keineswegs aber ist es richtig, daß dieser Mißbrauch (ironisch genug: löbliche Gewohnheit genannt) durch-

aus allgemein gegolten habe, wie sich dieß aus zahlreichen Documenten ergiebt. Aus diesen geht nämlich hervor:

1) daß die allgemeine Praxis mit den kirchlichen Satzungen im Einklang gewesen ist.
2) Daß die gemischten Ehen nicht anders als unter der Bedingung, daß alle Kinder in der katholischen Kirche erzogen würden, eingesegnet worden sind,
3) daß der Mißbrauch, daß man diese Bedingung nicht gestellt hat, nur in einzelnen Fällen vorgekommen ist.

Am aller Wenigsten kann aber davon die Rede seyn, daß dieser Mißbrauch durchaus freiwillig von katholischen Geistlichen beobachtet worden sey, sondern nur in Folge der Einschüchterung durch die Drohungen der Regierung; vielmehr haben sich die Geistlichen bei ihren Gewissensscrupeln in dieser Angelegenheit an ihren Erzbischof gewendet. Auch kann mit nicht mehr Wahrheit gesagt werden, daß der Mißbrauch von den frühern Erzbischöfen, Gorczewsky und Wolicky, so wie von dem gegenwärtigen, als er noch Vicarius capituli war, in einem Atteste ausdrücklich anerkannt worden sey. Die preußische Regierung kann nicht vergessen haben „die vielen freilich vergeblichen Remonstrationen, auch existirt nirgends ein Document, worin formaliter der Mißbrauch Anerkennung gefunden hätte. Was aber insbesondere den gegenwärtigen Herrn Erzbischof anbetrifft, so muß bemerkt werden, daß er zum Capitularvicar in den letzten Tagen des Decembers 1829 erwählt, daß er unmittelbar darauf am 20. Januar 1830 um das obenerwähnte Attest angegangen worden war, und daß er hierin, ohne irgend den innern Werth der angeblichen Gewohnheit zu berühren, sich allein auf das Factum beschränkt, dessen Allgemeinheit er selbst in einer der Regierung nachher übergebenen Erklärung in Abrede stellt“.

So standen die Dinge im Jahre 1834, als die preußische Verordnung in Betreff des Breves Papst Pius VIII. erging. Es fehlte nicht an häufigen Anfragen und Vorstellungen über diesen schwierigen Punkt bei dem Herrn Erzbischofe, und da

derselbe sich von dem gänzlichen Widerspruche der weltlichen Verordnungen mit den kirchlichen Vorschriften überzeugte, so nahm er es auf sich, alles Mögliche bei der Regierung aufzubieten, um eine so unheilbringende Collision zu beseitigen. Sein Geist der Vorsicht und Klugheit veranlaßte ihn dazu, die Erlaubniß der Regierung und des Königs in Dingen anzurufen, die ihrer Natur nach von der weltlichen Gewalt ganz unabhängig sind. — Als nun der Erzbischof das Breve Pius VIII. publiciren wollte, trat man ihm, von Seiten der Regierung, mit dem Einwande entgegen, dasselbe beziehe sich nur auf die westlichen Theile der preußischen Monarchie, in Posen aber dürfe keine Aenderung vorgenommen werden, sondern der Gebrauch: die gemischten Ehen ohne Bedingung in Betreff der Kindererziehung einzusegnen, müsse in Uebereinstimmung mit den Gesetz- und Verwaltungsvorschriften des Staates aufrecht erhalten werden. Wir haben oben gesehen, welche Bewandniß es mit diesem Gebrauche hatte.

Darauf machte der Erzbischof bei dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten eine neue Vorstellung, in welcher er die Verhältnisse seiner Diöcese näher schilderte und darum bat, man möchte ihm gestatten, sich an den heiligen Stuhl um Belehrung wenden zu dürfen. Alles dieß blieb indessen ohne Erfolg, und als man ihm bemerkte, man wolle der Bekanntmachung des Breve's nicht hinderlich seyn, so verband man damit die Erklärung: daß die weltlichen Behörden angewiesen seyen, sich jeder Aenderung mit aller Energie zu widersetzen. Die gründliche Erörterung des Erzbischofs wurde aber damit beantwortet: ihm mangle es an einem richtigen Urtheile, er kenne die Staatsgesetze nicht, auch habe er eine der Regierung feindliche Gesinnung.

Der Erzbischof antwortete hierauf mit gebührender Ehrfurcht, zugleich aber auch mit apostolischer Festigkeit, und bat nochmals sich an den heiligen Vater wenden zu dürfen. Allein abermals wurde er von dem Ministerium abschläglich beschieden; zu gleicher Zeit ward gedrohet, daß man gegen die-

jenigen Geistlichen, welche nach dem Breve Pius VIII. verführen, mit Temporaliensperre verfahren würde. Nicht lange darauf erging am 5. Mai 1837 wegen unbedingter Einsegnung der gemischten Ehen eine neue Verordnung, welche unterm 19. Juli allen Landräthen und Bürgermeistern mitgetheilt wurde.

Jetzt glaubte der Erzbischof, der Zeitpunkt sey gekommen, um sich an die Person S. Majestät des Königs selbst wenden zu müssen. Dieß geschah am 21. Oktober 1837 in einem ehrfurchtsvollen Schreiben, in welchem er darum bat, die Constitution Benedicts XIV. publiciren oder sich nach Rom wenden zu dürfen. Unsere Leser wollen beiläufig bemerken, daß alle diese Dinge nicht etwa in der Zeit **nach** dem Kölner Ereigniß vorfielen, sondern demselben vorangingen. Die königl. Antwort (30. Decbr. 1837) auf jene Bitten lautete dahin: daß Sr. Majestät Sich nicht bewogen fänden, die bestehende Observanz zu ändern. Diese Observanz wollte die preußische Erklärung vom 31. Decbr. v. J. dadurch unterstützen, daß der polnische Landtag vom Jahre 1767 die Constitution Benedicts XIV. aufgehoben habe. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß ein solcher Act ipso facto null und nichtig war. Eben so wenig können die Gründe Anerkennung finden, welche darin gegen die Berufung an den heil. Stuhl angeführt werden. Es heißt nämlich: Rom habe stillschweigend zu jenem Gebrauche (der nur auf Schwachheit und Unkenntniß Einzelner sich beschränkt) seine Zustimmung gegeben. Der Römische Hof hat jedoch nicht erst im Jahre 1828 dem Herrn v. Bunsen bemerkt, daß gerade in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie hinsichtlich der gemischten Ehen enormi abusi e disordini sich eingeschlichen hätten, sondern von dem ersten Augenblicke an, wo die preußische Regierung dergleichen, den Kirchengesetzen widerstreitende Verordnungen gegeben hat, allen Bischöfen die strengste Beobachtung der Kirchendisciplin ans Herz gelegt, so daß die katholischen Pfarrer nicht ohne große Sünde „actu aliquo sacrilegum connu-

bium“ confirmiren konnten. Dazu kommt, daß er bei allen Ehedispensen die gewöhnlichen Bedingungen hinzufügte, obgleich die Regierung stets die Beobachtung derselben gehindert und sie für zuwiderlaufend gegen die Staatsgesetze erklärt hat. Man sieht nicht recht ein, wie die preußische Erklärung dieß eine stillschweigenden Consens nennen kann?!

Da nunmehr der Erzbischof sah, daß alle seine Schritte vergeblich waren, so fand er sich natürlich veranlaßt seinem Clerus Rechenschaft abzulegen. Am 20. Januar 1838 erfolgte zu diesem Zwecke ein in polnischer Sprache abgefaßtes Schreiben, von dem die preußische Erklärung sagt: „dasselbe sey in einer leidenschaftlichen Sprache und mit Hintansetzung der Ehrfurcht gegen des Königs Majestät geschrieben“. Wer diese Meinung etwa theilen sollte, könnte sich durch Einsicht dieses Documents sehr leicht des Gegentheils belehren. Die Geistlichen werden darin aufgefordert, streng ihre Pflichten zu erfüllen, und sollten hierin dem Beispiele so vieler heiligen Bischöfe, insonderheit des heil. Stanislaus, folgen. Es ist ein Factum, daß der heil. Stanislaus vom König Boleslaus II. ermordet wurde, eben so, wie der heil. Johannes von Nepomuck durch König Wenzel sein Ende fand; allein, wenn Geistliche aufgefordert werden, dem Beispiele solcher Heiligen nachzuahmen, so ist damit noch nicht die Art der Verfolgung, welche diese erlitten, mit der Stellung, in welcher jene sich befinden, in Parallele gebracht. Die Pfarrer sollten dieses erzbischöfliche Schreiben, in welchem Nichts enthalten war, was nicht dem Breve Papst Pius VIII. gemäß gewesen wäre, ihren Gemeinden zur Kenntniß bringen. Die preußische Erklärung bezeichnet dieses Verfahren mit dem Charakter von Aufregung der beiden Confessionen gegen einander.

Ebenfalls mit Beziehung auf das erwähnte Breve erging nun am 27. Febr. 1838 von dem Erzbischofe das in seiner Jurisdiction vollkommen rechtmäßig begründete Verbot der unbedingten Einsegnung der gemischten Ehen bei Suspension von Weihe, Amt und Beneficium; daß diese Maaßregel, wel-

che, da die Regierung in keinerlei Weise zur Aufhebung der Collision ihrer Verordnungen mit den Kirchengesetzen die Hand bot, durchaus nothwendig war, dem Erzbischof als einem getreuen Unterthanen sehr schwer wurde, ist ersichtlich aus einem Schreiben an Se. Majestät den König (10. März 1838).

Unter diesen Umständen mußte es dem Prälaten zu einem besondern Troste gereichen, daß das Capitel von Gnesen ihm die völlige Zustimmung zu seinem Verfahren ausdrücken ließ, worauf dann der Erzbischof in einem Briefe vom 16. März demselben Dank sagte. Er spricht hierin von der Möglichkeit einer Gefangenschaft für ihn, und drückt die wohlbegründete Hoffnung aus, daß das Capitel von Gnesen nicht das ärgerliche Beispiel des Kölner Capitels nachahmen werde, welches sich sogar erlaubt habe, seinen rechtmäßigen Hirten beim Oberhaupte der Kirche zu verklagen. Indem hier der Prälat eben nur das Factum seiner wirklichen Verhaftung, nicht aber das seiner Verfolgung (wie die preußische Erklärung will) in Aussicht stellt, so bemerkt er in seinem Briefe, daß in diesem Falle es zweckmäßig sey, die Musik und das Geläute verstummen zu lassen.

Ein neuer Schritt in dieser Angelegenheit geschah am 12. April dadurch, daß in einem königlichen Rescripte an die Bewohner des Großherzogthums Posen Seine Majestät Sich darüber mißfällig äußerten, daß Mehrere die Idee verbreitet hätten, der König wolle die Katholiken nicht in den ihnen zugesicherten Rechten bewahren, wogegen nunmehr die Zusicherung wiederholt wurde, daß Seine Majestät die Katholiken durchaus nicht in ihrem Gewissen beschränken wolle. Der Erzbischof von Posen drückte in einem Erlaß an das Kapitel seine Freude hierüber aus, und ordnete an, daß an dem kommenden Feste des heil. Adalbert bei dem heil. Meßopfer Gott für diese Lenkung des königlichen Herzens gedankt werden solle. Indessen, wer eigentlich unter jenen Personen gemeint war, welche jene Ideen verbreitet hätten, war aus einem gleichzeitigen Schreiben des Königs an die drei Minister, v. Alten-

stein v. Rochow und v. Werther, zu ersehen, worin das Benehmen des Erzbischofs nicht nur gemißbilligt, sondern demselben auch aufgegeben wird, binnen vier und zwanzig Stunden ein Schreiben zu erlassen, wodurch der Eindruck, welchen sein in polnischer Sprache abgefaßter Pastoralbrief gemacht hatte, verwischt werde. Der Regierungspräsident war beauftragt, jene königliche Cabinetsordre dem Erzbischof mitzutheilen, der sich sehr bereitwillig zeigte, ein Schreiben zu erlassen, in welchem er es besonders erklären wolle, daß nichts weniger seine Absicht gewesen sey, als etwa das Volk gegen die gesetzliche Ordnung der Dinge aufzuwiegeln, und daß er den hin und wieder vorgefallenen Tumult sehr bedaure, doch trüge nicht er daran die Schuld, sondern die Behörden, welche mit Gewalt dem Clerus sein Pastoralschreiben fortgenommen hätten. Daß der Inhalt dieses Schreibens Nichts weiter enthielt, als das, was durchaus innerhalb der Gränzen der kirchlichen Gerechtsame des Erzbischofs liegt, haben wir schon oben gesehen. Die Frist von 24 Stunden aber, um ein solches Schreiben zu erlassen, erklärte der Erzbischof indessen für zu kurz. Hiermit, so wie mit jenem vorhin erwähnten Schreiben an das Capitel war indessen der Regierungspräsident nicht zufrieden, und wir erlauben uns, unsere Leser daran zu erinnern, daß dieß der Zeitpunkt war, wo der Erzbischof von Posen sich schwankend gezeigt haben soll, wie es früher schon in einigen Journalen hieß und wie dann auch die Erklärung vom 31. Decbr. ihn charakterisirt. Gegen jene falsche Beschuldigung trat damals der seither verstorbene, würdige Domprobst Mieszewsky in der Augsburger Allgemeinen Zeitung auf, und es ist unbegreiflich, wie die preußische Staatszeitung dessenungeachtet abermals von dem schwankenden Benehmen des Erzbischofs von Posen reden konnte. Seither aber liegen durch die in der Münchener politischen Zeitung erschienenen Documente die factischen Verhältnisse so klar vor Jedermanns Augen, daß eine Berufung darauf in dieser Hinsicht wohl als genügend erscheinen möchte. Während der Erzbischof in ei-

ner Immediatvorstellung nochmals dringend darum bat, daß in Betreff der gemischten Ehen die Gewissen der Katholiken nicht beschwert werden möchten, erschien in Posen ein, mit dem Namen Ströbel unterzeichneter Regierungserlaß, worin denjenigen Geistlichen, welche das erzbischöfliche Pastoralschreiben publicirt hätten, angekündigt wurde, daß sie nie ein von dem Könige zu vergebendes Beneficium zu erwarten, und wenn sie ein solches besäßen, nie auf ein besseres versetzt werden würden.

Von dem Appellationsgerichtspräsidenten Frankenberg erging darauf eine Zuschrift an den Erzbischof, sein Benehmen sey illegal, er möge seine Erlasse in einer, mit seiner Würde am meisten verträglichen Weise zurücknehmen. Zu gleicher Zeit erfolgte an ihn die Mittheilung: da die Allocution vom 10. Decbr. 1837 nur ein Protest gegen einen öffentlichen Act sey, so müsse sie zurückgehalten werden, da der Papst kein Gebot darin, am wenigsten für die Bischöfe der preußischen Ostprovinzen, hätte ergehen lassen. Diese Schlußfolgerung erklärt die Darlegung für irrig. Sie berichtet, wie Bunsen in einer Note vom 17. Decbr. in jener Allocution eine Kriegserklärung habe sehen wollen, wie ihm von Seiten des heiligen Stuhles darauf geantwortet worden sey: daß es ein öffentlicher Protest gegen einen öffentlichen Act gewesen und eine feierliche Reclamation (un reclamo solemne) gegen eine offene und ärgerliche Verletzung der Rechte der Kirche, indem sonst die Katholiken das Schweigen mit Recht als eine Beistimmung zu den schwersten Rechtsverletzungen angesehen hätten.

„Hieraus, fährt die Darlegung fort, kann jeder, der gesunden Verstand besitzt, ersehen, ob der Papst mit diesen Ausdrücken zu erklären beabsichtigte, er habe kein Gebot ausgesprochen". Sie fragt: ob nicht bestimmt und ausdrücklich jede Praxis, die sich unerlaubter Weise in Preußen gegen den Sinn des Breves von Pius VIII., in Betreff der gemischten Ehen eingeschlichen, verworfen worden sey". „Hanc vero nacti opportunitatem, sagte der heilige Vater, quod

privatim hucusque praestare non destituimus, publice nunc solemniterque denuntiamus, nos scilicet inductam perperam in Borussiae regno quamlibet praxim circa mixta connubia contra genuinum sensum declarationis ab decessore Nostro editae *penitus reprobare*. Nichtsdestoweniger drückte jene Regierung in der Erklärung vom 31. Decbr. ihren Unwillen aus, daß der Erzbischof sich, trotz aller Ermahnungen, nicht habe auf den legalen Weg zurückführen lassen; „als ob in einer ganz religiösen Angelegenheit ein katholischer Erzbischof eher dem König, als dem Haupte der Kirche, dem Richter und obersten Lehrer (Guidice e Maestro supremo) in Betreff der Lehre zu gehorchen habe. Sie fährt dann fort:

Am 5. Mai wandte sich der Erzbischof noch einmal an den König: er sey in Erlassung seiner Schreiben an den Clerus seinem Gewissen gefolgt, er habe aus der Communication Hrn. v. Frankenbergs ableiten müssen, wie die Civilautoritäten beabsichtigten, die unbedingte Benediction zu erzwingen, wogegen er sich auf die königl. Zusicherung berief. Ferner, er habe seinen Geistlichen geboten: den Brautleuten ihre kirchlichen Pflichten vorzuhalten, und im Falle sie dieselben nicht eingehen wollten, ihnen die Benediction zu verweigern, mit der Erklärung, daß die dawiderhandelnden Geistlichen von ihm die canonischen Strafen zu gewärtigen hätten.

Es folgte hierauf die Discussion des Erzbischofs und des königl. Commissärs vom 6. Mai, wo der Erzbischof sich aus Versöhnlichkeit bereitwillig erklärte, die Eingehung jener Verpflichtungen blos von dem katholischen Theile, aber in Gegenwart des akatholischen zu verlangen, indem er jedoch auf der Bestrafung der Geistlichen bestand, die eine solche einfache Erklärung von ja und nein nicht forderten. Hierauf antwortete Se. Majestät am 22sten, wie der Erzbischof den Erwartungen nicht entsprochen, derselbe habe eine bestimmte Erklärung gegen den Präsidenten Frankenberg abzugeben, der hiefür neue Instructionen erhalten hatte, und nun von dem Erzbischof vier Punkte verlangte, gegen die dieser als mit

den Grundsätzen der Kirche, seinem Amte und Gewissen unverträglich protestirte. Unter dem 30. Mai sandte der Erzbischof ähnliche Protestationen an Se. Majestät ein, mit der beigefügten Erklärung unbedingter Treue und Gehorsams in allen weltlichen Dingen.

„Die genannten entscheidenden Antworten konnten die preußische Regierung nicht überzeugen, daß jeder weitere Versuch in Betreff dieses Prälaten fruchtlos seyn würde. Es erfolgte das Rescript des Ministers von Altenstein vom 23. Juni, worin die Erlässe des Erzbischofs als gesetzwidrig, die öffentliche Ordnung störend, ungültig und nichtig bezeichnet wurden mit Strafdrohung gegen die ihnen gehorchenden Geistlichen und dem Versprechen des Regierungsschutzes für die Ungehorsamen. Am selben Tag ergieng auch die Depesche der Minister v. Altenstein, v. Rochow und v. Werther an den Erzbischof, die ihm das königliche Mißfallen ankündigte, und daß die Einleitung einer Criminaluntersuchung beschlossen sey. Hierauf der Protest des Erzbischof vom 9. Juli gegen ein weltliches Tribunal in Sachen der Religion mit Berufung auf sein Gewissen und die zugesicherte Religionsfreiheit. Am 7. Juli hatte ihm der Präsident Frankenberg die Eröffnung des Prozesses angekündigt. Der Erzbischof protestirte sogleich und sandte ein zweites Schreiben an die drei Minister vom 10. Juli, worin er ihnen aus den kirchlichen Archiven bewieß, daß er hinsichtlich der gemischten Ehen in dem Erlasse vom 27. Februar keine Neuerung, wie sie in ihrem Rescript behauptet, eingeführt und daß, wo man anders verfahren, es blos Mißbrauch in einzelnen particulären Fällen gewesen, und wie er zum öfteren verlangt, daß die Sache dem heil. Stuhl vorgelegt werden sollte.

„Der katholische Klerus von Gnesen und Posen über einen so unerfreulichen Stand der Dinge mit Recht betrübt und kraft der dem katholischen Kultus feierlich von Seiner preußischen Majestät garantirten Freiheit konnte sich der Theilnahme an der Sache des Erzbischofs in der Vertheidigung der

rechten Lehre und Disciplin der Kirche nicht entziehen". So erfolgten die Erklärungen der Dekanate und ihr Zustimmungsschreiben im Namen des gesammten Klerus an den Erzbischof.

Während nun der Prälat jeden Antheil an dem Protokoll verweigerte, erhielt er ein Schreiben des Justizministers v. Mühler, worin dieser die kirchliche Gewalt des Erzbischofs und die Befugniß nach den Kirchengesetzen in Betreff der Ehe, so weit sie ein Sacrament sey, zu verfahren anerkennt, die Kindererziehung aber als nicht integrirenden Theil des Sacramentes davon trennt und diese unter den Ressort der weltlichen Gesetze verweist. Die Darlegung giebt hierauf die Gründe wieder, womit der Erzbischof „triumphirend" diese Trennung als der Kirchenlehre entgegen widerlegt, nachdem er dem Minister dafür gedankt, daß er zum erstenmal statt zu drohen in die Sache selbst eingegangen und durch die gerechte Anerkennung seiner bischöflichen Gewalt in Betreff des Sacramentes seine ganze und volle Rechtfertigung selbst ausgesprochen habe. Dieses Verdienst des Schreibens Herrn von Mühlers erkennt auch die päpstliche Darlegung an, indem sie die erzbischöfliche Beantwortung mit den Worten einleitet: man konnte wohl voraussehen, daß der Herr Erzbischof eine Communication nicht unbeantwortet lassen würde, la quale entrava per la prima volta nel merito della questione, e metteva di essa in piena luce la maniera di vedere del governo. Mit der ausführlichen Mittheilung der von dem Erzbischof gegen den Minister aufgestellten Gründe schließt nun dieser Theil der Darstellung. Die kurze Schlußbetrachtung lautet also:

„Hier endet sich die authentische Reihe von Thatsachen, die in der höchst wichtigen Angelegenheit der gemischten Ehen zwischen dem Herrn Erzbischof von Gnesen und Posen und der preußischen Regierung statt hatten und bis jetzt zur sicheren Kenntniß des heil. Stuhles gelangt sind. Wer sie mit einem Gemüthe, frei von Vorurtheil und Partheilichkeit, untersucht, wird nicht allein sehen, daß Herr von

Dunin von Anfang bis zu Ende unverändert die Sache vertreten hat, die er als die der katholischen Kirche bezeichnet, sondern er kann auch beurtheilen, ob dieser Prälat in der Vertheidigung einer solchen Sache bis auf das Aeußerste sowohl die mit seinen Pflichten verträglichen Mittel der Versöhnung gebraucht, als auch die der Regierung und Seiner preußischen Majestät schuldigen Rücksichten beobachtet habe und ob er demgemäß die Behandlung verdient, womit dieses Gouvernement gegen ihn verfahren, indem es ihn als einen Mann charakterisirt, der bald die äußersten Gränzen eines sträflichen Trotzes überschritten, bald eine verzagte Wankelmüthigkeit gezeigt".

Nun geht die Staatsschrift in ihrem letzten Theile zu der Lebensfrage der katholischen Kirche, der freien Communication Roms mit den Gläubigen in rein kirchlichen Angelegenheiten über, wozu zunächst die Beschwerden Preußens über den Abbate Spinelli die Veranlassung gaben, welche die preußische Erklärung vom 31. December, trotz der von Seiten Roms darüber erhaltenen Aufklärungen, aufs Neue vorbrachte. „Daher ist es zweckmäßig auch hierüber den wahren Thatbestand darzustellen, damit durch die Kenntniß aller damit verknüpften Umstände und Acte mit einemmale das fernere Verfahren des heil. Stuhls im Laufe der Ereignisse, die den leidigen Gegenstand dieser Darstellung bilden, gerechtfertigt werde. Diese Verhandlungen umfassen die letzte Zeit des Aufenthalts des Herrn von Bunsen in Rom und die weitern Noten H. v. Buchs bis zur zweiten Allocution, und da sie der am mindesten bekannte Theil dieser Darstellung sind, so soll hier ihr wesentlicher Inhalt folgen, der zeigt, mit welcher ruhigen Festigkeit der heil. Stuhl die Rechte und die Freiheit der katholischen Kirche einer protestantischen weltlichen Gewalt gegenüber vertreten hat.

In einer Note vom 7. April 1838 forderte Ritter von Bunsen von dem Kardinal Staatssecretär positive Erklärungen hinsichtlich eines in öffentlichen Blättern erwähnten Circulares; dasselbe sey von dem damaligen provisorischen Ge-

schäftsträger des heil. Stuhls in Brüssel, Abbate Spinelli, an den Kölner Clerus gerichtet, und enthalte des dispositions Pontificales relativement au carême et une protestation contre l'administration provisoirement etablie du Chapitre.

Durch die supponirte Existenz eines päpstlichen Breves, das den Abbé Spinelli zum Vicarius apostolicus der Erzdiözese bestelle, zeigte sich der Minister hierüber noch beunruhigter. Derselbe sah sich nun bei dieser Gelegenheit genöthigt, endlich die beiden Schreiben abzugeben, die über die schon vor vier Monaten erfolgte Wahl Hüsgens von diesem und dem Kölner Kapitel an den heil. Stuhl erlassen und dem preuß. Ministerium zur Besorgung übergeben worden. Da der Ritter von Bunsen voraussah, diese lange Verzögerung würde gerechter Maaßen die Aufmerksamkeit des heil. Stuhls auf sich ziehen, so machte er deßhalb (in seiner Weise) noch Anspruch auf ein Verdienst dans la supposition (schrieb er) qu'une telle manière d'agir, loin de donner au Saint Siège un sujet de plainte ou de doléance, serait au contraire appréciée dans son veritable motif, comme calculée de lui épargner des embarras et de diminuer les complications des circonstances.

Sogleich am 8. April ward ihm darauf die Antwort, wie man nur aus öffentlichen Blättern eine Notiz von jenem Erlasse Spinellis habe. Was der heil. Stuhl übrigens in dieser Sache gethan, davon wurde der Minister in Kenntniß gesetzt. Man machte ihn auf den Umstand aufmerksam, da der Gesandte die Abgabe der beiden Schreiben bis zum 7. April verzögert, so sey der heil. Stuhl bis dahin nicht einmal offiziell von jener Wahl in Kenntniß gesetzt gewesen, woraus sich ergebe, da Spinellis Erlaß das Datum des 12. März trage, daß er von dem heil. Stuhl dazu nicht könne autorisirt worden seyn. Spinelli habe nur berichtet, wie ihn Jemand aus der Erzdiözese Köln von den schweren Gewissensbeängstigungen in Kenntniß gesetzt, worin sich die dortigen Katholiken hinsichtlich der Fastendispens befänden. Da nun

Ihre Heiligkeit unter diesen Umständen Fürsorge für das geistliche Wohl und die Ruhe der Gläubigen habe tragen wollen, wie es ihr geistliches Amt verlange, so habe Sie geruht, der Erzdiöcese dieselben Dispensen vom vorigen Jahre zu gewähren; mit dem Beifügen an Spinelli, dieß dem, der ihn darum angegangen und wer sonst sich in einer gleichen geistlichen Unruhe befinde, mit der gebührenden Klugheit und Reserve bekannt zu machen. Auf diese, in Betreff eines Gewissensscrupels, vermittelst Spinellis, an denjenigen erlassene Antwort, der sich an ihn gewendet, beschränke sich alles, was der heil. Stuhl gethan, und hiedurch habe der heil. Vater eine Pflicht gegen Seelen erfüllt, welche der apostolischen Fürsorge bedurft, und durch den Schritt der preußischen Regierung ihres Hirten ermangelten. Die Existenz eines Breves endlich, wodurch Abb. Spinelli zum Vicarius apostolicus ernannt worden, sey eine bloße Erfindung.

Trotz dieser offenen und bestimmten Erläuterung verlangte H. v. Bunsen eine Erklärung in öffentlichen Blättern, die jenes Document für ungültig erkläre. Der Cardinal erwiderte ihm noch am selben Tage, daß er aus Grundsatz sich um das nicht kümmere, was öffentliche Blätter enthielten, indem er dieß unter seiner Würde halte und er eine positive Mißbilligung jenes Documents dem Minister bereits zugestellt, der seiner Seits nicht minder ungehalten seyn würde, wenn der heil. Stuhl von ihm verlange, daß er so manche, Köln betreffende Publication in einer Menge von Journalen und namentlich in solchen, die in Preußen gedruckt würden und Dinge beträfen, die für den heil. Stuhl vom höchsten Interesse seyen, widerrufe.

Mittlerweile erklärte H. v. Bunsen hinsichtlich auf die unter dem 25. December und 2. Jan. gestellte Forderung der Restitution des Erzbischofs: daß dieselben Umstände noch immer im Wege stünden, und machte aufmerksam auf die necessité d'adopter l'impossibilité d'une reintegration de Mons. l'archevêque pour point de depart lorsqu' Elle voudra s'oc-

cuper des mesures, qui dans l'état actuel des choses Elle jugerait nécessaires pour le bien de l'eglise. Kurze Zeit hierauf erfolgte seine Abberufung und H. v. Buch überreichte nun ein Schreiben des K. Kapitels mit einer beigefügten Note, worin er erklärte, das K. Kapitel habe observant consciencieusement les loys du pays für die Ueberreichung dieser Briefe seinen Recurs zur Vermittlung der Regierung genommen, weder werde es noch dürfe es eine Antwort annehmen, die ihm nicht auf diesem Wege zukomme. Das Gouvernement sey hinsichtlich der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung in der Rheinprovinz bei der Antwort des heil. Stuhles zu sehr betheiligt, als daß es nicht über die Beobachtung dieses legalen Communications-Weges wachen werde. Das Kapitel seiner Seits erhob in jenem Schreiben vom 29. März, wovon der heil. Vater erst am 28. April Kenntniß erhielt, Beschwerde über jenen Erlaß Spinellis, der die Wahl Hüsgens und die Fastenindulten für ungültig erklärte. Schon am 9. Mai erließ der heil. Vater ein Breve in Briefform, worin er mit Hinweisung auf den obigen Thatbestand den bestehenden Erlaß Spinellis als in jeder Beziehung seiner Gesinnung entgegen erklärte, daß seine Antwort nur einen Gewissensfall betroffen und Abb. Spinelli keine Vollmacht erhalten ein Urtheil über die Administration oder über jene Wahl zu fällen: de quibus ab omni ferenda sententia consulto abstinuimus, quemadmodum etiam nunc exinde adducimur abstinere, quod scire satis apteque scrutari nequeamus singulas facti circumstantias, unde legitima juris pendet definitio. Zugleich erhielt H. Hüsgen die Genehmigung der Fortführung seiner Administration als Generalvicar in Abwesenheit des Erzbischofs, und den Gebrauch der Quinquennalien mit Erwähnung der Supdelegation, nebst der Aufforderung über die gegen seine Administration erhobenen Klagen sich zu rechtfertigen und die päpstlichen Vorschriften hinsichtlich der gemischten Ehen und der hermesischen Schriften zu beobachten.

Am 12. Mai erneuertes Gesuch um Restitution des

Erzbischofs und am 19. Juni die Beantwortung jener Note H. von Buchs über die freie Communication mit dem heiligen Stuhl. Sie spricht sich über diesen Punkt auf das entschiedenste aus. Der heilige Vater, weit entfernt derartigen Ansprüchen nachzugeben und fest in der Vertheidigung der Freiheit der Kirche und der unverletzlichen Rechte des päpstlichen Primates, habe ihm, dem Staatssekretär, befohlen, ausdrücklich gegen ein durchaus verwerfliches Prinzip zu reclamiren, wodurch die freie Communication zwischen dem Haupte der Kirche und den Gläubigen in Betreff der geistlichen Leitung gehindert werde. Er protestire somit auf das bestimmteste sowohl gegen das Prinzip, wie gegen jede Maaßregel zu seiner Ausführung; und da der Souverän von Preußen feierlich gelobt habe, die katholische Kirche in seinen Staaten unverletzt zu erhalten, so sey der heil. Vater zu der Erwartung berechtigt, daß Seine Majestät von solchen Reclamationen in Kenntniß gesetzt, ihnen durch die Aufhebung jeden Hindernisses ihr Recht widerfahren lasse. Es müsse sich die katholische Kirche stets als eine einige (una) bewahren, wie ihre Lehre eine einige sey und ihre Leitung, weswegen auch Christus diese dem heil. Petrus und seinen Nachfolgern anvertraut habe. Die Note protestirte ausdrücklich, daß kein sogenanntes auf das Majestätsrecht gegründetes Herkommen, wie das preußische Ministerium behauptet, die Verkündigung eines Actes des heil. Stuhles in geistlichen Dingen hindern könne, indem sonst die Kirche der Willkühr des Staates preisgegeben sey und dieser die Verdammung falscher Lehren durch Nichtpublication, wie Preußen mit Hermes gethan, verhindern könne.

Die Darlegung fährt fort: „Allein der Geist, der dies Gouvernement hierin leitete, jener Geist, der so viele Handlungen zum Nachtheile der katholischen Religion hervorgerufen und ihr entgegengerichtet, derselbe, durch den es in jener Erklärung jenes vorgebliche, auf das Majestätsrecht gegründete Herkommen proclamirte, derselbe hatte auch zwei Instructionen hervorgerufen, die im April an die Behörden der Provinz

Posen erlassen wurden. Eine gegen jene Geistlichen, die dem Volke das Circular des Erzbischofs von Dunin publicirt; die andere von H. von Flottwell mit Strafandrohung gegen jede unmittelbare Verbindung mit Rom gerichtet. Der Staatssecretär forderte über die Authentizität dieser Dokumente bestimmte Erklärungen. H. von Buch übersandte dies Begehren nach Berlin und theilte seiner Seits eine preußische Ordonnanz vom 9. April mit, welche die unerlaubten Schritte des Abbé Spinelli hervorgerufen hätten, und welche auf das strengste die Verbreitung der Erlasse auswärtiger geistlicher Oberen, worunter der heil. Vater selbst mitbegriffen war, untersagte. Am 11. Juli bezeugte der Cardinalstaatssecretär dem preußischen Geschäftsträger hierüber seinen lebhaftesten Schmerz, indem er im Namen des Papstes seine Proteste gegen dieß unannehmbare Princip und die beleidigenden Maaßregeln (L'inammisibile principio e le ingiuriose adottate misure) auf das feierlichste wiederholte, Maaßregeln, die sich nicht durch das Benehmen Spinellis rechtfertigen ließen, da der heil. Stuhl die nothwendigen Aufklärungen hierüber wiederholt gegeben. Kurz darauf erhielt Rom auch von jenem Ministerialrescript vom 25. Juni, das die Instructionen Dunins in Betreff der gemischten Ehen aufhob, Kenntniß. Am 25. Juli drückte der Staatssecretär dem Bevollmächtigten noch einmal sein Bedauern darüber aus: „daß das Gouvernement fern davon die Ursachen, die den gegenwärtigen Zustand herbeigeführt zu beseitigen, durch die neuen stets von dem gleichen Geiste geleiteten Acte die Lage nur immer mehr verschlimmere. Aufs Neue protestirte er gegen jede Verhinderung der freien Communication und dagegen, daß die Regierung die Geistlichen (in geistlichen Dingen) zu Gunsten des weltlichen Landesgesetzes zum Ungehorsam wider das Kanonische aufrege. Eine preußische Note vom 8. August erklärte: man sey ferne davon sich in eine Discussion über jenes Princip einzulassen, die Regierung sey erstaunt über den Protest des heil. Stuhls gegen die Anwendung eines langhergebrachten

Gebrauches in dem einzelnen vorliegenden Falle, die Maximen des Cardinals stünden ganz im Widerspruche mit der preußischen Gesetzgebung, so daß sich keine Uebereinstimmung in den Prinzipien erwarten lasse, die Regierung erklärte daher, daß sie jene gesetzlichen Verfügungen aufrecht erhalten werde und deßhalb ihren Behörden die betreffenden Instructionen übermacht le quali (disposizioni) obligano il Clero Cattolico a far passare la sua corrispondenza colla s. sede per le mani del regio ministero. Sie hoffen der Papst werde vorsichtig jede andere Praxis vermeiden, da ein Zuwiderhandeln mit schweren Inconvenienzen verknüpft sey. Damit ein Schweigen nicht als eine Zustimmung genommen würde, wiederholte der Staatssecretär durch die letzte Note vom 25. August noch einmal seinen Protest gegen dieses der wesentlichen göttlichen Verfassung der katholischen Kirche entgegengesetzte Verfahren (che si opposa alla essentiale divina constitutione della Chiesa Cattolica) so wie gegen jedes Hinderniß, das diese Regierung dem freien Verkehr des heil. Stuhles mit den Katholiken entgegensetzen werde.

Nachdem die Darlegung hiemit in dem Berichte des Ganges der Verhandlungen bis zum Punkte der Allocution angelangt ist und den Leser in vollständige Kenntniß des Thatbestandes gesetzt hat, geht sie mit folgenden leidenschaftlosen Worten zum Schlusse über:

„Da so wichtige und gerechte Reclamationen des obersten Hierarchen der Kirche durch das bloße Factum der preußischen Regierung gänzlich fruchtlos blieben, so sah der heilige Vater in seinem Gewissen sich verpflichtet vor der ganzen katholischen Welt das von ihm in diesen höchst traurigen Ereignissen beobachtete Verfahren zu rechtfertigen. Er erfüllte diese Verpflichtung in der an das heilige Collegium in dem Consistorium vom 13. Sept. 1838 gerichteten Allocution, indem er zu gleicher Zeit die Hoffnung ausdrückte, die er noch gerne hegt, daß Seine Majestät der König von Preußen, pro excelsa qua pollet mente, aequiora amplexus consilia Catholicam

ecclesiam sinat uti legibus suis nec quemquam ejus libertati permittat obsistere.

„Diese Allocution, deren Sprache so milde und gemäßigt ist, wurde nichts desto weniger der Gegenstand jener bitteren, von dem Berliner Kabinet in seiner Erklärung vom 31. Dezember desselben Jahres ausgedrückten Erklärung. Wenn aber die Thatsachen bestehen, wie sie oben berichtet werden, wenn sie nicht im kleinsten Umstande in Abrede gestellt werden können, so überläßt man vertrauensvoll dem freien und unbeschränkten Urtheil jedes verständigen und leidenschaftslosen Lesers zu entscheiden, ob die Klagen des preußischen Kabinetes gerecht und begründet seyen."

Man sieht, das Verdienst dieser Schrift besteht nicht darin, daß sie auf eine geschickte Advokatenweise, von den Künsten der Rhetorik Gebrauch machend, das Eine übertreibend hervorhebt, das Andere in den Hintergrund zurücktreten läßt, sie theilt den ganzen Gang der Verhandlungen mit, kaum sich selbst eine Bemerkung gestattend und so können denn auch wir das Urtheil billig dem Leser überlassen, welcher Theil: die protestantische weltliche Staatsgewalt oder die katholische kirchliche, mehr verlange als ihr von Gottes- und Rechtswegen zukomme und wer den anderen in seiner freien Bewegung hemme und ihm Fesseln anlegen wolle.

LI.

Aphorismen über die Ursprünge der englischen Verfassung.

I.

Nachdem die Verfassung von England lange Zeit hindurch der Gegenstand der gröbsten Mißverständnisse gewesen, und bis auf die neuesten Zeiten dazu mißbraucht worden ist, den irrigsten Fictionen der falschen, vermeintlich liberalen Staatstheorie als Anhaltspunkt und Autorität zu dienen —

kann man es zu den wahrhaften Fortschritten der Wissenschaft rechnen, wenn neuerdings in Beziehung auf England, wie überhaupt auf dem Felde der Rechts= und Staatslehre, die Ueberzeugung durchgedrungen ist, daß nur auf geschichtlichem Wege richtige Aufschlüsse über Entstehen und Ausbildung, wie über den wahren und eigenthümlichen Geist der Verfassung jener merkwürdigen Insel erlangt werden können. Kann der leeren und inhaltslosen Fiction überall nur mit Erfolg die Wirklichkeit gegenüber gestellt werden, so ist die Geschichte und jede ihr zugewendete tüchtige Forschung das beste Gegenmittel gegen die Täuschungen und Wahngebilde der absolutistischen oder revolutionären Staatsphilosophie, — deren böse Träume vor dem klaren Bewußtseyn des wirklichen Lebens nicht Stand halten können. —

Wenn man nicht selten gesagt hat, daß die englische Constitution in den Urwäldern Germanien's erfunden worden sey, so liegt in dieser Aeußerung neben einer großen Wahrheit ein eben so tiefgreifender Irrthum. Allerdings sind die ersten Wurzeln und Keime der englischen Freiheit auf dem deutschen Continent zu suchen; — allein diese Verfassung ist so wenig, wie irgend eine andere jemals erfunden worden, sie ist ein reines, ohne alle Berechnung der Menschen entstandenes Resultat einfacher, natürlicher Zustände, die ihrerseits wieder hervorgegangen sind theils aus gewissen allen germanischen Stämmen verliehenen Naturanlagen, theils aus den factischen Verhältnissen des Bodens und der Lebensweise. Endlich ist die Verfassung von England in ihrem ersten Entstehen, und genau genommen bis gegen das Ende des Mittelalters gar nichts Besonderes, England ausschließlich Eigenes, sondern lediglich ein einzelner Zweig des großen Baumes der germanisch=christlichen Weise des geselligen Lebens überhaupt, dessen besondere, ihn von andern Zweigen desselben unterscheidende Eigenthümlichkeit hauptsächlich darin besteht, daß er trotz mancher theilweisen Zerstörung und anderer fremdartiger Zuthaten sein frisches und kräftiges Leben bis in eine Periode hinein erstreckte, wo fast in allen andern europäischen Ländern Geist und Leben aus den ständischen Verfassungen entwichen war.

Der älteste Zustand der britischen Inseln, von dem die Geschichte berichtet, steht mit dem, was wir heute die englische Verfassung nennen, in gar keinem Zusammenhange. Höchst interessante Reste celtischer Sitte und Sprache haben sich zwar in Schottland und in Irland, wie in einzelnen Theilen von England selbst bis auf den heutigen Tag erhalten, die Verfassungsgeschichte dieses Landes beginnt aber erst mit der germanischen Einwanderung (449 nach Christ. Geb.). —

Die alten britischen Einwohner wurden, wo nicht gänzlich ausgerottet, so doch völlig unterjocht, und das neue Reich der Sachsen hatte schlechthin nichts mit ihnen gemein. — Um den Geist dieser ersten germanischen Einrichtungen in England zu begreifen, ist es daher zuvörderst nöthig einen Blick auf die Verfassung der Heimath zu werfen, aus der die sächsischen Kriegsgefolge nach England hinüberschifften.

Nach einer weit verbreiteten und fast allgemein angenommenen Meinung soll die älteste Verfassung der sächsischen wie aller übrigen germanischen Stämme eine rein genossenschaftliche (republicanische) gewesen seyn. Die höchste Gewalt soll in dem zu einer großen Gemeinde vereinigten Volke gelegen haben; zuweilen wird auch hinzugesetzt, daß eben diese Gemeinde aus allen freien Männern bestanden habe, die unter sich völlig gleich gewesen. — Diese Auffassung beruht auf einem großen Mißverständnisse. — So viel ist freilich wahr, daß bei dem Stamme der Sachsen das centrifugale Element der Privatfreiheit, der nach Unabhängigkeit strebende Sinn, die Neigung sich in seinem Gehege, in dem möglichst enggezogenen Kreise seines Rechtes abzuschließen, entschieden vorherrschend war, und daß in Folge dessen der eine große Volksstamm nicht unter einem patriarchalischen oder kriegerischen Herrscher, — wie wir deren im Orient begegnen, vereinigt geblieben, sondern in eine Menge kleinerer Stämme aufgelöst war. — Allein jeder dieser letztern stand unter einem Häuptlinge, dessen angelsächsische Benennung (Ealdorman) schon auf die Würde eines Stammesältesten deutet; — ihn für eine gewählte Volksobrigkeit zu halten gebricht es an jedem Grunde. — Die Ealdormen der einzelnen Stämme scheinen dagegen in einem Allen gemeinsamen Bündnisse gestanden zu haben und diese, nicht die große Volksgemeinde waren es, welche zur Zeit eines großen Krieges einen gemeinschaftlichen Heerführer aus ihrer Mitte (Heretog, Herzog) wählten, dessen Amt und Gewalt mit dem Frieden wieder aufhörte. Daß sich außerdem fast alle jene Einrichtungen, denen wir unter den angelsächsischen Königen in England begegnen, Blutrache und Wehrgeld, Gesammtbürgschaft, Adel und Unfreiheit, Versammlung der Aeltesten und Weisen des Volkes als Rath des Königs, — schon in der alten Heimath des Stammes finden, und daß sie keine bloß angelsächsische, sondern allgemein germanische Sitte sind, bedarf für Jeden, der der ältesten deutschen Geschichte einigermaaßen kundig ist, keiner weitern Erwähnung.

LII.

Ueber den Frieden des Protestantismus mit der Kirche.

Zweites Antwortschreiben an den Herrn Verfasser der Schrift: Kleiner Beitrag zur Berichtigung eines großen Mißverständnisses. Hannover 1839.

Hochgeehrtester Herr!

Wir haben in unserm ersten Schreiben, zu dem Sie uns Veranlassung zu geben so gütig waren, uns bemüht, Ihnen den wesentlichen Differenzpunkt zwischen der Kirche und den getrennten Gemeinden klar zu machen und wenigstens die Probe zu wagen, ob wir Ihnen die Ueberzeugung verschaffen könnten: wie vergeblich es sey, jenen Gegensatz leugnen und ihn als nicht vorhanden oder als unerheblich nachweisen zu wollen. — Gestatten Sie uns heute eine genauere Prüfung des Systems, welches Sie in Ihrer höchst interessanten jüngsten Schrift mit so vielem Geist und Scharfsinn als das Ihrige entwickeln. Wir laufen dabei freilich Gefahr, uns aufs Neue von Ihnen den Vorwurf zuzuziehen, „daß wir in ihrer Seele herumhandthierten, als wenn Sie todt wären, und wir Ihren Leichnam zur Zergliederung erstanden hätten," trösten uns aber über den nicht füglich zu ändernden Uebelstand: Ihnen missfällig geworden zu seyn, theils durch Ihre anderweitige Versicherung (Kleiner Beitrag S. 15), daß die Explicationen mit uns Ihnen ein reicher Lohn für Ihr kleines Werkchen waren, folglich doch wieder in gewisser Hinsicht erfreulich gewesen seyn müssen, theils durch unsre Absicht, die auf die klare Darstellung der Wahrheit für Jedermann und insbesondere auf Ihr wahres Beste gerichtet ist.

Sie haben in Ihrer ersten Schrift (Die Allokution des des Papstes Gregor XVI. S. 33) den Satz ausgesprochen:

> „Daß Geist und Wesen des wahren Christenthums nicht in dem Gegensatz des katholischen und evangelischen Bekenntnisses und in dem Festhalten der einen oder andern Form, sondern in dem Glauben an die Wahrheiten besteht, worüber beide einverstanden sind.“ —

Sie wiederholen dieselbe Ansicht in Ihrer zweiten Schrift (S. 27.)

> „Die einfache Betrachtung, daß es fromme und gottlose, indifferente und erweckte, christliche und unchristliche Personen, auf der einen und auf der andern Seite giebt, führt zu der Ueberzeugung: daß das Christliche nicht in dem Gegensatz der beiden Confessionen besteht.“ —

Wir haben hieraus, worauf wir uns später noch ausführlicher zurückzukommen erlauben werden! — den Schluß ziehen zu dürfen geglaubt: daß Sie, — im entschiedensten Widerspruche mit dem Stifter Ihrer Kirche und den Protestanten der ersten zwei Jahrhunderte, — die Unterschiede in der Glaubenslehre, welche zwischen der Kirche und den getrennten Confessionen obwalten, für gleichgültig und das ewige Heil des Menschen nicht berührend ansähen. — Dieß ist bei Ihnen in dem Maaße der Fall, daß Sie sogar mit edler und uneigennütziger Freigebigkeit (Kleiner Beitrag S. 50) den Kern und Schlußstein der lutherischen Lehre, aus dem die ganze unheilvolle Spaltung ihren Ursprung genommen: die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, und von der Schädlichkeit und Verwerflichkeit der guten Werke, völlig und in einem Grade fallen lassen, daß wir, die Katholiken, Sie erinnern müßen: in dieser, allerdings löblichen und anerkennungswerthen Lossagung von den Irrthümern des 16ten Jahrhunderts nicht zu weit gehen und sich vor dem entgegengesetzten Extreme hüten zu wollen. „Mir scheint“, sagen Sie, „daß wir uns darüber leicht verständigen könnten, da

Werken, ohne Glauben, von Ihnen (den Katholiken) doch auch höchstens nur ein relativer Werth zugeschrieben werden wird, und der ganze Streit in dem Punkte aufgeht, wo ein sündiger Mensch zur Besinnung, zur Buße und zum Glauben kommt, was von allen als das wichtigste Werk des Lebens angesehen werden muß." — Hoffentlich wollen Sie durch diese Auffassung nicht in Abrede stellen: daß der Glaube, den der Mensch freilich in sich aufnehmen oder abweisen kann, — eine Gnade, ein von Gott der Seele eingegossenes Licht, und folglich kein bloßes Menschenwerk sey. — Dieses vorausgesetzt, geben wir Ihnen aber unbedenklich zu, daß es mehr sey, als man füglich von einem Vertheidiger des Protestantismus verlangen kann, wenn er die Lehre Luthers, der jedes gute Werk eine Todsünde nennt, nicht bloß aufgiebt, sondern ihr die Modification substituirt: der Glaube selbst sey ein gutes Werk. — Dieß ist, um uns Ihrer Redeweise zu bedienen, „viel auf einen Zug, fast zu viel!" und wir möchten füglich dafür die Frage frei haben: wenn es also ist, wie Sie so eben sagten, warum denn der unersättliche Zorn und Haß und Grimm Luthers und seiner Gläubigen gegen die Kirche, die nichts weiter verlangte und verlangt: als daß der Glaube sich in den Werken der Liebe äußern müsse? Glauben Sie wirklich, daß es nach Allem, was von den „Reformatoren" und ihren Schülern in Beziehung auf diesen Gegenstand gesagt, gethan und geschrieben worden, dermalen mit dieser zwischendurchgehenden vermittelnden Form, wie Sie sie ausgedacht, gethan sey, und daß diese einen feierlichen, förmlichen Widerruf, ein unverholenes, ehrliches, offenes Geständniß des welthistorischen Unrechts, daß sie Reue und Leid im Angesichte der Geschichte auf Seiten Ihrer Kirchenparthei überflüßig mache? „Vor allen Dingen Wahrheit!" — — „Mit zweideutigen Phrasen wird diese Angelegenheit nie in Ordnung gebracht werden, es handelt sich ja nicht darum, eine Differenz zwischen zwei Höfen mit feinen Wendungen auszugleichen u. s. w. (S. die

Allokution des Papstes Gregor XVI. S. 33.) Sie selbst haben uns dieses unübertrefflich schlagende Wort gelehrt; verzeihen Sie daher, wenn wir es Ihnen, wo die Gelegenheit so nahe liegt, wiederholentlich zurückgeben.

Aber lassen wir das Verhältniß des Glaubens und der guten Werke beruhen, und kehren wir zu den Grundzügen Ihres Systems zurück. — Sie haben, sogar ultra petitum, der Wahrheit oder, was dasselbe ist, der Kirche eine wichtige Concession gemacht und ein Geständniß abgelegt, welches vor 300 Jahren so ziemlich Alles entschieden, wenigstens Sie für immer von der Reformparthei getrennt haben würde.— Und dennoch können wir uns darüber nicht unbedingt freuen. Halten Sie unserer Freimüthigkeit die offene Erklärung zu Gute: jene wichtige Einräumung erscheint uns, zumal in der Form, wie Sie dieselbe aussprechen, weniger als eine freie Anerkennung der Wahrheit, sondern mehr als ein thatsächlicher Beweis, wie geringen Werth Sie überall selbst auf die entschiedensten Gegensätze im Glauben legen. — Die Art und Weise, wie Sie Sich zu dem Grunddogma Ihres eigenen Bekenntnisses stellen, liefert uns nämlich den Schlüssel zu mehreren anderen Aeußerungen in Ihrer jüngsten Schrift, die zuweilen fast über eine Gleichstellung der verschiedenen christlichen Confessionen hinausgehen. Sie fragen (S. 29.) ob das, was einer Menschenseele den Spiegel vorhält, in welchem ein Mensch, der sein Heil sucht, mit Schaudern und Bangigkeit sieht, was er seyn sollte und nicht ist, „die äußere Kirche mit ihren Einrichtungen sey, wie sie die Sinne wahrnehmen?“ — „Ist es“, fragen Sie, „der katholische Ritus mit dem feierlichen Pomp seines Hochamts — — — ist es der sterbliche Mensch im Beichtstuhl, in dessen Hände die Kirche die Gewalt der Versöhnung des bußfertigen Sünders niedergelegt hat? oder sind es die einfachen Formen der reformirten Kirche, ist es das Menschenwort des Predigers, ist es dieses oder jenes System der Dogmatik, ist es überhaupt die sichtbare, weltliche, vergängliche Erschei-

nung, was dem Menschen hilft, der den Heiland sucht und ihn findet?" — „Das Reinchristliche", sagen Sie S. 34, „das was einen Menschen zum Christen macht, und ihn nicht bloß für die Spanne Zeit und für den Fleck auf der Erde, wo ihm sein irdisches Daseyn angewiesen ist, sondern für die Ewigkeit von denen unterscheidet, die nicht Christen seyn wollen, den Kern und das Wesen des Christenthums halte ich nicht gebunden an die Form des Bekenntnisses, noch an irgend einen äußern Akt, wodurch der Mensch eine magische Gewalt gewinnen könnte". — Wir wissen nicht, ob Sie hierunter die Taufe verstanden wissen wollen; daß das, was Sie sagen von jedem Unbefangenen nothwendig auf diese bezogen werden müsse, werden Sie schwerlich in Abrede stellen. Daher wundern wir uns nicht, Sie (S. 37) von „vagen Vorstellungen von christlicher Rechtgläubigkeit" sprechen zu hören. — Sie sprechen Sich, unstreitig consequent, (S. 47) gegen jedwedes feste, den Widerspruch als Irrthum von sich abscheidende Bekenntniß aus. Den sogenannten Philosophen, wie z. B. den Hermesianern könne nichts für ihre Angriffe gegen das Christenthum erwünschter seyn, als die von Christen aufgestellte Behauptung: „daß inneres Wesen und äußere Form des Christenthum eins und dasselbe wäre und daß der christliche Glauben verschwimmen und verfliegen müßte, sobald ein Stück von der Form geändert würde, in die ihn das Bekenntniß fassen muß, sobald es in Worte gefaßt und aufgestellt werden soll". — Denn, wie Sie S. 48 versichern, Kern und Wesen des Christenthums, „läßt sich nicht in einen Kasten einschließen, weder in einen geweihten dogmatischen noch weniger in einen profanen, philosophischen", — und: (S. 52) „das ewige Heil ist nicht abhängig von äußerlichem Thun, noch von der Speculation, noch von der Fähigkeit ein mehr oder minder vollständig ausgebildetes Bekenntniß vorzuweisen." —

Halten wir hier inne und resumiren wir „Kern und Wesen“ dieser Ihrer so höchst interessanten Aussprüche. —

Wer Christum verleugne, den einen Ketzer zu nennen, wollen Sie (S. 34) gestatten; die Fragen aber wann und wo eine Verleugnung Christi statt finde und was eine Verfälschung der Lehre des Sohnes Gottes, was die wahre Botschaft des Heiles sey? Diese Fragen weisen Sie ab, und den Versuch: dieselben mit Bestimmtheit zu beantworten, brandmarken Sie als ein gefährliches Attentat, die geistige Freiheit durch Formen „zu erwürgen“, sie durch den Buchstaben der Vorschrift zu knebeln.“ — Sie rufen: in necessariis unitas! — aber die Entscheidung was nothwendig in Lehre und Kirche sey, wehren Sie als ein, die Wesenheit des Christenthums gefährdendes Einschließenwollen der Wahrheit in den „geweihten Kasten“ des Dogmas ab. — Sie sprechen von Christo als von unserm „Herrn“ und vom „Heilande“ (S. 51) aber das strenge „Festhalten an dem Buchstaben der Vorschriften über Dogma und Praxis bis in die kleinsten Einzelnheiten“ — an Vorschriften, die nach unserm Glauben mittelbare oder unmittelbare Vorschriften des Mensch gewordenen Gottes sind, — dieß Festhalten können Sie auf unserer Seite so wenig begreifen, daß Sie (S. 39) versichern: Sie würden nicht daran glauben, daß der Papst fortwährend darauf bestehe, wenn Sie es auch in der Würzburger oder Münchner Zeitung gedruckt läsen. — In Ihrem „kleinen Beitrage“ haben Sie Sich, verehrtester Herr! nicht ohne einige Empfindlichkeit über den, unsers Wissens, von Friedrich v. Schlegel zuerst gebrauchten Ausdruck: Christianismus vagus geäußert. Wir haben ihn gebraucht, ohne damals schon das Schlagende, Geniale, wahrhaft Prophetische desselben in seiner ganzen Tiefe erwogen zu haben. — Erst durch Sie sind wir auf den Schatz, der in diesem Worte liegt, nach Gebühr aufmerksam gemacht worden. Es steckt darin die kürzeste Bezeichnung jener Mischung aus manchen edlern Regungen christlichen Gefühles, und einer mit Absicht festgehaltenen Unbestimmtheit des Glaubens.

Da Sie jedoch nach ihrer Versicherung das klassische Kunstwort nicht hinreichend verstanden haben, — so können wir Ihnen die erläuternde Aufklärung geben, daß Sie selbst das besterhaltenste Exemplar des Christianismus vagus in den Streitschriften niedergelegt haben, deren Sie die historisch-politischen Blätter bis jetzt zu würdigen sich herbeiließen. Die Devise des Christianismus vagus, wie der damit nahe verwandten, sentimentalen Richtungen des Indifferentismus überhaupt, ist der Satz: Ich glaube, aber ich weiß nicht genau was, und in wie weit es wahr sey, will ich auf sich beruhen lassen.

Wir sind nicht die Richter über das, was Sie glauben und nicht glauben, und wenn dieß auch, um der Liebe willen, ein Interesse für uns hätte, so gestehen wir andrerseits gerne, daß uns aus diesem Interesse an sich noch kein Recht erwächst, Ihr persönliches Glaubenssystem unserer Kritik zu unterwerfen. Aber abgesehen davon, daß Sie damit vor die Welt getreten sind, Ihre individuelle Ansicht also zu einem Gemeingute zu machen gesucht haben, so ist eben jener Standpunkt auch zugleich der Richterstuhl, vor welchen sie die Handlungen Dessen ziehen, der nach unserm Glauben der Stellvertreter Christi auf Erden ist. Und von dieser Basis aus eröffnen Sie, freilich in anständigeren und würdigeren Formen als Ihre Glaubensgenossen, eine Polemik gegen die Kirche, die der Sache nach nicht minder entschieden dem innersten Geiste und Wesen derselben entgegentritt. — Dieß zur Rechtfertigung unserer Beleuchtung Ihres Standpunktes, der Sie Sich, nachdem Sie auf diese Eröterung Sich eingelassen, nicht mehr entziehen können. Erlauben Sie uns also zur bessern Charakteristik des Fundamentes, auf dem Sie stehen, noch einige Bemerkungen über das Verhältniß desselben zu gewissen andern Erscheinungen in der Kirchengeschichte. Da wir mit einem geistreichen und denkenden Manne zu thun haben, so fürchten wir dabei den Einwand nicht, den die gedankenlose Albernheit des literarischen Pöbels unter den Gegnern der Kirche, jeder logischen Argumentation entgegen zu setzen

pflegt. — Sie werden, davon sind wir überzeugt, nicht wie Jene über Gewalt und Unrecht schreien, wenn wir daraus, daß Sie behaupten zweimal zwei sey vier, die Folgerung ziehen: Sie hätten damit zugleich eingeräumt: vier mal vier sey sechszehn. — Mit jenem Geschlechte ist eben deshalb nicht zu streiten, während uns, einem so klaren Geiste gegenüber, eine gründliche Discussion nur zum besondern Vergnügen gereichen kann. —

Nun erklären Sie Sich, wie wir oben nachgewiesen haben, gegen jedes Formuliren und scharfe Abgränzen des Glaubensinhaltes durch ein Bekenntniß oder Symbol, und dieß zwar aus dem einfachen Grunde, weil das ewige Heil von keinem Bekenntnisse abhängen soll. Daß Sie dabei die Bestrebungen des ältern Protestantismus, — die Augsburgische Confession, die Concordienformel, den Heidelberger Katechismus, die Dortrechter Synode u. s. w. u. s. w. sammt und sonders Preis geben, würde sich bei einem so consequenten Denker von selbst verstehen, auch wenn Sie (Kleiner Beitrag S. 40) es nicht durch einen spöttischen Seitenblick auf die Controvers-Schriften und Reden der ältern protestantischen Theologen selbst zu verstehen gäben. Gestatten Sie uns aber bei dieser Gelegenheit die bescheidene Anfrage: Wie Sie es in dieser Hinsicht mit dem Athanasianischen Glaubensbekenntniß gehalten wissen wollen, welches in Form, Inhalt und strenger Verwerfung der entgegenstehenden Irrlehre zu den am schärfsten ausgesprochenen Bekenntnissen der Kirche gehört? — „Ein Jeder, der selig werden will“, heißt es dort, „muß vor Allem den katholischen Glauben haben; wer diesen nicht vollständig und unverletzt bewahrt, wird ohne Zweifel in Ewigkeit verloren gehen“. — Dann folgt eine Auseinandersetzung der Lehre von dem Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit und der Menschwerdung unsers Herrn, deren cautelarische Umständlichkeit dem vorsichtigsten Juristen Ehre gemacht haben würde, so gewissenhaft, ja ängstlich bemüht, so erfinderisch an Wendungen, so reich an Wiederholungen desselben Gedankens in verschiedener Form, ist hier der Verfasser des

Symbols, damit er ja den traditionellen Glauben der Kirche, den Partheien gegenüber genügend unterscheide, die, damals wie heute schon, gegen denselben protestirten und deren unerschöpfliche List bekanntlich durch ein einziges, unscheinbares Jota den Glauben an das menschgewordene Wort in seinen Grundfesten zu erschüttern suchte. Der schlauen Gewandtheit der Irrlehrer jedweden Schlupfwinkel, jedweden Ausweg, jedes irgend mögliche Berufen auf eine Zweideutigkeit zu versperren, ist der Zweck jenes Symbols, welches nach den oben angeführten Worten also fortfährt: „Dieses aber ist der katholische Glauben, daß wir Einen Gott in der Dreifaltigkeit, und die Dreifaltigkeit in der Einheit verehren, weder die Personen vermischend, noch die Wesenheit trennend. Denn eine andre ist die Person des Vaters, eine andere die des Sohnes, eine andere die des heiligen Geistes. Aber der Vater, der Sohn und der heilige Geist haben Eine Gottheit, gleiche Glorie und gleiche ewige Majestät. — Wie der Vater beschaffen, so ist auch der Sohn und so der heilige Geist. Der Vater ist nicht erschaffen, der Sohn ist nicht erschaffen, der heilige Geist ist nicht erschaffen. Der Vater ist unermeßlich, der Sohn ist unermeßlich, der heilige Geist ist unermeßlich. Der Vater ist ewig, der Sohn ist ewig, der heilige Geist ist ewig. Und doch sind nicht drei ewig, sondern Einer ist ewig“ u. s. w. u. s. w.“ So werden die Lehren der Kirche Gottes von der heiligen Dreifaltigkeit recht eigentlich articulirt, und dann den Widersachern einfach das Urtheil angekündigt: „Wer daher selig werden will, muß also von der Dreifaltigkeit urtheilen.“ — „Aber,“ heißt es weiter, „es ist auch nothwendig zum ewigen Heil, daß er die Menschwerdung unsers Herrn Jesu Christi treulich glaube,“ — und dann werden wiederum, so streng und logisch scharf normirt, als es irgend möglich war, gleich ehernen Wällen die Gränzlinien zwischen der Wahrheit und der häretischen Verfälschung gezogen, und das Ganze läuft in dem Schluße aus: „Dieß ist der katholische Glaube; wer diesen nicht treu und fest glaubt, kann nicht

seelig werden. Ehre sey dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie er war im Anfange und jetzt und allzeit und in Ewigkeit. Amen!" —

Was halten Sie, wenn wir es wagen dürften, die Frage an Sie zu richten, von dieser merkwürdigen Bekenntnißschrift? Wenn jemals eine, so hat diese die ewige Seeligkeit von der Annahme einer Formel abhängig gemacht, und „Kern und Wesen des Christenthums" in diesen „geweihten Kasten" eingeschlossen. Was würde die Kirche, die jenes Symbol den Arianern entgegenhielt, geantwortet haben, wenn diese die Unterwerfung unter das Urtheil durch die Bemerkung von sich abzulehnen gesucht hätten: „daß es fromme und gottlose, indifferente und erweckte, christliche und unchristliche Personen auf der einen und auf der andern Seite gebe", — sie also sich nicht zu der Annahme entschließen könnten, daß das Christliche „in dem Gegensatze bestehe". — Oder wenn sie etwa geantwortet hätten: die Seeligkeit sey mit nichten an ein Bekenntniß geknüpft und die Sehnsucht nach dem Göttlichen genüge? — Von einem so scharfsinnigen Gegner erwarten wir hier übrigens die winkelzügige Entgegnung nicht: daß ja der (ältere) Protestantismus das Athanasianische Symbol noch beibehalten habe. — Denn es handelt sich zwischen uns zunächst nicht darum, sondern lediglich um die Frage: die Sie bestimmt verneint haben: ob überhaupt das specielle Glaubensbekenntniß als eine Bedingung des ewigen Heils zu betrachten sey? — Die weitere Frage: ob das Bekenntniß dieser oder jener Confession die Wahrheit in sich beschließe, — ist nicht der Punkt, der hier zwischen uns verhandelt wird. — Uebrigens möchten wir Sie, gleichsam im Vorbeigehen, noch auf eine merkwürdige Aeußerung Leo's in Halle aufmerksam machen, der bekanntlich über symbolische Schriften und das, an deren Annahme geknüpfte, Heil auf eine, von Ihnen etwas abweichende Weise denkt. „Wem verdanken wir", sagt dieser Ihr protestirender Streitgenosse in der 2ten Auflage seiner Hegelingen S. 57, „zum Beispiel die

Erhaltung des Dogma's von der göttlichen Dreieinigkeit, als allein der Tradition der katholischen Kirche? Da sich bekanntlich zwar von den göttlichen Personen vieles, aber von dem Dogma über ihr Verhalten wenig in den Evangelien findet". — Hat damals also die Kirche, aus ihrer Tradition heraus, Symbole und Bekenntnisse aufgestellt, welche lauten, wie das von der allgemeinen Kirche angenommene Athanasianische, und hat sie die Macht und das Recht dazu gehabt, so dürfte der Werth, den sie heute auf die spätern, andern Häresien gegenüber gestellten Bekenntnisse legt, wenigstens keine Neuerung seyn. Wir sind in diesem Falle, — merkwürdig genug! — im Stande, Ihnen unsere Ansicht durch die Worte eines Lutheraners, des Ihnen gewiß dem Namen nach bekannten, so häufig eingekerkerten, mit raffinirter Grausamkeit verfolgten und endlich aus dem Lande geschafften lutherischen Pastors O. F. Wehrhan (s. „meine Suspendirung, Einkerkerung und Auswanderung S. 210, 211) recht deutlich und anschaulich machen zu können. Sehr richtig sagt dieser: „Daß in der ersten Zeit des Christenthums alle die Streitpunkte, welche später zum Leben erwacht sind, noch im Keime schliefen. Auch Symbole, und wären sie noch so einfach, entwickeln sich mit der Zeit nach nothwendigem Gesetze, treiben gleichsam Zweige und Blätter, und theilen sich demgemäß in verschiedene Richtungen; und diese Entwickelung ——— rückgängig zu machen wollen, wird eben so wenig gelingen, als überhaupt einen entwickelten, geistigen wie körperlichen Organismus zu seiner ersten Einfachheit zurückzuführen. Das apostolische Symbolum selber ist schon die Entwickelung eines noch frühern, noch einfacheren Symbols, nämlich des kurzen Bekenntnisses der heil. Dreieinigkeit bei der Taufe, nach Matth. 28, 19., welches nach und nach, um allerlei Irrlehren zu begegnen, durch diesen oder jenen Zusatz so erweitert wurde, bis es im dritten Jahrhundert seine jetzige Form erhielt. Wiederum ist das nicänische Symbol die Entwicklung einer Parthie des apostolischen

lischen, das athanasianische des nicänischen u. s. w., und unsere symbolischen Bücher endlich die auf ähnliche Art entstandene Erweiterung und Näherbestimmung jener zusammen genommen". — — —
„Das Abschneiden der Unterscheidungslehre ist allemal ein Zeichen, daß sich das Interesse an den Glaubenslehren überhaupt verloren hat, weil, wer auf seinen Glauben hält, auch auf die mit dazu gehörigen, und mit den übrigen in organischer Verbindung stehenden Unterscheidungs-Lehren hält". —

Sie, verehrter Herr! befinden sich also in der einfachen Alternative, entweder das Recht der Kirche anzuerkennen, die das Symbolum des heil. Athanasius zur Bedingung des ewigen Heils erklärte, oder umgekehrt: das Recht der Arianer, welche die Seligkeit nicht von dieser Formel abhängig gemacht wissen wollten. Da wir von einem geistvollen Manne nicht vermuthen können, daß er sein Verwerfungsurtheil über alle kirchlichen Symbole „in's Blaue hinein" geschleudert habe, so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß die Schaale Ihres Urtheils zu Gunsten der Arianer sinken müsse. — Es kann, nach der strengen Consequenz Ihrer Lehre sich an diesen Gegensatz das ewige Heil nicht geknüpft haben; folglich hatte die Kirche Unrecht, wenn sie Jene nicht nur nicht für ihre rechtmäßigen Glieder gehalten wissen wollte, sondern sie in so unzweideutigen Formen, wie wir gesehen haben, mit der ewigen Verdammniß bedrohte. Können Sie die Socianer mit anderm Maaße messen? Und wenn, was Ihrer Geschichtskunde gewiß nicht verborgen geblieben ist, der Islam nichts war, als eine eigenthümliche Fortbildung arianischer Elemente, können Sie, ohne schwere Versündigung an der Folgerichtigkeit des Denkens, dem protestantischen Engländer Chubb Ihre Zustimmung versagen, der bekanntlich den Grundsatz aufstellte, daß der Uebergang vom Christenthum zur Lehre Mahomets nichts sey, als die Annahme einer Form der Religion, die auch plausible Merkmale ihrer Göttlichkeit an sich trage, für eine andere, — mithin ein Tausch, der nicht mehr auf sich

habe, als jeder andere Kleiderwechsel? Ist dort freilich die Taufe weggefallen, so belehren Sie uns ja, daß kein „äußerer Act“ dem Menschen eine „magische Gewalt“ verleihen könne. — Daß endlich Röhr und Bretschneider, Krug, Paulus, Strauß, Ruge, Michelet und wie sonst die Crapüle des alten oder neuen Rationalismus heißen mag, genau dasselbe, was Sie über die Symbole, in besonderer Richtung gegen die katholische Kirche, sagten, auch ihrerseits gegen die alten protestantischen Bekenntnißschriften vorzubringen das volle Recht haben, wird Ihrem geistvollen Blicke nicht entgangen seyn. Denn wer hätte das Recht, die geistige Freiheit durch Formen zu „erwürgen“ und den Geist „durch den Buchstaben der Vorschrift zu knebeln,“ da es doch nicht „dieses oder jenes System der Dogmatik“ ist, welches dem Menschen hilft, der „den Heiland sucht?“ — Wer die Befugniß, Kern und Wesen des Christenthums in den bewußten „geweihten, dogmatischen Kasten“ einzuschließen?

Da wir im Voraus wissen, wie Sie Sich über diese unsere Argumentation äußern werden, so wollen wir, nachdem wir die Entwickelung Ihrer Grundsätze bis an die äußerste Gränze der Christenheit begleitet haben, Ihrer Entrüstung durch eine rechtzeitige Ehrenerklärung zuvorzukommen trachten. — Wir würden Ihnen nämlich gegen die Wahrheit Uebles nachreden, wenn wir Sie mit den eben genannten, verächtlichen Feinden des Christenthums in eine Klasse setzten, oder Ihnen direct oder indirect denselben fanatischen Haß gegen die Wahrheit und dieselben Zwecke der Zerstörung unterschieben wollten, die jene verfolgen. — Im Gegentheil! Ihre Intentionen sind menschlich betrachtet die humansten; Sie verabscheuen den rationalistischen Unglauben des Zeitalters. Ihr Herz und Ihr Gefühl neigen sogar hin zur vollen rücksichtslosen Anerkennung der christlichen Wahrheit; Ihr scharfer Verstand würde Sie unter der Leitung der göttlichen Gnade, wenn Sie es wagten, jener geheimnißvollen Stimme zu folgen, die im Innersten Ihres Herzens zu Gunsten des

heiligen Ignatius von Loyola spricht (Kleiner Beitrag S. 23), sicher und wohlbehalten durch alle Nebel des Irrthums in jenes Haus des Herrn führen, in dessen Vorhöfen ein Tag besser ist, als tausend in den Hütten der Sünder. Aber Sie wollen Sich der Autorität, Sie wollen Sich der wahren von Gott eingesetzten Kirche nicht unterwerfen. Ihnen fehlt nicht die Fähigkeit zu glauben, sondern der Gehorsam des Glaubens. Und weil Sie andererseits zu viel Geist haben, um nicht einzusehen, daß, wenn der Streit sich einmal auf das Gebiet der Symbolik zieht, jene alten protestantischen Bekenntnißschriften, die nur Bruchstücke und Mißverständnisse der vollen katholischen Wahrheit sind, sich gegenüber der Consequenz des katholischen Systems nicht halten lassen, weil Ihnen ein richtiger Instinct sagt, daß auf diesem Felde der alte Protestantismus seine Rolle für immer ausgespielt hat, — so leugnen Sie lieber, um dem Drange so gefährlicher Folgerungen zu entgehen, die Nothwendigkeit der Symbole überhaupt und werfen sich jenem gefährlichsten aller Systeme in die Arme: den speziellen Inhalt des Glaubens für indifferent zu erklären. — So geschieht es, daß Sie, überwältigt durch die unabweisliche Macht einer falschen Richtung, ohne, ja wider Ihren Willen, zu Resultaten gelangen, die Ihren ursprünglichen, der christlichen Wahrheit zugewendeten Neigungen in's Angesicht widersprechen, und einer dem „Kern und Wesen" des Christenthums feindlichen, indifferentistischen Parthei, die Sie im Innersten Ihres Herzens eigentlich verabscheuen müssen, rettungslos in die Hand arbeiten. Wenn Sie Voßens Luise zur Hand haben, so bitten wir Sie, die schöne Parabel nachzulesen, welche anfängt:

> „Einstmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels" u, s. w.

Sie werden erstaunen, sich mit dem Patriarchen des Rationalismus vulgaris, Joh. Heinr. Voß dem Biedern, plötzlich auf einem Punkte zusammen zu finden. — Wir glauben ferner Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn wir Sie darauf auf-

merksam machen, daß ein Leipziger Lokalblatt, als es Ihre jüngste Schrift beifällig anzeigte, mit der in jenem Lande eigenthümlichen Naivität die Bemerkung hinzufügte: der weise Confucius würde, wenn er noch lebte und Kampfrichter wäre, ohne Zweifel Ihnen beipflichten. — Gegen die Anschuldigung einer so außerchristlichen Geistesverwandtschaft sich zu vertheidigen, und das Lob des Deismus aus der Schule Nathan's des Weisen abzulehnen, bleibt wie billig, Ihnen überlassen.

Wir haben uns oft beim Lesen Ihrer Schrift die Frage gestellt: wie Ihnen bei dieser entschiedenen Abwehr aller symbolischen Begränzung und Umschreibung des Glaubens, bei dieser bestimmten Ablehnung aller Autorität einer lehrenden Kirche, aller Unterwerfung unter ein vom heiligen Geiste erfülltes Lehramt, wie Ihnen da die Kirche und ihre Geschichte, wie Ihnen insbesondere die Coexistenz so vieler Glaubensmeinungen erscheinen müsse, die Sie Ihrer Ihnen nachgewiesenen Grundidee zufolge alle, wenn auch nicht als gleich wahr und richtig, so doch trotz ihres Widerspruchs als gleichgültig in Hinsicht auf das ewige Heil gelten lassen müssen. Ihrer nobeln Geistesrichtung getreu sind Sie so offen, uns den Eindruck zu schildern, den Ihnen dieser nach Ihrem Systeme schwer zurechtzulegende Zustand der kirchlichen Verhältnisse macht. — „Der gegenwärtige Zustand der Christenheit," sagen Sie S. 37, „sieht leider dem Moment, wo die Bauleute in Babel sich verunwilligt hatten, viel ähnlicher, als jenem ersten Pfingstfeste, wo das Wort in die Welt gekommen und Fleisch geworden, die christliche Kirche aber noch kein Gegenstand weltlicher, irdischer Architectur geworden war." — Wir fühlen mit Ihnen die tiefe Wehmuth dieser Worte, in denen ein inhaltschwereres Geständniß liegt, als Sie vielleicht hineinzulegen die Absicht hatten. — Ohne eine vom Geiste der Wahrheit durchströmte unfehlbare Kirche, kein objectiv festgestellter Glaube; ohne einen durch ein Wunder gegen jeden Einwand und Zweifel siegreich emporgehaltenen Glaubensinhalt, der, wie jede Wahrheit nur einer seyn kann,

und sein Gegentheil ausschließen muß, kein Christenthum! — Wir fühlen es ganz und vollständig mit Ihnen: eine Religion, in der über ihren Inhalt die aller entgegengesetztesten Meinungen gleichen Werth, gleiche Berechtigung, gleiche Kraft der Erlösung haben, und innerhalb welcher es keine Anstalt zur sichern Kenntniß des göttlichen Willens giebt, ist keine Gemeinschaft der Gläubigen, ist keine Offenbarung, ist überhaupt gar keine Religion, sondern ein Abbild jenes Reiches, von welchem geschrieben steht, daß es in sich getheilt und deshalb wüste sey. Auf eine solche Religion würde allerdings das von Ihnen gewählte Bild der babylonischen Verwirrung nur zu gut passen. — Allein wir müssen Sie ernstlich bitten, der katholischen Welt nicht zumuthen zu wollen, diese Ihre wahrhaft trostlose Ansicht auf das Christenthum zu übertragen. — Daß der göttliche Plan der Welterlösung, daß die Gründung der Kirche auf Erden jemals in ein Seitenstück des Thurmbau's von Babel habe auslaufen können, diesem Gedanken auch nur auf einen Augenblick Raum zu geben, wäre nach unsern katholischen Begriffen nicht mehr noch weniger als eine Gotteslästerung. Nach unserm Glauben ist es Gott selbst, der herabgestiegen ist vom Himmel und Mensch geworden um unsers Heiles willen, und für uns gelitten hat und gekreuziget worden ist. Nach unserm Glauben hat er in seiner Weisheit und Allmacht Mittel gefunden, das Werk der Erlösung — seine Lehre und die Sacramente, als die von ihm eingesetzten Mittel des Heiles — vor aller Corruption zu sichern, die ihr von Seiten der sündigen und dem Irrthum unterworfenen Menschheit drohen. Denn Christus der Herr wollte das Menschengeschlecht, nicht bloß die Wenigen erlösen, denen es gegeben war, ihn im Fleische zu schauen. — Daher seine Kirche als bleibende Anstalt, der er am Feste der Pfingsten nicht bloß einmal und vorübergehend oder gleichsam gelegentlich den heiligen Geist gesendet, um ihn dann wieder abhanden kommen zu lassen, sondern der er die Verheißung gegeben: daß die Pforten der

Hölle sie nicht überwältigen würden und zu der er gesprochen: Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an's Ende der Welt, und: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte bleiben in Ewigkeit. Zwar hat der Herr seinen Jüngern auch den Abfall der Secten im Voraus verkündigt, aber durch Läugnung und Widerspruch hat noch niemals die Wahrheit ihre Kraft verloren; im Gegentheil, das ist der Beruf der Häresie in der Weltgeschichte, daß sie die Kraft der Gläubigen stähle und durch ihren fruchtlosen Sturm gegen die Kirche, die auf dem Felsen steht, wider ihren Willen den Gott der Wahrheit verherrlichen helfe. — Daß aber Christus oder die Apostel den Glauben an die geoffenbarte Wahrheit für gleichgültig erklärt, oder daß sie dem Individuum das Recht eingeräumt hätten, eine Auswahl zu treffen, das „Wesentliche" sich anzueignen, das ihm minder wesentlich Erscheinende zu verwerfen oder auf sich beruhen zu lassen, daß sie gelehrt hätten, der Inhalt des Glaubens sey ohne Einfluß auf das ewige Heil, dieß aus der heiligen Schrift nachzuweisen, dürfte auch Ihnen eben so schwer fallen, als es dem Katholiken geradezu unmöglich ist, sich mit solcher Anschauungsweise zu befreunden, — vorausgesetzt, daß er nicht etwa innerlich bereits aus seiner Kirche ausgeschieden wäre. —

Sie, hochgeehrtester Herr! sind nun (S. 58 Ihres „kleinen Beitrags") der Meinung, daß die katholischen Missionarien nicht wohl daran thäten, wenn sie den Heiden, denen sie das Evangelium predigen, nicht gleich zu Anfange den (protestantischen) Unterschied zwischen dem „Fundamente des Christenthums" und jenen „Zusätzen" beibrächten, deren Annahme oder Verwerfung dann dem Belieben des Einzelnen überlassen bleiben soll. — Zuvörderst können wir Ihnen zu Ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß die katholischen Missionarien, was ihres Amtes und Berufes und für ihr Vorhaben, der Kirche Proselyten zu gewinnen, am zuträglichsten ist, so gut zu wissen pflegen, daß sie es von den Mitgliedern der Bibel- und Tractätleingesellschaften nicht erst zu erfah-

ren haben, sondern in dieser Hinsicht, was Sie uns aufs Wort glauben mögen! — bei ihrer zeitherigen Praxis ganz gut gefahren sind. — Diese lief im Wesentlichen darauf hinaus, Denen, die im Schatten des Todes saßen, das Evangelium nach der Lehre zu predigen, wie sie seit den Zeiten der Apostel in der apostolischen, katholischen und römischen Kirche aufbewahrt worden, bis auf den heutigen Tag, ihnen aber nicht frei zustellen, ob sie sich hieraus gewisse Fundamentallehren als s. g. „Kern“ aneignen, und die vermeintliche Schaale den Missionarien zurückgeben wollten, und noch weniger die Heiden zu belehren: daß auf „dieses oder jenes System der Dogmatik“ nichts ankomme, und daß das ewige Heil nicht an das Bekenntniß eines bestimmten Glaubenssymbols geknüpft sey. — Sie haben sich vielmehr einfach an das Wort des Herrn gehalten: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubt und getaufet ist, wird selig werden, wer aber nicht glaubt wird verdammt werden.“ — Denen, die sich hierauf von den katholischen Missionarien taufen lassen, werden Bischöfe und Priester gesetzt, und ihnen dabei begreiflich gemacht, daß diese ihre geistlichen Väter seyen, die wieder unter einem gemeinschaftlichen Vater in Rom ständen, welcher seinerseits, innerhalb dieser großen geistlichen Familie oder Kirche der Stellvertreter des Vaters im Himmel sey. Diesem, und denen, die er gesandt, in allen geistlichen Dingen zu gehorchen, wird ihnen weiter gesagt, sey um der Seligkeit willen nothwendig und das Gegentheil, oder der Ungehorsam, die Auflehnung, das Besserwissenwollen mit der ewigen Verdammung bedroht. — Wir leugnen Ihnen nicht, hochgeehrtester Herr! die Neophyten werden auf diese Weise in Sachen des Glaubens wie Kinder behandelt, trösten uns hierüber aber damit, daß der Herr gesagt: wer da nicht werde wie die Kleinen, werde nicht eingehen in das Reich der Himmel. — Der Protestantismus befolgt bei seinen Versuchen zur Heidenbekehrung bekanntlich ein anderes Ihren Ansichten entsprechenderes System. — Was er jedoch damit außer-

halb des Bereiches der englischen Bayonette und da, wo das Geld der Factorien nicht hinreicht, ausgerichtet habe, — Sie daran zu erinnern unterlassen wir, weil wir fürchten würden, Ihnen unangenehme Empfindungen zu verursachen. Wenn Sie übrigens hinzusetzen an das Dogma von der Unterwerfung unter die speziellen Bestimmungen der Kirche müsse sich die Moral anschließen: „vor allen Dingen sich vor dem Frieden mit allen Denen zu hüten, die nicht alles gerade so annehmen, wie es vorgeschrieben ist, oder werden wird", und wenn Sie dann weiter versichern: „Die Apostel haben es anders gemacht, wiewohl sie sich nicht den herrschenden Ideen zu accomodiren pflegten", — so erstaunen wir billig eine so leichtfertige Versicherung aus so bibelkundigem Munde zu vernehmen. — Es hat Ihnen gefallen uns armen „der Bibel beraubten" Katholiken in Ihrem „kleinem Beitrage" eine Reihe von Bibeltexten nicht nur zu citiren, sondern auch in unsrer Kirchensprache abdrucken zu lassen, bei deren Mehrzahl uns freilich weniger der Zusammenhang mit dem in Rede stehenden Gegenstande als Ihr guter Wille klar geworden ist, uns opportune, importune mit der heiligen Schrift bekannt zu machen! Gestatten Sie jetzt, Ihnen das, gewiß gutgemeinte Gastgeschenk zu erwiedern. — Derselbe Apostel, welcher lehrte, daß es, wie einen Gott, so auch nur einen Glauben gebe (Pauli Epist. ad Ephes. IV., 5.), belehrt uns über das Verhalten gegen Jene, die sich von dieser Einheit des Glaubens und der Lehre wissentlich und absichtlich getrennt, in folgender Weise:

> Haereticum hominem post unam correptionem devita, sciens, quia subversus est, qui ejusmodi est et delinquit, cum sit proprio judicio condemnatus *). (Epist. ad Titum III. 10. 11.

*) Einen ketzerischen Menschen vermeide nach der ersten und zweiten Ermahnung, wissend, daß er verkehrt ist, der also ist, und daß er sündigt, da er durch sein eigenes Urtheil verdammt ist.

Derselbe Apostel ist so unduldsam gegen jene, die „nicht alles gerade so annehmen, wie es vorgeschrieben ist“, daß er an die Galater schreibt (I. 8. 9.): wenn ein Engel vom Himmel etwas Anderes verkünden sollte, wie er, so sey er verflucht *). — St. Petrus droht den Sectenstiftern mit eben jenem Gericht, welches der Herr über die abtrünnigen Engel verhängte **) und St. Johannes (Epist. II. 9. 10. 11.) schreibt:

> Omnis, qui recedit et non permanet in doctrina Christi, Deum non habet; qui permanet in doctrina, hic et Patrem, et Filium habet. — Si quis venit ad vos, et hanc doctrinam non affert nolite recipere eum in domum, nec Ave ei dixeritis. — Qui enim dicit illi ave, communicat operibus ejus malignis.

Dieß heißt zu deutsch:

> „Jeder, der da abfällt und nicht in der Lehre Christi bleibt, hat Gott nicht. Wer in der Lehre bleibt, der hat den Vater und den Sohn. Wenn Jemand zu Euch kömmt und diese Lehre nicht bringt, so nehmt ihn nicht auf in Euer Haus und sagt nicht: gegrüßt seyst Du! zu ihm. Denn wer zu ihm sagt: gegrüßt seyst Du; der hat Theil an seinen boshaften Werken“.

Wir haben, wie es in so angenehmer und lehrreicher Gesellschaft leicht geschehen kann, in der Unterhaltung mit Ihnen wiederum Uhr und Stunde dergestalt vergessen, daß wir hier unsern Brief schließen und Sie um Erlaubniß bitten müssen, Ihnen noch ein Drittesmal mit unserer Zuschrift lästig fallen zu dürfen. — Für heute eilen wir nur noch, Ihnen mit kurzen Worten Folgendes zu sagen.

Wir haben Ihnen in unsern frühern, an Sie gerichteten

---

*) V. 8. Sed licet nos, aut Angelus de caelo evangelizet vobis, praeter quam quod evangelizavimus vobis, anathema sit.

**) II. Epist. B. Petri II. 1—10.

Schriften bereits mehrfach erklärt und aus dem römischen Katechismus nachgewiesen, daß Alles, was unsere Kirche in Betreff der Sündlichkeit der Häresie zu lehren pflegt, — sich nicht auf Jene beziehe, denen vor dem Richterstuhle Gottes Unkenntniß der kirchlichen Glaubenslehre oder unverschuldeter Irrthum zur Entschuldigung gereicht. — Sie nennen dieß (Kleiner Beitrag S. 35) eine Erklärung, womit sich die Unwissenden trösten können, nicht aber diejenigen, welche eine physische oder moralische Unmöglichkeit nicht vorschützen dürfen." —

Täuscht uns nicht Alles, so liegt gerade in diesem Punkte unsre Differenz. — Sie möchten, daß wir diejenigen, die mit Willen, Absicht und Kenntniß der Sache, wissentlich und überlegter Weise sich außerhalb der Gemeinschaft der sichtbaren Kirche halten, ebenfalls mit jener milden Erklärung „trösten" sollten; wir haben für diese keinen Trost, sondern verweisen sie lediglich auf die Worte der Apostel, die wir so eben angeführt.

Sie, hochgeehrtester Herr! wollen auf ihrem Wege allerdings zum Frieden gelangen. Den Frieden wollen wir auch. — Aber was Sie uns als Frieden bieten, ist für unsre Kirche kein Friede, sondern der Tod; und die Wege, die Sie uns zu wandeln auffordern, führen nicht zum Frieden, sondern zum zornigsten und erbittertsten Kampfe, — in sofern die weltliche Gewalt zur Verfolgung aufgerufen wird, wann sich die Kirche, — wie sie muß und nicht anders kann! — weigern sollte diese Vorschläge anzunehmen. Wenn das von Ihnen verlangte Zugeständniß: daß von dem Glaubensbekenntnisse die Seligkeit nicht abhänge, die nothwendige und unerläßliche Bedingung des Friedens mit Ihren Glaubensgenossen wären, dann freilich müßte die Kirche sich selbst aufgeben oder für immer auf jenen Frieden verzichten.

Allein wir halten den Frieden unter den Gliedern eines Volkes, die verschiedenen Glaubens sind, keineswegs an jene Bedingung gebunden. — Nachdem wir Ihren Friedensvor-

schlägen gegenüber uns so lange mit Ihnen von dem haben unterhalten müssen, was uns trennt, werden wir in unserm nächsten Schreiben uns darüber aussprechen, was uns verbinden mag. Wir werden dort untersuchen, welcher Friede zwischen uns möglich, und durch welche Mittel er zu erreichen sey.

LIII.

Glossen über Lord Melbourne und einen Correspondenten der Allgemeinen Zeitung, die „Karlistischen Schlächter" betreffend.

Der Vorwurf: die Gräuel des spanischen Bürgerkrieges rührten ursprünglich von den Karlisten, dieser Parthei des bigotten Absolutismus, her, ist von einer gewissen Seite als articulus fidei ihres Glaubensbekenntnisses recipirt worden und wird als Fundamentaldogma bei jeder Gelegenheit wiederholt. Erst neulich, als die spanischen Angelegenheiten im Parlamente in der gewohnten flauen Manier zur Sprache kamen, ließ sich seine Herrlichkeit, Lord Melbourne, im Oberhause am 21. Februar also darüber vernehmen:

„Gewiß würde Ihrer Majestät Regierung ihrer Pflicht nicht nachgekommen seyn, hätte sie nicht sowohl der Königin von Spanien, als auch den Karlistischen Anführern die dringendsten Vorstellungen machen lassen, jenen Gräueln, welche die Jetztzeit entehren, ein Ziel zu setzen. Indem wir aber, Mylords, diese Schändlichkeiten in dem Lichte betrachten, worin die ganze civilisirte Welt sie ansieht, ist es doch offenbar, daß, so lange sie von der einen Seite verübt werden, ein Aufhören von Repressalien auf der andern Seite nicht wohl zu erwarten ist. Die Generäle der Königin haben, das läßt sich nicht läugnen, grausame Wiedervergeltung geübt, aber sie haben die Barbarei nicht angefangen."

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung, dem man sonst in mancher Beziehung gerade keine Einseitigkeit vorwerfen kann, da er selbst mehr als einmal die Immoralität und anarchische Auflösung der usurpatorischen Parthei und die Kläglichkeit der Madrider Regierung

in ihren inneren Verhältnissen auf eine Weise dargestellt hat, daß es ein Wunder wäre, wenn der von ihr geführte Krieg nicht den gleichen Charakter trüge, aber auch dieser Correspondent wiederholt die gleiche Beschuldigung. Er schreibt nämlich, Allgemeine (Zeitung Nro. 54,) Madrid den 20. Februar: „Die Sprache der beleidigten Menschheit ist beredter: als alle Argumente politischer Ueberzeugung, und wenn Großbritanniens Minister sich mit Offenheit an das österreichische Cabinet wandten, um dessen Mitwirkung zur Abstellung des durch einige Karlistische Generale eingeführten Gräuelsystemes in Anspruch zu nehmen, so waren sie im voraus überzeugt, nur den Wünschen jenes erleuchteten Cabinets selbst entgegenzukommen." Derselbe Correspondent schreibt ferner, (Allgemeine Zeitung Nro. 72:) „Wer hat seine (des Don Karlos) Sache am weitesten gefördert? Diejenigen, welche das Blut seiner Gegner rücksichtslos in Strömen vergossen, Zumalacarregui und Cabrera! Andere seiner Generale, in das Innere des Landes geschickt, mit dem Auftrage, die Einwohner möglichst zu schonen, und selbst die Räuberhorden zu vertilgen, welche den Namen des Don Carlos mißbrauchten, konnten nirgends Haltung gewinnen, und mußten wie Gomez, Zariategui, Basilio Garcia, Negri gedemüthigt in die Nordprovinzen zurückkehren, um ihrem Herrn die Lehre zu geben, daß, wenn er über Spanien herrschen wolle, er einen Vertilgungskrieg gegen die Bevölkerung führen müsse."

Man sieht, der Madrider Correspondent hatte doch wenigstens aus seinem Anathem einige und darunter Gomez ausgenommen, allein die Allgemeine Zeitung ihrer Seits läßt auch diese das Bluturtheil treffen. Am Schlusse ihrer Bemerkungen über die mit französischer Eitelkeit geschriebene Schrift Custines sagt sie (Nro. 103), sich auf die beigefügten Briefe eines polnischen Offizieres, Joseph Tomskini, im Dienste der Königin, beziehend: „diese enthalten kurze biographische Notizen über die einzelnen Anführer, die Offiziere des regelmäßigen Heeres, wie die Guerilleros, über Villareal, Gomez, Cabrera, Tristani u. s. w., sämmtlich ächt spanische Charaktere, löwenkühn, chevaleresk, fanatisch, welche — Helden vielleicht in einem menschlichen Kriege — zu Schlächtern geworden in dem wilden bruderwürgenden Kampfe des unglücklichen Spaniens."

Was den ersten und größten Feldherrn der Karlisten, Zumalacarregui, anlangt, so haben wir uns hierüber schon so ausführlich ausgesprochen, daß es hinreicht; Gomez und die Obengenannten zu vertheidigen, überlassen wir dem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung selbst. Wenn aber Don Carlos oder Cabrera, dessen Mutter unter Mina

erschossen ward, auch seiner Seits von Seiten Englands und Frankreichs Garantien verlangt, daß dem Schlächtersysteme Einhalt gethan werde, so erscheint uns dies nicht mehr als billig und gerecht. Wenn aber England und Frankreich diese Garantie ablehnen, so sprechen sie damit in unzweideutiger Weise ihr und ihrer Protegirten Verdammungsurtheil selbst aus: denn wie können sie denen ihr Pulver und Blei geben, für die sie nicht einmal gut zu stehen wagen, daß sie die Rechte der Menschheit achten. Oder haben sie etwa die Quadrupelallianz darum gestiftet, damit die durch ihre Cordons wehrlos gemachten Carlisten sich mit den von ihnen gelieferten Waffen sollen ermorden und schlachten lassen? Was endlich den Vorwurf anlangt, daß die Karlisten dies Schlächtersystem eingeführt, so wollen wir, um dieser bannalen Phrase ein für allemal zu begegnen, aus den Proclamationen der christinischen Generale, die unter dem Jubelrufe der gegenwärtigen Ankläger der Carlisten das Commando übernahmen, die hierhingehörenden Artikel kurz und einfach anführen und die Schlußfolgerungen dem Leser selbst überlassen.

General Castañon, der unmittelbar nach der karlistischen Schilderhebung in Guipuzgoa commandirte, proclamirte schon im November 1833: „Wer den Insurgenten gehörendes Kriegsmaterial verheimlicht, wird erschossen; ein Haus, aus dem auf die Truppen gefeuert worden ist, wird verbrannt, oder nur mit allem darin Befindlichen confiscirt, wenn es nicht der Eigenthümer war, welcher schoß; jeder Bauer, der unter einem Haufen von weniger als fünfzig Menschen innerhalb einer Viertelmeile an der Heerstraße bewaffnet angetroffen wird, erleidet als Straßenräuber Todesstrafe; alle Güter der Abwesenden werden confiszirt."

1834 im Februar verfügte der Vicekönig von Navarra: Daß allen Familienvätern, welche im Verlaufe von acht Tagen diejenigen ihrer Kinder, welche sich den Rebellen angeschlossen haben, nicht veranlassen, die Waffen niederzulegen, ihre Güter eingezogen werden sollen. Der Generalcommandant von Murcia erließ im März 1834 nach einem mißlungenen Mordanschlag, ein Manifest, worin er erklärte: er werde, wenn ein ähnlicher Versuch gegen eine der von Ihrer Majestät der Königin eingesetzten Behörden, oder auch nur gegen eine ihrer Sache ergebene Person sich erneueren sollte, sofort dreißig Personen, die durch ihre Feindschaft gegen die Regierung vorzüglich bekannt seyen, verhaften, und nach einem summarischen Processe vier von ihnen erschießen, die übrigen aber nach den Inseln deportiren lassen, welches Standes sie auch seyn möchten.

Im Mai desselben Jahres erließ Espartero einen Befehl, worin geboten wird, alle waffenfähigen Individuen von 17 bis 50 Jahren nach dem Hauptort der Provinz zu bringen, wenn sie sich dort ausweisen, nicht zu den Rebellen zu gehören, so werden sie freigelassen, im umgekehrten Falle verbannt. Alle, die bei der Annäherung der Truppen (und welcher Truppen!) entfliehen, mögen sie Waffen tragen oder nicht, werden verurtheilt, als ob sie mit den Waffen in der Hand gefangen worden wären. Jedes befestigte oder verlassene Haus wird als Eigenthum des Feindes betrachtet und behandelt. Die Familien, von denen ein Mitglied sich in den Reihen der Feinde befindet, zahlen 100 Ducaten Strafe; wenn acht Tage später jenes Mitglied die Rebellen nicht verlassen hat, werden seine Angehörigen als Feinde betrachtet und dem gemäß behandelt.

Alle früheren jedoch übertrifft Rodils Proclamation vom August 1834 an systematischer Vollständigkeit des christinischen Schreckensystemes. „Nachdem ich alle Mittel der Milde angewendet habe — beginnt der General der Königin, der den baskischen Provinzen mit ihrer uralten rechtlichen Freiheit die Segnungen vorgeblicher Aufklärung, und sogenannter constitutioneller Gleichheit bringen sollte, — nachdem ich alle Mittel angewendet habe und überzeugt bin, daß nur strenge Züchtigungen der Rebellion ein Ende machen können, die gegen jeden Grund von Gerechtigkeit täglich den Bürgerkrieg im Königreiche und den Provinzen unter meinen Befehlen mehr verbreitet; und indem ich von den ausgedehnten, mir durch die Königin Regentin verliehenen Vollmachten Gebrauch mache rc. rc., habe ich folgende Artikel decretirt: 1) Jedes zu den Reihen der Rebellen gehörende Individuum, welches den Grad eines Offiziers, von welcher Klasse es seyn möge, usurpirt hat oder nicht, soll, sobald dasselbe ergriffen wird, erschossen werden. 2) Diejenigen, welche den Rebellen Waffen liefern, oder ihre strafbaren Unternehmungen begünstigen, sollen erschossen werden. 3) Der Transport von Eßwaaren und Droguerien nach den besetzten Orten ist verboten; die Pferde und Wagen sollen confiscirt und verkauft werden. 4) Die Individuen, welche dem Aufruf der Rebellen Folge leisten, sollen erschossen werden, selbst dann, wenn sie sich ihnen noch nicht angeschlossen hätten. 5) Diejenigen, welche die Correspondenz oder mündliche Mittheilungen überbringen, als Spione dienen, sollen erschossen werden, ohne daß sie als Entschuldigung anführen können, daß dieß ihnen durch irgend eine Behörde befohlen worden sey. 6) Die Behörden oder Individuen, die sich bei Annäherung der Truppen der Königin entfernen, sollen wegen dieser einzigen Handlung die Confiscation ih-

rer Güter erleiden. 7) Die Behörden der Orte, deren Gebiet durch irgend eine Rebellenbande angegriffen wird, und die hiervon nicht unverzüglich den Civil- und Militärbehörden, von denen sie abhangen, Anzeige machen, sollen verhaftet, ihr Eigenthum soll mit Beschlag belegt und ihr Proceß instruirt werden, um die Strafen, die sie bewirkten, gegen sie anzuwenden. 8) In den Orten, wo die Anhänger der Königin durch Anführer mit Contributionen belegt werden, sollen die Einwohner der Dörfer des Thales, welche Feinde der Legitimität sind, für den Ersteren verursachten Schaden verantwortlich seyn. 9) Die Familien im zweiten Grade aller zu den Anführern gehörenden Personen sollen aus dem Gebiete verbannt werden, und dürfen nicht eher zurückkehren, bis die Letztern sich bei der rechtmäßigen Behörde stellen. 10) Gegenwärtiges klares und bestimmtes Decret soll ohne irgend eine Auslegung und unter der strengsten Verantwortlichkeit der Behörden und Chefs, denen die Ausführung zusteht, vollzogen werden".

Wenn man nun noch bedenkt, daß Rodil gerade wegen der unbeugsamen Energie seines Charakters, die er in dem amerikanischen Kriege bewiesen, zum Oberfeldherrn erhoben und von den Seinen hochgepriesen wurde, so wird man wohl die Maaßregeln der Generale des Königs, einem so eisernen Arme und so blutigem Gesetze gegenüber, aus einem etwas andern Gesichtspunkte beurtheilen. Dieß wird noch mehr der Fall seyn, wenn ihre Ankläger dabei alle jene Gräuel nicht vergessen, welche neben diesen schonungslosen Decreten der militärischen Dictatoren, der Pöbel an Wehrlosen und Gefangenen in den christinischen Städten verübte, Scenen, die in den baskischen Provinzen, Gott sey Dank! keine Nachahmung gefunden haben.

Man hat zur Erklärung des unmenschlichen Charakters dieses Bruderkrieges die Ursache in der Grausamkeit des spanischen Charakters, der Christinos wie der Karlisten, finden wollen. Wahr ist es, das Leben eines Menschen hat von jeher in Spanien nur wenig gegolten, mit kalter Ruhe und unerschütterlicher Gravität hat man dort den Tod gegeben und empfangen. Allein zum Verständniß dieses nichts weniger als chevaleresken Schlächtersystems scheint uns diese Erklärung keineswegs genügend. Denn wir wiederholen unsere Frage; warum ward der portugisische Bruderkrieg nicht durch dieselben Gräuel befleckt, da doch sonst der spanische Charakter als der edelste gilt.

Verfolgt man vielmehr den spanischen Kampf von seinem Beginne an, so ergiebt sich von selbst eine andere Erklärung. Es ist nicht zu leugnen, die absolutistische Regierungsweise der spanischen Könige, die so viele Rechte einschlafen ließ, oder zu ihrem Vor-

theil confiscirte, hat die Heiligkeit des Rechtes überhaupt in Spanien zu ihrem eigenen größten Unglücke, so sehr in Frage gestellt, daß am Ende viele glauben konnten, auch die einseitige Aenderung der Thron-folge-Ordnung liege in den Befugnissen dieser absoluten Macht. Hat ja doch Don Sebastian selbst, der sich nun auf Seite des Königs befindet, zuerst die Rechtmäßigkeit der neuen Ordnung anerkannt und später erst seinen Irrthum in einem öffentlichen Schreiben widerrufen. Man konnte also ein rechtlicher Mann und mit gutem Gewissen Christino seyn. Dieß geben wir gern zu und nur dem Umstande, daß Don Miguel, als er im Besitze aller Macht war, seinem Bruder ein ähnliches Zugeständniß machte, verdankt es Portugal, daß es von jenen gräßlichen Massacren verschont blieb.

Allein, als die Revolution in Madrid sich als die stärkere fühlte, wollte sie, unter den Augen ihrer auswärtigen Verbündeten, dem Gegner nicht das gleiche Zugeständniß machen. Sie wollte ihm nicht einräumen, daß die Thronfolge eine zweifelhafte Rechtsfrage sey, über die man sich entweder in Güte verständigen müsse oder, wenn man das Schwert ziehe, gegen den Gegner die Rechte des Krieges zu achten habe. Während sie einerseits nur allzudeutlich zu verstehen gab, daß es sich bei ihr hier überhaupt um etwas ganz anderes, als um eine Erbfolgefrage handele, wollte sie in den Anhängern des Königs keine Feinde, sondern Hochverräther und Insurgenten erblicken, die außer dem Gesetze stünden und die man nicht mit dem Schwerte bekämpfen, sondern mit dem Henkerbeil vernichten müsse. Dieß ist die Ansicht, die den Instructionen und jenen Proclamationen zu Grunde lag; sie ist es, die jenes Schlächtersystem zum Prinzip machte, und warum noch bis auf den heutigen Tag die Königlichen die Faction oder die Insurgenten in allen Blättern genannt werden. Trotz den Siegen, die den Fahnen des Don Karlos folgten, wollten die Christinos diese Ansicht nicht fallen lassen; die blutige Niederlage in den Amescoas gehörte dazu, bis Valdez der Convention Elliots, die jene Legitimität des Kampfes anerkannte, beitrat, und auch da wurde er in den Kortez des Verrathes an seiner Sache beschuldigt.

Zu diesem legalen Blutsystem gesellte sich sodann, um den Gegner vollends zur Verzweiflung zu bringen, die zerstörungssüchtige Anarchie, in Folge der auflösenden Doctrinen des falschen Liberalismus. Nachdem er die moralischen Bande durchschnitten, ergoß sich die blinde Wuth der losgelassenen verführten Menge. Was die Anhänger des alten Glaubens und des alten Rechtes hiedurch gelitten, ist bekannt; das Erwürgen wehrloser Priester und Mönche, das muthwillige Nie-

Verbrennen von Kirchen und Klöstern und das Ermorden der Gefangenen, nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in den Gefängnissen, mußte dem Krieg, wenn er ihn noch nicht hatte, den Charakter eines Religionskrieges geben. Wenn aber auch Lord Palmerston diese, von seinen Verbündeten verübten Gräuel, gegen den lauten Ausspruch der Thatsachen, als die natürliche Reaction gegen einen langgeübten Druck darstellen will, was wird er dann von dem Morde so vieler, nicht karlistischer, sondern christinischer Generale und Befehlshaber unter den Händen ihrer meuterischen Soldaten oder des aufrührerischen Pöbels sagen? Diese Morde haben kurz nach dem Antritte der neuen Regierung begonnen, und sich dann schon so oft wiederholt; wird er ihre Schuld gleichfalls von seinen Verbündeten auf die Karlisten wälzen und dem Parlamente sagen: sie seyen es, die dieß System des Selbstmordes zuerst begonnen?

Das ist unserer Ansicht nach der Stand der Dinge und das unselige Verhängniß der Umstände. Wie weit sich aber die Christinos von diesen Umständen hinreißen ließen, und wie weit die Karlisten in ihrer Nothwehr Blut mit Blut vergalten, das hängt allerdings von dem mehr oder minderen Grad von Grausamkeit in dem Nationalcharakter ab. Wenn man sich jedoch erinnert, welche Ströme von Blut die englische und französische Revolution vergossen und welche Grausamkeiten ihre Annalen beflecken, so dürften englische und französische Minister alle Ursache haben, in ihrem Urtheile über die Grausamkeit und den Fanatismus des spanischen Nationalcharakters sich reservirt auszudrücken. Namentlich aber dürfte man mit solchen allgemeinen Verdammungsurtheilen den Bewohnern der baskischen Provinzen Unrecht thun. Wir haben die Berichte einer Reihe von Engländern vor uns, die Zeugen auf dem Kriegsschauplatz waren und deren Urtheil keineswegs so ungünstig lautet. Wir wollen eines davon mittheilen, weil es auch deutscher Namen mit Ehren gedenket. Es rührt von demselben her, dem wir die Nachrichten über die barmherzigen Schwestern verdanken. Nachdem er der Dienste der badischen Ingenieur-Hauptleute Roth und Straus gedacht, nennt er auch den jungen Graf Boos Waldeck, der mit Lord Ranelagh bei Bilbao eine verlorene Kanone den Christinos wieder abnahm. Sein Urtheil über den Charakter des Volkes lautet also:

„Die baskischen Bauern sind kein grausames Volk, indessen mögen sie wohl durch die willkührlichen Grausamkeiten, die man an ihnen verübte, zur Wiedervergeltung hingerissen worden seyn. Die einzige Gelegenheit in der gegenwärtigen Affaire, wo ich etwas der Art hörte,

war der Fall, wo ein Soldat, der seine Neigung dem Mantel eines Christino-Commandanten zugewendet hatte und ihn ohne Ceremonien grapste. Der alte Offizier erzürnte sich sehr unklug über diesen Insult, zog seinen Degen und setzte sich zur Wehr. Der seiner Beute beraubte und überdieß noch angegriffene Karlist griff nun zu seinem Gewehre und Bajonette und würde ihn ohne Zweifel getödtet haben, wenn Graf Boos Waldeck nicht mit dem Degen in der Hand dazwischen getreten wäre und den Streit dadurch geendet hätte, daß er den alten Ehrenmann und seine beiden Lieutenants in die Kirche getrieben, wo er zur Sicherheit ihres anzüglichen Putzes eine Wache aufstellte. Diese Bauernsoldaten sind äußerst gelehrig und ihre Offiziere haben sehr wenig Mühe, sie in Ordnung zu halten, außer im Augenblicke des Sieges und selbst dann sind ihre Gedanken nicht auf Rache gerichtet. Sie haben aber ein natürliches Mißfallen über den Anblick eines Feindes (und eines geschlagenen Feindes), der besser gekleidet ist, als sie selbst." Man wird dieß sehr erklärlich finden, wenn man die hilflose Lage des Don Karlos bedenkt, dem England und Frankreich nicht nur keine Hülfe geleistet wie der Usurpation, sondern alle Zufuhr abgeschnitten, dem die Börsen der Revolutionsspekulanten nicht zu Gebote standen, und der weder die Altäre ihres Schmuckes, noch die Kirchen ihres Eigenthums, noch die Armen ihrer Stiftungen beraubt hat.

Der Engländer fährt fort eine karlistische Siegesscene zu beschreiben, wobei er auch den Christinos alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Ich passirte den Fluß mit General Eguia nach halb zwei auf seinem Weg zur Action und als wir das Ufer hinaufstiegen, stellte sich uns eine Reihe von ungewöhnlichen Bildern dar. Es waren die siegreichen Kastilianer, die ihre neuen Schnappsäcke füllten, und sie unter die Obhut von Bauersfrauen, alter und junger gaben, wovon die ersteren pathetisch von Siegen predigten und prophezeiten, die letzteren vor Freude lachten. Eine Tragbahre nahte sich uns, auf der ein verwundeter Offizier lag. Er erkannte einen Freund unter den Adjutanten des Generals und als er seinen Namen stammelte, sprang der Letztere zu seiner Seite hin. Der arme herido (Verwundete) schlang seinen Arm um seinen Nacken und küßte seine Wangen vor Entzücken, daß er noch so lange gelebt, um ihn zu sehen. Eguia war der nächste Gegenstand seines aufgeregten Gefühls. „Ach, mein General, geben Sie mir ihre Hand. Ich sterbe, aber es geschieht für eine gute Sache und wir sind Sieger. Erinnern Sie sich, ich war einer der Ersten, der in die Reihen eintrat (die Grenadiere des ersten Kastili-

schen) und mein Name ist Zengolita Bengoa. Der wohlwollende alte General gab ihm Alles, was ihm von seiner einzigen Hand übrig blieb. Er schmeichelte ihm mit der Hoffnung, daß er am Leben bleiben und mit ihm in Bilbao einziehen werde; er verließ ihn nicht eher, als bis er einen Adjutanten, den Namen des Verwundeten in die Ehrenliste eintragen gesehen. Ein Wort der Beruhigung und Ermuthigung hatte er für jedweden, selbst für die armen Gefangenen, die in ihren Hemden herausmarschirten, das Gesicht schwarz von Pulverdampf, manche blutend und alle sichtbar sehr ermüdet und beklommen, den Ausspruch ihres Schicksals zu hören. Ein Blick in das freundliche und heitere Gesicht Eguias zerstreute ihren Kummer. In seinem Gemüth war kein Gedanke an eine rachesüchtige Wiedervergeltung für die christinischen Executionen, welche die beim Sturm gefangenen Karlisten erfahren. Sie erwiderten nichts, als er ihnen Pardon verkündete, aber ihre Augen strahlten in dankbarer Freude und sie marschirten unter Escorte so fröhlich, als es geschlagenen und verwundeten Männern möglich ist, zu dem Depot zu Munguia, wo sie mit anderen Kleidern versehen wurden.

Selbst ein christinischer Lieutenant, dessen Unterhosen ihm, wie durch ein Wunder, treu geblieben waren, marschirte baarfuß mit den Uebrigen; sie trugen den Schlag des Schicksals mit einer besonnenen Standhaftigkeit und einer geduldigen Ausdauer, gleich frei von Furcht und Leichtsinn, die sie beträchtlich in meiner Achtung hob. Offenbar sahen sie die Sache als ein gewöhnliches, mit einem Bürgerkrieg verknüpftes Ereigniß an; dreizehn waren gefallen und die übrigen schienen zu denken: es war recht, es war nicht schlecht. Zum großen Theil waren es sehr junge Rekruten, übelgewachsene Buben. Ihre ausgestopften Kattunhalstücher, die wie Kröpfe um ihren Hals flatterten, zeigten, welche Aufmerksamkeit man in den Reihen der Christinos einem vollen guten Aussehen dem Feinde gegenüber schenkte. Indessen hatten die karlistischen Scharfschützen in den letzten drei Jahren so große Lücken unter ihnen angerichtet, daß die Generalkapitaine und sogenannten politischen Chefs gezwungen waren, die Lücken mit flachbrüstigen, auswadirten Buben zu füllen.

Ich sah einen christinischen Lieutenant, den man auf die Bergterrasse von Los Capuchinos getragen, auf einer bequemen Matratze liegen, mit reinen Leintüchern und Decken versehen. Ein karlistischer Brigadier, der bei der Attake gewesen, unterhielt sich mit ihm, als ich vorübergieng. Er richtete seinen Geist auf, und versprach ihm aus den günstigen Symptomen seines Aussehens eine baldige Herstellung. Der

arme Lieutenant, offenbar ein Edelmann, beklagte die Nothwendigkei in der die Garnison gewesen, das erstürmte Kloster bis zum Aeußersten zu halten und so viele Karlisten zu verwunden, während auf der andern Seite der Brigadier ihn mit der Versicherung tröstete, daß sie sich brav gehalten hätten, und daß jedermann sie achten müsse wegen der tapferen Vertheidigung des ihnen anvertrauten Postens. Dieß war der Ton und die Gesinnungen, die ich so glücklich war, in dem Karlistischen Lager zu finden. Indessen ließen es auch ein oder zwei Individuen (die an diesem Tage nicht im Feuer waren) nicht daran fehlen: Bemerkungen unter der Menge zu machen und Rathschläge in einem ganz andern Sinne zu ertheilen. Die erstern wurden indessen gleich als eines Soldaten unwürdig verachtet, die letzteren aber trafen das Ohr des mildherzigen Generals nicht. Es waren Ausnahmen, die die Regel begründeten, und ich kann mich mit Sicherheit auf ihre allgemeine Verwerfung und Unterdrückung berufen, als den besten Beweis, mit welcher edleren Gesinnung der Streit von Seiten der Karlisten geführt wird. Eguia, der seine Schule unter Wellington machte und unter ihm focht, ein Edelmann von Natur, wie durch Erziehung, war offenbar eben so wenig ein Liebhaber des Raub- wie des Schlächtersystemes; aber wie die Sachen stunden, war er weder hiefür verantwortlich, noch für den Mangel in der Militärkasse, der zu einer so unziemlichen Erneuerung des alten Kriegsstrafrechtes führte."

Derselbe Reisende theilt aber auch andere Scenen christinischer Zerstörung und nutzloser Verwüstung mit, woraus jedem leicht begreiflich wird, wie in der Brust des Volkes der Geist der Rache aufgeweckt werden mußte, der dann seiner Seits jedes andere Gefühl zum Schweigen bringt, und im Blute nur seine eigene Befriedigung sucht. „Als die Christinos zurückgeworfen wurden, zerstörten sie Alles, als ob sie das Land nimmer in Besitz erhalten würden. Hierüber wurde die Karlistische Armee wüthend und es war zu fürchten, daß eine solche Vergeltung all ihrer Schonung traurige Folgen für die Urbanos von Bilbao oder alle künftigen Gefangenen haben würde. Die Karlisten hatten bis jetzt eine außerordentliche Nachsicht beobachtet. Alle, die sie durch Sturm oder sonst während der Belagerung rings um Bilbao her gefangen genommen, sey es zu Banderas, Los Capuchinos, San Mames, Bursena, San Augustin oder bei der Brücke von Castrejana, hatten sie verschont und zur Vergeltung steckte Espartero die Wohnhäuser ihrer Freunde und Verwandten in Brand! Alle von dem General an bis zum Untersten waren nun furchtbar aufgebracht und drohten dem entsprechend. — —

Bei Tagesanbruch am 1. Dezember erschienen die Christinos von den Banderas her in Massen landeinwärts vorrückend und ehe der letzte Mann Algorta verlassen, stieg eine dichte Rauchsäule, geröthet von der Flamme des Dachstuhles, über den Häusern auf, wo die räuberischen Brandstifter geschlafen hatten. Das erste war das Dorf Eura. Das ist das Gastgeschenk der Christinos in den Provinzen. Was ich von ihrer höllischen Weise, den Krieg zu führen, gesehen, während Espartero vor Bilbao lag, benahm mir mein Staunen über den tief.n und eingewurzelten Haß, womit sie von der Bauerschaft betrachtet wurden und über die furchtbaren Flüche, die über ihre Häupter ausgestoßen wurden, als Vorläufer des Ergusses einer Wuth, die die Erde mit Blut überströmt. Die Thorheit über diese Art von „Gränzkrieg“ kömmt seiner Barbarei gleich. Der patriotische Geist des baskischen Bauernstandes ist die feste Burg des Don Karlos, er wiegt einen Schatz, eine stehende Armee und gefüllte Magazine auf. Er darf ihn nur zur Unterstützung aufrufen und dieselbe wird ihm mit einer Schnelligkeit gewährt, die die Fabel von Fortunatus und seinem Wünschelhütel zur Wahrheit macht. Jede barbarische That des gemeinsamen Feindes gewährt seinem Rathe neue Thätigkeit, seinem Lager neue Kämpfer und seiner Sache neue Beweisgründe und Erfolge. Dies ist ein eben so natürlicher Proceß, wie das Vorrücken der Jahreszeiten, der Saatzeit und der Erntezeit, des Verbrechens und seiner Vergeltung. Der stolze, kühne, kräftige Bauer, den man von Haus und Hof vertrieben, bewährt sich als ein gefährlicher Feind in seinen eigenen geplünderten Feldern. Der Großvater, der von der Last der Jahre und der Schwäche des Alters niedergebeugt unter den Trümmern seines Vaterhauses zitternd einherschleicht, um sich einen Ruheort zu suchen, wird ein stets furchtbarerer Feind durch seinen Einfluß unter einem einfachen, sittlichen Volke, das das Alter ehrt, Unterdrückung verabscheut und dem „als Tugend Rache gilt.“ Das sind die Gefühle, die zu mächtiger Thätigkeit geweckt, die baskischen Bauern so oft in ungleichem Kampfe zu Siegern gemacht haben. Und wenn ich auf das Resultat als eine bloße Sache der Taktik blickte, so fühlte ich mich überzeugt, Oraa und Espartero müßten die stupidesten Generäle von Europa seyn, wenn ihre Erfahrung sie noch nicht überzeugt hat, daß diese herzlosen Handlungen der Landesberaubung ihre Gegner mit rachemüthiger Begeisterung zu einem Grade erfüllten, stark genug, um im nächsten Kampfe ihnen eine Niederlage beizubringen.“

„Die Biscaier sind, sagt er an einer anderen Stelle, in der That

ein höchst verständiges, geselliges und freundliches Volk, sie besitzen all die natürliche, lebendige Höflichkeit er irischen Bauerschaft ohne allen Anstrich von Servilität; den Scharfsinn des Schotten ohne eine Spur, daß der in Spitzfindigkeit ausarte und das feste Selbstgefühl, welches die höheren Klassen von England auszeichnet, frei von dem Makel angelsächsischer Stupidität. Ich sah sie rachegierig die Stirne in Falten ziehen, wenn sie von den Christinos sprachen oder vielmehr an sie dachten; nie aber habe ich ein zorniges Wort unter ihnen gehört, ausgenommen das, welches eine Schildwache in der Nacht an mich zu Durango richtete, als ich beinahe erschossen ward, weil ich ihren wiederholten Ruf nicht gehört hatte. In einem wesentlichen Punkte jedoch unterscheiden sie sich so sehr von den Irländern, daß ich kaum glauben kann, die letzteren hätten ein gegründetes Recht an gemeinsame Abstammung, obschon man ihnen freundschaftlich von Seiten der Biscaier dies zugesteht und die Eingebornen von Irland kraft ihres Geburtsrechtes frei der Corporation von Bilbao angehören, so daß sie in dieser Hauptstadt das Recht haben zu handeln, zu verkaufen und einen offenen Laden zu halten; ein Privilegium, das sie in ihrer sogenannten liberalen englischen Mutterstadt nicht genießen. Jener Unterschied nämlich besteht in ihrer ausgezeichneten Mäßigkeit, trotz dem Ueberfluß von Wein und Branntwein im Lande. Ueberall erfuhr ich die größte Achtung und Höflichkeit, und zwar in der That mehr, als ich erwartete, da ich den feindlichen Namen eines Engländers trug, an den sich ihrer traurigen Erfahrung nach alles anknüpfte, was brutal und feige ist, denn nur um zu plündern und zu zerstören erschienen wir an ihren Küsten. Ich hätte ihnen daher vergeben, wenn sie mich gehaßt hätten, als ich durch ihr Land ritt. Aber sie sind ein Volk von mehr Ueberlegung, Besonnenheit und Edelmuth, als die Engländer zu glauben geneigt sind; und sie bewiesen uns viel mehr Rücksicht, als wir ihnen. In ihrem selbstbewußten, leidenschaftslosen Benehmen gleichen sie den Nordamerikanern, die kein Staunen und keinen Mißmuth verrathen, und hierin sind sie die Antipoden ihrer Nachbarn jenseits der Pyrenäen. Man kann in ihnen zu gleicher Zeit Männer und Edelleute erkennen, obschon sie gleich den Hammerschmiden in den Bergen in wenig mehr als in lange bis zu den Schuhen reichende Hemde gekleidet sind, um sich vor den Funken zu schützen. Doch ich vergaß, daß der gesammte Bauernstand von Biscaia adelich ist, mit Ausnahme einer geringen Anzahl, die seit den Maurischen Kriegen aus anderen Provinzen eingewandert sind. Auf einer im Jahr 1835 vorgenommenen Zählung waren in Biscaia 54,000, in

Guipuzgoa 50,000, in Alava 12,000 und in dem Königreich Navarra 13,000 Adeliche.

„Ich erinnere mich", fährt er fort, den kriegerischen Geist, der auch das unkriegerische Geschlecht ergriffen, beschreibend, „daß ich am 17. November auf dem Kamm von S. Domingo zwischen drei jungen Damen saß, indem wir abwechselnd die fernen Schlappen beobachteten, die Espartero von Villareal an der Brücke von Castrejano und beim Sturm des Klosters S. Augustin von den Arragonesen, gerade unter uns, empfieng. Die drei Mädchen waren sehr anmuthig, allein der dreijährige Krieg hatte so sehr das Gleichgewicht zwischen den beaux et belles in Biscaia gestört, daß sie ohne Begleitung promenirten, bis ich ihnen meinen Dienst anbot. Ich fand, daß zwei von ihnen ganz besonders wohl unterrichtet in der Topographie der Stadt und der Vorstädte, der Forts und Batterien waren, die sie gelegentlich herzählten, mit der Bemerkung, daß sie dort lebten, indem sie mir ein schönes Landhaus unten zu Uribarri zeigten. Fünf Kanonenschüsse aber waren am Tage vorher durch dasselbe passirt, und daher waren sie hieher zu ihrem Freund gekommen und wollten, der Wahrscheinlichkeit nach, bei ihm bleiben, bis die Belagerung vorüber wäre. Die Biscaier sind in der That ausnehmend gesellig und gastlich. Während der beiden letzten Belagerungen fanden die Einwohner von ohngefähr 1000 Häusern, die in der gefährlichen Nachbarschaft der Stadt sich vertrieben sahen, Obdach und Zuflucht bei ihren glücklicheren Nachbaren in geringer Entfernung, und während dieser ganzen Zeit sah ich nur einen einzigen Bettler, die Mutter eines kleinen Kindes, in unmittelbarer Entbehrung eines Stückes Brod. Unter den Familien, die ich täglich auf den Höhen traf (denn es war unmöglich ruhig unten zu sitzen, während oben solche Schauspiele sich darboten), fand ich auch den Aermsten höflich und edelmüthig bereit, den Bissen Weizenbrod und die Flasche mit Chacoli mit mir und seinen Nachbarn zu theilen, und alle Uebel des Krieges mit einem Grad geduldiger Hoffnung und gutmüthiger Resignation ertragend, die zeigten, welchen tiefen Antheil ihr Herz an dem Erfolg der Belagerung nahm. Sie bedurften blos eines Winkes, daß verwundete Soldaten in den Eremitagen von Santa Agatha, San Rocque oder San Domingo, nach dem Angriff einer Kolonne oder dem Ausfalle aus der Stadt, lägen, und sie würden mitten in der Nacht aus ihren Betten aufgestanden seyn, sie sich auf den Kopf aufgeladen haben und, die Laterne in der Hand, mit ihnen Meilen weit durch die Berge marschirt seyn. Und dann würden sie hinsitzen und Stunde für Stunde den armen Verwundeten pflegen,

und so lange er ihrer bedürfte, Tag für Tag kommen. Mit welchem stoischen Gleichmuth kampirten ganze Dörfer außerhalb auf den Hügeln, während die Christinos ihre Häuser plünderten. Geduldig warteten sie die Bemühungen der carlistischen Artillerie und Guerillas zu ihrer Vertreibung ab, und wenn endlich die feige Kolonne sich für die Nacht über zurückzog, mit welchem Jubel und Vivas tanzten sie nicht hinab, um Besitz zu ergreifen!"

Nach dieser Schilderung, der wir noch eine Reihe anderer Zeugnisse beifügen könnten, scheinen uns die Basken so ziemlich im Stande zu seyn, des Gängelbandes englischer oder französischer Minister und der Cooperation ihrer Hülfslegionen in der Führung ihrer Angelegenheiten nicht zu bedürfen. In Betreff der Schlächter und des Schlächtersystemes und seiner Appertinenzien ist ein Verdammungsurtheil in Bausch und Bogen offenbar eine Ungerechtigkeit, im Einzelnen wird man aber gut thun, bei allen christinischen Nachrichten etwas auf seiner Hut zu seyn, und sich kaum irren, wenn man 50 pCt. den Uebertreibungen des Partheihasses zuschreibt. Denn wenn man bedenkt, wie unendlich wenig Respect man vor der Wahrheit in den Siegesbülletins notorisch bewiesen hat, so sieht man nicht ein, warum die Beschreibungen der verübten Grausamkeiten mit größerer Wahrhaftigkeit abgefaßt seyn sollten, zumal, da man die Todten leichter als die Mißhandelten zählen kann. Die Philanthropie der englischen Minister aber anlangend, so scheinen diese Edlen Spanien für nicht viel anders als eine todte Katze angesehen zu haben, der sie auf ihre Weise beispringen müßten, um wenigstens ihren Balg im Interesse der englischen Industrie zu retten. Sie haben es nämlich nicht verschmäht, in die Reihen ihrer Befreiungslegionen auch sogenannte Resurrectionsmen aufzunehmen, die sich bekanntlich damit befassen, bei nächtlicher Weile die Leichen aus den Gräbern zu stehlen, um sie an die Anatomie zu verkaufen oder anderweitig anzubringen. Auch hiefür haben wir das beste Zeugniß, nämlich ein englisches. Das United service journal 1836 part. I. theilt Seite 497 einen Artikel mit, der die bedeutsame Ueberschrift führt: Hospital scenes and sketches of the british auxiliary Legion in Spain by a veteran, mit dem Motto: „'tis true, 'tis pity, and pity 'tis, tis true". Nachdem dieser Veteran das unsägliche Elend, dem die Unglücklichen nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in den Hospitälern, von Allem und Allem verlassen, ausgesetzt waren, offenbar als Augenzeuge, beschrieben, fährt er dann also fort: „In derselben Zeit wurden in England die eifrigsten Anstrengungen gemacht, um die Lücken zu füllen, welche Krankheit in den Reihen angerichtet. Werb-

depots wurden in verschiedenen Theilen des Landes eröffnet, Mandate angeheftet und Leute selbst von den Galeeren befreit, unter der Bedingung des Eintrittes in den Dienst. Namentlich kann hier ein besonderer Fall angeführt werden: eine Bande von Resurrectionisten war zu Dublin nach Newgat zum Gericht gebracht worden. Ihr Rädelsführer, ein Mann Namens Malone, war schon früher desselben Verbrechens überführt worden: „Diese Leute wurden des Gefängnisses entledigt, um in die brittischen Hülfstruppen der Königin von Spanien einzutreten, da ihr schlechter Charakter die Aufnahme in die englische Armee nicht gestattete!“ — Uns scheint, daß Minister, die sich solche Hülfstruppen associiren und sie nicht für unwürdig halten, ihnen die Ausführung ihrer wohlwollenden politischen Inspirationen zur Beglückung Spaniens anzuvertrauen, jedes Recht zu einer Anklage verwirkt haben, womit wir übrigens keineswegs all das Blut rechtfertigen wollen, das auch von karlistischer Seite in diesem unseligen Kriege vergossen ward.

LIV.

Die Dragonaden in der obern Pfalz.

„Um den halsstarrigen Sinn der Volksmasse (in der obern Pfalz) zur reineren Ueberzeugung zu bringen, wurden als Apostel die Dragoner gewählt, welche auf Execution in die Wohnungen der Widerspenstigen so lange gelegt wurden, bis sie zur Vernunft kamen“. So Mannert (Gesch. Bayerns II., S. 170) in seiner bekannten, eines Historikers unwürdigen Weise, und viele vor ihm und auch nach ihm; denn in diesen Dingen hängen die modernen Historiker, so sehr sie auch sonst Neuerungen ergeben seyn mögen, mit Leib und Leben an dem wie immer Hergebrachten und Alten, und halten behutsam Alles ferne, was sie irgend in diesem ihren, auf so löbliche Weise erworbenen Besitzthum irren könnte. Mit Stabilitätsmenschen dieser Art ist nicht wohl zu conversiren; denn

sie sind unverbesserlich; es sind bloß jene zu berücksichtigen, die unpartheiischen Sinnes aufrichtig der Wahrheit nachgehen, und sich ihr, wo und wie sie sich finden mag, nicht verschließen, müßten sie gleichwohl aus ihrem eigenen Fleische den einen oder andern faulen Fleck wegschneiden. Deren giebt es glücklicher Weise nicht wenige, selbst unter den Protestanten sehr ehrenwerthe; freilich nicht solche, die ihr historisches Wissen etwa aus dem Conversationslexikon oder aus den dreizehn Auflagen der Rotteckischen allgemeinen Weltgeschichte herhaben, sondern jene, die sich durch eigene Forschungen gründliche Kenntnisse in der Geschichte erworben haben. Diese wissen demnach z. B. auch, was sonderbar genug gar viele Historiker, selbst solche, die zu einem großen Namen, freilich gar häufig eben deßwegen, gekommen, nicht wissen: daß man nämlich an die längst abgelaufenen Zeiten nicht die unserige als Richtscheit anlegen, sondern dieselben nur in ihrem, bloß ihnen eigenthümlichen Geiste auffassen und beurtheilen dürfe.

Was nun die Zeit betrifft, von welcher hier die Rede ist, nämlich das siebenzehnte Jahrhundert, so hat dieselbe in religiösen Angelegenheiten dem Grundsatz gehuldiget: daß die Unterthanen sich zu dem nämlichen Glauben, welchem ihr Landesfürst zugethan, bekennen müssen. Dieser Grundsatz mag nun allerdings verwerflich seyn, allein damals hielt man ihn nicht nur für weise, sondern seine Durchführung zum eigenen und der Untergebenen Seelenheil für pflichtgemäß. Verstanden sich nun die Unterthanen nicht freiwillig dazu, so wurden, katholischer wie protestantischer Seits, Zwangsmaaßregeln, oder auch noch neben der Gewalt Ueberlistungen angewendet. Besonders protestantische Fürsten haben gerne nach den letzteren gegriffen. Und es ist diese Taktik auf dieser Seite im Verlauf der Zeit nicht nur nicht außer Uebung gekommen, wie wir erst unlängst erfahren haben, und immer noch, zur ewigen Schande unserer Zeit, erfahren müssen. Hält man die neuesten Thatsachen dieser Art jenen älteren, von denen hier die Rede ist, gegenüber, so wird man die Fürsten

jener frühern Zeit, welche dem obenangegebenen Grundsatze gehuldigt haben, protestantische, wie katholische, nur in mildester Weise beurtheilen müssen, also auch den Churfürsten Maximilian von Bayern, der denselben ebenfalls auf die obere Pfalz applicirt hat.

Diese trat bekanntlich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts auf höhere Weisung zum Lutherthum über *), wurde durch List und Gewalt **) in schnellem Wechsel calvinisch, wieder lutherisch und abermals calvinisch gemacht, und endlich

*) Das Religionsmandat des Churfürsten Ottheinrichs: „Alle abgöttische Bilder, Crucifix, Sacramentshäuslein, Altaria, Oelberg, und was dergleichen noch mehr von dem antichristlichen Papstthum kommt, in und außer den Kirchen hinwegzuthun, zu zerschlagen, und zu zerbrechen, daß sie hinfurter zu keiner Abgötterey dienen oder Veranlassung geben." Daß zur Einführung des Lutherthums Gewaltmaßregeln angewendet worden, kann man nachlesen in Feßmairs (eines sehr antikatholisch gesinnten Herrn) Versuch einer pragmat. Staatsgesch. der Oberpfalz. I. S. 211.

**) Als die oberpfälzische Landschaft in Erfahrung brachte, daß in der Rheinpfalz die evangelische Lehre dem Calvinismus habe Platz machen müssen, protestirte sie gleich im Voraus gegen eine solche Umänderung in der oberen Pfalz. Sie erhielt von Churfürst Friedrich III. die Versicherung: keine Religionsneuerungen dort vornehmen zu wollen. Zur Bethätigung dieses Versprechens schickte er indessen gleich darauf den calvinischen Katechismus in vielen Exemplaren mit calvinischen Prädicanten in die obere Pfalz, und entfernte mehrere protestantische von ihren Stellen, welche nun von jenen eigenommen wurden. Sogleich protestirten die Landstände, und erinnerten ihn an sein Versprechen. „Dessen erinnere er sich wohl", antwortete er, „und werde es auch halten; Heidelbergische Prediger habe er bloß zur Darthuung seiner Unschuld aufgestellt (sie sollten nämlich den Beweis, daß ihre Lehre mit denen der Protestanten nicht im Widerspruch stehe, practisch führen), und er habe nie im Gemüth gehabt, wider

zum katholischen Glauben zurückgeführt. Wie letzteres hergegangen, stellt sich actenmäßig in Kürze folgender Maaßen dar.

---

die Augsburgische Confession etwas fürzunehmen; er könne also nicht wissen, was die Stände zu solchem Argwohn veranlaße." Der praktische Beweis fiel indessen nicht zum Besten aus; denn während dieses Schriftenwechsels führten die Prädicanten beider Confessionen scandaleuse Kriege gegen einander von der Kanzel herab, wodurch „die Darthuung der Unschuld" in ein schiefes Licht gestellt wurde. Um indessen diese auf eine schlagendere Weise darzuthun, schickte der Churfürst immer mehrere calvinische Prädicanten und verjagte dagegen wieder mehrere protestantische „wegen ihres Schimpfens von der Kanzel herab". Hierauf da die Falle denn doch zu offen hingestellt war, kam eine scharfe Verwahrung gegen diese Neuerung von Seite der Stände an den Churfürsten, den sie wiederholt an sein Versprechen erinnerten: „Es erscheint aus euerem Schreiben", lautete die Antwort des Churfürsten", da er nun wohl einsah, daß List nicht verfangen wolle, „als ob ihr euere Religion allein für die beste und alleinseligmachende haltet, und ihr die unserige dadurch tacite verdammen wollt; da mögen wir euch nicht bergen, daß wir durch Verleihung Gottes in Gotteswort dermassen unterrichtet worden, auch selbsten aus heil. biblischen Schriften gelernt haben, daß wir wissen, daß unsere Religion in Gottes Wort fundirt und der rechte Weg zur Seligkeit ist, und möchten wir den gerne sehen, der uns einer dem Gotteswort wiederwertigen Lehre mit Grund biblischer und apostolischer Schriften überzeugen könnte. Seines Versprechens wisse er sich allerdings zu erinnern, und wolle nicht wider ihre Confession und ihr Gewissen handeln, wenn aber einer sich mit seiner Obrigkeit der Religion halb nicht vergleichen könne, so mag der ungehindert an einen andern Ort ziehen." Und später sehen wir, daß auch Kriegsvolk eingelegt wurde, namentlich in die Stadt Neumarkt. Auf die Protestation der Stände gab der Churfürst zur Antwort: „Das Kriegsvolk sey zu keinem andern Ende aufgebracht worden, als allein die Neumarkter zu schuldigem Gehorsam (zu der calvinischen Lehre) zu bringen, niemand andern aber (keine Calvinisten nämlich) damit zu überfallen; und wäre solch Volk

Schon zu der Zeit, als Maximilian blos Administrator der oberen Pfalz war, wozu er im J. 1621 vom Kaiser bestellt wurde, traf er Anstalten zur Wiederherstellung des katholischen Glaubens. Er entfernte nach und nach die calvinischen Prädicanten, hob den Kirchenrath auf, verpflanzte katholische Priester dahin, und führte allenthalben den katholischen Gottesdienst wieder ein. In der Hoffnung, daß auf diese Weise die Rückkehr zum katholischen Glauben ohne Anwendung von Zwangsmaaßregeln vor sich gehen werde, zeigte er sich auch dann noch schonend und milde, als ihm die obere Pfalz vom Kaiser und den Reichsständen bereits erblich übertragen worden war. Da er sich aber durch einen Bericht von der Regierung in Amberg v. J. 1627, gemäß welchem bis dahin in jenem ganzen Gebietstheile nicht mehr als 1733 Katholiken aufgefunden werden konnten, von denen die meisten überdieß dem Beamtenstand angehörten, und auch mehrere aus den Zeiten des Lutherthums und Calvinismus, unter welchem sie ihren Glauben bewahrt hatten, herstammten, zur Ueberzeugung gelangen mußte, daß er auf dem Wege der Milde (so lange — sieben Jahre — hat kein protestantischer Fürst dieselbe walten lassen) zum Ziele kommen könne, erließ er i. J. 1628 den Befehl: „daß sämmtliche Bewohner der obern Pfalz innerhalb eines halben Jahres zur katholischen

auch schon längst abgeschafft, wofern nicht auf ein Neues allerhand Widerwillen (gegen die Religions-Umkehrung) unter der Bürgerschaft erregt worden wäre". Nicht zweckwidrig dürfte seyn, hier auch eine Stelle aus der oberpfälzischen Landesordnung v. J. 1599 mitzutheilen: „Dieweilen an dem heiligen, und alleinseligmachenden Wort (am Calvinismus nämlich) auch rechten, wahren Dienst Gottes aller Menschen Seelenheil gelegen, — so befehlen wir, daß füerhin in allen Städten rc. zu den Zeiten man das Wort Gottes verkündet — die Kirch Gottes fleißig besucht werde — — bei unnachläßlicher Geld- oder Thurmstrafe." Wie sich doch die Zeiten wiederholen! — in einem Lande, wo man nicht müde wird, aller Welt seine Freisinnigkeit anzurühmen.

Religion zurückkehren, oder mit Hab und Gut gegen Erlegung der Nachsteuer aus dem Lande sich entfernen müßten“. Als dieser Termin bereits zu Ende gegangen, hatte bei weitem der größte Theil noch nicht convertirt, auch sich nicht zum Auszuge angeschickt, in der Meinung, dem Churfürsten, welcher langmüthig zugesehen, sey es mit dem Befehle nicht sehr Ernst, sondern er beabsichtige mehr dadurch zu schrecken. In der Stadt Amberg allein waren nach bereits verlaufenem Termin noch 530 Calvinisten. Die Regierung daselbst scheint ebenfalls jener Meinung gewesen zu seyn; denn auf ihre Anfrage, was bei diesem Stande der Dinge zu thun sey, erfolgte nachstehender Erlaß: „Uns komt die so starke Anzahl der Unkatholischen in dieser Stadt allein, etwas fremd vor, und müßen daraus vermerken, als ob ihr unser Reformationsmandat, in schlechte Obacht genommen. Es ist nicht zu zweifeln, daß sich nur wenige Unkatholische in Amberg und anderswo mehr finden würden, wenn ihr dasselbe mit mehrerem Nachdruck exequirt hättet. Weil es nun aber eine geschehene Sach, so müßen wir es gleichwohl dahingestellt seyn lassen“. Dieser Strafrede war die Weisung beigefügt: „Wenn die verheuratheten Personen, Mann und Weib, cathegorice verweigern, ihre Religion zu ändern, solche sollen alsbald mit einander ausgeschaft werden. Beharre aber von zwei Ehegemächten blos eines auf seiner Weigerung, so soll diesem ein Termin von etwa 8 Tagen zur Auswanderung gesetzt werden. Der Jungen halb ist besonders Fleiß anzukehren, daß sie im Lande erhalten werden“. Es wurden nun Commissionen angeordnet, vor welchen die Unkatholischen bestimmt sich erklären mußten, ob sie auswandern oder sich zum katholischen Glauben bekehren wollen. Die Meisten zogen ersteres vor, in der Hoffnung, daß mit der Execution nicht sogleich Ernst gemacht werden würde, und es zur Bekehrung immerhin noch Zeit genug sey, und begehrten eine Terminsverlängerung zum Verkauf ihres Habes und um andere nöthige Anordnungen zur Auswanderung treffen zu können.

Auf das Gutachten eines Jesuiten wurden zwei Monate bewilliget. Aber auch diese reichten, wie voranszusehen war, nicht hin, eine weitere Prolongation aber wurde aus gutem Grunde verweigert, „da acht Monate hinreichend seyen zur Ueberlegung wegen Annahme oder Nichtannahme des katholischen Glaubens", und befohlen, die Widerspenstigen aus dem Lande zu weisen und nach den nicht verkauften Gütern zu greifen. Doch aber ließ Maximilian, besonders gegen den Adel, noch eine Milderung eintreten. Als nämlich auf Neujahr 1629, der Schluß des Termines, herbeikam, und der mehrere Theil weder Anstalten zur Auswanderung getroffen, noch auch zur Bekehrung Schritte gemacht hatte, erließ er deshalb an die Commissarien folgendes Schreiben: „Da der Termin zu Ende geht, so hätten wir allerdings Ursache gegen die Störrigen ex officio angreiffen zu lassen; weil aber unser ganzes Absehen und unsere bisher getragene väterliche Gedult alleinig dahin gerichtet gewesen, ob wir doch einstens unsere Landsessen in der Güte gewinnen, zu unserer Religion gutwillig bringen, und dabei im Land länger erhalten könnten, so wäre uns nichts lieberes, als daß wir zu solchem Werk gelangen möchten; daher befehlen wir, daß ihr alle diejenigen von der Ritterschaft, so noch unkatholisch und zur Zeit noch nicht emigrirt sind, an einem gewissen Tag vor euch bescheidet, ihr jeden in Sonderheit unser treugemeintes väterliches Intentum proponiret, mit guten Ermahnungen beweglich zusprechet, sie der ihnen ertheilten Privilegien versichert, in allweg aber (welches dann unser scopus ist) dahinzubringen äußerst angelegen seyn lasset, damit sie sich zu unserer heil. katholischen Religion bequemen. Erklären sie sich, wenn sie noch Anstand nehmen, bereit, mit unsern Theologen und Geistlichen von unserer Glaubens-Sach zu conferiren, und sich informiren zu lassen, die Kirch, Predigt und andere Gottesdienst zu besuchen, dann habt ihr den Emigrationstermin noch bis auf nächst kommende Ostern zu erstrecken; die aber, so hartnäckig auf ihrem Irrthum verhar-

ren, und sich nicht informiren lassen wollen, den Auszug auf das instehende neue Jahr aufzuladen, allein den Termin zu Verkaufung ihrer Güter diesen sowohl als den vorigen bis auf Ostern doch peremptorie und mit Abschneidung aller weiteren Hoffnung einer Prolongation hinaus zu bewilligen". Als aber das Bekehrungswerk dessenungeachtet keine Fortschritte machte, und endlich doch zur Execution des Reformationsmandates gegriffen wurde, entstanden allenthalben Widersetzlichkeiten. Die Regierung in Amberg machte desfalls folgenden Bericht an den Churfürsten: „Die Affliction des Landes hat sich dermaßen alterirt und verkehrt, daß es gemeiniglich zu einer rechten wahrhaften Rebellion ausgeschlagen, die Churfürstlichen Beamten erwürgt, die Regierung verjagt, die Administratores belagert, und in Summa die Sach soweit gebracht worden, daß man die Gefahr nicht anders abwenden, noch die Aufruhr anders als mit gewehrten Handen hat stillen können, gestalten es die zu Amberg, Neumarkt, Nabburg, Thierschenreuth u. an anderen Orten mehr aufgelaufene Exempla genug bezeugen; dahero erfolgt ist, daß man zu den allerfriedlichsten und ruhigsten Zeiten eine stette Quarnison allhie im Schloß unterhalten hat. Es ist wohl nicht ohne, daß der mehrere Theil bereits zum katholischen Glauben getreten, so besorgen sie doch und nicht ohne Grund und äußerliche Indicien, es werden mehr Gleißner als Eiferer darunter begriffen seyn, und noch vielen das Maul nach den aegyptischen Fleischtöpfen riechen, davon nicht zu reden, daß die Emigranten in der Nachbarschaft sich aufhalten, und nur eine Occasion erwarten, ihr in den Herzen verborgenes Gift gegen ihre Feinde, wie sie sagen, mit Macht auszugießen. Darum sey es gut, lieber 2 Compagnien ins Land zu legen, als eine.

Diese Gährung und Widersetzlichkeit gab also Veranlassung, in die wichtigern Ortschaften Kriegsvolk einzulegen. Eine Instruction für das also eingelegte Militär, wie es sich

zu verhalten habe, konnte nicht aufgefunden werden. Daß es zwischen jenem und den Einwohnern bei der gereizten Stimmung zu Excessen gekommen, geht zwar aus den Acten keineswegs hervor, ist jedoch nicht unwahrscheinlich. So, indem man nun die Veranlassung zur Anwendung der Militärgewalt kennt, wovon aber in unseren Geschichtsbüchern nirgend Meldung geschieht, stellen sich die angeblichen Dragonaden in ein ganz anderes Licht. Und überdieß ist aus den zwei oben gegebenen Noten zu ersehen, daß Maximilian nichts anders gethan hat (die Winkelzüge abgerechnet, die immer und überall verabscheuungswürdig), als was lange vor ihm seine protestantischen Vorgänger gethan hatten; aber davon, wie von so vielen anderen Dingen der Art, wissen die protestirenden Historiker ganz und gar nichts, während sie das, was Maximilian vollführt, und was etwa sonst in dieser Weise geschehen, bis ins kleinste Detail, versteht sich auf ihre, nur ihnen eigenthümliche Weise zu erzählen wissen, und sorgfältig Alles aufsuchen, was nur immer den Katholiken zum Nachtheil angerechnet oder ausgedeutet werden kann, und dann in übermäßiger Bornirtheit daraus Schlüße auf den Glauben derselben ziehen, als ginge all das Schlechte, was etwa die einen und andern sich haben in der That zu Schulden kommen lassen, geradewegs aus demselben hervor.

Zum Schluße noch die Frage, die sich bei dieser Gelegenheit aufdringt: „Wie mag es wohl kommen, daß die Katholiken in solchen Angelegenheiten sich stets auf die Defensive beschränken, und nicht auch, wie ihre Gegner, auf dieselbe löbliche Manier angriffsweise zu Werke gehen“? Die Antwort ist nicht schwer, und giebt sich in Kürze so: „Sie, die Katholiken, sind zu lebendig von der Wahrheit ihres heiligen Glaubens überzeugt, und zu sehr beseelt vom Vertrauen auf ihre gute Sache, und Den, Der sie hält, trägt und beschützt, als daß sie nöthig finden könnten, oder sich erniedrigen möchten, dieselbe erst durch Anschwärzungen der Andersdenkenden

und auf deren Kosten emporzuheben; ein Mißgriff zudem, durch welchen sie selbst sehr in Schatten gestellt würde. Einen guten Antheil daran hat auch, ihre übrigens aus derselben Quelle stammende Abneigung vor literarischer Windbeutelei, in welcher ihre Gegner eminiren; denn, um mit den Worten eines alten heidnischen Dichters zu reden, sapiens in tecto pectore gaudet.

LV.

Historische Notiz über den Fürstbischof von Münster, Grafen Galen.

(Eingesandt.)

Die preußische Staatszeitung enthielt kürzlich (Nro. 54 vom 23. Febr.) einen Correspondenz-Artikel aus Frankfurt, der im Auszug auch in die Beilage Nro. 62 der Augsburger Allgemeinen Zeitung aufgenommen wurde, und worin nach heftigen Ausfällen gegen die sogenannte fanatisch hierarchische Parthei im jetzigen Deutschland zuletzt bitterer Tadel über die in gleiche Cathegorie gestellten angeblich undeutschen und unkirchlichen Bestrebungen eines früheren nicht unberühmten Bischofs von Münster (Christoph Bernards von Galen) folgt. Da die historisch politischen Blätter sich zur Aufgabe gestellt haben, einseitige und schiefe Urtheile über geschichtliche Personen näher zu beleuchten, und vorkommenden Falls zu berichtigen, so dürfte vielleicht nachstehender Brief jenes Fürsten zur Aufnahme in dieselben sich eignen. Er ist an den Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm als Antwort auf ein Schreiben gerichtet, worin dieser wegen einiger von den Franzosen im Clevischen verübten Excesse dem Bischof

die Fehde ankündigt, und seine Authenticität keinem Zweifel unterworfen *):

„Das Schreiben Ew. Gnädigen Liebden, gegeben im letztverwichenen Oktober im Lager zu Bergen, worin Dieselbe Unsern Landen und Unterthanen sogar deswegen Feuer und Schwerdt drohet, weil die Franzosen Kleve nicht mit Feuer verschont haben sollen, beweiset einzig, daß Dieselbe zu diesem Aeußersten durch keine Billigkeit bewogen werde, da Sie blos

*) Wir haben dieser Berichtigung um so williger die Aufnahme gestattet, da wir selbst im höchsten Grade über die gezwungene Weise indignirt waren, womit die Staatszeitung am Schluße eines Artikels über Belgien, die Gelegenheit vom Zaume brechend, jene gehäßige Erinnerung anbrachte, ohne in ihrer Blindheit nur zu bedenken, daß sie dem Gegner, wenn er Repressalien gebrauchen wollte, dadurch selbst das Recht in die Hand gab, ihr mit Erinnerungen, die uns um zwei Jahrhunderte näher liegen, zu erwiedern. Wir überlassen es der Staatszeitung, die Rechtfertigung des Fürstbischofs gegen ihre Beschuldigung entweder als gegründet anzuerkennen und dann zu widerrufen oder dieselbe zu entkräften, da sie doch wohl auf kein Staatsprivilegium Anspruch macht, wie es fast scheinen möchte, jede Ehre ungestraft antasten zu dürfen. Wir unserer Seits bemerken hier nur vorläufig, daß jene Artikel noch eine Reihe der schreiendsten Ungerechtigkeiten enthalten, wovon wir ihr seiner Zeit die besten Beweise mittheilen werden, mit dem wohlgemeinten Rathe, künftig, wenn nicht gerechter, doch zum mindesten etwas klüger und vorsichtiger, in ihren Beschuldigungen zu seyn, da wir nicht die Gefangenen von Klägern und Richtern in einer Person sind, sondern uns die Vertheidigung vor den Augen unseres Vaterlandes frei steht. Die Stelle der Staatszeitung übrigens, worauf der obige Brief die Antwort enthält, lautet zum bessern Verständniß also:

„So auch werden jetzt die Entwürfe dieser mit dem Auslande gesinnungslos kokettirenden Partheien zu Schanden werden, wie einst die ehrgeizigen und unchristlichen Bestrebungen jenes Bischofs von Münster vereitelt wurden, der, ein deutscher Reichsfürst, mit Ludwig XVI. im Bunde, durch Waffen-Gewalt die Freiheit Altniederlands zu vernichten trachtete, die aber durch den, mittelst dieses Kampfes hervorgerufenen und emporgehobenen dritten oranischen Wilhelm nur um so kräftiger zur Blüthe gelangte“.

Anm. d. Redaction.

fremde und Uns garnicht angehende Prätexte zur Feindseligkeit zusammensucht. Denn die Franzosen (mit welchen wir gegen die Holländer zu Unserer Vertheidigung und zu keines Andern Beleidigung, nach Vorschrift des deutschen Friedens allirt sind) mögen im Klevischen Lande gebrennet haben oder nicht, wie Uns dieses unbekannt ist, so geht es Uns auch nichts an. Weder die Franzosen werden es jemals eingestehen, noch irgend ein Anderer beweisen, daß dergleichen irgendwo Unsertwegen unternommen sey. Und obschon die Affekzion Ew. Gnädigen Liebden, der Wir eine aufrichtige Freundschaft allezeit mit der That bewiesen haben, Uns durch mehr als eine Wirkung schon längst bekannt ist; so muß jedoch die heurige Ankündigung der Feindseeligkeit die Verwunderung höher treiben, da man die Welt übereden will, daß Deroselben Allianzen und Handlungen einzig auf die Beschützung des Friedens und der Deutschen Freiheit abzielen. Daß aber dadurch eine absolute Willkühr im Reich, und Herrschaft über andere, intendirt werde, bezeugen die Länder, leider! zu sehr, welche wider die Reichsgesetze die Waffen Ew. Gnädigen Liebden jetzt schon erfahren haben. Wir hingegen haben die Gerechtigkeit des Krieges gegen die einst Vereinigten Provinzen der Niederlande, und Unserer Waffen der Welt bekannt gemacht, und sind versichert gewesen, daß während jener Allianz mit dem Könige, sowohl das Reich vor allem Anfall würde sicher sein, als auch alle Orte, welche sich Auswärtige mit ungerechter Gewalt so viele Jahre angemasset haben, Demselben, und ihren Herren zurückgestellet werden. So viel fehlt daran, daß man Uns des Schadens oder der Unruhen beschuldigen könne. Ew. Gnädige Liebden wolle aber betrachten, wem die wirklichen Bewegungen im Reich zuzuschreiben sind; da Dieselbe (obschon wenn Sie neutral seyn und Frieden halten würde, die Zurückstellung der so lange von den Holländern besetzten Klevischen Städte versprochen worden) nichtsdestoweniger lieber gewollt hat, eine

ganze Armee, und zwar nicht in Ihre, sondern in verschiedener Reichsstände Länder (zu wie grossem Schaden!) hineinzuführen, und also die Französischen Waffen nach Deutschland zu ziehen, damit der Krieg desto ehender aus den Niederlanden ins Reich versetzt werde. Indessen ist Unsere unterthänigste Devozion gegen Seine heilige Kaiserliche Majestät, und Treue gegen das Reich beständig, und Wir haben zu Dessen obersten Ansehen das Vertrauen, daß Er jenen nicht beistehen werde, welche zur Unterdrückung der Reichsstände und zur Erregung eines neuen Krieges, die Heiligkeit Desselben zu mißbrauchen trachten. Es war nicht nothwendig, Unser Domkapitel durch ein besonderes Schreiben zu ermahnen. Gleichwie es Uns dieses gleich zugeschickt hat, also war das daraus hervorleuchtende gefährliche Unterfangen vielmehr eine Ursache zu größerer Standhaftigkeit, als zur Hintansetzung des dem Obern, der Kirche und dem Vaterlande schuldigen Dienstes und Treue. Das Ungemach, welches nun weiter folgen wird, schreiben wir billig der Gesinnung Ew. Gnädigen Liebden zu, welcher Wir zur Leistung jeder angenehmer Dienste bereit bleiben".

Gegeben in Unserm Schlosse Borkulo am 19. November 1672.

LVI.

Ueber die äußerste Linke der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden.

Orbis me sibilat, at mihi plaudo ipse domi.

Je schärfer und schroffer im gegenwärtigen kirchlichen Kampfe die Partheien sich einander entgegentreten; je kleiner die Hoffnung wird, daß man von Seiten der Gegner der katholischen Kirche die Verträge zu halten gedenke, die man seit Jahrhunderten mit ihr abgeschlossen und von Zeit zu Zeit feierlich erneuert hat; desto nöthiger wird es bei Zeiten Heerschau zu halten und dießseits und jenseits die Reihen der muthmaßlichen Streiter durchzumustern, damit es sowohl der Kirche als ihren Widersachern klar vor die Augen tritt, auf welche Kräfte sie mit Sicherheit und Zuversicht rechnen dürfen, und wo hinwiederum die schadhaft gewordenen Stellen ihrer Veste sind. Es ist nicht zu leugnen, die numerische Größe der Streitkräfte der katholischen Kirche überwiegt die der Gegner bei weitem. Auch die geistigen und wissenschaftlichen boten dermalen den Gegnern eine Spitze, die selbst die drei Triarier nicht stumpf machten. Was aber das meiste Gewicht in die Waagschale des Kampfes legt, ist das Bewußtseyn ihres guten Rechtes und das Bewußtseyn widerrechtlicher Kränkung und Verletzung. Leider aber hat sich, inficirt von der Corruption der Gegner, in eine beträchtliche Anzahl der Glieder der katholischen Kirche und zwar gerade in solche, die der Natur der Sache nach Vorkämpfer im Streite zu seyn bestimmt wären, eine Demoralisation eingeschlichen, welche eine sorgfältige Ausscheidung solcher contagiöser Kräfte nöthig macht, damit der

Kirche nicht, wo sie es am wenigsten zu vermuthen berechtigt wäre, im eigenen Hause Verrath und Verderben bereitet werde.

Es ist jener Theil ihrer, besonders geistlichen Mitglieder, welche vom „corrosiven Gifte" des Rationalismus und der Aufklärung angefressen, sich auf die Seite der negativen Macht zur Verfügung „des Reihherrn" gestellt haben. Dieser Schaden hat allerdings gehegt und gepflegt durch die Unbilden der Zeit und durch die selbst in katholischen Ländern geweckte Eifersucht auf die Macht der Kirche, also gefährlich und bedrohlich um sich gefressen, daß selbst diejenigen, welche dies Gegengift gegen das vermeintliche Uebergreifen in die Staatsmacht sorgfältig gemischt haben, stutzig zu werden begannen über seine alles zerstörende Wirkung. Sie haben es im Glauben an ihre Klugheit nicht bedacht, daß man die von Gott den Völkern und Reichen gesetzte Ordnung nicht vergiften und verderben dürfe und könne, ohne die Grundpfeiler der Staaten und ihrer Ordnung total zu erschüttern. Und also ist es dahin gekommen, daß die Klugen in ihrer eigenen Klugheit sich verfangend, dahin gelangt sind, wohin die von der göttlichen Ordnung sich emancipirende und sich auf sich selbst setzende Vernunft zu jeder Zeit gelangt ist und fernerhin gelangen wird. „Die aufgeklärte Meute," welche man gegen die Kirche losgelassen, hat dankbar, wie sie ist, selbst gegen die sich gewandt, die sie gehegt und groß gezogen, damit ihre Pflegväter ihr nicht umsonst den Liebesdienst gethan. Und jetzt ist es dahin gekommen, daß, wenn die göttliche Macht der Kirche das Ungethüm nicht beschwört und bezwingt, welches man, um sie zu verderben, im Labyrinthe der Politik herangezogen, „der bloße Polizeistaat" schwerlich sich des Scheusals grimmer Zähne erwehren wird. Dieß ist vorerst diesseits und jenseits von denen zu bedenken, die als Häupter an der Spitze der Kämpfenden stehen. Zwar hat die Wissenschaft und eine traurige Erfahrung die Begeisterung bedeutend herabgestimmt für den Liebling der Zeit, der allem Fleisch auf Erden die Freiheit, der Kirche aber Knechtschaft und Tod

bringen sollte. Gleichwohl reckt das Ungethüm noch manchen Kopf in die Höhe, und zischt um so ungehinderter und verderblicher, je schwächer und gebrochener dort die Kräfte sind, um die Keime einer bessern Zeit zu schaffen. Dahin nun möchte ich neben Würtemberg ganz besonders Baden rechnen, obwohl in beiden Ländern die obersten Lenker dem weiteren Umsichgreifen unverholen in jüngster Zeit entgegengetreten. Rief ja erst vor kurzem ein Correspondent der Leipziger Allgemeinen Zeitung von Freiburg mit Enthusiasmus aus: „Wenn in diesem Lande der Obscurantismus und die Umtriebe der Ultramontaner (d. h. der katholischen Kirche) nicht zu Schanden werden, in welchem Lande soll man dann noch hoffen, daß ihnen Widerstand geleistet werde!" — Wir selbst glauben in der That kaum, daß der Rationalismus, was die Häupter dieser Parthei mit Stolz rühmen, irgendwo in Europa größere Fortschritte gemacht habe, als in Baden. Wäre der Spielraum und die Kraft der Wortführer so groß als ihr Wille; ihre Weisheit so tief als ihre Reden lang; ihr Wissen so kostbar als die Summen, die sie den Staat kosten, so würde ihr Werk bald seines Gleichen suchen. Oder wo hat man bis jetzt Fragen, wie die des Cölibats vor die Kammern zu ziehen gewagt? Welches Ständehaus könnte sich rühmen, durch mehr Petitionen von Katholiken darum angegangen worden zu seyn? Und Welches Haus der Gemeinen hat sich, die Gefahr eines Schismas nicht achtend, hiezu bereitwilliger gezeigt, nur dem energischen Widerstand der Regierung weichend? Wo hat man eifriger auf die Losreißung von Rom und die Bildung einer sogenannten deutschen Kirche gedacht unter eigenem Haupte, als in Baden? In welchem Lande, wie in Baden, hat es der Clerus gewagt, außerhalb des Landes und des bischöflichen Sprengels sich öffentlich zu versammeln und statutenmäßig sich zu einen, um, wie die Leipziger Allgemeine, vertraut mit diesem Werke, uns verkündet, den Umtrieben des Ultramontanismus und Jesuitismus, d. h. offen geredet, der katholischen Kirche, ein festes Bollwerk entgegenzusetzen? Ist

41*

es nicht befremdend, daß in unserm Lande ein solches Attentat ungeachtet geblieben ist? Ist endlich irgendwo der Bischof und die päpstliche Autorität zu einer größern Nullität herabgesunken, und mehr eine leere Formalität geworden, als gerade hier? Wie lose und unbedeutend ist der Verband des Metropoliten und seiner Heerde; besteht ja doch seine ganze Macht über den Clerus seines Sprengels in nicht viel anderem, als einen Hülfspriester von einer Pfarrei zur andern zu senden! Darf man da sich wundern, wenn ein Pfarrer sich einem ausdrücklichen Befehle unbedenklich widersetzt und Niemand in dem Auflehnen gegen eine legitime Gewalt im Staate etwas Gefährliches und Strafbares sieht oder etwas Verfängliches darin findet, wenn ein solcher Pfarrer in öffentlicher Rede eine Gesangproduktion moderner Lieder in einer katholischen Kirche „den schönsten Gottesdienst“ nennt? Wird man nach solchen Vorgängen sich noch wundern, wenn ein Theil des katholischen Clerus in Baden darauf sinnt, durch die Organisirung einer allgemeinen, d. h. durch alle Kapitel gehenden Conspiration sich dem Bischof entgegenzusetzen, so er es wagen sollte, in den Forderungen der katholischen Kirche den Bischöfen Preußens beizutreten? Oder wenn die Häupter der badischen Aufklärung auf einmal mit der souveränen Staatsgewalt übereinzustimmen scheinen und plötzlich die Versicherung geben, daß alle Gutgesinnten c'est à dire, alle Rationalisten, im gegenwärtigen kirchlichen Kampfe vertrauensvoll auf ihre Weisheit blicken. Damit meinen sie aber keineswegs eine Appellation an den Fürsten, bei dem ihre Plane keinen Anklang finden, sondern eine Appellation an die katholische Section, die sichs zum Gesetz gemacht zu haben scheint, die katholische Kirche in Baden nach Kräften zu mindern und also zu neutralisiren, daß eine Union der Katholiken mit den Protestanten zu einem allgemeinen Indifferentismus eben so geräuschlos und ruhig vor sich gehen möchte, als jene, welche im Lande zwischen Reformirten und Lutheranern vorgenommen wurde. Wohl hat der Fürst des Landes manchen Beschwerden abge-

holfen, wenn die Bischöfe sich an ihn selbst gewandt haben. Auch in Würtemberg haben sich mehrere katholische Pfarreien bekanntlich an den König und zwar nicht vergeblich gewendet, um Schutz vor den destructiven Folgen der neuen Kirchenordnung zu finden, die freilich hier unter der Sanctionirung ihres eigenen Bischofs erschien. Aber wie vieles, das die Kirche drückt, gelangt nicht zu seinem väterlichen Ohr; wie vieles wird, wenn es auch dahin gelangt, also umstellt und umredet, daß die wahre Sachlage verrückt und nichts mehr darin als einer Abhülfe bedürftig erscheint. Wie aber ist es gekommen, daß gerade in einem sonst so von Gott gesegneten Lande ein Princip so mächtig geworden, das sich den wahren Interessen eines Volkes und eines Fürstenhauses in Politik und Religion gleich nachtheilig erwiesen. Neben der Aufklärungssucht der neueren Zeit überhaupt, die mit einem wohlfeilen oberflächlichen Wissen sich den ihren Leidenschaften gesetzten Schranken und jeder objectiven Ordnung in Staat und Kirche entziehen will, haben noch besondere localhistorische Verhältnisse mitgewirkt.

Der Saamen wurde schon früher gestreut zur Zeit, als der katholische Theil des Landes noch Oesterreich gehörig, die Reformen Josephs II. erfuhr, die, weil der Boden schon bereitet war, im Ganzen wenig Widerstand fanden, am wenigsten von Seiten der Landesuniversität. Was also unter mächtigem Schutze mit Glück begonnen, das hat auch die hohe Albertina, wo beinahe alle katholischen Theologen des Landes ihre Bildung erhielten, mit Freude und großem Eifer aufgenommen und mit solchem Glücke gefördert, daß kaum eine andere Hochschule in Deutschland länger, und wenn wir die Lehrer betrachten, einmüthiger und theilweise frivoler an der Destruction des Alten gearbeitet. Die Knechte haben dort mit dem Pfunde, das ihnen ihr Herr anvertraut, also gewuchert, daß Möhler Wahrheit redet, wenn er in seinem Werkchen über den Cölibat von der seit Jahren eingeschlagenen negativen Richtung der hohen Albertina größtentheils den antikirchlichen, eine eigene Phase von Katholizismus bildenden Geist herlei-

tet, den man in öffentlichen, liberalen Blättern die äußerste Linke der katholischen Kirche zu nennen beliebt hat.

Worin aber besteht ihr eigenthümlicher Geist, wenn man dort von Geist reden kann, wo die Geistlosigkeit zu Hause ist. Es ist im Allgemeinen ein wunderliches Gebräu von französischer Aufklärung, deutschem Rationalismus und auf der josephinischen Schnellbleiche abgebleichtem Katholizismus, unsystematisch, weil unwissenschaftlich und ohne logische Durchbildung aus ganz disparaten Elementen zusammengewürfelt, doch so, daß jedem Einzelnen nach der Lehre unbedingter Glaubensfreiheit das Recht vorbehalten bleibt, nach seinem Geschmacke sich die Ingredienzen selbst zu mischen und noch einige aus seiner Privatapotheke beizusetzen.

(Schluß folgt.)

LVII.

Briefliche Mittheilungen

vom Niederrhein, aus Berlin und Tirol.

Vom **Niederrhein** 1. Mai. „Heute Morgen war Bischofswahl. Ein Bischofsamt, der Hymnus veni creator, allgemeines, inniges Gebet von der großen, im Dome versammelten Volksmenge war die Vorbereitung. Der k. Commissarius, Oberpräsident v. Bodelschwing ging hierauf aus der Kirche und im Capitelsaale begannen die Verhandlungen. Dem Concordat war genügt worden, da vorher die ganze Liste der möglichen Candidaten dem k. Commissarius vorgelegt war, und dieser gegen keinen etwas Wesentliches eingewendet. Die Vorbesprechungen waren nicht bis zur Einigkeit gediehen, die Verhandlungen dauerten daher von 10 bis halb 1 Uhr.

Da war per majoritatem votorum der Domherr Arnoldi erwählt. Eine Deputation, Regens Braun und Domherr Schlemmer verfügten sich zum k. Commissarius, um ihm die vollzogene Wahl anzuzeigen. Es scheint fast, daß der Erwählte nur dann persona regi grata

war, wenn er nicht gewählt würde, denn der k. Commissarius erklärte: daß derselbe von der Bestättigungsvollmacht ausgeschlossen sey, und deshalb nähere Verfügungen von Berlin eingeholt werden müßten. Aber eine neue Wahl wurde vom Capitel nicht beliebt. Während dem Wahlacte blieb eine große Zahl vom Lande herein gekommener Priester und eine große Volksmenge im Dome versammelt in gespannter Erwartung und fortwährendem lauten Gebete. Als das Kapitel ohne den k. Commissarius wieder vor dem Altare erschien, verkündigte der Domherr Müller: per votorum majoritatem in electione canonica episcopus electus et creatus est, sed nondum nomen publicari potest. Dieselbe Verkündigung folgte in deutscher Sprache von der Kanzel und es ging zugleich eine Deputation an den k. Commissarius mit der bestimmten Erklärung, daß Arnoldi gewählt sey und bleibe. Das Capitel hat sich übrigens sehr ehrenvoll benommen, denn die einzige dem Gewählten entgegengestellte Person war der Subregens Steininger, ein überaus frommer und römisch-katholisch gesinnter Priester, von welchem aber die Majorität befürchtete, daß er nach einem lange Jahre durchlebten, sehr einsamen Leben die Kraft und Gewandtheit nicht habe, die in dieser Zeit von einem Bischof geforderten Pflichten genügend zu erfüllen. Für diesen letzteren sprachen sich die älteren Herren, an der Spitze der Domdechant Billen aus, für den Gewählten der Bisthumsverweser Braun und Müller.

Es waren 12 Wähler; bei dem ersten Scrutinium erhielt Steininger eine Stimmenmehrheit von 5, bei dem zweiten waren die Stimmen getheilt, und im dritten entschieden sich die majora mit 7 für Arnoldi. Bei der früheren Anwesenheit des Oberpräsidenten vor 5 Wochen in Trier, wo derselbe dem Capitel verkündete, daß eine Wahl vorgenommen werden könne, hatte sich das irrige Gerücht schon verbreitet, daß Arnoldi gewählt worden sey, und in der ganzen Diöcese eine allgemeine Freude verursacht, da dieser Priester wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften allgemeine Anerkenntniß genießet.

Wilhelm Arnoldi, 43 Jahre alt, geboren zu Boden, Kreise Bittburg, machte noch sehr jung seine Studien am Gymnasium zu Trier, und widmete sich hierauf im clementinischen Seminar daselbst dem geistlichen Stande. Seine Fortschritte, durch unermüdlichen Fleiß, gingen gleichförmig mit seinem wahrhaft frommen, anspruchlosen Betragen, wie seine Lehrer und Mitschüler bezeugen. Er hatte den theologischen Cursus absolvirt, noch ehe er das canonische Alter zur Priesterweihe erreicht hatte. Als Priester wollte ihn der damalige Regens Billen zur Universität befördern, wogegen der damalige Generalvicar Corden

stimmte, der kein Freund der deutschen Universitätsbildung war. Derselbe gab ihm aber am Seminar eine Professur des philosophischen Cursus. Hier lehrte er hebraische Sprache, Archäologie, geistliche Beredsamkeit und erklärte die bedeutensten heiligen Väter. Vorzüglich suchte er unter seinen Schülern Liebe und Eifer zu erwecken zum Studium der heiligen Väter, namentlich des Gregor v. N. und Chrysostomus. Nachdem er länger als 3 Jahre mit allgemeiner Liebe und Achtung seiner Professur vorgestanden, war inzwischen die neue Organisation des Bisthums unter H. v. Hommer erfolgt, und das Seminar ward in anderm Sinne organisirt. Domherr Billen ward seiner Stellung als Regens enthoben, ein neues Lehrsystem im Seminar angenommen, und um der hiedurch für ihn erfolgenden Spannung auszuweichen, entschied sich Arnoldi zur Annahme einer Pfarrei, nicht ohne großes Bedenken seiner Demuth, ob er auch einem so wichtigen Posten, für welchen er einstens eine Verantwortung zu leisten habe, gewachsen sey. Er erhielt nun die kleine Pfarrei Lauffelt, 3 Stunden von Wittlich. Sein unermüdlicher Fleiß ließ ihm neben der Seelsorge Zeit, zur Uebersetzung der Homilien des heil. Chrysostomus ins Deutsche. Der einstimmige Beifall der literarischen Welt richtete Vieler Augen auf ihn, und selbst der Bischof durfte ihn nicht ignoriren. Und als nach Verlauf einiger Jahre die Pfarrei in Wittlich fällig wurde, kamen die Einwohner selbst um ihn so dringend ein, daß Arnoldi ihnen nicht verweigert werden konnte. Hier entfaltete er die ganze Größe seines Pastoralgeistes. Waren seine Predigten äußerst anziehend und belehrend, so waren seine Catechesen so vortrefflich, daß Alt und Jung daran Antheil nahm, und eine förmliche Regeneration, dieses in seiner vornehmeren Welt kirchlich etwas verkommenen Ortes bewerkstelligt ward. Dabei war er ein Vater der Armen und Trost der Reichen und ein Belehrer für diese.

Nach Verlauf von 3 Jahren wurde durch die Kränklichkeit des Domherrn Dewora die Domprediger-Stelle in Trier vakant, und unter den Domherrn sowohl, als unter der übrigen Geistlichkeit, hatte sich in Niemand anderm ein so großes Talent zum Predigen entwickelt, so daß der Bischof v. Hommer, der manchmal motu proprio einschritt, ihn zum Domherrn und Dompredìger ernannte. Er übernahm die Stelle zur großen Betrübniß seiner Gemeinde, und verließ Wittlich wie Lauffelt, Pauper venit, pauper egressus est. In seinem neuen Wirkungskreise erwarb er sich die Achtung aller Gutgesinnten, und vorzüglich des sogenannten gemeinen Volks und der untern Klassen, d. i. aller altgläubigen Katholiken. Was seinen Charakter anbetrifft, so darf man ihn in Wahrheit einen ausgezeichneten Mann nennen. Seine Beschei-

denheit ist eben so groß, als seine Kenntnisse und seine Sanftmuth. Nur aufgeregt und heftig ist er vor der Gemeinde, wenn ihn auf der Kanzel der eifernde Geist Gottes ergreift, und ihn zur Rüge und ernsten Mahuung antreibt.

Es verdient bemerkt zu werden, daß als Pfarrer zu Wittlich er seinen Caplänen mit gutem und wirkendem Beispiel vorleuchtete, so daß der eine noch als Caplan eine Geschichte der Reformation, der andere aber kleinere Pastoralschriften und Uebersetzungen schrieben. Die Homilien des heil. Chrysostomus, wovon Arnoldi bereits 4 Bände herausgegeben, führen diesen Titel, und ist der erste Band erschienen 1831 Trier bei Karl Troschel. Die Freude über die Wahl ist allgemein, und insbesondere, da das Kapitel nur unter zwei würdige Priester getheilt war. Ob das Placet von Berlin aus gegeben werde, muß man abwarten. Es scheint aber nicht, daß man den Telegraphen in dieser Angelegenheit habe benutzen wollen.

In Trier war das Volk so überzeugt, daß Arnoldi gewählt und das Placet gleich erfolgen werde, daß schon eine allgemeine Beleuchtung und Fakelzug vorbereitet gewesen. Mißvergnügt ist nun aber alles auseinander gegangen. Hoffentlich wird man in Berlin der so entschieden und allgemein ausgesprochenen Stimme nachgeben, will man die Dinge nicht auf das Aeußerste treiben.

Berlin, im Mai. Am 20. November 1837 wurde, ohne ein vorhergehendes Urtheil, der Herr Erzbischof von Köln, der Gewalt weichend, nach der Festung Minden gebracht; dieser Act sollte wahrscheinlich zu gleicher Zeit als Antwort auf die bereits im September desselben Jahres gemachte Vorstellung des Herrn Erzbischofs von Posen dienen. Die Wirkung des Cölner Ereignisses war aber eine so ganz andere, als man es erwartet hatte, daß es nicht mehr rathsam erschien, nunmehr auch noch ein Posener Ereigniß dazu zu fügen. Man schlug daher einen andern Weg ein; während man dort den Erzbischof verhaftete, und wie es neuerdings heißt, nunmehr nach anderthalb Jahren vorläufig an den Materialien zu einem Prozesse sammelt, glaubte man hier Stoff genug zu haben, um ein gerichtliches Verfahren einzuleiten, und sodann absehen zu können, wie es mit der Festung gehalten werden solle. Die Anschuldigung gegen den Hrn. Erzbischof von Posen war auf folgende zwei Punkte, nämlich auf Hochverrath und Aufwieglung des Volkes gegen die Regierung gerichtet; dann hatte man noch eine ziemlich allgemein lautende Beschuldigung hinzufügt: die Uebertretung der Staatsgesetze; dieses Vergehens macht sich auch der Mörder schuldig. Das Urtheil wurde von dem Gerichtshofe er-

ster Instanz, gegen dessen Competenz der Herr Erzbischof bekanntlich vom Anfang an protestirt hatte, dahin gefällt, daß der Prälat:

1) freigesprochen wurde von der Anschuldigung des Hochverrathes,

2) freigesprochen von der Anschuldigung der Aufwieglung des Volkes gegen die Regierung, dagegen

3) für schuldig erklärt der Uebertretung der Staatsgesetze und deshalb zu sechs Monat Festung und Verlust seines Amtes verurtheilt. Des Verlustes der Cocarde, wie er in andern Erkenntnissen ausgesprochen worden war, wird nicht besonders erwähnt; entweder schließt der Verlust des Amtes auch dieß in sich, oder man hat um eine für den Hrn. Erzbischof gewiß sehr tröstliche Milde anzuwenden, ihm dieß nicht auch noch anthun wollen. So leicht es nun seyn mag, einen Erzbischof, der nach den, den weltlichen Gesetzen zwar widerstreitenden, aber durch Verträge (s. S. 571 dieses Bandes) anerkannten Kirchengesetzen handelt, auf ein halb Jahr zur Festung zu verurtheilen, desto schwerer hielt nach den Antecedentien die Execution. Man hegte daher den sehr natürlichen Wunsch, aus der fatalen Klemme herauszukommen und es wurde dem Erzbischof befohlen, nach Berlin zu kommen; entweder hoffte man auf die Möglichkeit den Kirchenfürsten zur Nachgiebigkeit zu bewegen, oder, wenns denn gar nicht anders ging, konnte er in Berlin festgehalten werden; es sah dann noch nach Milde und Gnade aus, wenn man ihn in ein anständiges Hotel und nicht etwa in die Hausvogtei oder wirklich auf die Festung einquartirte. Das Urtheil wurde dem Herrn Erzbischof von dem Vicepräsidenten v. Kleist in Gegenwart eines andern Justizbeamten publicirt, man forderte ihn auf, dasselbe zu unterschreiben, allein weil dieß eine Anerkennung der Competenz involvirt haben würde, so hat er sich dessen natürlicher Weise geweigert. Auch eine andere Forderung, vor Publication des Urtheils und Bezeichnung des zukünftigen Aufenthaltes, Berlin nicht zu verlassen und sich jeder ferneren Einmischung in die Verwaltung der Erzdiöcese zu enthalten, wurde in Beziehung auf ihren zweiten Theil abgewiesen. Der Erzbischof hat sich an demselben Abende brieflich an Sr. Majestät gewendet, noch einmal den ernsten Schritt zu großer Beherzigung empfohlen und feierlichst gegen das Erkenntniß protestirt. Merkwürdig ist ein in der Stadt allgemein circulirendes Gerücht, laut welchem das hiesige Kammergericht, dem das gefällte Urtheil zur Begutachtung vorgelegt wurde, den Erzbischof nicht nur in Betreff des Hochverraths, und der Aufwieglung, sondern auch hinsichtlich der Uebertretung der Staatsgesetze für freizusprechen erklärt habe. Man soll dem Prälaten den Rath gegeben haben, die Discordanz der beiden Gerichtshöfe zu

benutzen, die Competenz anzuerkennen und dann an das Kammergericht zu appelliren, er habe aber weislich diese Rathschläge abgewiesen, denn einmal anerkannt, sey die Competenz für immer anerkannt.

So hat denn der Herr Erzbischof in dieser Angelegenheit vom Anfang bis zu Ende stets dieselbe Beharrlichkeit und Festigkeit an den Tag gelegt. Von seiner apostolischen Würde und seiner Frömmigkeit können diejenigen, die ihn sahen und dafür ein Gefühl haben, nicht genug erzählen. Ein Freund, der auch zu den Glücklichen gehörte, die ihn begrüßen durften, war von tiefer Rührung bei dem Anblicke und den Worten des Erzbischofs ergriffen. „Gott sey gelobt und gebenedeiet, soll er ausgerufen haben, daß, was auch kommen möge, nimmer die Sache und höchstens die Person treffen kann; bin auch ich in der Zahl der Auserkohrenen, die berufen und gewürdigt sind, für diese heilige Sache zu leiden, der Herr weiß, daß ich mich dessen freuen würde". Es waren Viele, welche den Zutritt zu ihm wünschten, Viele, welche gern in der Messe die heil. Communion von ihm empfangen hätten, allein der Herr Erzbischof wieß dieß mit Freundlichkeit und Liebe zurück, um unter den jetzigen Verhältnissen Alles zu vermeiden, was auch nur entfernt einen Verdacht gegen ihn hätte erregen können, so trostreich es auch gewiß für ihn war, die Liebe und Achtung seiner Glaubensgenossen in so hohem Grade zu besitzen.

Einen wie ganz andern Eindruck macht dagegen der Fürstbischof von Breslau, der vor einiger Zeit dieselben Zimmer bewohnte, welche jetzt dem Erzbischof von Posen eingeräumt sind. Auch in jenem regen sich bessere Elemente, sie sind aber im noch nicht siegreichen Kampfe mit den entgegengesetzten; daher auch das Schwankende und Unsichere in seinem ganzen Wesen.— Seinen festen Sinn bewahrte der Erzbischof auch während der Unterhandlungen mit dem Staatssecretär v. Duesberg. Derselbe war unstreitig ganz die zu diesem Geschäfte taugliche Person. Es hatte die Regierung allerdings Grund genug, den neuen Staatssecretär — obschon er ein Katholik — zu wählen, denn er konnte füglich nicht anders, als diese schöne Gelegenheit benützen, das bei seiner Beförderung in ihn gesetzte Zutrauen jetzt auf eine recht glänzende Weise zu rechtfertigen und sich fernerer Gunstbezeigungen würdig zu machen. Bei diesen Verhandlungen mit dem Herrn Erzbischof hat man nun hauptsächlich den Antrag gestellt: er solle seinem Diöcesan-Clerus die Vollmacht geben, in Sachen der gemischten Ehen nach eigenem Gutbefinden zu verfahren, und dadurch die der Geistlichkeit gegebenen Instructionen über die zu beobachtende strenge Observanz zurücknehmen; es sollte dann also bei der im Februar

1838 an die Provinz erlassenen Cabinets-Ordre sein Bewenden behalten. Es ist leicht ersichtlich, daß der Hr. Erzbischof auch schon darum auf solche Anträge nicht eingehen konnte, weil bei den in Posen bestehenden weltlichen Patronatrechten leichtfertige Geistliche durch Accommodation in die ihnen gestellten Bedingungen hinsichtlich der gemischten Ehen sich zu einer guten Pfründe zu empfehlen, nicht versäumen würden. Die Erklärung des Herrn Erzbischofs, daß er salva conscientia auf diese Vorschläge nicht eingehen könne, und auf seinen sattsam bekannten Grundsätzen unerschütterlich beharren werde und müsse, führte die schnelle Beendigung der Conferenzen herbei. Von Seite der Regierung wurde dieß der „Hartnäckigkeit und Verblendung“ des Erzbischofs zugeschrieben, der natürlich auch nun nicht zu der Einsicht gelangen kann, daß die Staatsgesetze den Kirchengesetzen vorgehen müssen. Der Herr Erzbischof blieb indessen bei allen diesen Dingen sehr ruhig, nur hat ihn ein anderer Unfall tief erschüttert: der ihn begleitende, ihm sehr werthe Landdechant Franke wurde nämlich plötzlich vom Schlagflusse berührt.

Nunmehr sind also die Sachen bis dahin gediehen, daß man den Herrn Erzbischof allerdings nicht nöthig hat, mit Eclat auf die Festung abzuführen; allein ist damit die Stellung der Regierung auch nur um ein haarbreit besser geworden? eben so wenig, als dadurch, daß man den schwererkrankten Erzbischof von Cöln unter Gensdarmeriebegleitung von der Festung zu seinen Verwandten bringt. Es bleibt alles beim Selben; wir stehen auf dem Punkte, wo es heißt: aut — aut, entweder der Staat erkennt die Kirche in ihren ihr gebührenden Rechten an oder führt den von ihr begonnenen Kampf bis auf das Aeußerste durch; leider müssen wir das Erstere bezweifeln, weil man sich in die Lage vermeintlicher politischer Unmöglichkeiten gesetzt hat. Aber zu wessen Schaden gereicht dieß? zu dem der Kirche?

Doch ich mag dieses betrübte Thema nicht weiter verfolgen, und will nur noch von einem Zeichen der Zeit berichten. Unsere hiesigen protestantischen Kanzelredner kühlen nunmehr weidlich ihr Müthchen an der katholischen Kirche; einen Controversgegenstand, selbst mit aller Ruhe und mit allem Ernste zu berühren, wird aber katholischen Geistlichen nicht gestattet. Vor allen jenen Herrn hat jedoch der sanfte Philipp Marheinecke die Tramontane verloren. Was er in seinem letzten Schriftchen mitgetheilt hat, ist noch Nichts gegen seine Aeußerungen, die er vor Kurzem wieder, wie Ohrenzeugen gehört haben wollen, von der Kanzel that. Er sagte unter Anderm in der Predigt an einem der letzten Sonntage: „Wenn ich das Ganze des Katholicismus mit den kür-

zesten Ausdrücken zusammenfassen soll, so würde ich sagen: er sey ein modernes, mit christlichen Formen verkleistertes Heidenthum. Etwas Kniebeugen, Brustklopfen, Kreuzschlagen, das ist der Katholicismus! Etwas Heiligen- und Bilder- und Knochenanbeterei, das ist der Katholicismus, das die Kirche, die sich „„die Alleinseligmachende““ nennt. Mag der Katholik sonst Schändliches und Niederträchtiges treiben, was sein schnödes Herz verlangt: morden, huren, ehebrechen, so er nur die äußeren Formen mitmacht, hat's Nichts zu bedeuten. Ist das nicht eine schaudererregende Religion? Glaubt nicht, daß ich übertreibe; in ihren Schriften mögt Ihr es selbst lesen“! —.

Ist es glaublich, daß ein gebildeter Mann des neunzehnten Jahrhunderts also spreche? das wurde in der Hauptstadt eines Staates von der Kanzel laut und öffentlich verkündet, in welchem mehr als 5 Millionen Katholiken wohnen! — Wir unsererseits können dieser Aussage keinen Glauben beimessen, und es wird uns, zur Ehre seines gesunden Menschenverstandes, freuen, wenn der Beschuldigte berichtigend versichern kann, diese Hörer hätten sich verhört, und er pflege solchen Aberwitz keineswegs auf der Kanzel zu debütiren.

Tirol. Der erste Mai war dieses Jahr für Innsbruck und Tirol ein wahrer geistlicher Frühlingstag, dessen Früchte, so Gott will, den Kranken und Nothleidenden noch nach späten Jahren zu gute kommen werden. Er zeigte aufs neue die schaffende Triebkraft, die dem Geiste des Christenthums, dem Geiste der Liebe und Barmherzigkeit einwohnt und wie unter seiner rastlosen Pflege der schwache Keim durch Gottes Segen, zum mächtigen Baume aufwächst. Der heilige Vincenz von Paula feierte heute einen Festtag, an dem ein Zweig seines Ordens auch in unsere Mitte aus Bayern verpflanzt wurde. Und dieselben schwesterlichen barmherzigen Hände seiner Töchter, die die Wunden und Leiden der Kranken und Armen in Spanien, Frankreich, Algier, England, Belgien, Preußen, Oesterreich, in der Schweiz, in Italien und Amerika um Gotteswillen pflegen und lindern, haben nun auch hier ihren heiligen Beruf begonnen.

Kaum sind es zwölf Jahre, als der König von Bayern den Orden in sein Land einzuführen beschloß; das Schwesterhaus in Straßburg nahm damals die ersten bayerischen Jungfrauen auf, und sandte 1832 zwei seiner eigenen Schwestern: Ignatia Jorth aus Schlettstadt und Apollonia Schmid aus Mainz, als Generaloberin und Novizenmeisterin, zur Leitung des neuen Mutterhauses in München, anfänglich nur auf 3 Jahre, und später mit großmüthiger Bereitwilligkeit auf so lange Zeit, als die jungen Anstalten ihrer in Bayern bedürfen würden.

Unter ihrer einsichtsvollen und kräftigen Führung nahm das Institut einen so unerwartet raschen Fortgang: daß das Haus, welches die Pflege von circa 500 Kranken in dem großen Hospitale von München besorgt, gegenwärtig an 80 eingekleidete Schwestern besitzt, nachdem es zur Gründung von Filialhäusern im Laufe der letzten Jahre sechs seiner Schwestern nach Landshut, fünf nach Regensburg, drei nach Neumarkt in der Pfalz, sechs nach Aschaffenburg, zehn in das Münchner Bürger-Hospital der Elisabethinerinnen abgegeben. Vier gehen noch im Laufe dieses Jahres nach Orb, drei werden künftiges Jahr, wenn das Haus ausgebaut ist, nach Neuburg vor dem Walde gehen; Bamberg und Hamelburg haben ebenfalls Hoffnung bald diese geistliche und leibliche Wohlthat zu genießen.

Während also der neue aus Frankreich verpflanzte Orden in Bayern aufblühte, erwachte auch im Tirol in mitleidigen Seelen der Wunsch, daß Innsbruck daran Theil haben möge. Angeregt durch den Fürstbischof Bernhard von Brixen, der früher 15 Jahre Beichtvater der barmherzigen Schwestern in Freiburg gewesen, trat deshalb schon vor mehreren Jahren ein Wohlthäter-Verein zusammen und stellte an die Ordensoberen in München die Bitte, einige Tiroler Jungfrauen in das Mutterhaus senden zu dürfen. Bereitwillig kam man ihnen hier entgegen. Während nun sechs Tirolerinnen zu München in dem Geiste und Berufe des Ordens erzogen wurden, so daß im verflossenen Herbste vier davon eingekleidet werden konnten, baute der Verein, ohne Belästigung des Spitalfonds, aus freiwilligen, reichlich gespendeten Almosen ein schönes, geräumiges und zweckmäßig eingerichtetes Schwesternhaus in Innsbruck. Nach seiner Vollendung kehrten die vier jungen Tiroler Schwestern, denen zwei Schwestern aus dem Mutterhause als Oberin und Novizenmeisterin, einstweilen beigesellt wurden, in Begleitung der Frau Generaloberin von München, in ihr Vaterland zurück und langten den 17. April in Innsbruck an. Ihnen folgte Hr. Dechant Hauber, als Generalsuperior der barmherzigen Schwestern in Bayern, die unter seiner weisen und väterlichen Sorge sich jetzt im Stande sahen, ihre Wirksamkeit auch auf das Nachbarland auszudehnen. In dem feierlichen Augenblicke des Eintrittes in diesen neuen Beruf wollte er ihnen treu zur Seite stehen. Eine Deputation hatte sie auf der letzen Station ehrenvoll empfangen und führte sie in ihr neues Wohnhaus ein. Die Freude über ihre Ankunft war Allgemein. Wie konnte sie sich besser aussprechen, als durch Gaben der Barmherzigkeit. Jeder wollte denen, die ihr ganzes Leben der Liebe geopfert, zum frohen Willkomm eine Gabe der Liebe zum Troste ihrer Pfleglinge darbringen.

Es war rührend, wie Leute aus allen Stände, Reiche und Arme, in den ersten Tagen ihrer Ankunft kamen und brachten, was sie hatten: Leinwand, Haus- und Kücheneinrichtung, Zucker Kaffee, Rosinen, Schmalz, Butter u. s. w.

Der erste Mai war zur feierlichen Uebergabe des städtischen allgemeinen Spitals bestimmt. Die Feier begann in der festlich gezierten Spitalkirche um halb acht mit einer Predigt, die der Ordenssuperior Hauber über ihren Namen und Beruf als armer barmherziger Schwestern hielt. Er ging von der gnadenreichen Verheißung Christi, der Quelle aller christlichen Barmherzigkeit aus: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan, das habt ihr mir gethan," wodurch der Heiland das Niedrigste, den Dienst der Armen und Kranken zu einem Gottesdienste weihte und heiligte, und den Wohlthätern der barmherzigen Schwestern wie ihnen selbst ihren Lohn und den Geist ihres Wirkens vorzeichnete. Als Dienstmägde Jesu Christi stellte er sie dar, die ihm in seinen Armen und Kranken dienen, und die deshalb selbst äußerlich und innerlich arm und demüthig, jedem zeitlichen Besitze entsagend, seine Brüder, die Armen und Verlassenen, als ihr einziges Eigenthum ansehen, um am Abend ihres Lebens, wenn sie nach Kräften gewirkt, zu sprechen: Herr ich bin eine unnütze Magd. Zugleich zeigte er, wie aus dem Gefühl der eigenen Armuth die Barmherzigkeit entspringe, die in jedem Unglücklichen, welchem Lande und welcher Religion er angehöre, eine Schwester und einen leidenden Bruder Jesu bemitleidet und ihm ihr Leben opfert, um in der Sterbstunde ihren Lohn von dem zu empfangen, der gesprochen: selig sind die Barmherzigen. Er forderte alle Anwesenden auf, ihr Gebet unter dem heiligen Meßopfer zu vereinigen, damit der Segen Gottes sie in ihrem heiligen Berufe unterstütze, und richtete am Schlusse noch einige ernste, herzliche Abschiedsworte an die Jungfrauen selbst. Hierauf empfahl er sie sammt der neuen Anstalt der väterlichen Fürsorge des pontifizirenden Fürstbischofs von Brixen, dem Schutze des anwesenden k. k. Guberniums, und der hohen Landstände, die zum Congresse versammelt, der Feier gleichfalls beiwohnten, und endlich der thätigen Unterstützung des hochlöblichen Magistrates und aller Wohlthäter. Sodann wandte er sich an den Oberhirten und sprach: „Herr ich lasse dich nicht, bis du uns deinen Segen ertheilt". Der Fürstbischof empfing nun von der Hand der Schwestern das Gelübde des Gehorsams, ertheilte ihnen der Bitte gemäß seinen bischöflichen Segen und begann das feierliche Hochamt, unter dem sie die heilige Communion empfingen. Die herzlichen Worte des Predigers, der Anblick der andächtigen, vor dem segnenden Bi-

schof knieenden Jungfrauen erschütterte alle Herzen und viele heiße Thränen der tiefsten Rührung flossen als Weiheopfer in dem überfüllten Gotteshause.

Nach beendigtem Hochamte, zu dessen Verherrlichung auch die neu montirte Bürgergarde paradirt hatte, begaben sich die anwesenden k. k. Behörden und Autoritäten in den Speisesaal der Schwestern, und der k. k. Gubernialrath von Mensi, als Uebergabcommissär, wies nach einer sehr gehaltvollen, ergreifenden Rede die Jungfrauen in das Spital ein und dankte den Ordensoberen des Mutterhauses in München für ihre Sorgfalt und Treue, womit sie die ihnen gesendeten Jungfrauen unterrichtet und das neue Werk gefördert. Zum bleibenden ehrenvollen Andenken ergiengen auch von Seiten der Landstände und des Magistrates herzliche Danksagungsschreiben an dieselben. Der Generalsuperior erwiderte gerührt seinen Dank für alle Liebe, womit Tirol die guten Schwestern, seine geistlichen Töchter, aufgenommen.

Das war die Eröffnungsfeier des neuen Schwesterhauses in Innsbruck, das in der Folge auch eine allgemeine Bildungsanstalt des Ordens für ganz Tirol werden soll und woran sich wohl die zerstreuten älteren Anstalten in Zams, Imbst, Ried, Meran, Lahna und Schlanders zum gemeinsamen Besten anschließen werden. — Möge Bayern nnd Oesterreich sich stets in so brüderlicher Eintracht, zu wechselseitiger Unterstützung, wie hier die Hand reichen, ja möge ein gleiches Band alle christlichen Völker umschlingen. Das Schwesternhaus von Straßburg verwirklichte durch sein hilfreiches Entgegenkommen den Wunsch König Ludwigs und dieser erklärte, daß Bayern die Wohlthat, die es um Gotteslohn empfangen, mit gleicher Liebe auch anderen mittheilen solle. Demgemäß wird nach der Hauptstadt Tirols auch die von Kärnthen aus dem Mutterhause in München barmherzige Schwestern erhalten. Möge diese freiwillige, wechselseitige Unterstützung, die sich für die Gründung der neuen Häuser so wohlthätig erwiesen, der Anfang eines engeren Verbandes des ganzen Ordens seyn, damit er unter gemeinsamer Leitung, indem ein Haus das andere an seinem Ueberflusse theilnehmen läßt und sie sich alle wechselseitig mit Rath und That unterstützen, durch die vereinte Kraft stets herrlicher erblühe und die Schmerzen der leidenden Menschheit um so erfolgreicher stillen könne.

LVIII.

Ueber Fragen der Gegenwart von einem Protestanten.

(Ohne alle in dem folgenden Schreiben enthaltenen Ansichten zu theilen, übergeben wir es, dem Wunsche des Verfassers gemäß, der Publicität zur weiteren Besprechung. Anmerk. d. Red.)

Die Verkennung des kirchlichen Standpunktes in der Kölner Frage und das Mißverständniß sonst achtbarer und urtheilsfähiger Männer halte ich großentheils für eine Frucht jener, in der protestantischen Gemeinschaft immer allgemeiner werdenden Ansicht, es sey der wahre Gewinn, wie die wahre Tendenz der Reformation nur das gewesen, was sie „Geistesfreiheit“ nennen, d. h. sie sey wesentlich negativer Natur. Wahrlich, wäre dies der Fall, Pflicht wäre es dann, sofort umzukehren von dem eingeschlagenen Wege, und es wäre höchste, äußerste Sünde, nicht sofort sich von Gesinnungen abzuwenden, welche, aus dem selbstischen Bewußtseyn des Menschen allein entstammend, jederzeit jenem höheren, allgemeineren Gebote untergeordnet werden müssen, welches in dem geschichtlichen Zusammenhange, dem wir angehören, uns vorgebildet ist. Jesus Christus sagt: Jeder soll seines Glaubens selig werden, d. h. nichts anderes, als Jeder soll sich fügen dem, was ihm in der Geschichte seines Volkes, seines Glaubens als Willen Gottes offenbart worden ist. Die Freiheit des menschlichen Geistes ist nicht darin zu suchen, daß er sich willkührlich loßreißen kann von diesem Gesetze, nicht darin besteht sie, daß er sich, wie Gutzkow, wenn ich nicht irre, in

den Zeitgenossen sagt, aus der Geschichte herauslebt, sondern darin ist seine Freiheit gegründet, daß ihm das Bewußtseyn Gottes und des allgemeinen Gesetzes in die Brust gelegt worden, daß er also frei sich dem Gesetze fügen könne. Gewöhnlich führt auch solches Auflehnen gegen den Geist der Geschichte zu keinem Resultate, und die Irrenden kehren entweder zurück, freiwillig sich unterwerfend, oder unaufhaltsam rollen die Räder des Wagens der Geschichte über ihre darniedergestreckten Glieder hinweg, und die Hufe der Rosse zermalmen die übermüthigen Frevler; aber zu sehen sind sie noch gezwungen, und das ist der Gipfel ihrer Unseligkeit wie die Ordnung, deren Zertrümmerung sie wagten, eben durch ihre himmelstürmenden Frevel neu gegründet wird und fester als je, sie also das gerade zu bewirken gezwungen waren, was sie nicht wollten.

Die Reformation Luthers hatte aber allerdings eine positive Grundlage, es ward von ihm aus den Verhüllungen und sit venia verbo Entstellungen, in denen das Grunddogma des Christenthums im Laufe der Jahrhunderte nicht so durch willkührliches, vorbedachtes Handeln dieses oder jenes Papstes, als durch die Länge der Zeit selbst und durch die Entfernung vom Urquell verborgen und den Augen der Welt entzogen worden, der Paulinische Begriff von der Gerechtigkeit durch den Glauben allein wieder an das Licht gebracht. Was sonst noch von ihm und seinen Genossen gelehrt wurde, vorzüglich in Beziehung auf die Kirche und die Sacramente, halte ich für irrig, und trete hierin vollkommen den Lehren der katholischen Kirche bei. Namentlich ist die Lehre vom Opfer in der Messe, so wie das Dogma von der Transsubstantiation nur die logische und liturgische Entwickelung der betreffenden Bibelstellen, und die lutherische Ansicht (die Consubstantiation), wenn auch streng dem Wortsinne des Evangelii sich anschließend, ist so sehr von aller Logik verlassen, bleibt so sehr in der bloßen Anschauung befangen, daß Hegel (Religionsphil. 1832. II. 274) fast unwillkührlich dem

Luther die Calvinische Ansicht unterschiebt und den lutherischen Lehrbegriff ganz ignorirt; daß die Calvinische aber und Zwinglische Ansicht nicht schriftgemäß sind, wird keines weiteren Beweises bedürfen.

Wie mit den Sacramenten verhält es sich mit der Kirche. Es war Luther in dem verderblichen Irrthum befangen, was nicht von Dogmen und Satzungen in dem neuen Testamente selbst angeordnet und gelehrt werde, sey Menschenwerk und müsse abgethan werden (verwechselnd offenbar das Widerbiblische mit dem nicht stricte Biblischen), so warf er mit einem Schlage die Tradition der Kirche um, ganz verkennend, daß auch in der Geschichte der Geist Gottes wehe, und daß in Christi Worten: er werde seinen Jüngern den heiligen Geist senden, der werde bei ihnen bleiben alle Tage, bis an der Welt Ende", implicite eine Anerkennung der Tradition als Offenbarung des heil. Geistes enthalten ist. Aber auch diesem Grundsatze konnte Luther nicht consequent treu bleiben, und indem er in dem Nicänischen und Athanasianischen Symbolum die Tradition bis zu einem gewissen Zeitpunkte als bindend anerkannte, ließ er sich willkührlicher Weise einfallen, die damals schon ganz ausgebildete Opfertheorie (Gregor der Große fand sie schon als herrschend vor, und gab ihr nur im Meßcanon die vollendete Form) den Priestercölibat (welchen das Nicänische Concil, wie aus seinen Beschlüssen deutlich hervorgeht, ebenfalls schon festgestellt und angeordnet vorfand) und andere zum Theil, wie die letzte Oehlung, selbst schon von den Aposteln herrührende Einrichtungen aufzuheben. Mir scheint im Cultus, in der Zucht, in der Lehre von der Heiligkeit der Tradition gerade die katholische Kirche das wahrhaft Christliche bewahrt zu haben, und was Marheinecke (Beleucht. des Athanas. S. 10 ff. S. 33 — 39) gegen die äußere Verfassung der Kirche in der Hierarchie der Gewalten vorbringt, zeigt meines Erachtens eben nur, daß ihm bei aller äußeren Kenntniß der Kirchengeschichte der Geist der Kirche selbst, aus welchem jene Glieder und äußeren Formen

ein lebenswarmer, von dem Blute des Herzens Jesu Christi, bis in die äußersten Spitzen in ewigem Kreislaufe durchströmter Organismus hervorgegangen sind, fremd geblieben ist. Aber dies ist das gewöhnliche Schicksal derer, die sich der Geschichte nahen, nicht mit glühender Liebe zu ihr sich dem Geiste derselben hingebend, sondern mit der Absicht, sie zu schnödem Gedankenspiele zu mißbrauchen; sie bleibt ihnen ein verschlossenes Buch, ja ohne das Daseyn desselben zu ahnen, gehen sie daran vorüber, und zeigt man ihnen, was sie verachtet, so werden diese unbequemen Mahnungen als Träume der Phantasie zurückgewiesen. Was nun von der Geschichte im Allgemeinen gilt, wie viel mehr ist das nicht von der Kirchengeschichte, dem Ausdrucke, der Entwickelung der höchsten, der innerlichsten Idee, von der Geschichte unseres deutschen Volkes zu sagen, die wie keines andern ein tiefer Bronnen ist voll köstlichen Wassers geistigen Lebens. Es ist mit der deutschen Geschichte, wie mit der deutschen Kunst; äußerlich sind ihre Entwickelungsformen roh und eckig, und die Grazien haben zu ihrer Umkleidung nicht geholfen, wer aber in der Stunde innerlicher Weihe diese Gemälde betrachtet, dem wird in den zuweilen steifen und ungefügigen Gestalten, mit dem nicht ganz fehlerfreien Gewandwurf, der fromme Geist, dem sie entstammt, nicht fremd bleiben und das gottergebene Vertrauen, die verklärte Freudigkeit, besonders in den Zügen der weiblichen Figuren, werden ihn mehr und mehr ergreifen und ihm die wahre, demuthsvolle Andacht mittheilen, welche Meister deutscher Kunst auszeichnet.

Wir, die wir durch die Gnade Gottes dem innern Wesen christlicher Lehre treu geblieben sind, wir sind tief durchdrungen und überzeugen uns immer mehr von dem unermeßlichen Werthe dessen, was uns verloren gegangen, und das eben ist unsere höchste Trauer, daß wir demnach nicht in dem Wiederanschließen an die alte Kirche des Verlorenen wieder theilhaftig werden können, da wir nicht ablassen können, von dem, was wir als wahr, als den Mittelpunkt christlicher Lehre

erkannt, daran, daß der Glaube allein selig macht, daß unsere Werke nichts dazu thun können, wir aber auch zum Glauben nur durch die Gnade Gottes gelangen, nicht durch eigenes Bestreben; doch will ich dies nicht so verstanden wissen, als hielte nicht auch ich es für nothwendig, in innerer Freiheit sich dem Gesetze der Kirche zu fügen und in immer erneutem Gehorsam auch äußerlich die Demuth christlicher Gesinnung zu zeigen. So lange solcher Lehre nun die Aussprüche des Tridentini (c. 14, 19, 20, 24 sess. VI. de justific.), und der römischen Theologie, unter denen ich im Augenblicke nur die Stelle im Tract. de justificat des Bellarmin (4, 7.)

„Nos dicimus opera bona homini justo esse necessaria ad salutem, non solum ratione praesentiae, sed etiam ratione efficientiae, quoniam efficiunt salutem, et sine ipsis sola fides non efficit salutem“.

zur Hand habe, schroff entgegenstehen, kann und werde ich mich nie der katholischen Gemeinschaft anschließen, und Sie sind zu sehr selbst vom christlichen Geiste erfüllt, als daß Sie nicht einsehen sollten, wie dieß eine Schranke ist, die ich nicht ohne schwere Gewissensverletzung, ohne den sträflichsten Leichtsinn übersteigen kann. Oft schon habe ich versucht, den erwähnten Widerspruch zu lösen und im brünstigen Gebete um Erleuchtung gefleht, doch bis jetzt vergebens. Wenn ich nun auch nicht der Kirche mich anschließen kann, so werden Sie eben so wohl einsehen, daß ich die Vertheidigung der Kirche gegen jeden Angriff zu übernehmen innerlich mich gedrungen fühlen muß, welcher von dem Standpunkte einer falschen Philosophie (die wahre führt, wie Baco sagt, immer zum Glauben zurück) oder von den neueren Ansichten über den Staat aus, auf dieselbe gemacht werden, auch seit in jener unglücklichen Union die lutherische Kirche zu Grunde gegangen, seit dem also von einer evangelisch-protestantischen Kirche in den meisten deutschen Ländern nicht mehr die Rede seyn kann, (die unirte Kirche hat zwar das äußere Gerüst

und Ansehen einer Kirche, aber das, was eigentlich das Wesen einer Kirche ist, Einheit der Lehre, fehlt ihr ganz) glaube ich in der Freiheit der katholischen das Christenthum selbst zu vertheidigen, also ganz eigentlich pro meis aris zu fechten. Kommt nun wie in dem vorliegenden Falle die schreiendste Verletzung sowohl kirchlicher und allgemein staatswissenschaftlicher als sogar landrechtlicher Bestimmungen von Seite der Gegner dazu, so konnte mir die zu ergreifende Parthei, — bei einem so ins innerste Leben schneidenden Kampfe neutral zu bleiben, ist unmöglich, — nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn; so wie ich auch in dem ersten Momente die ganze weltgeschichtliche Bedeutung des Kampfes einsah, und wie ich noch jetzt der festen Ueberzeugung bin, daß das fernere Geschick des Staates davon abhängt, daß schleunig ein anderes System und zwar nicht nur in dem kirchlichen Kampfe ergriffen werde. Ich kann meine Ansicht von der gegenwärtig herrschenden Tendenz mit wenig Worten ausdrücken: wie anderswo in Emeuten, so wird bei uns in legislativen Theorien und Verfügungen revolutionirt. Das angenommene System ist durchweg, weder deutsch noch christlich, sondern die wiederauferstandene, sich mit dem Herzblute der Germanischen Institutionen und Sitten nährende Beamtenhierarchie des Byzantinischen Reichs. Daher jene Befangenheit bei allen den gesetzlichen Bestimmungen, welche altgewohnte Deutsche Verhältnisse betreffen, (ich darf nur an unsere agrarische Gesetzgebung erinnern, die an Verwirrung kaum ihres Gleichen hat), daher jene anscheinende Vortrefflichkeit und Präcision in allen denen, die nur formeller Natur sind. Herr Professor Gans pflegt gewöhnlich in seinen Vorlesungen zu sagen, Preußen sey ein Geist, welcher daran arbeite, sich einen Körper zu schaffen, aber das ist eben unser Unglück, daß wir von keinem Geiste erfüllt sind. Wenn nämlich der Staat, der ins Leben und in die Erscheinung tretende Volksgeist ist, so ist es der Beruf der Preußischen Regierung vorzugsweise eine Deutsche zu seyn, da der Staat fast ganz aus

deutschen Provinzen besteht; und daß dieser Beruf, Stütze und Träger deutscher Nationalität zu seyn, vielfach verkannt worden, dafür hat unser Land in dem unglücklichen Kriege des Jahres 1806 schwer büßen müssen, in dem Befreiungskriege aber war es das deutsche Institut der Landwehr, war es vor Allem das Bewußtseyn im Volke, der König sey ein Deutscher, was Preußen rettete, und den Preußischen Adler von Sieg zu Sieg bis zur Vendomesäule führte. Nicht Preußen hat Deutschand, Deutschland hat Preußen gerettet. Nachdem aber der Sieg erfochten, die Ruhe wieder hergestellt war, statt auf deutschem Grunde einen deutschen Bau zu gründen, einen lebensvollen, geistdurchströmten Organismus, hat man einen in seiner Art vortrefflichen Verwaltungsmechanismus hergestellt, die verschiedenen Theile des Reiches durch die schwarz und weiß angestrichenen Wegpfähle und Brückengeländer, durch die blau und rothe Uniform und andere ähnliche Mittel in eine vermeinte äußere Harmonie bringend. Das Institut aber, aus dem der Saamen einer bessern Zukunft emporschießen könnte, die Provinzialstände konnten nicht die nothwendige Bedeutung gewinnen, um das allgemeine Zutrauen zu sichern; ja so weit ist es bei manchen Staatstheoretikern gekommen, daß sie mit der leeren Abstraction der absoluten Monarchie jeden Einwand gegen den Despotismus hoher und niederer Beamter glauben niederzuschlagen, daß man mit ihr selbst Grundgesetze (die Gesetze wegen Anordnung des Staatsraths, der Provinzialstände) glaubt aus dem Felde schlagen zu können.

Es ist gewiß bezeichnend, daß der Mann, dem Preußen in den ersten schweren Jahren nach dem Tilsiterfrieden nächst Gott und dem Könige seine Wiederherstellung dankt, der Freiherr von Stein von den Geschäften entfernt, daß der Mann, welcher den schönsten Theil seines Lebens in Schlacht und Rath im Dienste Preußens hinbrachte, Herzog Carl von Meklenburg, der Mann, welcher Deutschland eigentlich im Rathe des Königs vertrat, **broken hearted** einsam und zurückgezogen starb.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses System des Mechanismus und Formalismus bei dem gedrückten Verhältnisse, in welchem die protestantischen Kirchen zum Staate standen, auch in der Verfassung und Verwaltung dieser letztern den unheilbringendsten Einfluß hatte. Der erste Versuch zu einer Union beider Kirchen ward zur Vereinfachung des Regiments unter Friedrich Wilhelm I. gemacht, aber bei der Sprödigkeit des Dogmas, bei der tiefen Anhänglichkeit der Bevölkerungen an dem Buchstaben der Lehre mußte er mißglücken, oder vielmehr diese Rücksicht mußte von dem in die Thatsetzen der administrativen Träume des Gouvernements abhalten. Durch die nachfolgende Zeit der Herrschaft einer seichten Philosophie und Aufklärung wurde diese Scheu vor dem Antasten des Heiligen gebrochen, und ich darf Sie wohl nicht erst an den Zustand gänzlicher Auflösung erinnern, in welchem die Kirche und das religiöse Bewußtseyn der sogenannten Gebildeten am Anfange dieses Jahrhunderts sich befand. Die großen Schickungen, welche dann über Preußen hereinbrachen, mußten eine Belebung des religiösen Eifers wieder herbeiführen, aber es gestaltete sich dieser mehr als ein Anklammern des Gefühls an den Glauben, an die erlösende Thätigkeit Christi, als daß die Gesinnung sich wahrhaft auch auf gesunde Weise zum Kirchenglauben zurückgewendet hätte. Es hatte dabei diese ganze Richtung, wie sie sich auch vorzugsweise in den Schriften der höheren Gesellschaft kund gab, eine aristocratische Färbung, und bis zur Ungebühr auf den Glauben und die erlangte Gemeinschaft mit Christo pochend, glaubten die Erwählten eben deshalb sich von dem Glauben an den übrigen Theil der Kirchenlehre, von der wahrhaft lebendigen Theilnahme an dem Gottesdienste entbinden zu können, so lange er in seinen äußerlich rohen Formen ihren durch die Schule der Aesthetik gelaufenen Geist verletzte. Unter den Theologen wucherte indessen das aus dem Saamen der Kant-Fichteschen Anschauungen (eine wahre und wirkliche Philosophie der Religion kann es nach der Oekonomie dieser Systeme nicht ge-

den, da das Subject in ewiger unheilbarer Trennung von der Objectivität bleibt, eine Trennung, die jedes wirkliche und wahrhafte Wissen von derselben ausschließt) emporgeschossene Unkraut eines gedankenlosen Unglaubens, welcher sich gleichwohl mit dem neuerfundenen Namen der Denkgläubigkeit schmückte, und in seiner Nähe und Berührung nahm die evangelische Dogmatik jene amphibische Natur an, welche uns in dem Supranaturalismus entgegentritt, und welche, wie jener Rationalismus die Negation des Selbstbewußtseyns in der Form des Verstandes ist, die gleiche Negativität gegen den Kirchenglauben in der Form des Gefühles geltend macht. Aus solchen Elementen ist denn die bittere Frucht der Union gekeimt; so konnte es kommen, daß man in der Zusammenfügung der Kirchen unter ein Consistorium, in der gleichen Form des Gottesdienstes auch eine wirklich einige Kirche hergestellt zu haben glaubte; so konnte es kommen, daß man gänzlich übersah, es fehle der neuen Kirche das, was die Kirche erst zur Kirche macht, Einheit des Glaubens, der Lehre. Wenn nämlich in der unirten Kirche alle die verschiedenen, auf reformirtem und lutherischem Boden emporgeschossenen Glaubensgemeinschaften vereinigt werden sollten; so mußten auch die symbolischen Bücher aller als geltend in der neuen Kirche anerkannt werden. Da nun aber diese einander in sehr wesentlichen Punkten widersprachen, so entstand bei vielen Lehren eine wahre Musterkarte von Meinungen, unter welchen den Gläubigen beliebige Auswahl gelassen ward, und es ward jener bekannte, gesetzliche Scheineid mit seiner reservatio mentalis herbeigeführt, welcher in dem in der Agende von 1822 vorgeschriebenen Ordinationseide enthalten ist. Ist nun dem Einzelnen durch die Unbestimmtheit der Kirchenlehre der sichere Anhalt genommen, dessen das ungebildete Bewußtseyn so sehr bedarf, so sah er sich auf die Bibel zurückgewiesen, welche der scheinbaren Widersprüche die Fülle enthält, und konnte die Lösung derselben ohne exegetischen und philosophischen Apparat, der doch nur Wenigen

zugänglich ist, nicht gelingen; was war wohl natürlicher, als daß das Individuum sich zweifelnd auch von der heiligen Schrift abwandte, fürder nur in sich selbst zurückkehrend und den eigenen Geist als den alleinigen Richter in religiösen Dingen anerkennend. Das ist es, was die neue Schule das Freiwerden der Individualität nennt, und wohl hat Mundt in seinem Sinne recht, wenn er als Frucht der Union, als wahren Gewinn derselben diese Emancipation der Egoität, diese geistige Anarchie bezeichnet; daß dadurch aber die protestantische Kirche als Kirche ihren Untergang finden muß, ist leicht einzusehen, und bald wird sie nur ein Gemeinsames noch haben, das Protestiren gegen das Alleinseligmachungsprincip des katholischen Glaubens, welches doch eigentlich jeder Kirche eigenthümlich ist, ja ohne welches es eigentlich gar keine Kirche geben kann; das wahrhaft positive Element des Lutherthums aber tritt mehr und mehr zurück, und ist schon so im Bewußtseyn Vieler erloschen, daß Hering in seiner im vorigen Jahre, ni fallor, erschienenen Geschichte der kirchlichen Unionsversuche behaupten konnte: „Aber das christliche Leben, Sittlichkeit und Tugend wurde es nicht durch Roms Ablaß und seine Fasten und Wallfahrten, und durch die Fürbitte der Heiligen untergraben? Wurde dies Alles aber nicht hier durch die Theorie von der Rechtfertigung noch überboten, und war nicht die thörichte Weise, in welcher man von dem allein und ohne Werke seligmachenden Glauben und der für alle Sünden geschehenen Genugthuung Christi predigte, für das sittliche Leben noch gefährlicher, als Roms Lehre, die doch Büßungen auferlegte und durch das Fegfeuer erschreckte". (I. S. 456.) Was soll man sagen, wenn ein hochgestellter Kirchenbeamter, der Hr. Superintendent Bretschneider, über den Sündenfall eben so unchristlich, als geistlos und flach sagt: „So mag denn wohl ein Weiser unter den Juden den Gedanken: — der Mensch muß zufrieden seyn, daß er an Weisheit Gott ähnlich ist; auch todfrei, wie die Himmlischen, seyn wollen, würde heißen: Gott gleich seyn

wollen, — durch diese Lehrerzählung haben wollen anschaulich machen". (Grundl. d. Pietism S. 29.)

Hat so die Staattheorie das Bestreben der falschen Philosophie, den kirchlichen Glauben zu zerstören, nicht wenig unterstützt, so hat die Gesetzgebung sich andererseits auch mit der christlichen Sittlichkeit in den schreiendsten Widerspruch gesetzt, wie die bekannten Bestimmungen des Landrechts in Beziehung auf Ehescheidung, fleischliche Verbrechen und andere verwandte Gegenstände aufs deutlichste zeigen. Hierdurch aber sind jene Erscheinungen hervorgerufen worden, welche in dem Diestel-Ebelschen Unfuge eine Spitze erreicht haben.

(Fortsetzung folgt.)

LIX.

Ein Wort zur Verständigung mit dem Verfasser des vorstehenden Schreibens.

Der verehrte Verf. des vorangehenden Artikels erhebt im Eingang gegen die katholische Kirche die schwere Anklage, daß sie gerade hinsichtlich des Mittelpunktes christlicher Lehre die Wahrheit verloren habe, das Bekenntniß nämlich, „daß der Glaube allein selig macht, daß unsere Werke nichts dazu thun können, wir aber auch zum Glauben nur durch die Gnade Gottes gelangen, nicht durch eigenes Bestreben." Wir sind es der Kirche, wir sind es ihm selbst schuldig, zu einer so ernsten Beschuldigung nicht zu schweigen, vielmehr zu versuchen, ob es uns nicht gelinge, ihn und vielleicht auch andere zu überzeugen, daß die Kirche sich auch hier wie in allen Punkten allein im Besitze der ganzen und harmonischen Wahrheit befinde.

Und hier können wir zuvörderst die Vermuthung nicht bergen, daß der Verf. der katholischen Lehre auch in dem fraglichen Punkte näher stehe, als er selbst zur Zeit noch wähnt, daß es vielleicht nur ein Mißverständniß sey, was ihn zu jener Anklage veranlaßt hat. Es versteht sich, daß wir ihm dieß nicht im Tone des Vorwurfs sagen; wir wissen zu gut, wie schwer es selbst Theologen von Beruf wird, sich in den Geist und Zusammenhang eines Lehrbegriffs zu versetzen, gegen welchen sie von Jugend auf mit Vorurtheilen aller Art erfüllt worden sind. Was aber zunächst diese Vermuthung bei uns veranlaßt hat, ist der Umstand, daß er bei seinem Widerspruche gegen die Kirchenlehre auch einen Punkt hervorhebt, in welchem alle Katholiken völlig mit ihm einverstanden sind, da ihn die Kirche schon vor 1300 Jahren gegen Widersprechende feierlich entschieden und seitdem bei jeder Gelegenheit laut bekannt hat: daß wir nämlich nur durch Gottes Gnade nicht durch eigenes Bestreben zum Glauben gelangen. Die Semipelagianer waren es, welche den eigenen Kräften des Menschen die Fähigkeit beilegten, den Anfang des Glaubens und der Gerechtigkeit aus sich zu machen, und im Gegensatze sprach die Kirche es mit der entschiedensten Bestimmtheit aus, daß die Gnade dem Menschen immer zuvorkomme, und daß schon die erste Regung des Glaubens in uns das Werk der Gnade sey. So allgemein war diese Lehre in der Kirche stets anerkannt, daß es vielmehr katholische Theologen waren, welche im 17ten Jahrhunderte übereinstimmend mit den Reformirten den Lutherischen Theologen den Vorwurf machten, sie seyen durch ihre Behauptung, daß die Gnade des Glaubens von den Menschen durch eigenes Thun, nämlich durch ehrfurchtsvolle und aufmerksame Aufnahme der Verkündigung des göttlichen Wortes erworben werde, in den Semipelagianismus gefallen.

Wenden wir uns nun zu dem Streitpunkte, ob die Seligkeit den Glauben allein, oder dem Glauben und den übrigen Werken des Christen gewährt werde, so fragt sich vor Allem:

Was versteht der Verf. unter den Werken, welche seiner Meinung nach nichts zur Seligkeit beitragen können? Versteht er unter den guten Werken dasselbe, was die katholische Kirche also bezeichnet, nämlich die Früchte des lebendigen Glaubens, die ganze Gott ergebene Gesinnung des Christen, und die äußere That, das Gebet, die Erfüllung der göttlichen Gebote, die Werke der Nächstenliebe? Versteht er darunter, wie die Kirche thut, die Wirkungen der Gnade in uns, — das Gute, das der Gläubige durch die Kraft Dessen, der „das Wollen und das Vollbringen in uns wirkt," verrichtet? —

Vielleicht ist hiemit schon das Wort zur Erklärung seines Widerstrebens gegen die katholische Lehre gefunden, vielleicht hat die mehr oder minder klare Vorstellung bei ihm gewaltet, die Kirche verstehe unter den Werken, denen sie den Lohn der Seligkeit zuerkennt, solche Handlungen, die der Mensch aus eigenen natürlichen Kräften, ohne die Gnade vollbringt oder vollbringen kann, während sie doch in Wahrheit nichts anders mit dem Collectivnamen „gute Werke" ausdrücken will, als den Gehorsam des Gläubigen, das gesammte, auf dem Fundamente des Glaubens erbaute, in den Werken der Gottes- und Nächstenliebe thätige, christliche Leben. Es ist also nicht etwas Vereinzeltes, für sich Stehendes, dieses oder jenes Werk der Andacht, der Selbstverleugnung oder der Barmherzigkeit, welchem die Kirche den Lohn des ewigen Lebens verheißt, sondern es ist mit Einem Worte die Heiligung, d. h. die thätige Liebe, die Neigung zur Ausübung guter Werke, die den eigenen Willen stets dem göttlichen unterordnende Gesinnung.

Wird der Verf. nach dieser Erklärung der „Werke" auf der Ansicht beharren, daß es, mit Ausschluß alles übrigen zum christlichen Leben Gehörigen der Glaube allein sey, der die Seligkeit erwerbe? dann wünschten wir wohl zu wissen, warum denn zwischen dem Glauben und der Liebe ein so weiter, ja unendlicher Abstand statt finden — warum die Liebe, die doch der Apostel 1 Cor. 13, 13. für das Höhere und

Vorzüglichere erklärt, Nichts zum Heile des Menschen wirken, dem Glauben allein Alles gegeben werden solle? Ist denn der Glaube etwas so wesentlich Verschiedenes, steht er allein in einem so entsprechenden, die Liebe dagegen mit ihren Werken in einem solchen Mißverhältnisse zur Seligkeit, daß die letztere von der Erwerbung des Heils ausgeschlossen werden müßte? Wer erwägt, daß der Glaube gerade das Vergängliche ist, weil er einst dem Schauen weichen muß, und also nur der zeitlichen Ordnung angehört, die Liebe aber das Bleibende, Ewige, und daher schon ihrem Wesen nach der seligen Ewigkeit mehr Verwandte, der wird dieß kaum behaupten wollen. Der Glaube ist eine Tugend gleich der Hoffnung und der Liebe; er gehört also selbst mit in die Klasse der „guten Werke"; er ist allerdings das erste, gleichsam der erstgeborne Sohn der Gnade in uns, die Wurzel und Quelle der Heiligung, so daß alle übrigen guten Werke die Früchte des Glaubens sind, und nur, wenn sie dem Glauben entsprossen, wahrhaft gut sind; er gehört also auch mit als integrirender Bestandtheil zum Ganzen des christlichen Lebens, zu der aus Glaube, Hoffnung und Liebe bestehenden Heiligung, welcher Gott den Lohn der Seligkeit verheißen hat. Und soll nun die Kirche des Abfalls von der Wahrheit geziehen werden, weil sie die Wurzel des christlichen Lebensbaumes (den Glauben) nicht vom Stamme und dessen Früchten (der Liebe und ihren Werken) getrennt wissen, weil sie nicht einem einzelnen Theile das ausschließend zueignen will, was nur dem Ganzen gebührt, und nur diesem in der heil. Schrift verheißen ist?

Vielleicht liegt indeß der Anstoß, den der Verfasser an der katholischen Lehre nimmt, darin, daß unsere Werke das ewige Leben verdienen sollen, während dieß nach seiner Ansicht nur als ein freies Geschenk der göttlichen Gnade betrachtet werden sollte. Aber auch hier dürfte die Verständigung nicht schwer seyn. Die Kirche hat auf dem Concilium zu Trient erklärt, daß sie die Seligkeit für eine Gnade halte, welche

Gott aus freier Erbarmung seinen Kindern in und durch Christus verheißen habe, und daß dieselbe nur darum auch als ein Lohn der von den Gläubigen gewirkten guten Werke und erworbenen Verdienste gegeben werde, weil Gott sie den Seinigen unter solcher Bedingung versprochen habe, und folglich nach seiner Treue und Gerechtigkeit ihnen den verheißenen Lohn nicht versagen dürfe. Wenn wir also sagen, der Christ könne das ewige Leben verdienen, so hat dieß keinen andern Sinn, als den, daß er sich durch die Erfüllung der gesetzten Bedingung einen Anspruch auf ein an sich ganz unverdientes und den Werth des Bedungenen weit übersteigendes Geschenk erwerbe. Gerne bekennen wir mit dem heil. Augustin, daß Gott in uns seine Gaben kröne; wohl wissen wir, daß die Seligkeit weit mehr von der Natur einer Gnadengabe, als von der des Verdienstes hat; denn Gnade ist es, daß uns Gott durch die Erlösung Christi überhaupt in die Lage versetzt hat, in welcher wir etwas ihm Wohlgefälliges zu vollbringen vermögen; Gnade ist es, daß wir dann auch wirklich die göttlichen Gebote erfüllen, und eine in Werken thätige Liebe entfalten, da Gott es ist, „der in uns das Wollen wirkt und das Vollbringen", und wir nach Christi Versicherung nichts ohne ihn thun können; und Gnade endlich ist es, daß er für das, was wir, nur durch ihn befähigt und gekräftiget, leisten, uns den überschwenglichen Lohn der ewigen Herrlichkeit zu gewähren verspricht. Unser Antheil aber ist, daß wir die Gnade, die uns angeboten wird, nicht zurückstoßen, ihr die Mitwirkung unseres Willens und unsrer Kräfte nicht versagen und sie in uns bewahren. Was der Christ in diesem Stande durch die Gnade erleuchtet und geleitet, aus Liebe zu Gott vollbringt, das ist Gottes That in ihm und durch ihn, zugleich aber auch seine eigne That, denn er ist nicht ein todter, willenloser Klotz in der Hand des Herrn, sondern ein mit Freiheit begabtes Wesen, welches auch dem Rufe von Oben Ohr und Herz verschließen könnte. Das Werk aber, welches zum größeren Theile Gottes That in uns

ist, hat eben dadurch einen hohen, ja in gewissem Sinne einen unendlichen Werth, und kann daher auch einen unendlichen Lohn verdienen. Wie also Gott es ist, der in uns und mit uns wirkt, so ist auch Er es, der in und mit uns verdient, und wenn wir uns nach dem Ausspruche des Herrn, auch nachdem wir Alles gethan, doch als unnütze Knechte betrachten sollen, weil wir, uns selbst überlassen, nichts vermögen, sondern auch das Vermögen von Gott empfangen, und weil er, dem wir dienen, unsres Dienstes nicht bedarf — so wissen wir doch andrerseits, daß der Gerechte mit Christus, wie das Glied mit dem Haupte, oder wie der Rebenzweig mit dem Weinstocke verbunden ist, daß demnach sein Wirken ein Ausfluß ist des Wirkens Christi und Theil nimmt an dem unendlichen Werthe des letztern, folglich auch einen unendlichen Lohn, nämlich die Seligkeit, verdienen mag.

Es würde uns freuen, wenn der Verf., dessen redliches und ernstes Suchen und Streben nach Wahrheit uns mit aufrichtiger Hochachtung gegen ihn erfüllt hat, von diesen Bemerkungen Anlaß nähme, die Bedenken und Einwürfe, welche ihn etwa noch von der Anerkennung der katholischen Lehre abhalten, hier mitzutheilen; mit Vergnügen würden wir auf eine Erörterung eingehen, die bei einer Frage, in welcher volle und zweifelslose Klarheit errungen zu haben, für jeden Christen unabweisliches Bedürfniß ist, wohl auch in weiteren Kreisen einiges Interesse erregen dürfte.

LX.

Kaiser Ferdinand II. im Kampfe gegen die protestantischen Stände Oberösterreichs.

Erster Artikel.

Wenn je ein katholischer Fürst früherer Jahrhunderte einen gegründeten Anspruch darauf hat, daß sein Andenken aus dem Schutthaufen von Lügen und Verläumdungen herausgegraben werde, welchen die protestantische vermeintliche Geschichtschreibung über seinen Namen zu wälzen gewußt, so ist es Ferdinand II.

Es ist eine hergebrachte Meinung, die von Mund zu Munde, von Buch zu Buche geht, welche diesen Monarchen unermeßlicher Ländergier und schrankenloser Herrschsucht beschuldigt, und ihn als einen hochstrebenden, weder Maaß noch Schranke achtenden Despoten zu zeichnen keinen Anstand nimmt. Sein Charakter wird mit den schwärzesten Farben ausgemalt. Ein bekannter Geschichtenschreiber, der königl. preußische Hofrath F. Förster, der seit Jahren Alles zusammenkarrt, was irgend seiner Meinung nach dem Hause Oesterreich zur Schmach gereichen kann, hat in einer Tragödie, die seiner Autorschaft würdig ist, jenen Monarchen zum Ausbund eines feigen und verächtlichen Tyrannen gestempelt und bis auf die neueste Zeit steht K. A. Menzel unter allen seinen Glaubensgenossen in der Würdigung seines Charakters als der Einzige da, der des Namens eines Historikers würdig ist.

Wie ungerecht aber jene Vorwürfe sind, wie weit entfernt Ferdinand war, selbst nahe gelegene Anlässe zur Be-

gründung unbeschränkter Herrschaft zu benutzen oder auf unrechtmäßige Weise fremde wohl begründete Rechte an sich zu reißen; wie gewissenhafte Scheu er trug, auch nur einen Schritt über die Gränze seiner natürlichen Regentenrechte hinauszugehen und mehr zu thun, als zur Bewahrung und zum Schutze seiner Länder streng nothwendig war, dieß wollen wir an einem Beispiele darthun, das um so schlagender seyn dürfte, als es ein Land betrifft, das sich gegen ihn mehr als irgend ein anderes, vielleicht nur Böhmen ausgenommen, versündigt hatte, und welches, erst mit Waffengewalt erobert, sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. — Dieß ist Oesterreich ob der Ens.

Mancherlei Ursachen, welche hier nicht näher auseinandergesetzt werden können, hatten, namentlich in Oesterreich, der durch die „Reformation" ins Leben gerufenen kirchlich-politischen Revolutionsparthei einen günstigen Boden verschafft, und ihr ein so gutes Gedeihen gesichert, daß am Ende des 16ten Jahrhunderts die Regierungsgewalt nur noch ein kraftloses Schattenbild war, während die wirkliche Macht ausschließlich in den Händen der opponirenden Stände lag. Diese betrugen sich auch ungescheut als selbstständige Macht, indem sie an allen protestantischen Höfen Gesandtschaften hielten, die sich zur Unterstützung ihrer Anmaaßungen um Hülfe und Beistand gegen den rechtmäßigen Landesherrn bewerben mußten. Die Zwietracht zwischen K. Rudolf II. und dem Erzherzoge Matthias war auf das vollständigste ausgebeutet worden, und hatte die Macht der protestantischen Stände auf den höchsten Gipfel gebracht. Noch nie wurde ein österreichischer Fürst mit solcher Schmach behandelt, wie K. Matthias, den seine Stände, das Messer auf der Brust, zu dem bekannten, unter dem Namen der Capitulationsresolution so berüchtigten Vertrage vom 19. März 1609 genöthigt hatten, in welchem er noch den letzten Rest landesherrlicher Macht preisgeben mußte und den er als Erbschaft seinem Vetter Ferdinand hinterließ.

Wenn man alle jene Vorgänge erwägt, ist es unmöglich

zu verkennen, mit wie großem Rechte die Mehrzahl der heutigen protestantischen Schriftsteller den Ruhm für die Glaubenstrennung des 16ten Jahrhunderts in Anspruch nimmt: daß sie die Wurzel und das Vorspiel der großen politischen Umwälzung gewesen sey, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Frankreich ausgehend alle Throne Europas erschüttert hat. Um jedoch bestimmen zu können, in wieferne das spätere Verfahren Ferdinands gegen Oberösterreich den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprochen habe oder nicht, ist es vor Allem nothwendig, das Benehmen der Stände jenes Landes vom Ausbruche des Krieges an, darzustellen.

Wir bitten also unsre Leser sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, einer Wanderung durch die Acten der Negociationen zu folgen, welche die Stände Oberösterreichs um jene Zeit theils mit dem Kaiser, theils mit dessen Feinden pflogen. — Dergleichen specialgeschichtliche Untersuchungen schildern kräftiger, als alle allgemeinen Versicherungen, die politische Seite der „Reformation“, deren legitime Gesinnungen heute wieder von denen gerühmt werden, in deren Interesse die Verdrehung und Verheimlichung der Geschichte liegt.

Kaum hatte der Sturz der kaiserlichen Minister aus den Fenstern des Prager Schlosses am 23. Mai 1618 das Zeichen zum Aufruhr in Böhmen gegeben, so richteten schon am 8. Juni die böhmischen Directoren, denen die Leitung der Angelegenheiten anvertraut worden, ein Schreiben an die Stände des Landes ob der Ens, mit der Ermahnung: sich ja gegen die Böhmen nicht einnehmen zu lassen, sondern vielmehr ihnen verhülflich und gewogen zu seyn, und sich vor den Jesuiten zu hüten. Obgleich hierauf keine Antwort folgte, so zeigten doch die Stände durch ihre nächsten Schritte klar genug, weß Sinnes sie seyen. Als K. Matthias sie durch den Reichshofrath Niklas von Grünthal um Bewilligung eines Musterplatzes für ein halbes Regiment; so wie um Proviant für das kaiserliche Kriegsvolk, welches aus Innerösterreich durch das Land o. d. Ens nach Böhmen geführt wer-

den sollte, gegen baare Bezahlung ersuchte, schlug man ihm das Verlangte rund ab, und fing an, ohne das wiederholte kaiserliche Verbot nur im geringsten zu beachten, Volk zu werben, und sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Den kaiserlichen Truppen wurde der Durchmarsch nicht gestattet. Statt dessen aber, als ob man den Kaiser höhnen wollte und als ob er den Krieg begonnen, oder als ob derselbe in seiner Hand liege — ermahnten ihn die Stände in einem Gutachten: die Milde der Schärfe vorzuziehen und nicht der Stimme jener Ausländer das Ohr zu leihen, welche zum Kriege aufreitzten.

Im Lande selbst wurden mit dem größten Eifer kriegerische Rüstungen begonnen. Der 10te Mann ward gemustert, 1000 Musquetiere geworben, und die Donau bei Engelhartszell durch eine quer darübergezogene Kette gesperrt. Nicht zufrieden mit diesen Anstalten trachteten die Stände, sich mit den Gleichgesinnten der übrigen österreichischen Länder in Verbindung zu setzen, um in der Vereinigung mit Vielen die mangelnde Stärke zu gewinnen — ein Mittel, das sich 9 Jahre zuvor so trefflich erprobt hatte. Als daher K. Matthias im November die Stände unter der Ens zu einem Landtage nach Wien berief, damit sie ihn mit Rath und Hülfe gegen die Böhmen, die Unterösterreich mit einem Einfall bedrohten, unterstützen möchten, gesellten sich die protestantischen Stände Oberösterreichs denselben ungerufen bei. Statt aber die geforderte Hülfe zu gewähren, begannen sie sogleich kleinlichen Zank mit den Katholiken. Ihrer hergebrachten Gewohnheit treu, verlangten sie mannigfache Concessionen, auf welche sie vermöge der Capitulations-Resolution Ansprüche zu haben meinten.

Vergeblich waren die dringendsten Ermahnungen, ja selbst die Bitten des Kaisers; auch das konnte ihren Sinn nicht ändern, daß die Böhmen unter dem Grafen Matthäus Thurn wirklich in Unterösterreich einfielen, und Stadt und Kloster Zwettl besetzten. In Vereinigung mit den Oberösterreichern beantworteten die niederösterreichischen Stände die Ermah-

nungen des Monarchen mit einer scharfen Strafpredigt, und warfen ihm vor, daß er ohne der Stände Wissen und Willen einen Krieg angefangen habe, wozu er nicht befugt sey. Hätte man die getreuen Stände gefragt, und ihrem treuherzigen und wohlmeinenden Rath mehr Gehör schenken wollen, als den eigennützigen Einflüsterungen der Ausländer, so würden sich Mittel zur gütlichen Ausgleichung gefunden haben. Jetzt, da es zu spät, möge man Hülfe suchen bei den Veranlassern dieses Krieges. Volk zu werben sey an sich mißlich und möchte noch überdieß die Böhmen veranlassen, eine größere Anzahl Volkes ins Land hereinzuführen; den Krieg aber fortzusetzen mache die Erschöpfung des Landes unmöglich. Doch fügen, kraft einer stehend gewordenen, heuchlerischen Redensart und gleichsam aus einem Uebermaß von Gnade, die Stände die Versicherung bei: daß der Gehorsam, die Treue und Liebe, womit sie dem Kaiser zugethan, sie aufforderten, demselben den einzig noch gedeihlichen Rath vorzulegen, der darin bestehe: 1) Es solle ein Ausschuß wohlqualificirter Personen aus den Ständen an die Böhmen gesandt werden, welche sie der alten Freundschaft erinnernd von weitern Unternehmungen abmahne. 2) Sollten aus allen incorporirten Ländern des Kaisers Abgeordnete zu einem allgemeinen Landtage zusammentreten, um sich über die Bedingungen eines allgemeinen Friedens zu verständigen. 3) Vor allem aber müsse der Kaiser sein Volk abdanken, und die Waffen niederlegen.

Statt aller Anmerkungen, die sich jedem Verständigen über die Absicht solcher Rathschläge von selbst aufdrängen, finde hier bloß die Betrachtung eine Stelle, welche Caraffa bei diesem Anlasse anstellt: quibus verbis nihil aliud Austriaci petebant, nisi ut principem facerent servum et subditorum mancipium.

Wo möglich noch empörender war das Benehmen der protestantischen Stände gegen die Katholiken. Der revolutionäre Trotz nach oben hin verwandelte sich der schwächern Min-

derheit der katholischen Stände gegenüber in übermüthige Tyrannei. Als sich diese wiederholt zu aller Billigkeit erboten, wurden die Protestirenden in ihren Forderungen, sich in fortwährender Steigerung selbst überbietend, nur um so unverschämter. Eine Einigung war unmöglich, wollten nicht die Katholiken sich unbedingt der Willkühr ihrer Todfeinde übergeben. Jedem Unbefangenen muß sich bei diesen Verhandlungen die Ueberzeugung aufdringen, daß die Protestanten durchaus keine Verständigung wollten.

Während in dieser Weise die Stände o. d. Ens an den Schritten der protestantischen Stände in Wien den lebhaftesten Antheil nahmen, dem Kaiser jeden Beistand trotzig versagten, und selbst den kaiserl. Truppen hartnäckig den Durchzug verweigerten, standen sie mit den Böhmen in freundschaftlicher Correspondenz. Schon am 21. September hatten die Directoren zu Prag die Stände o. d. Ens gebeten, dem Feinde — so nannten sie den Kaiser, ihren gemeinschaftlichen Herrn — keinen Durchzug zu gestatten oder ihm in irgend einer Weise Vorschub zu leisten. Am 27. November 1618 forderten die böhmischen Generäle aus dem Lager zu Rudolfstadt eine kathegorische Erklärung: wessen sich Böhmen von ihnen (den Ständen ob der Ens) zu versehen habe? Sollten etwa die bei Krumau stehenden kaiserlichen Völker nach Oberösterreich zurückziehen, so müßten sie nachrücken. Sonst würden sie das Land unangefochten lassen. Die Antwort lautete so freundschaftlich, und die Directoren, denen sie zugeschickt wurde, schöpften daraus so gute Hoffnungen in Betreff der Gesinnung der Stände für die Sache der Böhmen, daß sie sich aufgefordert fühlten, ihrer Rückantwort einen bestimmten Inhalt zu geben. Es ist dieselbe zu merkwürdig, als daß wir es uns versagen könnten, sie im Auszuge mitzutheilen. „Das in Böhmen stehende feindliche“ (kaiserliche) „Kriegsvolk habe durch verrätherische betrügliche Einnahme des Schlosses Krumau seine Absicht, auch in Oberösterreich einfallen zu wollen, sattsam kund gegeben, um gleiche Tyrannei, wie in Böhmen

geschehen, üben zu können. Die kaiserlichen Räthe — der Kaiser selbst „„mit höchster Reverenz““ ausgenommen — gingen offenbar mit der Absicht um, nebst Böhmen auch die mit ihm befreundeten Länder zu verderben; sonst wäre unbegreiflich, warum man den Böhmen verweigere, um was sie und die drei evangelischen Kurfürsten, die meisten Fürsten, viele Länder und namentlich das Land o. d. Ens „so unterthänigst und demüthigst“ gebeten. Das Interpositionswerk werde nur zum Scheine betrieben, billige Bedingungen seyen nicht zu erlangen, ungeachtet man „„den Kaiser des schuldigen und gebürlichen Gehorsams versichert, wie auch der beständigen Treue und sich gedemüthigt habe““ Maßen nun aber das Anliegen beider Länder ein gemeinsames, so sey auch Vereinigung derselben zu Rath und Hülfe nothwendig. Die Böhmen seyen entschlossen den Oberösterreichern im Falle des Bedürfnisses Beistand zu leisten, und mit dem Kriegsvolke nachzurücken, sobald der Feind Miene mache, sich des Landes zu bemächtigen“. Der Brief schließt mit der Aufforderung zu einer förmlichen Verbindung.

Während die Antwort auf diese Aufforderung, wie auch auf eine spätere vom 11. Dec. zwar noch ausweichend lautete, jedoch die wohlwollendste Gesinnung athmete, konnte sich der Kaiser einer gleich freundlichen Erwiderung nicht erfreuen. Als er am 5. December durch Grünthal abermals den Ständen sein früheres Ansinnen beweglich vortragen ließ und die Aufforderung hinzufügte: man möge sich mit dem kaiserlichen Feldherrn Grafen v. Boucquoi in Correspondenz setzen, die Päße des Landes — insbesondere aber die Sperre der Donau gegen Passau und Bayern — öffnen und Lebensmittel in das Lager liefern, wurden alle seine Forderungen mit dürren Worten, in kränkenden unziemlichen Ausdrücken sammt und sonders abgeschlagen. — Gotthart v. Stahremberg beeilte sich sogleich seinen Vertrauten in Prag hievon Nachricht zu geben und versicherte: daß man diese Antwort beschlossen habe ohne Vorwissen der Geistlichen — des Prälatenstandes, —

weil man erfahren, daß die Böhmen nicht gegen den Kaiser sondern gegen dessen böse Räthe die Waffen ergriffen hätten, um welcher Willen die Landleute“ — (nach dem österreichischen Sprachgebrauche: der Herren- und Adelstand) — „nicht Weib und Kinder dem Verderben aussetzen könnten, obwohl die Stände dem Kaiser mit Gut und Blut ergeben seyen.“ Man hört, fährt Stahremberg fort — „es sey dem Herzoge von Bayern ein Stück Landes auf den Fall verschrieben, wenn die Stände sich der Verbindung mit Boucquoi weigern sollten; wenigstens stecke eine papistisch-jesuitische Practik im Hintergrunde, da auch Erzherzog Leopold beim Herzoge gewesen sey“. „Heißt das ein guter Hirt seyn und semper Augustus? Man will uns verkaufen und verpfänden, und frägt uns nicht darum! halten uns für Bauern, fragen nicht, ob wir dergleichen Herren annehmen oder nicht? Ja, wenn dergleichen Herr wär' annehmbar gewesen, wollten wir ihn wohl besser bekommen haben. Unsere Herrn bedanken sich wegen der Heimsuchung in Oesterreich“; (Thurns Einfall in Unterösterreich) „aber die Pfaffen werden wenig gloriiren. Ich wollt' ich sollte in der Comödi seyn, wollt' auch meine Person agiren. Wir wollen was zu euerm Nutz gereicht nicht an uns erwinden lassen“.

Die abschlägige Antwort an den Kaiser wurde durch eine eigene Gesandtschaft, die den Auftrag hatte dieselbe zu rechtfertigen, nach Wien geschickt. Die Gesandten waren ausdrücklich angewiesen sich ihres Auftrages weder schriftlich noch vor den geheimen Räthen, sondern nur in einer Audienz vor dem Kaiser selbst zu entledigen, ihm auch die Nothwendigkeit der Anwerbung der 1000 Musquetiere und der Musterung des Aufgebotes, so wie der Zusammenberufung eines Generalconventes zur Herstellung des Friedens begreiflich zu machen. Uebrigens war ihnen aufgetragen sich in allen Dingen mit den (protestantischen) Ständen u. d. Ens zu benehmen, und in Uebereinstimmung mit denselben zu handeln. Gleichzeitig aber wurde dem Herzoge von Bayern

und dem Erzherzog Leopold als Bischof von Passau, welche wegen der Donausperre entrüstet waren, betheuert, daß die Stände, weit entfernt von jeder feindseligen Absicht, nur die Beschützung des Landes und des Kaisers vor Augen hätten.

So war die Treue beschaffen, welche die oberöstereichischen Stände dem Kaiser Matthias bewiesen: Nicht nur verließen sie den Fürsten, welchem sie Gehorsam und Treue geschworen, in seiner größten Noth, nicht bloß versagten sie ihm jeglichen Beistand, und handelten in allen Stücken seinem Befehle entgegen, — — durch die Sperre des Landes und durch die Weigerung Truppen und Kriegsbedarf durchführen zu dürfen, lähmten sie außerdem alle Operationen der kaiserlichen Armee, der alle Bedürfnisse und Verstärkungen nur auf großen Umwegen zugeführt werden konnten, und bewiesen sich in Wort und That als die besten Bundesgenossen der rebellischen Böhmen, die den Kaiser in seinen Ministern tief gekränkt, ihm durch ihren Abfall offen den Krieg erklärt hatten.

Dieser ermüdete indessen nicht in seinen Bemühungen den Ständen bessere Gesinnungen beizubringen. Er war in der unglücklichen Lage: im Kampfe mit erklärten Rebellen, denen gegenüber gütliche Unterhandlungen anwenden zu müssen, die die Maske noch nicht abgeworfen hatten. Was Grünthal nicht bewirken konnte, sollte durch den Hofmarschall Wolf Siegmund von Losenstein durchgesetzt werden. Nur so weit möchten die Pässe geöffnet werden, als nothwendig sey, die angekommenenen Wagen mit Proviant, Geld und Munition, und die aus dem Reiche ziehenden 2000 Musquetiere des Grafen Fugger dem Heere zuführen zu können.

Aber auch dieser Versuch schlug fehl. Nur durch den goldenen Steig, einen schmalen Verbindungsweg an der nördlichen Gränze Oberösterreichs war es möglich aus dem Reiche dem um Budweis stehenden kaiserlichen Volke spärliche Unterstützung zuzuführen. Die äußerst weitschweifige Antwort auf Losensteins Werbung dreht sich neben der so oft wiederholten Versicherung unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit auf Gut

und Blut, um den Punct der äußersten Gefahr, welche aus einer derartigen Bewilligung nothwendig hervorgehen müsse. Dabei fehlt es keineswegs an Seitenhieben auf die Fremden und deren Einflüsterungen, die da den Ständen den Vorwurf der Pflichtverletzung aufbürdeten „wie wir denn mit hoher Betrübniß vernehmen müssen, daß bei Euer Majestät wir deßwegen unschuldiger Weis fast übel eingetragen und in unverdientem Verdacht wollten gebracht werden“. Endlich kommen die Stände wieder auf die Hauptsache zurück, den Generalconvent, welcher das einzige Mittel sey, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, Sünden und Laster zu verhindern, wodurch auch hohe Häuser und Geschlechter schwerlich heimgesucht würden.

Die Antwort des Kaisers würde ohne Zweifel die Hartnäckigkeit der Stände überwunden und seiner Forderung Eingang verschafft haben, wenn überhaupt selbst mit den besten Gründen dieses Ziel erreichbar gewesen wäre. Auch ließ er klar durchblicken, daß ihm der Grund der Weigerung kein Geheimniß geblieben sey: „Grund zu dem Mißtrauen, als ob er je der Schärfe den Vorzug vor der Milde in Behandlung der böhmischen Händel hätte geben wollen, möchte kaum aufgefunden werden. Alle bei der Erbhuldigung gemachten Zusagen seyen jederzeit getreu erfüllt worden. In der böhmischen Sache sey ihm, der den Böhmen keinen Anlaß zur Rebellion gegeben, der selbst nach dem Ausbruche derselben durch Wallenstein dem Churfürsten von Sachsen unbedingte Vollmacht zur Vermittelung zugeschickt, keine Schuld beizumessen. Was er gethan, sey nur abgezwungene Nothwehr“.

Auf die Entschuldigungen, unter denen die Stände die Anträge des Kaisers abzulehnen versucht hatten, erwiderte er treffend: Nicht die Oeffnung aller Päße des Landes werde verlangt, auch nicht, daß sie unbesetzt bleiben, sondern bloß allein Durchlaß des Volkes und des Kriegsbedarfes. Dadurch setze sich das Land keiner Gefahr aus, denn sind die Stände ihrem Erbieten gemäß vermögend genug, allein ihre Grän-

zen zu vertheidigen, um wie viel mehr im Vereine mit dem kaiserlichen Heere. Fortgesetzte Weigerung könnte allerdings den Verdacht erwecken, daß es bei allen Bedenken der Stände auf etwas anderes abgesehen sey. Unmöglich lasse sich absehen, wozu die Donausperre und die auf den beiden Ufern (bei Engelhartszell) aufgeworfenen Schanzen dienen sollen — da man vom Reiche her keinen Feind zu erwarten habe; wohl aber erweckten die Anstalten großes Mißtrauen bei den Benachbarten, weßhalb sich auch der Herzog von Bayern Passau's versichert habe. Die Correspondenz mit dem Grafen Boucquoi endlich schließe keine Kundschafterei in sich; aber den kais. Dienst aller Orten zu befördern, sey der Stände beschworne Pflicht. Eine Besetzung des Landes wäre nur in dem Falle zu besorgen, wenn die Stände die Böhmen selbst hereinlassen würden.

Gegen die Triftigkeit dieser Vorhaltungen war schwerlich eine Einwendung zu machen. Aber während sich die ständische Gesandtschaft in Wien befand, um den Kaiser, den König Ferdinand und die kaiserlichen Minister von der Treue und Vaterlandsliebe, welche die Schritte der Stände leite, zu überzeugen, nahm man in Oberösterreich selbst eine Lieferung Pulver weg, die für das kaiserliche Heer in Böhmen bestimmt war und stand im freundschaftlichen Verkehr mit den bittersten Feinden des Hauses Oesterreich — den Generalstaaten. Die „getreuen Stände" hatten sich durch einen bevollmächtigten Abgesandten, Herrmann Frank, derselben Rath erbeten, und den gegebenen sich gefallen lassen. Er bestand in dem Zuspruche, „sich um Freiheit und Religion wie bisher wacker anzunehmen und keiner Unterhandlung zu vertrauen, da sich die Tyrannei eines jeden Mittels zur Unterjochung bediene. Da das Religionswesen der Oesterreicher alle Evangelischen: Könige, Fürsten und Republiken gleichmäßig angehe, so würden sich auch alle ihrer annehmen. Sie, die Generalstaaten, — hätten ihre Gesandten in London und bei den Hansestädten beauftragt, die Wünsche der oberösterreichischen

Stände nach Vermögen zu unterstützen. Die grosse Macht, welche die Staaten auf den Beinen hätten, hindere auch jetzt schon den Kaiser, seine besten Truppen gegen Oesterreich zu verwenden, was den Ständen zum größten Vortheil gereiche". *)

LXI.

Ueber die äußerste Linke der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden.

Orbis me sibilat, at mihi plaudo ipsa domi.

(Schluß.)

Als wir im vorigen Hefte (s. S. 646) diesen Aufsatz abbrachen, war zuletzt auf die rationalistische Richtung aufmerksam gemacht worden, welche sich der Universität Freiburg bemächtigt hat. Eben von daher leitet sich jener Geist, den man mit dem Namen der äußersten Linken der katholischen Kirche bezeichnet hat. Dieser Geist strebt nach einer unbedingten Glaubensfreiheit, und deshalb ist die Dogmatik der von diesem Geiste inspirirten Herren in eine Anarchie gerathen, die der rationalistisch-protestantischen ziemlich gleich sieht; man sucht jedoch, auf daß nicht gar alle Einheit und Objectivität über der Freiheit des Subjectes verlustig gehe, für die Praxis seine Zuflucht in dem vielbelobten Spruche: in necessariis unitas, in dubiis libertas. Welche Artikel aber, die

---

*) Um die nämliche Zeit befanden sich auch Gesandte in Mähren und Ungarn, angeblich die Stände dieser Lande zu vermögen, dem Kaiser den Generalconvent einzureden, ein Anderer (Achaz Frenkel) an den Höfen zu Dresden und Heidelberg.

necessaria seyen, hat man klüglich unentschieden gelassen, damit einerseits die geistige Bewegung in den Köpfen der Mitglieder nicht gelähmt werde, und andrerseits keiner das Recht erhalte, den andern zu tadeln, wenn er etwa ein necessarium in ein dubium verwandelt und umgekehrt! abgesehen davon, daß viele es selbst nicht wissen, oder sich in ihrer Dogmatik mit der Tonne des Diogenes gern begnügen. Durch den Beisatz jedoch, welchen sie der katholischen Lehre entlehnt haben, unterscheidet sich ihre Mixtur wesentlich von einer andern ähnlichen im protestantischen Baden, welche wie natürlich ihr christliches Element dem Protestantismus entnommen hat. Beide haben sich dermalen zur gegenseitigen Verstärkung literarisch im badischen Kirchenblatt unirt. Allein trotz dieser Coalition, der herrlichen Frucht unserer Toleranz, soll das schwindsüchtige Organ dennoch wirklich so schwach athmen, daß man durch milde Beiträge sein Leben bis auf bessere Zeiten und günstigere Witterung zu fristen hofft. Da zwei andere Blätter, welche Ehren Herr Pflanz und Fischer in Luzern herausgeben, sich in eben so dürftigen Umständen befinden, so hat man sich, der Sage nach, an die versammelten Väter der heiligen Synode zu Schaffhausen um Beistand gewandt.

Als Beweis dafür, daß das Volk in Masse hier, wie in Zürich dermalen noch sein Christenthum sich nicht nehmen lassen will, klagte der Präsident der zu Schaffhausen Versammelten in der Eröffnungsrede: „Also steht es dermalen mit der Aufklärung in Baden und ihren Organen; während Tausende von Unterschriften die Subscriptionslisten der Journale des Obscurantismus bedecken, oder auf andere Weise ihnen Unterstützungen zufließen, sehen die Redactoren der liberalen Blätter sich verlassen und aus Mangel an Theilnahme und Unterstützung sich genöthigt, die gute Sache betrübten Herzens aufzugeben.“ Wie Nachtfalter pflegen sie mit einer Art Manie fast beständig nur um das eine unbestimmte Wort „Licht“ herum zu kreisen. Keine Schrift, keine Urkunde aber besteht, die zu einem symbolischen Ansehen, und da-

durch zu einer solchen allgemeinen und öffentlichen Auctorität gelangt wäre, daß sich daraus etwa, wie aus der Confessio Augustana der bestimmte Inhalt ihres Glaubens ermitteln ließe. Zwar sieht man sie oft, wie die Raben um das Aas, sich dicht um gewisse literarische Erscheinungen der Zeit herdrängen. Doch nicht einer erkennt des Werkes Inhalt, wie viel er auch des Lobes spendet, als die volle ächte Wahrheit seines Glaubens an. Sie fürchten, mit gutem Rechte, sich durch eine solche Formulirung ihres Bekenntnisses ipso facto von der Kirche auszuschließen, und dadurch augenblicklich den Genuß der Temporalien, die ihnen mehr als die aeternalia am Herzen liegen, einzubüßen. Auch will man der freien Bewegung des Geistes keine Gewalt durch irgend eine positive Fixirung anthun, auf daß man nicht abermal alle jene Mißstände befahre, welche sich aus dem Gebundenseyn des Geistes an bestimmte Glaubensnormen ergeben, wie sie der Katholik in der Schrift und Tradition noch besitzt, der Protestant aber in seinen symbolischen Büchern hatte, woher immer noch, trotz aller Anstrengung, alle jene gehässigen Vorwürfe von Willkührlichkeit meineidiger Verletzung des beschwornen Glaubens u. s. w. herrührten. Daher hat man es gerathener gefunden, auf dem Wege der Tradition, d. h. auf dem Weg der mündlichen und schriftlichen Mittheilung, besonders in Conferenzen und „Fortbildungsvereinen" und auf sonstigen legalen, unverfänglichen und unverdächtigen Wegen den Saamen der aufgeklärten Lehre auszustreuen und das Ausgestreute zu erhalten. Dies sind daher auch unsere Quellen für die Kenntniß dieses jedem unter den Händen entschwindenden Glaubens, dessen Charakter gerade in seiner Unbestimmtheit und Allgemeinheit vor allem aber in seiner Negativität besteht. Will man sich darin unterrichten, so wird man von Pontius zu Pilatus geschickt und man erfährt nur so viel, daß wenigstens in Betreff des Positiven keiner mit dem andern übereinstimmt.

Es ist eben ein unwissenschaftliches, unsystematisches Ragout von platt und breit geschlagenen Phrasen und Gemein-

plätzen, wie sie tagtäglich als Abfälle vom Tische des Liberalismus und der Aufklärung in den Tagblättern zum beliebigen Genuß und Verbrauch jedermänniglich geboten werden. Die etwa aus dem ersten Artikel gezogene Consequenz beeinträchtigt aller Logik zum Trotz den Inhalt des zweiten oder sechsten nicht im Mindesten, noch verschlägt dieß sonst etwas am Ganzen. Denn man scheut sich solche fatale Consequenzen zu ziehen, ja man ist auf nichts übler zu sprechen, als auf Consequenzmacherei und „leeres Theoretisiren" und ruft: „praktisch! zeitgemäß! keine Scholastik!" Diesem Widerwillen gegen Wissenschaft und Gelehrsamkeit, diesem Abscheu gegen ein systematisches Durchdenken und Durchbilden dessen, was ihnen als Quintessenz aller Wahrheit gilt, ist es zuzuschreiben, daß die Meisten auch nicht eine Ahnung davon haben, welch eine Masse von Widersprüchen und Gefährlichkeiten sie in ihren Köpfen tragen. Hält man daher dem einen oder dem andern die äußersten Consequenzen mit ihren üblen Folgen des einen oder andern Princips vor die Augen, so darf man sicher seyn, daß er solche mit einer Art gereizter Verwunderung, als nicht zu seinem Glauben gehörig von der Hand weisen wird. Daher begreift sich denn auch leicht, wie sie mit ihrer wunderlichen Diplomatik in einem sehr gezwängten und verzwickten Verhältniß sowohl zu der katholischen Kirche, als zu ihren Brüdern, die sich zur reinen Lehre Luthers äußerlich bekennen, stehen dürften; und daher auch das abwechselnde freundliche Anziehen und feindliche Abstoßen, wovon das Intriguenspiel der französischen Kammer mit ihren Coalitionen, deren Geburt und Tod in die gleiche Stunde fällt, im Politischen ein treues Abbild ist.

Der Rationalist, der das Licht der Welt im Schooße der „reinen Lehre" erblickte, hat, durch Luthers Theorie und Praxis, Emancipation der subjectiven Vernunft von der objectiven göttlichen Wahrheit des in der Kirche niedergelegten göttlichen Wortes errungen, und dadurch in kirchlichen Dingen ein Recht erhalten, seine Einfälle und seinen Dünkel

den Einfällen und dem Dünkel Anderer entgegenzusetzen, und statt der ewigen, unwandelbaren Wahrheit selbst, Ansichten und Meinungen über die Wahrheit als eine reiche Domäne zu haben, auf welcher die selbstsüchtige Gelahrtheit hinlängliche Befriedigung erhalten mag. Diesen Fundamentalsatz haben unsere Rationalisten mit denen von der lutherischen Farbe gemein. Und sie haben im Lande davon einen so reichen und emsigen Gebrauch gemacht, daß hier die katholische Kirche an Buntscheckigkeit, in Bezug auf Lehre und Cultus, schwerlich irgend einer akatholischen Confession nachstehen dürfte. Da lehrt z. B. einer den Religionsunterricht in der Schule nach Dräseke's, dort einer nach diesem Katechismus, dort nach gar keinem, sondern nach eigenem Plan und Heften. Hier handhabt einer den Cultus nach Wessenbergs Ritual, dort nach Busch und dort nach einem Werke, das er sich selbst angefertigt, und es, um ihm stets den Reiz der Neuheit zu erhalten, von Zeit zu Zeit wieder umschmelzt und neu gießt. Kommen endlich die Herren in Conferenzen oder hochberühmten „Fortbildungsvereinen" zusammen, so wird, wie es den Männern des Lichtes geziemt, welche dem Reiche der leeren Meinungen Nichts an seinem Rechte vergeben wollen, der eine diese, der andere eine andere Ansicht und Meinung über längst entschiedene, theologische Wahrheiten daherschwatzen, deren sich in Bezug auf Willkühr, auf Frivolität und antichristlichen Geist kein Strauß zu schämen brauchte. Allein trotz dieser Identität unserer Rationalisten mit denen aus Luthers Saamen, besteht dennoch hinwiederum zwischen beiden eine bedeutende Differenz, die sich theils aus dem liberalen, theils aus dem katholischen Elemente herschreibt, welche der Dogmatik unserer Rationalisten beigemischt sind. So z. B., wie sehr auch unsere Rationalisten die von Luther den Seinigen erworbene evangelische Freiheit loben und sich zu Nutzen machen, so sind sie dennoch, höchst consequent in Folge des liberalen Elements und einer gewissen Deutschthümlichkeit, dem großen Namen, der die Geister „entfesselte", nichts

weniger als besonders hold, ja während bei ihren Geistesverwandten da drüben Alles anbetend vor dem „großen Manne“ niederfällt und ruft und schreit: Gepriesen sey, der da kam im Namen der absoluten Vernunft! herrscht Abneigung in den Reihen der Unsrigen und Haß entflammt ihre Herzen bei dem Namen Luthers, weil sie ihn als den Urheber der religiösen Zwiste, des innern Zerwürfnisses und der aus der religiösen Spaltung hervorgegangenen Ohnmächtigkeit Deutschlands ansehen. Dagegen geht ihr Streben vielmehr dahin auf dem „Wege der Synoden“, welche sie sich vorerst constitutionell zuschneiden, zu wirken und daselbst ihre Dogmatik auf eine legale und für die Obscuranten gesetzlich zwingende Weise zur allgemeinen Glaubens- und Cultusnorm zu erheben. Wie aber unsere Rationalisten schon aus politischen Gründen eine Einheit im Glauben und Cultus wünschen, und es in allem Ernste beklagen, daß solche Deutschland abhanden kam: so hängt ihnen auch als eine Art Erbfehler aus der katholischen Erziehung und Lehre ein großer Sinn an für kirchliche Einheit und Ordnung, welche ohne ein lebendiges centrum unitatis und eine feste Ordnung nicht möglich ist. Verbindet man hiemit ihre Anhänglichkeit an liberale Principien, so wird man es begreiflich finden, warum sie den spiritus privatus des Protestantismus und sein Unterworfenseyn in Glaubens- und Gewissenssachen unter „den weltlichen Despotismus und dessen neuesten Anordnungen von Gewaltsmaaßregeln in Glaubenssachen“ nicht minder verhöhnen und verspotten als das Papstthum. Ja, man wird es sogar unter solchen Umständen natürlich finden, daß unsere Rationalisten dem Primate, als dem Centrum heilsamer Einheit und Schirm gegen die Eingriffe der Staatsmacht in das Heiligthum der Religion, so derselbe gehörig umfriedet und verklausulirt werde, gewogener sind, als dem „Cäsaropapismus“, d. h. dem Papstthum in der Person eines weltlichen Monarchen. Am abentheuerlichsten aber klingt ihnen der Spott und Aerger über die Behauptung der katholischen Kirche, daß sie die „alleinseligmachen

de" sey, die Behauptung des Stifters der lutherischen gegenüber der sich also vernehmen lassen: „Kein Engel im Himmel und vielweniger ein Mensch auf Erden soll und mag urtheilen über meine Lehre, auch männiglich, wer sie nicht annimmt, nicht kann selig werden, und wer anders als ich glaubt, ein Kind der Hölle ist, und wer meine Lehre verdammt, den muß Gott verdammen. Luth. op. I. II. S. 44. Oder gar: „Mein Wort ist Christi Wort, mein Mund ist Christi Mund! — Ist mir Luther nicht ein seltsamer Mann? Ich meine daß er Gott sey? Wie wollte sonst sein Schreiben und Namen so mächtig seyn, daß er aus Bettlern Herrn, aus Esel Doctoren, aus Buben Heilige, aus Dreck Perlen macht." Luth. op. T. III. Jen. f. 559. a. T. IV. Wit. germ. f. 378. a. T. IV. alt f. 894. a. Erwägt man dieses, so wird man sich auch die sonderbare Erscheinung zu deuten wissen, daß Schriften von katholischen Verfassern rationalistischer Farbe über die Glaubenstrennung, so wie über die neuesten Vorgänge im kirchlichen Leben ganz anders urtheilen, als protestantische von derselben Farbe. Man wird sich ferner nicht mehr wundern, wie katholische Geistliche von der linken Seite, denen der stimulus carnis zu mächtig geworden ist, dann erst zum Protestantismus übertreten, wenn sie alle Mittel, in den katholischen Laienstand zurückzutreten, umsonst versucht hatten, und ihnen somit zur Erreichung ihres Zweckes kein anderes Mittel mehr übrig bleibt, als durch „die Formalien" des Protestantischen Glaubensbekenntnißes mit Luther sich die Emancipation des Fleisches zu erwirken, um dann nach erstandener Prüfung zu bleiben, was sie vorher waren, katholische Rationalisten. Jenen aber, welche solches etwa bezweifeln möchten, müssen wir folgendes bemerken:

1) Unsere Rationalisten sind zu große Freunde der Freiheit, als daß sie mit dem Ernste einer innigen Ueberzeugung zu folgenden Sätzen sich bekennen könnten: „Der Mensch hat keine Freiheit, alle geglaubte freie Handlung ist nur

Schein; die göttliche Nothwendigkeit beherrscht Alles, alles menschliche Thun ist an sich ein Thun Gottes (de servo arb. ed. Jenen. tom III. p. 170, 171, 177).

2) Unsere Rationalisten sind viel zu übertriebene Verehrer der Vernunft und Vernünftigkeit in Sachen des Glaubens, als daß sie nicht, als ihrer Ueberzeugung unwürdig die Behauptung Luthers finden sollten, welche also lautet: Mancherley, Sauferei, Ehebruch, Mord, Todschlag u. s. w. u. s. w. die kann man merken und versteht auch die Welt; aber des Teufelsbraut ratio (Vernunft) die schöne Metze fähret herein und will klug seyn, und was sie sagt, meinet sie ist der heilige Geist; Wer will da helfen? Weder Jurist, Medicus, noch König, Kaiser; denn es ist die höchste H..., die der Teufel hat; die andern großen Sünden sieht man, aber Vernunft kann Niemand richten; die führet daher, richtet Schwärmerei an mit Taufe, Abendmal, meint alles, was ihr einfällt und ins Herz gibt, soll der heilige Geist seyn." Item: „Hörest du es, du schäbige, aussätzige H..., du heilige Vernunft, daß geschrieben steht", ꝛc. ꝛc. Luth. op. T. 8. f. 282. T. 8. f. 83.

3) Sind unsere Rationalisten in Folge ihrer katholischen Erziehung noch viel zu katholisch gesinnt, um an der Behauptung nicht Aergerniß zu nehmen, „daß jedes gute Werk vor Gottes Gericht eine Todsünde sey." Item. Es wäre schier nicht gut, daß wir Alles thäten, was Gott befiehlt; denn er komme um seine Gottheit und würde darüber zum Lügner, und könnte nicht wahrhaftig bleiben. Epist. Dr. Mrt. Luth. a. Joh. Aurifabro Tom. I. Jen. 1556. Oder: „daß Gott das Böse, wie das Gute wirke; daß er der eigentliche Urheber des davidischen Ehebruches und des Verrathes des Judas sey, wie der Bekehrung des Apostels Paulus" Melanchton in der Erklärung des Briefes an die Römer. Um nun dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wären hier Zwingli's Aeußerungen über den Mangel an Zurechnungsfähigkeit, den er für

David aus seinem Ehebruche ableitet (Zwingli de providentia) anzuführen, geböte nicht die Decenz sie zu verschweigen!

Nach so manchen Beobachtungen und Erfahrungen läßt sich in der That nur ein Punkt herausstellen, über welchen die Rationalisten von der katholischen Farbe mit denen von der lutherischen vollkommen eins sind, und der somit als Centrum unitatis einer künftigen Union an die Spitze des großen Werkes gestellt werden könnte. Und dieser eine Punkt ist die „Emancipation des Fleisches." In diesem Sinne lehrte einer der unsrigen ex cathedra: „Der Cölibat ist unrechtlich, unsittlich, unvernünftig und unchristlich" *). Der Cölibat ist also unchristlich. Denn es steht geschrieben: Ihr sollt die Glieder tödten, die auf Erden sind; ihr sollt das Fleisch kreuzigen, sammt seinen Lüsten und Begierden. Nun giebt es aber erfahrungsmäßig kein erprobtes Mittel, jene besagten Glieder der Lust und Begierde ihrer Bestimmung sicherer entgegenzuführen, wie Luther sagt: „Narren sinds, die sich mit Beten und Fasten und andern Kasteiungen wider die böse Lust wehren; denn diesen tentationibus und Anfechtungen ist noch leicht abzuhelfen ....", dadurch nämlich, daß man ihnen nachgiebt. Zwar sagt der Apostel I. Corinth. 7. 32: Ich möchte aber gerne, daß ihr frei von Sorgen wäret. Wer keine Frau hat, der sorgt für die Sache des Herrn, wie er dem Herrn gefalle; wer aber eine Frau hat, der sorgt für das Irdische, wie er der Frau gefalle, und er ist getheilt. Allein was hat dieser nicht alles gesagt, was in sich selbst widersprechend, folglich auch in sich selbst zusammenfällt. Ein Mann, der, wie der Apostel Paulus II. Corinth. 7. sagt: „Und damit ich auf jene außerordentliche Offenbarung nicht stolz würde, so wurde mir ein Stachel ins Fleisch gegeben, ein Satansengel, der mir Faustschläge giebt. Dreimal bat ich seinetwegen den Herrn, daß er von mir weiche, aber der Herr sagte mir: laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist im Leiden mächtig." Und dann wieder

*) Schreibers Moral.

Corinth. I. 9.: „Denn es ist besser heurathen, denn Brunst leiden;" wenn nun der Apostel dann doch gegen seine eigene Anweisung zum Schutze gegen den stimulus carnis zum Gebete greift, statt ein Weib zu nehmen, so scheint er, wie uns Luther oben lehrte, zum wenigstens ein Narr, der eben deßhalb auch keine weitere Beachtung verdient. Daß aber der Apostel sich total geirrt und Unrecht habe, wenn er behauptet: Wer aber eine Frau hat, der sorgt für das Irdische, wie er der Frau gefalle und er ist getheilt," beweißt die Geschichte und die tägliche Erfahrung, die doch zuletzt wohl am meisten Gewicht und Beweiskraft hat. Schaut nur hin auf die Wirklichkeit, hat man neben der Sorge für τὰ τῆς γυναῖκος nicht noch hinreichend Musse zur ableugnenden Kritik aller heiligen Schriften und christlichen Dogmen, zuletzt der Persönlichkeit Christi selbst gefunden. — Was vermag gegen das Gewicht solcher Argumente etwa das seichte Geschwätz eines obscuren Doctors (King) aus der englischen Hochkirche, welcher sich also vernehmen läßt: „Es war kein kleines Unglück für die Sache des Christenthums in England, daß man, als die Reformation uns vom Papstthum losriß, unserm Clerus die Erlaubniß gab zu heurathen; denn es entstand daraus, was nothwendig entstehen mußte, und was man hätte vorhersehen müssen. Seit diesem Augenblicke sind unsere Geistlichen nur mit ihren Weibern und Kindern beschäftigt". Oder das aberwitzige Gerede eines erlauchten Obscuranten aus der katholischen Kirche, der da sagt: Die Frauen in ihrem Verhältnisse zum Christenthum sind ein Gegenstand, der ein ganz besonderes aufmerksames Auge verdient. Der Fluch ist unvermeidlich. Jeder verehlichte Priester wird unter seine Würde herabsinken. Das unbestreitbare Uebergewicht der katholischen Geistlichkeit ist einzig in dem Cölibatsgesetze gegründet (Graf de Maistre). Hätte der Mann lieber der Wahrheit gemäß sich also ausgedrückt: Die unbestrittene Gewichtlosigkeit der katholischen Geistlichkeit im Gebiete des Geistes und der Wissenschaft ist einzig und allein im Cölibatsge-

setze gegründet; denn verehlicht würden sie, um die nöthigen Mittel für die Erhaltung des Weibes, und zum Brod für Kinder herbeizuschaffen, genöthigt gewesen seyn, geistreiche und scharfsinnige Bücher zu schreiben, etwa wie Dr. Paulus, Röhr, Strauß und hundert andere, und um solche Werke der Welt zum Nutzen und Frommen schaffen zu können, hätten sie sich mit den Wissenschaften vertraut machen müssen, und also würden sie jetzt mit ihren protestantischen Herren Collegen auf einer gleichen Höhe des Geistes und Sinnes stehen, was dermalen zum Leide aller aufgeklärten Leute nicht der Fall ist.

Der Cölibat ist aber, wie wir gehört haben, nicht blos unchristlich, sondern er ist auch „unvernünftig, unrechtlich und unsittlich". Seine Unvernünftigkeit kann nicht schlagender dargethan werden, als daß ein blinder Heide, der noch nicht von „den Studentenideen" des Christenthums irre geleitet, ein Demosthenes ihn also vertheidigt: „Was mich betrifft, ich bin überzeugt, daß derjenige, der sich den Altären nähern oder heilige Dinge verrichten soll, nicht nur während einer bestimmten Anzahl dazu bestimmter Tage keusch seyn müsse, sondern daß er es sein ganzes Leben lang seyn und sich niemals unanständigen Handlungen überlassen haben müsse. (Demost. contra Timocrat.) Was Plutarch, was andere Philosophen und Dichter hierüber sagen, übergehen wir, da es auf das Nämliche hinausläuft, was Demosthenes, vom Lichte der Aufklärung verlassen, vorbringt, zumal, da die Auctorität im Gebiete der Vernunft keine Geltung hat und eine philosophische Gedankenreihe durch keinerlei Berufung auf einen gepriesenen Namen umgestürzt werden kann. Die Vernunft kann nur durch die Vernunft überführt und gerichtet werden. Doch — fehlt es uns gleich nicht an Waffen den Streit gegen die rationalistische Richtung, welche innerhalb der katholischen Kirche sich geltend macht, auch auf diesem Gebiete, nämlich zur Vertheidigung des Cölibats gegen jene Rationalisten, noch weiter zu führen — so wollen wir doch aus Rücksicht auf das Schamgefühl unserer Leser davon abstehen, da wir ihnen sonst so manche

Stellen aus Luthers Schriften mittheilen müßten, welcher diesen Gegenstand in einer Manier behandelte, von der man sagen möchte: aller Kampf gegen das Fleisch sey für den Menschen leichter, als die Schranken, welche die Scham anlegt, so weit wegzuwerfen. Eignete sich unsere Linke dessen Grundsätze an, so würde man bald auch andere Dinge erleben. Sie würde sich bald der frohen Hoffnung überlassen, dereinst den Tag des Heils zu schauen, wo man, — der Worte Luthers gedenkend: „Er könne es zu Folge der heiligen Schrift keinem verbieten, mehrere Frauen zu gleicher Zeit zu freien; nur möchte er nicht der erste seyn, diesen löblichen Gebrauch einzuführen", (Comment. üb. die Genesis) — endlich diesen löblichen Gebrauch einführen wird, um nach dem Vorschlage Heines dadurch dem Fleische für den ungeheuren Abbruch, der ihm durch das Christenthum zugefügt wurde, die große Sühne darzubringen, daß man jedem Geistlichen gestattete, so lange wenigstens zwei Weiber zu haben, als sie wider das göttliche Recht genöthigt wurden keine zu haben. Und „dawieder soll dich nicht irren, ob du zehn Eid, Gelübd und eitel Eisen oder Adamanten Pflicht gethan hättest; denn als wenig du kannst geloben, daß du kein Manns= oder Weibsbild seyn wolltest, ebenso wenig kannst du dem christlichen Leben entsagen. T. II. f. 193, 196 Wittenberg. Ausg. An die Herrn deutschen Ordens.

LXII.

Neuurkundliche Aufklärungen über die Geschichte der Königinnen Maria Stuart und Elisabeth.

Erster Artikel.

Schon in dem ersten Bande dieser Zeitschrift (S. 457, Urtheile über Maria Stuart) und früher in den Gelehrten=Anzeigen (1837, Nr. 104) ist auf überzeugende Weise dargethan worden, daß die von Friedrich von Raumer in französischen und englischen Archiven angestellten Forschungen über die Geschichte der Königinnen Maria Stuart und Elisabeth ein höchst einseitiges und partheiisches Resultat lieferten, da Hr. v. R. sich von vornherein in die Stellung eines Advocaten der stolzen Elisabeth versetzte, und demgemäß aus den Hunderten von Folianten, welche — wie er behauptet — durch seine Hände gingen, nur dasjenige auswählte, was diesem vorgesetzten Zwecke entsprechen konnte. Der Recensent in den Gelehrten=Anzeigen hatte damals den Wunsch geäußert, daß Hr. v. R. statt der verstümmelten Auszüge und Uebersetzungen die Urkunden selbst in der Originalsprache bekannt gemacht haben möchte. Jetzt wird ein Theil dieses Wunsches erfüllt, zwar nicht von Hrn. v. R., welchem ein solches Geschäft viel zu mühsam erscheinen dürfte, sondern von einem in Paris lebenden Engländer, Herrn Purton Cooper, welcher mit lobenswerthem Eifer begonnen hat, eine Sammlung der während des 16ten Jahrhunderts von den französischen Gesandten in England und Schottland erstatteten amtlichen Berichte nach den in den Pariser Archiven vorhandenen Originalien mit gewissenhafter Genauigkeit

abdrucken zu lassen. (Recueil des dépêches, rapports, instructions et mémoires des ambassadeurs de France en Angleterre et en Ecosse pendant le XVIe siècle, conservés aux archives du royaume, à la bibliothèque du roi etc. et publiés pour la première fois sous la direction de M. Ch. Purton Cooper. Bis jetzt liegen nur die zwei ersten Bände vor uns, die Berichte des Gesandten La Mothe-Fenelon aus den Jahren 1568 und 1569 enthaltend; sie bieten aber bereits einen großen Reichthum höchst interessanter und bisher unbekannter Notizen, und gewähren sowohl über die allgemeinen politischen und religiösen Verhältnisse jener Zeit, als auch namentlich über die Geschichte der beiden Königinnen neue Aufklärungen, welche wahrlich nicht zum Vortheil der so gepriesenen englischen Herrscherinn sprechen.

Wenn wir die in den vorliegenden zwei Bänden abgedruckten Depeschen mit Raumers Auszügen vergleichen, so stoßen wir gleich am Anfange auf eine Unrichtigkeit der letztern. Es heißt nämlich in den Pariser Briefen II., 102 (und die ganze Erzählung ist auch in den Beiträgen I., 222 ff. wieder abgedruckt) der König von Frankreich habe im J. 1568 den Herrn de la Mothe Fenelon nach London gesandt, Mariens Bitten um Befreiung zu unterstützen. — Die Instructionen des Herrn v. Fenelon sind nicht bekannt. Allerdings mag er auch angewiesen worden seyn, zu Gunsten Marias zu wirken; allein es war dieß nicht der Hauptzweck seiner Sendung, welcher, wie man aus seinen Berichten sieht, vor Allem dahin ging, die Königin Elisabeth von einer offenen Theilnahme an dem Bürgerkriege in Frankreich und von einer wirksamen Unterstützung der französischen Protestanten abzuhalten. Erst in seinem zweiten Berichte erwähnt Fenelon der Königin von Schottland, und im dritten fordert er den König von Frankreich und Katharina von Medicis auf, sich für die unglückliche Maria zu interessiren, was sehr überflüßig gewesen wäre, wenn jene ihn eigends zu deren Unterstützung nach England gesandt hätten. („Et quant à la Royne d'Escoce, j'estime,

Sire, que Voz Majestez, et touz les aultres princes de la chrétienté, avez quelque intérest que ses affères n'aillent par là, où aucungs, bien artificieusemant, s'esforcent de les fère passer; d'autant que l'exemple seroit d'assez de préjudice pour ceulx qui ont suprême authorité!") H. v. R. fährt dann fort: „In seinem Berichte erzählt er (der Gesandte Fenelon) zuvörderst, daß am englischen Hofe zwei Ansichten für und gegen die Befreiung obwalteten und heftig verfochten wurden" u. s. w. Welcher Bericht ist hier gemeint? H. v. R. theilt mit Capefigüe die üble Gewohnheit, äußerst selten ein Datum der angeführten Urkunde anzugeben. Aus dem Worte zuvörderst sollte man schließen, die ganze Erzählung müßte in einer der ersten Depeschen Fenelons vorkommen; nun enthalten die vorliegenden zwei Bände nicht weniger als achtzig Berichte, welche bis zum Schluße des Jahres 1569 gehen, und unter denen kaum zwei oder drei seyn mögen, in welchen nicht von Maria Stuart die Rede wäre. Die von H. v. R. mitgetheilte Erzählung findet sich aber nicht darin, muß also in das J. 1560 oder noch später fallen, und nicht in das J. 1568, unter welchem sie auch in der Geschichte Europas II. 495 vorgetragen wird.

Als Fenelon in England ankam, hatte Elisabeth die, wegen Marias Aussöhnung mit ihren rebellischen Unterthanen, in York eröffneten Conferenzen nach London verlegt, um sie mehr unter ihrer Leitung zu haben, da in York ein günstiges Ergebniß für Maria zu erwarten stand. Es geht aus den Berichten des französischen Gesandten auf das unbestreitbarste hervor, daß die schottische Königin sich durch die bestimmtesten Versprechungen Elisabeths verleiten ließ, eine Zuflucht auf englischem Boden zu suchen. Sie ahnete nicht, daß das englische Ministerium schon seit längerer Zeit mit ihrem Halbbruder Murray im geheimen Einverständnisse war, daß dieser sich mit Morton, Lathington und Andern zu ihrem Untergang verschworen hatte, daß Elisabeth um diese Pläne wußte und sie unterstüzte. Erst der Ausgang der Conferenzen und der

gute Empfang, welchen Murray am englischen Hofe gefunden, klärten Maria über Elisabeths geheime Absichten wenigstens zum Theil auf.

Von nun verging beinahe keine Woche, ohne daß Fenelon der Königin von England oder ihren Ministern Vorstellungen zu Gunsten Marias gemacht hätte. Er erinnerte dabei stets an das bestimmte Versprechen, welches Elisabeth gegeben, Maria gegen die rebellischen Schotten zu unterstützen, erhielt jedoch nur ausweichende Antworten und mußte zusehen, daß die Gefangene immer strenger gehalten wurde, und Murray englischen Beistand erhielt, um in Schottland die der Königin treu gebliebene Parthei zu unterdrücken. Als endlich alle andere Ausflucht fehlte, wurde behauptet, Maria habe verrätherischer Weise ihr Recht auf die englische Krone an den Herzog von Anjou abgetreten, so lange dieser Punkt nicht aufgeklärt sey, könne die Freilassung nicht Statt finden. Fenelon bemühte sich umsonst, jene Behauptung als eine Lüge und Verläumdung darzustellen, Elisabeth bestand darauf, daß sowohl König Karl IX. als sein Bruder Heinrich von Anjou eigene Versicherungsurkunden ausstellen mußten, durch welche sie feierlich bestätigten, daß die angebliche Abtretung nicht Statt gefunden, sondern das Ganze eine boshafte und verläumderische Erdichtung sey. Nachdem diese Bedingung erfüllt worden, und nun der französische Botschafter neuerdings darauf drang, daß Elisabeth endlich einmal ihr Versprechen erfüllen, oder wenigstens ihre Gefangene freigeben sollte, zeigte sie große Verlegenheit, verlangte neuen Aufschub, und ließ endlich ihren Zorn an ihren Minister aus, welchen sie in Gegenwart des Gesandten mit dem Schaffot drohte, („puys leur desduysit en anglois, en grand collère, aulcunes grandes pleinctes de la Royne d'Escoce, et menassa les plus habilles et les plus grandz de leur faire trancher la teste.") Bald darauf gaben ihr die Heirathspläne des Herzogs von Norfolk neuen Anlaß, Marias Gefangenschaft zu rechtfertigen. Leicester und Burghley hatten Anfangs, we-

nigstens scheinbar, Norfolks Absichten unterstützt, dann aber sie der Königin verrathen, und knieend unter Thränen ihre Verzeihung erfleht, („mais despuys ayants a genoue cryé pardon à la Royne, s'en estoient despartys“.) Norfolk ward verhaftet und in Untersuchung gezogen; als aber die damit beauftragten Commissäre die Königin seiner Unschuld versicherten, gerieth diese in großen Zorn, drohte durch ihre Autorität ihn hinrichten zu lassen, wenn die Gesetze nicht zureichend wären, und gab sich so ganz der Leidenschaftlichkeit hin, daß sie endlich in Ohnmacht fiel und man geistige Mittel herbeiholen mußte, um sie wieder zu sich zu bringen. („*Allez*, dict elle, *ce que les loix ne pourront sur sa teste, mon authorité le pourra.* — Et entra en si grand collère, qu'elle esvanouyt, et courut l'on au vinaigre et aultres remèdes pour la faire revenir.“)

Sie zeigte sich hier als eine würdige Tochter des blutdürstigen Heinrich VIII., dem sie überhaupt in vielen Beziehungen ähnlich war. So ist man jetzt auch über den sittlichen Charakter dieser gepriesenen „jungfräulichen“ Königin so ziemlich im Reinen, und die puritanische Heuchelei, mit welcher sie ihre sinnlichen Verirrungen vor dem großen Haufen (denn ihrem Hofe waren sie, wie man aus gleichzeitigen Angaben sieht, kein Geheimniß) zu verbergen suchte, kann den ernsten Richterspruch der Geschichte nicht bestechen. Empören aber muß die Unredlichkeit, mit welcher ein bekannter neuerer Geschichtschreiber diese Schwächen bemäntelt oder leugnet, während er mit schadenfrohem Eifer alle von jeher durch Religions- und Partheihaß gegen Maria Stuart vorgebrachten Anklagen wiederholt, und, damit nicht zufrieden, noch neue Beschuldigungen zu erfinden bemüht ist.

Ueber die Sittenlosigkeit, welche an Elisabeths Hofe herrschte, kann man die bei Lingard am Ende des 8. Bandes zusammengestellten Angaben gleichzeitiger Berichterstatter nachlesen. Hievon Umgang nehmend sagt Raumer (Geschichte Europas II. 618): „Bis dahin sah man keinen Hof,

zugleich so gebildet und so *sittsam*, so verständig und so romantisch". Was übrigens die am Hofe herrschende Bildung und Romantik betrifft, so wollen wir nur daran erinnern, wie die jungfräuliche Königin, wenn sie über ihre Minister und Hofleute in Zorn gerieth, ihnen Ohrfeigen gab, oder in das Gesicht spie!

Folgende Erzählung des Gesandten Fenelon giebt näheren Aufschluß über das vertraute Verhältniß, welches zwischen Elisabeth und dem Grafen Leicester bestand: „Peu de temps après, s'estant le comte d'Arondel vollu esclaircyr de ce qui estoit entre la dicte Dame (la reine Elisabeth) et le Comte de Lestre, et si cela estoit occasion de luy faire ainsy rejecter toutz aultres partys, il persuada au duc de Norfolc, qui est le premier et plus authorisé de ce royaulme de dire au dict Comte de Lestre: Que pour le debvoir qu'il avoit à la Royne, sa Mestresse, et à sa coronne comme vassal, et conseiller d'icelle, et encores comme amy du dict de Lestre, il luy vouloit bien dire que, s'il y avoit quelque chose si advancée entre la dicte Dame et lui, qu'il se peult asseurer de l'espouser, qu'il le dict ouvertement et qu'il commançât d'y proceder en quelque bonne façon qui fût décente et convenable à la grandeur et importance d'ung tel mariage, et que de sa part, il luy permettoit de luy estre aydant en tout ce qu'il pourroit; mais s'il n'y avoit rien de tel, qu'il advisât de se déporter dorrenavant *de la familiarité et trop grande privaulté, dont il avoit usé jusqu'ici*, et de se contanter d'estre grand escuyer, et d'avoir plus d'avancement que nul aultre, sans attampter à l'honneur de la coronne, *ny gaster celluy de leur Mestresse*; car il le vouloit bien advertir tout franchement que la noblesse ny les subjects du royaulme n'estoient pour le luy souffrir: Et le taxa de se qu'ayant l'entrée, comme il a, dans la chambre de la Royne, lorsqu'elle est au lict *il s'estoit ingéré de luy bailler la chemise au lieu de sa dame d'honneur, et*

de s'azarder de luy-mesmes de la bayser, sans y estre conoyé. A quoy le dict de Lestre respondit qu'il le remercyoit, et se tenoit obligé à luy plus que de la vie, pour l'advertissement qu'il luy donnoit, et qu'à la vérité la Royne luy avoit monstré quelque bonne affection, qui l'avoit mis en espérance de la pouvoir espouser, et d'ozer ainsy user de quelque honneste privaulté envers elle; dont, par l'offre que le dict duc luy faisoit d'ayder son entreprinse, il le constituoit en la plus grande obligation qu'il pouvoit jamais avoir à homme du monde, mais le pryoit de luy donner temps qu'il s'en peult esclarcyr, etc. A quelques jours de là, estaist la dicte Dame pressée d'en déclairer son intention, elle respondit tout resoluement, qu'elle ne prétandoit d'espouser le dict de Lestre," etc.

Warum hat Hr. v. Raumer, der doch den Scandalen aller Art so begierig nachforschte, diese Stelle nicht ausgezogen? Warum hat er in der Geschichte Europas von dem berühmten Briefe der Maria Stuart (*Mardin's* Statepapers 458 — 560), dessen Einzelnheiten durch andere gleichzeitige Angaben bestätigt werden, nur so oberflächliche Notiz genommen? Warum hat er überdieß die grausamen Martern und die zahlreichen Hinrichtungen, denen die Katholiken unter Elisabeths Regierung unterlagen, keiner Erwähnung werth gehalten, während er mit großer Umständlichkeit die Verfolgungen der Protestanten unter der katholischen Maria von England erzählt?

Maria Stuart fiel als Opfer des antikatholischen und revolutionären Fanatismus. Für Elisabeth aber geht in Erfüllung, was schon unser großer Dichter ihr als das Endurtheil der Geschichte verkündete:

„Weh Euch, wenn sie von Euren Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleissend,
Die wilde Gluth verstohlner Lüste deckt"!

LXIII.

Verona und seine Mildthätigkeit.

(Schluß.)

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, wie freigebig und vielfach Verona den Nothleidenden und Kranken zu Hülfe eilt; allein ein Obdach zum Schutze wider Regen und Kälte, ein Stück Brod den Hunger zu stillen, und eine Binde die schmerzende blutige Wunde zu bedecken, ist nicht Alles, was der Arme von dem Reichen oder Bemittelten bedarf. Das beste Almosen, das dieser ihm reichen kann, ist ohne Zweifel eine Erziehung und ein Unterricht, der ihm Trost und Beruhigung für jene Welt gewährt und ihn in dieser zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft macht. Dieß ist das einzige sichere Mittel, ihn künftig gegen Armuth und Noth und die mit einem bettelnden Müßiggange verbundenen Laster und Ausschweifungen zum Heile seines Leibes und seiner Seele zu schützen.

Abgesehen von der Wohlthat, die dadurch dem leidenden Mitmenschen gewährt wird, ein Grund der der christlichen Barmherzigkeit zur Darbringung eines jeden Opfers genügt, ist bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, bei dem Mißverhältniß der sogenannten Proletarier oder Besitzlosen zu den Besitzenden, diese Sorge für die christliche Erziehung der Armen, eine unerläßliche Pflicht unserer Selbsterhaltung geworden. Die Bande der feudalen Institutionen, die im Mittelalter die europäische Gesellschaft zusammenhielten und die den Herren verpflichteten, für die ihm Pflichtigen und Eigenen, wie für seine eigene Familie, deren Namen sie auch bedeutsam führten, zu sorgen, haben in der Entwicklung der modernen Zeiten sich gänzlich gelöst. Die ehemals Pflichtigen

Findelkinder, und neben ihnen die Waisenkinder, denen der Tod die Eltern entrissen, und endlich Kinder, deren Eltern zu arm oder zu gewissen- und sittenlos sind, um sich ihrer anzunehmen. Sie haben in Italien bei der Barmherzigkeit das beste Unterkommen gefunden. Wir werden vielleicht bei einer andern Gelegenheit auf den großartigen Umfang dieser Wohlthätigkeit und auf die ausgezeichnetsten Häuser und Anstalten in Rom, Mailand, Turin, Genua, Venedig und so vieler andern großen und kleinen Städte unsern Blick werfen, für jetzt aber beschränken wir uns zunächst auf Verona, indem wir nach dem Berichte des Grafen Giuliari fortfahren, unsern Lesern mitzutheilen, was diese einzelne Stadt für die öffentliche und Armen-Erziehung gethan. Sie werden aus dem überraschenden Reichthum dieser Institutionen einen Schluß auf andere Städte machen können, und einen allgemeinen Maaßstab von den Opfern erhalten, die das katholische Italien diesem Zweige der Barmherzigkeit darbringt. Vielleicht wird auch ein Superintendent in Gotha oder ein Hofprediger in Weimar daraus mit einiger Beschämung ersehen, daß eine Religion und ein Volk, die solches hervorbringen, doch nicht ganz so verächtlich und obscurantistisch sind, als sie dieselben in ihren Romanen oder Predigten darstellen.

Von drei Einrichtungen, die bei uns minder bekannt sind, jenseits der Alpen aber sich einer immer größern Ausbreitung erfreuen, behalten wir uns eine spätere vollständigere Darstellung vor, nämlich: die dottrina christiana, d. h. die Christenlehr-Vereine, welche die gesammte Pfarrjugend umfassen, die Oratorien-Vereine zur gemeinsamen christlichen Erheiterung der Jugend an Sonn- und Festtagen, und endlich die Dorotheen-Vereine von Frauen, welche aufsichtslose, verwahrloste Kinder unter ihre Aufsicht nehmen.

Das große Veroneser Findelhaus für uneheliche und verlassene Kinder bis zum zwölften Jahr, Casa degli esposti a S. Stefano, gegründet schon i. J. 1426, erhielt 1821 den Charakter einer Staatsanstalt; 1831 vermachte ihm der Priester

Moschini die bedeutende Summe von 200,000 Lire zur Errichtung eines Hospitiums, welches im Baue begriffen ist. Die eigenen Einkünfte betragen 135.000 L, nebst einer jährlichen Beisteuer der Stadt von 5000 L. für uneheliche Kinder anerkannt armer Mütter. Durch die von Seite des Staates jährlich für diese nicht bloß städtische Anstalt gewährten Beiträge, endlich steigen ihre Einkünfte auf 260,000 L. Dafür wurden 1838 darin verpflegt 1600 Knaben und 1508 Mädchen. Vom Jahre 1814 — 21 wurden im Durchschnitt jährlich 336 Kinder aufgenommen, darunter 100 im Tirol geborne, im Jahr 1837 aus der Provinz Verona allein 369. Mit dieser Anstalt wurde 1812 ein Waisenhaus verbunden, da das Lokal aber zu beschränkt war, und die Zahl der Waisenkinder wuchs, baute ihnen der Priester Don Cesare Bresciani (1828 —31) großen Theils auf seine Kosten (für 16,000 L.) bei dem Armenhause eine eigene bequeme Wohnung. Den Tag über gehen die Waisen zu Handwerkern in die Lehre, Mittags kommen sie zum Speisen und Abends nach Hause, dort erhalten sie auch die Christenlehre, den Elementar- und Zeichenunterricht. Die Handelskammer von Verona läßt eine Anzahl Kinder armer Handwerksleute hier erziehen, mit einem Aufwande von jährlichen circa 8000 Liren; im Ganzen verwendete sie von 1816 — 34 eine Summe von 283,265 L. hiefür. Dem Knaben, der sich am meisten durch Geschick und gutes Betragen auszeichnet, ertheilt sie jährlich einen Preis von 300 L. Neben diesen beiden Anstalten besteht noch seit 1548 das Institut: le Franceschine für arme bettelnde Mädchen, deren dort 112 erzogen werden, mit 32,000 L. Einkünfte.

Für arme Handwerksleute eröffnete der Priester Don A. Provolo in seinem Privatinstitut eine Schule, jeden Tag von zwei bis 3 Uhr, wobei er ihnen das nöthige Material, als Papier, Bücher, Federn rc. noch obenein gratis gibt; dort empfangen ihrer 60, unter drei Lehrern, Unterricht.

Durch die Bemühungen des Priesters Prof. Nik. Mazza wurde erst neuerlich (1832) der Grund zu einer anderen groß-

artigen Anstalt eigenthümlicher Art für Armenerziehung, der Casa di educazione dei giovani di ottimo ingegno a S. Carlo, gelegt. Knaben, die mit ausgezeichneten Geistesgaben gute Sitten vereinigen, denen es aber an Mitteln zur Ausbildung fehlt, werden hier aufgenommen und erhalten daselbst ihre vollständige Erziehung, für den Beruf, wofür sie sich selbst ganz freiwillig bestimmen. Ein anderer Priester, P. Albertini, gab hiezu unentgeldlich ein Lokal mit einem anstoßenden Oratorium. Obschon dieses Convict keinen bestimmten Fond besitzt, sondern auf die dem Gründer vertrauende Wohlthätigkeit der Veroneser angewiesen ist, so befindet es sich doch in einem überraschend blühenden Zustande, wie die Anzahl der Zöglinge zeigt. Zwanzig der aufgenommenen Knaben besuchen die 3te Elementarklasse, 88 das Gymnasium; 8 die Philosophie im Seminar und 2 die Theologie. Gegenwärtig will der Gründer auch ein Haus in Padua errichten, wo die Zöglinge unter der Aufsicht zweier Priester die Universität besuchen sollen. Ebenso beabsichtigt er ein anderes zu Venedig für die künstlerische Bildung seiner Zöglinge auf der dortigen Akademie, später sollen sie nach Rom gehen, ihre Bildung zu vollenden. Für arme unschuldige Mädchen, die ohne Mittel der Erziehung, verwahrlost aufwachsen würden, hat derselbe Professor Mazza 1828 eine andere nicht minder wohlthätige Anstalt gestiftet, um sie vor Gefahren zu sichern und gute brave Hausfrauen aus ihnen zu erziehen.

Hiezu hat er einen eigenen neuen Weg eingeschlagen. Statt sie in einem Hospitium zu vereinigen, werden die Mädchen, 226 an der Zahl, in benachbarte Häuser vertheilt. Jedes davon bildet für sich eine eigene kleine Familie unter der Aufsicht zweier Lehrerinnen: einer Mutter und einem Mütterchen (Mamma e sotto-Mamma). Alle dagegen vereinigt das gleiche Schulhaus; sie kehren dann heim zum Mittagessen. Zum Unterricht in den feinsten Blumenarbeiten ist alle nöthige Vorkehr getroffen. Eine Krankenwartanstalt soll nun auch damit verbunden werden. Es ist dieß eine glückliche,

fruchtbare Idee, die auch in andern italienischen Städten schon ausgeführt wurde: daß man die, welche alles der Barmherzigkeit zu verdanken haben, wieder zu Werken der Barmherzigkeit auferzieht. In der Krankenanstalt sollen nämlich die Mädchen, die hiezu einen Beruf in sich fühlen, an den eigenen Kranken des Hauses das Warten der Kranken erlernen, um alsdann unentgeldliche Dienste auch in andern Häusern zu leisten. Die Anstalt wird von ihrem Stifter unter Beihülfe des Prof. Don L. Dusi geleitet. Auch sie steht unter dem Patronate zweier Damen von Adel, und ist mit ihrem geringen Vermögen ganz auf Gott und die Barmherzigkeit der mildthätigen Veroneser angewiesen, und diese spenden ihr mit so reichlicher Hand, daß sie immer blühender wird. Eine wohl verdiente und auch der Stadt zur Ehre gereichende Anerkennung war es daher, wenn Kaiser Ferdinand im vorigen Jahre, auf seinem Krönungszuge, dem Gründer jener beiden Anstalten die große goldene Medaille mit der Kette verlieh.

1831 eröffnete der Erzpriester, Nik. Galvani, Armenschulen für Knaben, die er später der Sorge des Priest. Gasp. Bertoni mit der Kirche della Stimmate und dem dazu gehörigen Convent übergab. Dieser trat Kirche und Convent den Schwestern der h. Familie ab, erbaute einen neuen Convent und gründete dort eine Congregation regulärer Geistlichen, die nebst anderen Werken der Barmherzigkeit auch die christliche und wissenschaftliche Jugendbildung sich angelegen seyn lassen. Ihrer sind 16 und der Zöglinge 150.

Die Töchter der Barmherzigkeit, le figlie della carità, ein neuer Orden, der sich bereits auch in andern italienischen Städten verbreitet hat, wurden zu einem gleichen milden Zwecke in Verona von der Marchese Maddalena Canossa 1815 gegründet. Kaiser Franz I. wieß ihr dazu das alte Kloster S. Giuseppe e Fidenzio an. Sie haben sich, 28 an der Zahl, dem Unterricht, der Erziehung und Aufsicht armer Mädchen und vielen andern Werken der Barmherzigkeit geweiht: sie halten darum für 100 derselben täglich von Morgens bis Abends Schule, 160 arme Handwerksmädchen

unterrichten sie täglich von 2 bis 3 Uhr, 60 arme Frauen zweimal die Woche von 3 bis 4 Uhr, 300 Mädchen nehmen sie jeden Festtag zur Erholung nach dem Pfarrgottesdienst bei sich auf. Außerdem führen sie die Mädchen zur christlichen Lehre in die Pfarre, besuchen die Kranken im Spital, leiten bei sich die Erziehung einiger Mädchen vom Lande, die ihnen der Pfarrer anvertraut, um Lehrerinnen daraus zu bilden; auch der Unterricht der Mädchen in der Taubstummenanstalt liegt ihnen ob. Endlich gestatten sie den Zutritt zu dem Institut allen Damen, die dort jährlich während zehn Tagen, oder monatlich an einem Tage ihre geistlichen Exercitien machen wollen. Die Nützlichkeit dieser vielfachen Thätigkeit scheint in Italien vielen Anklang gefunden zu haben. Der junge Orden besitzt schon zwei Häuser zu Mailand, andere zu Venedig, Trient, Cremona, Bergamo und Brescia.

Außer diesem besitzt Verona noch vier andere Frauenorden, die alle aus neuerer Zeit stammend, sich mit der Erziehung, und zwar meistens der der Armen befassen. Die Schwestern der heiligen Familie, le sorelle della sacra famiglia, von der Signora Leopoldina Naudet 1816 gegründet, und 1833 von dem heil. Vater kirchlich anerkannt und von dem Kaiser gutgeheißen, haben einen blühenden Fortgang. Sie zählen gegenwärtig 60 Mitglieder in Verona, die in dem Convict zu S. Teresa 24 adeliche Fräulein und in dem zu S. Domenico 17 Bürgermädchen erziehen. Auch auswärtige, 100 an der Zahl, besuchen ihre Schule; sie ertheilen den Mädchen aus der Pfarrei, ehe sie zur Beicht und Communion gehen, Unterricht, und ihr Haus zu S. Domenico steht den jungen Damen, wie bei den Töchtern der Barmherzigkeit, jedes Jahr offen, dort ihre geistlichen Exercitien zu machen. Auch sie versammeln an Festtagen Nachmittags die Mädchen zur Erholung bei sich. Die Töchter vom Herzen Jesu, le figlie di cuor de Gesù, deren Institut von einer Venetianerin, Anna Bruneti, 1810 gegründet wurde, eröffneten Freischulen für die Armen in dem Magda-

lenenkloster. Es sind ihrer 30, und 50 Mädchen erhalten Unterricht. Den dritten, der Mädchenerziehung gewidmeten Frauenorden, die Töchter Jesu, le figlie di Gesù, errichtete der Priester Don Pietro Leonardi 1809, er wurde in mehreren päbstlichen Schreiben empfohlen und 1816 von Kaiser Franz bestätigt. Zu S. Cosimo, wo der Mittelpunkt des Ordens ist, der bereits zwei Filiale in Modena und Regio besitzt, haben sie ein Convict mit 15 Zöglingen für die höhere Erziehung und eine von 65 Auswärtigen besuchte Schule. 170 arme Mädchen besuchen ihre Schule zu S. Biagio; die dürftigsten darunter werden auch noch überdieß mit Kost und Kleidung von ihnen unterstützt. Der Schwestern selbst sind 18. Die minderen Schwestern der schmerzensreichen Mutter, le sorelle minime di Maria addolorata, eingeführt 1833 durch die Signora Teodora Campostrini, vom Kaiser 1825 und vom Papst 1833 gutgeheißen, haben nur eine Schule für Auswärtswohnende. Zwanzig Schwestern bereiten 150 solcher Mädchen zu den heil. Sacramenten vor, feiern mit ihnen in ihrem Oratorium an Festtagen den Morgengottesdienst und nehmen sie Nachmittags in den Erholungsstunden zum Spiele bei sich auf. Unter dem Namen Mägde Mariens endlich, Serve di Maria, eröffnete die Gräfin Giulia Ottolini, welcher sich drei andere fromme Damen anschlossen, 1829 eine milde Schule für arme Mädchen. 90 Kinder nehmen daran Theil, sie werden zum Empfang der Sacramente vorbereitet, besuchen mit den Frauen das Oratorium zu S. Lorenzo zum Festtagsgottesdienst und bringen bei ihnen am Nachmittag die festtäglichen Erholungsstunden unter ihrer Aufsicht zu. Für die armen Mädchen der Pfarrei von S. Stefano berief der Erzpriester Don Gaetano Martinelli die Schwestern Signori, von Desenzano, die mit andern barmherzigen Jungfrauen eine Schule eröffneten, welche 1837 nach S. Maria in Organo verlegt wurde. Auch bei ihnen bringen die Kinder ihre Freistunden zu. Eine andere unentgeldliche Armenschule für die

Mädchen von S. Giorgio stiftete der Priester Don Alessandro Ferrais 1828; ohngefähr 30 werden unter der Leitung einer Superiorin und von drei Lehrerinnen im Hause verköstigt und erzogen, 130 besuchen die Schule. Auch die Taubstummen fanden barmherzige Seelen, die sich ihrer annahmen. Es gereicht der Veroneser Geistlichkeit zur nicht geringen Ehre, daß bei der Gründung so vieler dieser Anstalten Namen ihrer Glieder an der Spitze stehen, wie es hier abermal der Fall ist. Der Priester D. Antonio Provolo hatte Taubstummen früher privatim Unterricht ertheilt. Er verband sich nun mit zwei anderen Priestern, und bestimmte 1832 die Kirche S. Maria del Pianto sammt einem anstoßenden Hause für die Unglücklichen. Einige werden in seinem Hause erzogen, die anderen besuchen die Schule. Zur Erweiterung beabsichtigt er noch ein anderes nahes Local und einen Garten zu erwerben. Der Communalrath hat ihm in Anerkennung der Wohlthätigkeit seiner Stiftung am 21. August 1838 eine Beisteuer von 12,000 L. bewilligt. Eine gleiche davon abgesonderte Schule hat derselbe 1832 für taubstumme Mädchen, deren Führung die Töchter der Barmherzigkeit übernahmen, errichtet. Acht davon werden durch die Unterstützungen frommer Damen in einem nahem Hause auferzogen.

Daß dort, wo der Unterricht den Armen so vielfältig geboten wird, die Christenlehre nicht vernachläßigt werde, versteht sich von selbst. Auch in Verona besteht hiefür dieselbe Einrichtung, wie in so vielen andern italienischen Städten, der gemäß die Kinder nach ihren verschiedenen Pfarreien unter der Aufsicht und thätigen Beihülfe von Geistlichen und Laien, die hierzu eigene Vereine bilden, auf eine regelmäßige Weise den kirchlichen Unterweisungen beiwohnen. Hierauf hatten, seit Giberti diese Christenlehrvereine auf das beste organisirte, die veronesischen Bischöfe mit Recht stets ein besonderes Augenmerk und hierin kann sich nicht leicht eine deutsche Stadt mit den italienischen vergleichen. — Nur auf diese Weise wird es in einer so großen Stadt, wie Verona, möglich, daß je-

den Sonntag 7017 Knaben und 7379 Mädchen den kirchlichen Unterricht besuchen. Es wäre interessant, in dieser Beziehung eine Vergleichung mit München, das um ein Drittel größer ist, anzustellen. In Verona erhielt diese Einrichtung durch fromme Gutthäter (1635 — 64) einen eigenen Stiftungsfond, der jährliche Einkünfte von 3888 L. gewährt, die zu Anweisungen für die Arbeiter, zu Prämien und Unterstützungen für die kranken Mitbrüder und Mitschwestern der Genossenschaft und zu Geschenken für arme Kinder, die der Christenlehre am fleißigsten beiwohnen, verwendet werden. Hiemit in inniger Verbindung stehen die Oratorien. Jeden Festtag nämlich nach dem nachmittägigen Gottesdienste in der Pfarrkirche gehen die Knaben eines jeden Oratoriums, von dem dirigirenden Priester nebst einigen Klerikern und andern Jugendfreunden begleitet, zur Erholung hinaus auf das Feld oder in irgend einen Garten spazieren. Winters kommen sie in Häusern, die ihnen ein Wohlthäter einräumt, zusammen, wo sie spielen, singen, Gedichte hersagen ꝛc. Am letzten Fastnachtstage haben sie noch ein besonderes Fest, sie gehen dann, jedes Oratorium zu 40 bis 70, in die Vorstadt, wo sie ein lustiges Mahl halten und sich dann mit unschuldigen Spielen vergnügen. Nicht weniger als 1500 Knaben nehmen an diesem Werke sorgsamer Barmherzigkeit Theil, die die Kinder selbst in den Spielstunden nicht aus dem Auge läßt. Die Mädchen bringen, wie wir oben gesehen, ihre Erholungsstunden bei den verschiedenen Kloster- und Schulschwestern zu und zwar in einer Zahl von 1340. Daß die Wirkung einer solchen Einrichtung, wenn sie von solchen geführt wird, die für Kinder ein liebevolles und sie verstehendes Herz haben, auch über die Spielzeit der Jugend hinausreichen, und sich für das ganze übrige Leben wohlthätig erweisen muß, leuchtet wohl ein.

Auch an Kleinkinderbewahranstalten fehlt es Verona nicht. Es besitzt deren drei, zu S. Zeno, bei der Kathedrale und S. Maria in Organo. Sie wurden gegründet von dem Hülfs-

verein der Cholerawaisen 1837 unter dem Protectorate des Vicekönigs. Jede hat zwei getrennte Säle, 4 Lehrer, einen Priester als Inspector und einen Oekonom. In jeder Pfarrei ist zu diesem Zweck ein Promotore die Carità, meist ein Priester. 500 Subscribenten bestreiten die Kosten der drei Schulen zu 11,107 L. In Bezug auf den philanthrophisch-irreligiösen Character dieser Anstalten an manchen andern Orten, wodurch sie den Katholiken theilweise verdächtig geworden sind, bemerkt der Graf Giuliari von den veronesischen: „die Zucht, die unsern Bewahranstalten zur Richtschnur dient, die Religion, die den Grundstein und die Seele bildet, die bemessene Lehrweise, die nur Geistlichen von erprobter Rechtschaffenheit und Rechtgläubigkeit anvertraute Leitung, die Billigung nicht nur, sondern auch die wachsame Oberaufsicht unseres frommen Bischofs sind geeignet, unsere veroneser Anstalten von andern in auswärtigen Ländern errichteten zu unterscheiden. Sie mögen die überflüßigen Besorgnisse vor jeder Neuerung beschwichtigen, und, wenn es möglich ist, der Bosheit den Mund schließen."

Zu den Anstalten, welche der fromme Wohlthätigkeitssinn der Vergangenheit in Verona gegründet, und die sich durch alle Stürme der Zeiten erhalten haben, gehört das Collegio degli accoliti. Eugenius IV., der zuerst als Cardinal Condulmerio, Bischof von Verona war, stiftete es zum besten seiner Kathedrale für 24 Cleriker. Gegenwärtig wohnen dieselben bei ihren Familien und erhalten eine Unterstützung aus den Einkünften dieser Stiftung, die sich jährlich auf 3,898 L. beliefen. Außer einigen Schulen, wie die des gregorianischen Gesanges und der Ceremonien, besuchen sie die des Seminariums. Zwei Kanoniker und ein Lehrer führen die Direktion.

Was nun schließlich den allgemeinen öffentlichen Unterricht anlangt, so ist es bekannt, mit welchem Eifer und ohne die Kosten zu scheuen, die kaiserliche Regierung sich diesen in ihrem lombardisch-venetianischen Königreich angelegen seyn

lassen und wie Vieles sie zu seiner Vermehrung beigetragen. Verona besitzt ein von 426 Schülern unter 26 Lehrern besuchtes Lyceum, mit dem ein Convict verbunden ist, worin 35 Zöglinge gratis, 35 andere zu dem halben Kostgelde (700 L.) erzogen werden. Eine Wohlthat, die der Kaiser den Söhnen um ihr Vaterland verdienter Väter verliehen hat. Zum Lobe des Lyceums bemerkt G. Giuliari: „der Geist moralischer und religiöser Disciplin, der unter den wohlthätigen Auspicien Kaiser Franz I. seit 1814 in ihm sich entwickelte, gewann ihm das Wohlgefallen der Bürger, welche Religion und wissenschaftliche Bildung lieben." Seit 1807 gegründet, wird es von dem Staate mit einem Aufwande von 94,000 L. erhalten, seine sämmtlichen Einkünfte betragen 111,982 L.

Für Mädchen errichtete ein kais. Decret 1812 eine Lehranstalt, die von 80 Schülerinnen unter 6 Lehrer und 15 Lehrerinnen besucht wird. Auch hier stiftete Kaiser Franz 25 ganze und 25 halbe Freiplätze. Zu dem jährlichen Kostenaufwande von 121,850 L. giebt das Aerar 86,850. Das Seminar wurde von dem Cardinal Agost Valerio 1567 gegründet, von dem Bischof Leoni 1695 translocirt, durch die Bischöfe Barbarigo und Morosini, erlauchte venetianische Namen, erweitert und durch ihre Nachfolger Liruti und Grasser auf seine gegenwärtige Höhe gebracht. Es besteht aus drei Convikten, einem für Kleriker von 92, einem für Postulanten von 100 und einem ganz davon getrennten für Adeliche von 66 Zöglingen, die indessen alle die gleichen auch Auswärtigen geöffneten Lehrcurse besuchen. 30 bis 40 Zöglinge erhalten Unterstützung in dieser Anstalt, die unter 25 Lehrern steht, deren Kosten jährlich auf 120,000 L. sich belaufen.

Ferner besteht auf Staatskosten, im Betrage von 16,950 L., denen die Gemeinde 6356 L. beifügt, eine größere Elementarschule für Knaben. Sie wurde 1821 gegründet, und wird nun von mehr als 600 Schülern in 4 Klassen besucht. Eine Zeichenschule und eine Sonntagsschule für Handwerker ist damit vereinigt. Eine ähnliche Elementarschule für Mädchen wurde 1828 eröffnet.

Für die Knaben entfernterer Stadttheile unterhält die Gemeinde vier kleinere Elementarschulen unter 7 Lehrern, mit jährlichen 4950 L. Dazu gehört auch eine solche für die Israeliten.

Neben diesen Anstalten für den höhern und niedern Unterricht besteht endlich in Verona auch noch ein städtisches von 132 Schülern besuchtes Gymnasium, dessen jährliche Kosten 13,368 L. betragen. Hinsichtlich seiner bemerkt Graf Giuliari: „Nach Aufhebung der Jesuiten blieben sie bei den Schulen in diesem ihrem Hause und erhielten ihren Gehalt von der Gemeinde, bis 1830 die Municipalität die berühmten Erzieher einlud die Leitung der Jugend wieder zu übernehmen. Heute (20. Sept. 1838) berathet sich der Communalrath über die Cedirung des Gymnasiums an die genannten hochw. Väter, die Zuweisung von 84,000 L. zur Herstellung des Hauses, und eine jährliche Dotation von 4000 L." Wie anderwärts, so fand sich auch in Verona unter der Bürgerschaft eine zahlreiche Parthei, die entschiedene Opposition gegen die Jesuiten machte. Die kaiserliche Regierung ließ den Freunden und Gegnern volle Freiheit, in dieser Sache sich auszusprechen und einen Entscheid zu fassen. Demgemäß wurde auch hier seit Jahren jene Frage mit nicht geringer Lebhaftigkeit hin und her debattirt und Siege und Niederlagen wechselten auf beiden Seiten. Die Anwesenheit des Kaisers, die in der freudigen Bewegung aller Gemüther von so wohlthätigen Folgen für die Ausgleichung so mancher anderen Differenzen war, hat auch diesen Kampf zu einem friedlichen Entscheide gebracht. Die Gegner der ehrwürdigen Väter haben nachgegeben, und diesen liegt es nun ob, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Seitdem ist nach Verona ein Mann gekommen, der von fürstlichem Geschlecht, und erlauchtem Namen dem Glanze eines großen Hauses, den Ehren einer hohen Stellung und der Aussicht auf die höchste in der Christenheit entsagte, um in Verona gleich dem geringsten der Söhne des heil. Ignatius von Loyola in Armuth und Gehorsam sein Noviziat zu machen, damit ihm, dem Fürsten, dem Cardinal und Freunde des Papstes, die Erlaubniß zum Eintritt in einen von der Welt so viel geschmähten und so tief gehaßten Orden zu Theil werde. Wenn etwas seine Gegner nicht nur in Verona sondern auch anderwärts beschämen, und wo nicht zum Schweigen doch zum Zweifel an der Gerechtigkeit ihrer Anklage bringen kann, so sind es Erscheinungen wie diese, die den Freunden des Ordens die Hoffnung geben, daß seine Zeit noch nicht vorüber ist. Daher wir denn auch nicht zweifeln, daß das Institut der Jesuiten in Verona neben so vielen andern Anstalten, die der Geist unserer Religion in dieser Stadt geschaffen, einen blühenden Fortgang haben werde.

Nach dieser in kurzen Umrissen gegebenen Uebersicht dessen,

was in der schönen Etschstadt für die Linderung der Noth und die Erziehung der Jugend in Werken leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit geschieht, können wir wohl nicht passender schließen, als mit der Erwähnung eines Festes, das alle Söhne Veronas, den Höchsten wie den Niedrigsten, in seiner gemeinsamen Lust vereinigt. Ein Hochzeitfest der Armuth, worin die Mildthätigkeit ihren Triumpf feiert, wo der Arme an festlich geschmückten Tafeln sitzt, und das Brod, das ihm die Barmherzigkeit reicht, mit Blumen und Lorbeer geschmückt, unter Sang und Klang im Feierzuge durch die Straßen der geschmückten Stadt getragen wird. Jedes Veroneser Kind wird nun wissen, wovon hier die Rede ist:

> **Trattasi di narrare in questo canto**
> **Del Gnocco Veronese il prisco vanto.**

Es ist das Nockerlfest, das hier alljährlich am letzten Freitage im Carneval gefeiert wird, und im guten Veroneser Deutsch Nockerlfreitag, Venerdì gnoccolare, zu hochdeutsch aber Festa dell'abbondanza ossia bacchanale detto de' Gnocchi heißt, also genannt nach den Nockerln einer kurzbeinigten Species von Nudeln oder Maccheronis schweren Calibers, die dabei die Hauptrolle spielen. Es ist eines von jenen Volksfesten aus den merry days of old, das sich durch die Sündfluth der Revolutionen in die festarme Nüchternheit der prosaischen „Jetztzeit" mit heiler Haut hinüber salvirt hat, und in jüngster Zeit unter allgemeinem Jubel wieder mit neuem Glanze durch den Schutz des Podestas Giov. Orti Manara begangen wird. Der Ursprung dieses Almosenfestes verliert sich wie der Nil und die Erbauung Roms in Dunkelheit. Bei dem Mangel historischer Nachrichten und urkundlicher Documente hat das scrupulöse und streitlustige Geschlecht italienischer Archäologen sich dieser beunruhigenden Sache angenommen. Wie gewöhnlich haben die würdigen Gelehrten mit der Ueberlieferung, als einer redseligen Alten, die gar vieles erzähle, aber kein allzugetreues Gedächtniß habe, einen Hader angefangen. Wenn sie die Feier auch nicht gerade direct von den alten Cerealien, Florealien, Robigalien, Saturnalien, Bacchanalien, Faunalien und verschiedenen andern Pagan-Alien ableiten, so setzen sie seinen Ursprung doch ziemlich hoch in die Olimszeit hinauf. Nun berichtet der Veroneser Chronist Dalla Corte: Anno 1530 — 31 seyen harte Zeitläufte für Stadt und Land gewesen. Unter unaufhörlichem Regen sey die Etsch schreckbar ausgetreten, habe die Dämme zerstört und arge Verwüstungen angerichtet. Zu der Wassernoth sey auch die Kriegsnoth gekommen und das Land in den Händeln Karls V. und Franz I. von den Fremden geplündert worden. So sey denn eine große Theurung

entstanden, mit dem Wasser hätten Bettler in großen Schaaren die gute Stadt überschwemmt, und die Bäcker, der Theurung der Frucht wegen, nimmer backen wollen und das Brod in gutem Verschluß gehalten. Da traten die Bürger, zum Besten des armen nothleidenden Volkes, zusammen. Sie bewilligten Prämien für die Einfuhr des Getreides und nahmen bei dem monte de pietà (dem Pfandhause) und sonst bei Kaufleuten Geld auf, wodurch sie in der That das Uebel einschränkten. Allein 1531, 28. Juni, brach der Sturm aufs neue los. Die Bettler und das niedere Volk rottirten sich zusammen zu einer Emeute, sie wollten keine Charte Verité aber Brod, und stürmten deßhalb die Läden der Bäcker, welche sie als die Hauptverräther und Urheber des Uebels ansahen. Mit dem gestillten Hunger scheint sich indessen auch der Kampfmuth der Tumultuanten beruhigt zu haben. Hier aber ist es, wo die mündliche Ueberlieferung den Faden der Erzählung des Chronisten aufgreifend, also fortfährt: „in selbiger Zeit gemeinen Aufruhres des armen, hungerleidenden Volkes war es ein guter Bürger dieser Stadt, der Doctor Tommaso da Vico, der das Meiste zur Beschwichtigung der Empörung durch einen klugen Einfall beitrug. Er ließ nämlich denen von S. Zeno, die die Aermsten waren, und daher auch wohl den größten Zorn gegen die Bäcker und das meiste Verlangen nach ihrem Brode bezeigten, Lebensmittel, und namentlich Nockerln nach ihrer Nothdurft austheilen. Dieß hatte den augenscheinlichsten Erfolg für die Beschwichtigung ihrer Wuth. Zum Andenken aber an den guten Ausgang seines klugen Einfalls, wodurch diese Stadt vor größerem Schaden von Seiten der Hungerrevolution behütet wurde, und weil er sonst es mit den Armen wohl meinte, verfügte der gute Doctor, ehe er starb, letztwillig: daß alljährlich am letzten Freitage des Karnevals den armen Leuten von S. Zeno öffentlich und feierlich Nockerln und Brod und Butter und Käse und andere Lebensmittel als Almosen sollen gereicht werden. Zu Bestreitung der Kosten für dies Werk der Mildthätigkeit wieß er bestimmte, ihm gehörige Güter für alle Zeiten an. Wie der gute Mann verordnet, so geschah es auch richtig am Nockerlsfreitag, und dafür wurde aus Dankbarkeit sein Bild bei S. Zeno aufgestellt. Mit den für das Fest gestifteten Gütern jedoch trat im Laufe der Zeit eine Veränderung ein. Einige meinen, es habe den mächtigen Herren von Venedig nicht mit ihrer Würde verträglich geschienen, daß auf diese Weise durch ein jährliches Fest die Erinnerung daran erhalten würde, wie durch die Klugheit und Mildthätigkeit eines Bürgers ein Volksaufruhr sey gestillt worden. Andere dagegen halten dafür, in den harten Kriegszeiten habe sich in den Schatzkammern der Republik auch einmal das Geld in einen weißen Raben verwandelt,

und zu dem Ende hätte die hohe Signoria die Nockerl-Hinterlassenschaft des Doct. Tommaso da Vico zum Besten des Vaterlandes incammerirt. Allein, da die stolze Meerkönigin die armen Leute von S. Zeno, wie billig, nicht ohne Entschädigung habe des Ihrigen berauben wollen, so habe sie zur Spendung jenes Almosens den Ertrag des Eingangszolles von Kastanien und Oliven in einem jährlichen Betrage von circa 9000 L. dafür angewiesen, und zugleich ihren Statthaltern geboten, dem Feste selbst, in allem Glanze ihrer Würde, beizuwohnen." So erzählt die Volkssage.

Gewiß aber ist einmal: daß der Doctor Tommaso da Vico seiner Zeit ein berühmter Arzt war, der gelehrte Bücher geschrieben und sich um die Armen durch seine Barmherzigkeit verdient gemacht; und noch steht seine Büste, von dem dankbaren Andenken geehrt, neben der Kirche S. Zeno, und sein Grabstein führt folgende Inschrift: Thomas Vicus philosoph. medicus et inter rarissimos praeclarus hic et in his se jussit claudi lapidibus, hoc asserens: SI VIXI RESURGAM anno MDXXXI.

Nicht minder gewiß auch ist, daß das Fest und sein Feierzug unter venetianischer Herrschaft viele Jahre mit all jener Pracht und majestätischen Herablassung gefeiert wurde, wie sie dem Charakter der Dogen jener Republik eigenthümlich waren. Es schmeichelte der Herrin an diesem Tage, da sie die Armen speiste, die Huldigung ihrer Unterthanen in Empfang zu nehmen. Wenn daher die Sanzenaten von Kopf bis zu Fuß in weißes mit rother Seide gesprenkeltes Linnen gekleidet und mit gleichem Barette erschienen, dann legte ihr Hauptmann auf die achtspännige Staatscarosse seiner Eccellenza eine von Blumen gewirkte Krone mit vergoldeten Blättern zum Zeichen ihres „fedel vassallaggio". Contractmäßig war auch der Zollempfänger angewiesen die Einkünfte von Oliven und Kastanien der Stadt zur festlichen Begehung der Almosenspendung jährlich zuzustellen.

Als zu Zeiten der cisalpinischen Republik, vergänglichen Andenkens, jener Eingangszoll, wahrscheinlich zum Besten anderer größerer Abgaben, aufgehoben wurde, übernahm das Aerar bis zum Jahr 1807 die Kosten; dann aber wieß der Vicekönig Eugen sie im Betrag von 4500 L. der Stadt zu. Und so hat sich denn das Fest glücklich bis auf den heutigen Tag mit seinem gutmüthigen Muthwillen und Jubel in alter Weise erhalten, und ist dem Armen wie dem Reichen ein gemeinsamer Freudentag. Noch gewährt es den ärmsten Familien von S. Zeno eine jährliche Unterstützung. Noch ziehen im herkömmlichen Costüme die Knaben von S. Zeno zu Roß, und die Camiscoitti und die Maccheroni und der ganze Maskenzug mit Sang und Klang wie

zu dem venetianische Statthaltern zum k. k. Delegaten, und laden ihn in ihrer Sprache ein, an der Armenspende theilzunehmen, und die Nockerl auf dem S. Zenoplatze zu kosten. In dem Zuge fährt noch der alte von Ochsen gezogene Wagen, der Abbondanza, und wirft weißes Brod unter das jubelnde Volk. Noch muß nach alter Sitte der Delegat in seiner Staatsuniform den Palco zu S. Zeno besteigen, wo der Hauptmann der Maccheroni zu ihm heranreitet auf einem all'eroico aufgezäumten Esel, und ihm die Nokerl hinreichend, ihr Lob in istile maccheronico con voce pulcinellesca verkündet. Auch der gute alte Doctor Tommaso da Vico erscheint in seiner alten Tracht von einem ehrenvollem Gefolge umgeben. Vor seinem Bildnisse zu St. Zeno stehen geschmükte Tafeln, an denen die Armen bedient werden. Ein großer Mund speit dort Brod, und aus einer Quelle sprudelt Wein. Den Armen aber von S. Zeno wird dem Herkommen gemäß die vorgeschriebene Spende ausgetheilt. Viele Tausende kleine Brode werden dazu auf Kosten der Stadt gebacken. In langen Zügen, wie bei römischen Triumphen, ziehen die Männer, Brod und Wein tragend, mit Blumen und Lorbern geschmückt. Zum Zeichen, daß es ein Volksfest sey, muß der Delegat die üblichen Formeln nicht in der vornehmen Lingua toscana, sondern in der Venetianer oder Sanzenate sprechen.

In den letzten Jahren, wo die Liebe zu diesem alten Brauche wieder aufs neue erwacht ist, hat sich der Festzug bedeutend erweitert, die meisten Zünfte und viele von der Kaufmannschaft haben sich ihm angeschlossen. Im Fastnachtschmuck wirft jedes Handwerk, von vier- und sechsspännigen, durch Pferde und Ochsen gezogenen Wagen, die ihm in Ueberfluß von Gott verliehenen Gaben an diesem Tage des Almosens unter das Volk. Daß die Poesie dabei nicht stumm sey, versteht sich von selbst; denn zwischen Nockerln, Mandeln und Rosinen, Feigen und Würsten u. s. w. regnet es von den Festwagen auch Sonette und Stanzen, Terzinen und Sestinen zu Ehren der Gnocchi. Möge darum die alte Dea Abuntia, die Dame Abondance, wie die Franzosen sie nannten, und der mildthätige Geist des Tommaso da Vico noch lange in ungetrübter Freude ihren Festzug durch die blüthenreiche Stadt halten, die das Speisen der Hungerigen zu einem poetischen Volksfeste umgestaltet. Wer übrigens das Nähere über die jüngstverflossene Feier wissen will, kann eine lebendige Beschreibung davon in dem „Ausland“ nachlesen.

LXIV.

Ueber den Frieden des Protestantismus mit der Kirche.

Drittes Antwortschreiben an den Herrn Verfasser der Schrift: Kleiner Beitrag zur Berichtigung eines großen Mißverständnisses. Hannover 1839.

Hochgeehrtester Herr!

Sie haben nach unsern beiden letzten Briefen ein Recht, uns zu fragen: ob denn gar keine Hoffnung eines Friedens sey, und ob ein solcher nicht zu Stande kommen könne, ohne daß wir die Kirche, oder die von ihr Getrennten von vorn herein ihren Glauben aufgeben müßten?

Wir werden Ihnen auf diese Frage mit derselben Offenheit unsre Friedensvorschläge entwickeln, mit der wir die Ihrigen bestimmt und entschieden zurückgewiesen haben.

Zuvörderst können wir die Frage, wie wir sie so eben gestellt, — ohne weiters bejahen. Freilich ist jeder äußere Friede nur die Frucht und das Resultat des innern. — Wenn dieß ist, so wäre der sicherste Weg zum Frieden, die Vereinigung der getrennten Confessionen mit der Kirche, — ein Ziel, welches bekanntlich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts durch unzählige Colloquia versucht und nicht erreicht wurde. — Damals galt überhaupt, wenigstens in der Gesetzgebung des Reiches, die Ansicht, daß der Zustand der Trennung nur ein unnatürlicher provisorischer, sobald als möglich wieder aufzuhebender sey. — Es ist Ihnen und uns unbenommen, dasselbe zu fühlen und zu denken, wir können aber beiderseits darauf den Frieden nicht gründen wollen. Denn gerade das ist die Aufgabe: zu wissen, wie wir uns während

der Trennung und bis zur Vereinigung zu verhalten haben, um uns gegenseitig das Leben möglichst wenig zu verbittern?

Stellen wir also, zuvörderst ohne alle Rücksicht auf Staat und Regierung, die Frage? wie soll und wie kann sich der Katholik im gewöhnlichen Leben und in den allgemein menschlichen Beziehungen zu seinen Mitmenschen verhalten, die nicht seines Glaubens sind? —

Wäre das unsre Lehre und Ansicht, was Sie, hochgeehrtester Herr, in mehreren Stellen Ihres „kleinen Beitrags“ uns unvermerkt unterzuschieben suchen, — wäre wirklich unsre und der Kirche Absicht darauf gerichtet: — hochmüthige Verachtung der Irrenden und Haß, Erbitterung und Verfolgung zu predigen, oder, wo möglich, aufs Neue einen Religionskrieg zu entzünden, — dann wäre freilich alles Gerede von Frieden entweder Falschheit oder eitel verlorne Mühe. — Fast dasselbe möchte gelten, wenn wir jeden, der Protestant heißt, wie er steht und geht, ohne weiters für dem höllischen Feuer verfallen erklärten.

Letzteres, um davon zuerst zu reden, ist aber, wie wir in jedem unserer Briefe so deutlich als irgend möglich zu erklären Sorge getragen haben, unsre An- und Absicht keineswegs. — Wir haben Ihnen die betreffende Stelle des römischen Katechismus, — eine nicht abzulehnende Autorität, — angeführt, wonach nicht derjenige, der überhaupt in Glaubenssachen irrt ein Ketzer ist, sondern der, welcher hartnäckig und aus irgend einem bösen Grunde die Kirche nicht hört. Erlauben Sie uns jetzt, Ihnen wiederum ein Wort von Fr. v. Schlegel zu citiren, welches Ihnen vielleicht besser gefallen wird, als der Christianismus vagus. — Er sagt: Man soll jeden Protestanten für einen künftigen Katholiken ansehen und danach behandeln.

Wenn sich der Katholik einem Gegner der Kirche gegenüber befindet und diesen Gedanken Schlegels festhält, so wird er freilich auch, weil er die Wahrheit liebt, und schuldig ist sie zu sagen, mit Entschiedenheit, ja vielleicht mit Schärfe die Irrthümer, die der andere vorbringt, widerlegen, dem Wi-

derſprechenden ſeine etwaige ſündliche Richtung lebhaft und ſelbſt ſchonungslos vorhalten, um ihn zur Umkehr zu bewegen und zur Beſinnung zu bringen, aber er wird nicht unverſöhnlich ſeyn, er wird den, der ſo unglücklich iſt, mit oder ohne Schuld außerhalb der Wahrheit zu ſtehen nicht perſönlich haſſen, er wird nicht mit Luther ſagen: „Ich mag nimmermehr in Ewigkeit mit ihnen verſöhnt werden oder Gemeinſchaft haben.“ — Er wird, ſo lange es möglich iſt, an die bona fides des Gegners glauben, er wird von ganzer Seele und aus dem innerſten Herzen wünſchen, daß der Andere nicht mit einer Lüge gegen den heiligen Geiſt in die Ewigkeit gehe, weil dieſe ihn allerdings dem zweiten Tode Preis geben würde. Die ewige Pein iſt ein ſo furchtbarer Gedanke, daß es recht eigentlich teufliſch wäre, den entgegengeſetzten Wunſch zu hegen. Im Leben iſt uns derſelbe bis jetzt noch nicht vorgekommen; der k. preuß. Romanſchreiber und Referendarius Wilhelm Häring, ſoll ihn jedoch in einem ſeiner literariſchen Producte einer katholiſchen Aebtiſſin in den Mund legen, um dem Publikum der Leihbibliotheken, wie König Friedrich Wilhelm I. den Lehrern ſeines Sohnes befahl: „vor die katholiſche Religion einen Abſcheu zu machen.“

Auf dem angegebenen Wege, wird es nun dem Katholiken möglich, einerſeits unerſchütterlich an der ſtrengen dogmatiſchen Beſtimmung der Kirche feſtzuhalten, andrerſeits gegen ſeinen irrenden Bruder, im Leben und in der Anwendung, ein Maaß der Milde an den Tag zu legen, wovon viele der Ihrigen, die die Toleranz auf den Lippen, aber die Galle des Haſſes im Herzen tragen, keinen Begriff haben. —

Allerdings kommen Fälle vor, wo es eine unwahre Grimaſſe ſeyn würde, wollte man die Präſumtion der bona fides und des ſchuldloſen Irrthums, — unzweideutigen Anzeigen des Haſſes, der Wuth, und der Lüge gegenüber, — feſthalten. — Aber auch in Beziehung auf Unglückliche ſolcher Art darf nie vergeſſen werden, daß die Barmherzigkeit Gottes unendlich iſt, und daß die Hoffnung der Möglichkeit einer Be-

46 *

kehrung so weit reicht, wie der letzte Hauch des Lebens. — Ein Augenblick wahrer Reue, und der aus Liebe zu Gott gefaßte, innere Entschluß: der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn es jemals noch möglich wäre, kann ja den größten Sünder selbst unmittelbar vor den Pforten des Todes retten, wenn gleich aus nahe liegenden Gründen Niemand in frevelhaftem Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit der Stimme des heiligen Geistes in seinen gesunden Tagen widerstreiten, und seine Bekehrung bis auf seine Todesstunde verschieben darf.

Die Frage: wie sich der Katholik gegenüber dem verschuldeter oder unverschuldeterweise Irrenden zu verhalten habe, ist demnach vom Standpunkte der Gerechtigkeit, der Liebe und der christlichen Klugheit aus zu beantworten.

In der erstgenannten Hinsicht versteht es sich von selbst, daß Niemand auf den Grund und unter dem Vorwande des Irrglaubens seinem Nächsten an Leib, Leben oder Gütern Schaden zufügen darf. — Was die christliche Liebe verlangt, in welcher die Gerechtigkeit mit begriffen ist, sagt unter Andern, damit wir Ihnen wiederum eine nicht zu bestreitende Autorität citiren, der römische Katechismus (Th. IV. Hauptst. V.). Auf die Frage: „Giebt es auf dieser Welt eine Gattung von Menschen, für die man nicht zu Gott bitten darf"? — lautet die Antwort: „Man muß für Alle beten, ohne Rücksicht auf Feindschaft, auf Religion, auf Nation; denn auch der Feind, der Fremdling und der Ungläubige ist dennoch unser Nächster. Und da wir diesen nach dem Befehle Gottes lieben sollen, so folgt, daß wir auch für ihn beten sollen, welches eine Pflicht der Liebe ist. Dahin beziehen sich jene Worte des Apostels (1. Tim. 2, 1.): „„Ich ermahne euch für alle Menschen zu beten"". — In diesem Gebete soll man zuerst um das bitten, was das Heil der Seele, und dann erst, was das Wohl des Körpers betrifft".

Freilich macht auf der andern Seite die Kirche ihren Gliedern diejenige Vorsicht im Umgange mit Irrgläubigen zur Pflicht, die unleugbar in der Natur der Sache liegt. —

Niemand soll sich in Verhältnisse mit ihnen einlassen, die auf die Dauer seines eigenen Glaubens Kraft und Frische gefährden würden. — Diese Vorschrift wird freilich die Ehe mit Nichtkatholiken widerrathen, aber nicht alle Menschen verschiedenen Geschlechts, die in einem Lande, in einer Stadt, in einer Straße zusammen wohnen, werden deshalb auch wohl thun, sich zu heirathen. Wenn in tausend Fällen die Verschiedenheit des Alters, Standes, Vermögens, der Bildung und des Geschmacks, — eine innige Verbindung ausschließt, warum sollte nicht auch der allerwichtigste aller Unterschiede, der der Religion, eine billige Rücksicht verdienen?

Ferner giebt es Personen genug, von denen sich Jeder, der den Frieden liebt, auch aus andern als religiösen Gründen, so fern als möglich halten wird. — Niemand ist gehalten, im Leben diejenigen aufzusuchen, die in wichtigen Dingen Das, was er liebt, mit erbittertem Hasse verfolgen und beschimpfen. — Man kann Gott bitten, daß er sie erleuchte und ihnen verzeihe, und soll ihr Urtheil über ihr ewiges Heil dem Richter des Leibes und der Seele anheimstellen, aber wir wollen keinen Katholiken verpflichten, sich mit Knipperdolling, Kromwell, Flacius Illyricus oder ihren heutigen Gegenbildern in Berlin und anderswo, länger als es unumgänglich nothwendig ist, zu gleicher Zeit, in einem und demselben Gemache aufzuhalten, und Niemand tadeln, der, eingedenk der Warnung des Apostels, jede Berührung mit solchen Geistern, so lange er nicht durch überlegene Gewalt dazu genöthigt wird, zu vermeiden sucht. — Glücklicherweise gehören aber dergleichen unerfreuliche Erscheinungen, wie die eben genannten, innerhalb des heutigen Protestantismus, zur Minorität und werden außerhalb der Prediger=, Schriftsteller= und Gelehrtenwelt nur höchst selten angetroffen. — Mit den heutigen Protestanten, wie sie der größten Mehrheit nach in Deutschland sind, ist bei einiger Haltung und Klugheit von beiden Seiten ein ungestörtes, ja selbst ein freundliches Zusammenleben, ein Austausch von Diensten und Gegendiensten,

wie sie das bürgerliche und nachbarliche Leben verlangt, an und für sich nicht unmöglich, und es wäre ein Unglück, wenn dieß in manchen Theilen unseres Vaterlandes oder überall auf die Dauer anders werden sollte. — Das Geheimniß dieses guten Vernehmens im geselligen und Privatleben liegt aber hier, wie in so vielen andern Fällen, einfach darin: daß beide Theile wechselsweise vermeiden, sich in die Angelegenheiten des Andern, in Hinsicht welcher beide verschiedener Ansicht sind, einzumischen, und daß hier Jeder den Andern, innerhalb seiner Sphäre und so lange er uns nicht zu nahe tritt, ruhig gewähren und walten läßt, ihm auch unsern Rath, unsre Warnung, unsre Belehrung nicht, wie die Colporteurs der pietistischen Tractätlein in Berlin, aufdringt, sondern wartet, bis er uns darum frägt.

Freilich wird, in Deutschland, wo der Boden von dem in beinahe hundertjährigem Religionskriege vergossenen Blute gedüngt ist, nicht das Unmögliche verlangt werden können. — Die religiöse Controverse in Schrift und Lehre wird fortdauern; — sie wird das Privat- und Familienleben mehr oder minder berühren, — dieß ist ein Uebelstand, der mit der Religionsspaltung von selbst gegeben ist. Ist dieß ein Unglück, so ist es nur die unvermeidlich nothwendige Folge eines andern noch größern. — Darum ist noch kein Religionskrieg und keine Staatsumwälzung zu fürchten. Aber falls man in Verblendung die Schmähung des einen Theiles erlauben, und unter dem Vorwande, daß der Friede bedroht sey, dem Angegriffenen das Wort verbieten würde, dann allerdings wären die Folgen eines solchen Pacificationsversuches in keiner Weise zu berechnen.

Lassen Sie, hochgeehrtester Herr! nunmehr auch uns über die allerdings immer bedrohlicher hereinbrechende Störung des Friedens „aufrichtig und ernst, doch ohne Bitterkeit reden“. — Wir, die wir uns im deutschen Vaterlande einigermaaßen umgesehen und uns dabei nicht bloß auf die Salons in ein paar Hauptstädten beschränkt haben, glauben mit

Zuversicht von folgender Thatsache ausgehen zu können: von einem erbitterten Hasse der katholischen gegen die protestantische Bevölkerung ist nicht die Rede; auch unter den Protestanten sind es immer nur einzelne Wenige (meistentheils Augendiener der Gewalt, — oder umgekehrt solche, die gerne als Volksführer eine Rolle spielen möchten), die anders denken; und auch diese haben sich zu einem eigentlichen Fanatismus erst mit Bewußtseyn und Absicht emporstacheln müssen. In den Massen ist, selbst heute noch, kein Haß der andersgläubigen Individuen, und die verschieden denkenden Fractionen der Bevölkerung, rein als solche betrachtet, könnten und würden, ohne indifferent zu seyn, dennoch ruhig und friedlich, wie in Holland oder England, neben einander leben.

Worin liegt also der Grund der Unruhe, Spannung und Gährung, die sich heute nicht bloß in allen katholischen Provinzen des preußischen Staates, sondern eben sowohl unter jenen Protestanten äußert, die, wie die Lutheraner in Schlesien, auch mit Eifer und Ueberzeugung an ihren alten symbolischen Schriften festhalten? —

Auch Sie, verehrtester Herr! haben Sich, wie es scheint, trotz Ihres helleren Verstandes, ein Mährchen aufreden lassen, welches bei manchen beschränkten Köpfen der Hauptstadt Ihres Vaterlandes großes Glück gemacht. — Sie geben (Kleiner Beitrag S. 71 u. f. f.) nicht undeutlich zu verstehen, es sey die Absicht der „Eifrigen" — unter den Katholiken, die alsbald das Wort genommen, auf die Empörung und Umwälzung, zuerst von Preußen, dann der übrigen Welt, zuletzt aber auf Einführung der Constitution von Paraguai gerichtet. — Dies also wäre der Plan der großen „irländisch-, belgisch-, französisch-, rheinisch-, westphälisch-, bayerisch-, österreich-, römisch-hierarchischen Verschwörung! Seitdem zum Schutze des so arg bedroheten preußischen Staats den drei Berliner politischen Zeitungen es nachgesehen wurde, diese Anklagen immer specieller zu articuliren, haben sie dieselben unlängst sogar gegen einige Gelehrte gerichtet, die, nachdem sie auf den Grund

der allgemeinen Gewissensfreiheit und Toleranz vorlängst zur katholischen Kirche zurückgekehrt, das, was sie in Preußen lange Jahre vergebens gesucht, endlich im katholischen Auslande gefunden haben: — eine Stellung im Staatsdienste, bei welcher ihnen ihre Religion nicht zum Vorwurfe gereichte. Endlich sey es entdeckt: diese seyen die eigentliche Wurzel und treibende Feder der neuen geistigen Bewegung, die seit mehreren Jahren durch alle katholischen Lande Europas geht. Wir haben darauf nichts zu sagen, als daß diese Erklärung eines welthistorischen Phänomens der geistigen Gaben Derer, die sie aufgestellt, vollkommen würdig ist. —

Wenn die historisch-politischen Blätter die Ehre genossen haben, für eins der wichtigsten Organe jener großen Verschwörung genommen zu werden, so wird Ihnen, hochgeehrtester Herr, unsere Ansicht der Sache, da wir nach der Consequenz eben jener Fiction doch jedenfalls gut unterrichtet seyn müssen, nicht ganz ohne Interesse seyn. Wenden Sie Ihren „vielvermögenden Einfluß“ dahin an, daß die Herren von der hohen Polizei, dieser unserer ehrerbietigen Explication vielleicht einige flüchtige Augenblicke widmen. Sie verdient wenigstens eben so viel Aufmerksamkeit als die Berichte geheimer Agenten. — Denn leider ist die geheime Polizei — wenn Sie uns die beiläufige Bemerkung nicht verübeln wollen, — das allersicherste Mittel: die Leiter der Verwaltung, wenn diese nicht ganz frei von confessionellen und andern Vorurtheilen und ganz leidenschaftslos dastehen, in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß sie den Wald vor Bäumen und den Abgrund zu ihren Füßen nicht mehr sehen.

Kehren wir also zu der oben aufgestellten Frage zurück: worin liegt, da die berühmte Verschwörung zusammt der Propaganda ein Märchen ist, woran ein Rheinwald und Consorten, nicht aber denkende Männer wie Sie, heute noch glauben mögen; und da die im Glauben getrennten Massen der Bevölkerung es nicht besser wünschen, als ungestört in ihrem Glauben aber auch friedlich neben einander leben zu kön-

nen, — worin liegt sonst der Grund des Uebels, das in immer deutlichern Symptomen seine Anwesenheit verräth? —

Erlauben Sie uns unsre Ueberzeugung mit einem Worte auszusprechen. Es liegt in der von Grund aus falschen Stellung der Staatsgewalt zur Religion und Kirche überhaupt, und zur katholischen insbesondere.

Diese falsche Stellung beruht, wo sie im heutigen Europa vorkömmt, theils auf einer falschen Theorie von der Pflicht und dem Zwecke der Staatsgewalt, wonach es die Aufgabe der letztern seyn soll, direct oder indirect die Kirche zu regieren; — theils auf der moralischen Krankheit des Katholikenhasses, die gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse steigt und fällt, wie die Furcht vor der Revolution; — theils endlich auf der seltsamen und sich in ihrem Begriffe widersprechenden, nichts destoweniger aber und dennoch sehr reellen und als unläugbares Factum vorkommenden Erscheinung des protestantisch-indifferentistischen Proselytismus. Ob die eine oder die andere der hier genannten Ursachen der Verstimmung, oder ob alle drei gleichmäßig in Preußen wirken, — diese Fragen wollen wir Ihrem erleuchteten und sachkundigen Ermessen zur Beantwortung anheim geben. — Unser Zweck ist es nicht, weder einen Anklageact gegen die preußische Regierung, noch eine Abhandlung über das richtige Verhältniß zwischen Staat und Kirche in unserm Jahrhundert zu schreiben. — Aber wir möchten Sie bitten, Sich einmal in einer müßigen Viertelstunde ohne alle Beziehung auf Preußen und bloß aus theoretischem Interesse, eine von Katholikenhaß und Proselytismus völlig freie, protestantische Regierung zu denken, die ungefähr in folgender Weise raisonnirte:

„Die Hälfte meiner Unterthanen beinahe ist dem katholischen Glauben zugethan. Es waltet, zumal in heutiger Zeit, wo die Opposition gegen die fürstliche Herrschaft in der Atmosphäre liegt, die nähere oder entferntere Gefahr, oder wenigstens die Möglichkeit einer solchen ob: daß meine katholi-

schen Unterthanen sich von mir, ihrer andersgläubigen Herrschaft abwenden und zu andern katholischen Regierungen hingezogen fühlen, oder gar der revolutionären Strömung des Zeitgeistes in die Arme werfen könnten. Um diesem möglichen Uebel zu entgehen, hat man, auf den Grund jenes Staatsrechts, dessen Gründer Hobbes und Spinoza sind, unter dem Namen und Vorwande des Jus circa sacra die gesammte Regierung der Kirche in die Hände der weltlichen Regierung zu bringen gesucht, und dadurch denselben Zustand herbeigeführt, der heute bittere Früchte zu tragen beginnt. — Nun ist es mein Beruf nicht, weder die Katholiken zu meinem Glauben zu bekehren, noch sie aufzuklären. Ich habe kraft der bestehenden Verträge dazu nicht das Recht und, abgesehen davon, nicht die Mittel. — Ich will also das Gegentheil von dem thun, was die falsche Theorie lehrt und mich damit begnügen, zu fordern: daß meine katholischen Unterthanen pünktlich ihre Steuern bezahlen und ihre Militärpflicht leisten. — In ihre religiösen und kirchlichen Angelegenheiten will ich mich nicht mischen; sie stehen in dieser Beziehung unter ihren eigenen Autoritäten, dem Papste und ihren Bischöfen, — welche thun mögen, was ihres Amtes ist. Ich will davon so wenig, wie früher von den innern Verhältnissen der Judenschaft Notiz nehmen. — Sie sollen dieß unter sich ausmachen. Das Eigenthum der Kirche will ich heilig halten und ihr ohne Gefährde die Dotationen zukommen lassen, die ihr als Entschädigung für früher Genommenes versprochen sind. Fordert man eine weitere Thätigkeit meines weltlichen Armes für die Kirche, so werde ich in jedem einzelnen Falle thun, was meinem Interesse am angemessensten ist. — Jedenfalls erheischt dasselbe, daß ich mit der äußersten Sorgfalt selbst den Schein vermeide, als wollte ich auch nur indirect der kirchlichen Freiheit meiner katholischen Unterthanen zu nahe treten. — Dieß würde eine stille Feindschaft, eine Opposition der öffentlichen Meinung gegen mich erzeugen, der ich gerade zuvorkommen will. Daß die Ka-

tholiken mich für diese ihnen versprochene und redlich gehaltene Freiheit lieben werden, ist wahrscheinlich, im entgegengesetzten Falle das Gegentheil gewiß. Diejenigen, die verschiedenen Glaubens sind, werden zwar immer controvertiren, aber beide Theile werden keine politisch gefährliche Erbitterung gegen einander hegen können, da ich mich wohl hüten werde, das Schwert der Gewalt in die Schaale des Einen oder Andern zu legen. Wer dennoch gegen mich conspirirt oder zum Abfall und zur Empörung auffordert, da ich mich auf meinem weltlichen Gebiete und in meinem guten Rechte befinde, der ist ein Rebell. Ich werde ihm den Proceß machen lassen und ihn, ohne Ansehen der Person, nach der Strenge der Gesetze bestrafen".

Wie weit wohl ein Herr, der also dächte und handelte, mit diesem Systeme käme? — Wir sind der Ansicht, daß er weiter reichte, als mit dem entgegengesetzten. Insbesondere glauben wir nicht, daß jetzt die Saison zur Creirung neuer Staatskirchen sey, selbst wenn man sie auf den Indifferentismus gründen wollte. — Sollten Sie, was wir nicht fürchten mögen, in diesem Punkte anderer Meinung seyn, so wollen wir uns darüber nicht weiter veruneinigen. Die Erfahrung und die Geschichte wird Richterin seyn zwischen uns. — Wir haben den Vorgang Friedrichs des Großen für uns; — obwohl er dieser Theorie im praktischen Leben keineswegs durchgängig und gewissenhaft treu gewesen, so ist dennoch im Großen und Ganzen das oben geschilderte System das seinige. — Daß wir zu den unbedingten Bewunderern des Philosophen von Sanssouci gehören, behaupten wir nicht, und Sie glauben uns dieß wohl auf unser bloßes Wort; was wir aber behaupten, ist: daß Preußens Friedrich seinen Staat vom nahe bevorstehenden Untergange gerettet habe, und daß er folglich auch ein großer Staatsmann, ja, daß er mindestens eben so geschickt gewesen sey, wie die drei Herren Minister, deren Namen wir unter dem Manifest erblicken, welches der

staunenden Welt verkündigte, daß der Herr Erzbischof von Köln in Folge eines entgegengesetzten Systems verhaftet sey.

Als in fremden Landen die erste vorläufige Kunde von jenem Acte erscholl, den, menschlichem Dafürhalten nach, dereinst die Nachwelt welthistorisch nennen wird, haben die treuesten Anhänger Preußens und der monarchischen Ordnung in Europa dem, damals noch unbestimmten Gerüchte, als einer böswilligen und tiefgehässigen Verleumdung einer gerechten Regierung widersprochen, die besser im Stande sey, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, als ihre Gegner zu glauben schienen. Diejenigen, die hell aufjubelten, hatten seit 1819 nicht für die Freunde des monarchischen Princips in Preußen gegolten.

Ueber alles Nachfolgende Ihnen unsern Kummer auszudrücken, lohnt, nach Allem was seit dem 20. Nov. 1837 geschehen, heute nicht mehr der Mühe. Auch aus dieser Richtung muß die Zeit unerbittlich alle, auch die letzten Consequenzen ziehen; deshalb raubt Gott denen, die ohne es zu wissen, mit der Vollziehung seiner Rathschlüsse beschäftigt sind, das Bewußtseyn der centnerschweren Bedeutung ihres Beginnens, und giebt sie den Gelüsten ihres Herzens hin. Von solchen Zuständen gilt dann das Wort des Propheten: Videbitis in quem transfixistis! —

Gewiß haben Sie, verehrtester Herr, oftmals schon auf der langen Brücke in Berlin die vier Gefesselten zu den Füßen der Reiterstatue des „großen“ Kurfürsten betrachtet. — Der königl. preuß. Hofrath, Dr. Friedr. Förster, — der bei hohen Geburtstagen gewöhnlich die obligate Poesie in den Lokalblättern macht, und dessen Geschichtschreibung ungefähr auf der Höhe seiner poetischen Leistungen steht, — hat im Jahre 1829 unter königl. preuß. Censur in seiner „Runde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht zu Berlin“ das Nationale der oben bezeichneten geschlossenen Gesellschaft gegeben. — Der erste ist der Obscurant, der zweite der Revolutionär, der

dritte der malkontente Aristokrat, „gewiß der gefährlichste Gast im Staat“; (verzeihen Sie dem, vom lyrischen Schwunge übermannten, genialen Dichter des Preußenthums die unzarte Berührung mit dem Ellenbogen! im gemeinschaftlichen Sturme auf die Kirche kann es nicht so genau genommen werden, daß nicht auch der Nachbar einige Püffe hinnehmen müßte!)

Der vierte in Demuth zwar erscheint,
Im Herzen es aber tückisch meint.
— — — — — — — — — —
Gott Lob! in Preußen darf er nicht nisten!
Ihr seht ihn geschlossen hier, den Papisten.

Wenn daher, um in dem Bilde des höfischen Poeten fortzufahren (der doch nicht auch etwa bei jener großen Verschwörung betheiligt ist?), mehr als fünf Millionen dergleichen, — in Eisen und Bande geschlagener Individuen zu Zeiten mit ihren Ketten klirren, so wollen wir zugeben, daß ein unangenehmes Geräusch solcher Art zart gebildete Ohren widrig berühren mag. — Aber es giebt, unsers Erachtens, ein Mittel sich dagegen, gründlich zu sichern: man nehme ihnen die Fesseln ab und gebe ihnen die Freiheit.

Darauf läuft im Wesentlichen das hinaus, was wir, hochgeehrtester Herr! Ihnen von wegen des Friedens im Allgemeinen zu sagen haben.

Erlauben Sie uns jetzt noch ein Wort über die gemischten Ehen, von welchen unsere ganze Unterhaltung ausgegangen. Sie, hochgeehrtester Herr, haben zu viel Scharfsinn, als daß Sie glauben sollten der preußischen Regierung sey auf dem Punkte, wo heute die Sachen stehen, mit etwas Geist geholfen, den man über die „unendlich besprochene“ Materie macht. Wenn Sie (S. 15) „die gerühmte Folgerichtigkeit der katholischen Kirche nicht in den verschiedenen, über diesen Punkt gegebenen Bestimmungen finden“, wenn Sie „nicht begreifen, wie etwas zu gleicher Zeit von der Kirche verabscheut und doch nicht verboten wird, wie irgend ein Act ein

Sakrament seyn kann, während zugleich an eine, von dem Sakrament unabhängige Bedingung, die Entscheidung geknüpft seyn soll, ob die Kirche die Handlung segne, verfluche oder neutral zusehe," wenn Sie auf diese dogmatisch-kanonische Kritik gestützt, die Canones unserer Kirche einen „Wirrwarr, von Erlauben, Verdammen, Dulden und Protestiren" nennen, — so ist dieß Alles gewiß recht neu, frappant, witzig u. s. w., aber wir bedauern, Ihnen die unangenehme Wahrheit nicht vorenthalten zu dürfen, daß es auf keinen Katholiken, der seinen Katechismus kennt und nicht schon durch andere schädliche Einflüsse von seinem Glauben abwendig gemacht worden ist, den gewünschten Eindruck machen wird. Der gesunde Menschenverstand wird Ihnen entgegnen: daß der Fall, wo eine Autorität gewisse Handlungen zwar nicht absolut verbietet, aber, weil sie dieselben für gefährlich hält, sie nur unter gewissen Bedingungen gestattet, keineswegs bloß in der Kirche vorkomme, sondern sich allenthalben wiederhole, wo es eine befehlende, schützende oder erziehende Autorität gibt. — Wenn ein Vater seinem Sohne das Schwimmen verbietet, es sey denn an einem bestimmten, sichern Platze und unter Aufsicht des Schwimmlehrers, so liegt in diesem bedingten Gestatten genau dieselbe Mischung von Verbot und Erlaubniß, die Sie an unserm Kirchenrechte als eine Inconsequenz hervorzuheben sich die Mühe geben. Eben so wenig liegt darin ein Widerspruch, daß die Kirche der gemischten Ehe, wenn sie sonst in kirchlich gültiger Form eingegangen ist, — die Eigenschaft des Sakramentes nicht abspricht. — Der Katholik wird Ihnen darauf entgegnen: etwas Anderes sey die Frage nach dem Vorhandenseyn des Sakramentes, etwas Anderes die Würdigkeit dessen, der es empfängt. — Wenn Jemand mit einer Todsünde behaftet den Leib des Herrn genießt, so wird das Sacrament dadurch mit nichten geändert, — aber Jener, welcher unwürdig von dem Brode des Lebens aß, — genoß es nicht zum Heil, sondern zur Verdammung. — So kann die gemischte Ehe auch ein Sakrament seyn, aber die

Kirche kann mit dem größten Rechte demjenigen ihrer Kinder es zu empfangen verbieten, von dem sie weiß, daß er es unwürdig empfangen würde, was zuverläßig bei Jenem der Fall ist, der in die protestantische Erziehung der Kinder willigt. — Thut er es dennoch, so möge er es auf seine eigene Gefahr wagen, — die Kirche kann und darf ihm hierzu durch kein Gebet, durch keinen Segen, durch keinen rituellen Act irgend einer Art behülflich seyn oder ihm durch eben diese Mitwirkung in die Täuschung versetzen, als sey der Schritt, den er thut keine schwere Sünde. Wollen Sie endlich noch den Umstand als Inconsequenz hervorheben, daß der heil. Stuhl durch die Bulle vom 21. März 1830, dem Frieden der Familie zu Liebe, das Maaß seiner Milde erschöpft und die „allerdings erhebliche Concession gemacht hat: daß jene gemischten Ehen, die in den vier westlichen Bisthümern der preußischen Monarchie und ohne Beobachtung der Formen des Conciliums von Trident, auf eine sonst zu Recht bestehende Weise eingegangen würden, vor der Kirche nicht als Concubinat, sondern als matrimonium ratum angesehen werden sollten? — Wir scheuen uns, Ihnen diese Absicht unterzulegen, sie würde mit der im Beginn unserer Correspondenz aufgestellten günstigen Präsumtion streiten, und außerdem auf das Verfahren der königlich preußischen Regierung ein recht häßliches Licht werfen, was doch augenscheinlich Ihre Absicht nicht seyn kann. Denn die Frage stellt sich einfach so: Nach der Gesetzgebung des genannten ökumenischen Conzils ist jede Ehe nichtig, die nicht vor dem competenten katholischen Pfarrer und zweien Zeugen geschlossen ist. Die preußische Verwaltung erlaubte und begünstigte dagegen, wenn die Pfarrer Schwierigkeiten machten, die protestantische Trauung. Nach der Strenge des kirchlichen Rechts war eine also geschlossene Ehe null und nichtig, d. h. wenn wir auf die Anwendung sehen, falls der katholische Theil späterhin etwa von seinem Gewissen gedrängt, sich dem Beichtstuhle nahte, — so mußte der Pfarrer damit anfangen, ihm das Aufgeben seines Concu-

binats zur Pflicht zu machen. — Die preußische Regierung machte in ihren Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle den Nachtheil der Wirkungen dieser Strenge für den Frieden so vieler Ehen geltend, und der heilige Vater willigte ein, diese Ehen nicht als Concubinate sondern als Ehen zu betrachten, d. h. wenn sie, obwohl wider den Willen der Kirche geschlossen wären, so sollte fortan, trotz der Mißbilligung, doch nicht mehr ihre Auflösung zur Bedingung der Aussöhnung mit der Kirche gemacht werden. — Und diese Concession, welche die preußische Regierung selbst sollicitirt also doch wohl für möglich und mit der Consequenz des katholischen Systems vereinbar genommen hat, wie sie denn in der That auch nichts weniger als eine Billigung solcher Ehen enthält, diese soll jetzt listig zu einer Inconsequenz gestempelt werden? O pfui! Das kann wenigstens Ihre Absicht nicht seyn! — Da sie es aber nicht ist, — wäre es überhaupt nicht besser, wenn Sie Sich der Sorge für die Aufrechthaltung der katholischen Consequenz, — worin wir freilich eine geheime Neigung für unsere Sache recht gerne anerkennen wollen, — entschlagen und selbige dem Pabste und dem Kardinalscollegium überlassen wollten? als welche dazu, außer dem Berufe und der Uebung von Jahrhunderten, vor Allem eine genaue Kenntniß des Details der Dogmen wie der Canones mitbringen, die Ihnen hochgeehrtester Herr! gewiß auch, aber vielleicht nicht ganz in demselben Maaße beiwohnt.

Auf Ihre Einwendungen gegen die Consequenz unsers kirchlichen Systems, gründen Sie nun die Alternative für die Kirche: „entweder diese Ehen pure zu verbieten, oder sie ohne Weiteres zu statuiren und dem Gewissen eines jeden Betheiligten zu überlassen, was ihn angeht und was er zu verantworten hat"? — Wir können unser Erstaunen nicht bergen, einer solchen Argumentationsweise bei einem Manne zu begegnen, den wir — und gewiß mit großem Rechte! — bisher als feinen und scharfen Denker so hoch verehrten. — Um

uns jedoch nicht zu lange bei dem Streite über diese Zumüthung an die Kirche aufzuhalten, wollen wir Ihrem: Entweder — Oder, ein anderes, und vielleicht besser zu den Vordersätzen und der Lage der Sache passendes, gegenüberstellen. — Entweder die Staatsgewalt sage ehrlich und offen, wie in Rußland, wenn sie den Muth und die Macht dazu hat: alle Kinder aus gemischten Ehen sollen in der Staatsreligion erzogen werden; — oder, wenn sie durch Friedensschlüße und Tractaten sich verpflichtet bekennen muß, den Gliedern der Kirche dieselben Rechte zu gewähren, wie denen der getrennten Confessionen, so erkenne sie den Vertrag der Brautleute verschiedener Religion als rechtlich, gültig und bindend an. — Dann wird, wenn diese sich entschließen, alle künftigen Kinder im Glauben der Kirche erziehen zu lassen, — die Kirche ihrer Ehe auch den Segen nicht vorenthalten; — wenn nicht, so möge der Protestantismus nach seinem Ritus die Ceremonien vornehmen, die dem Bündnisse bürgerliche Gültigkeit und die Bedeutung einer Ehe geben. In jedem von beiden Fällen hat Niemand sich zu beklagen, — Niemand wird gezwungen oder in seinem Rechte vergewaltigt; weder die Brautleute, denn sie sind es, die auf ihre Gefahr den Vertrag schließen, — noch die eine oder andere kirchliche Gemeinschaft, denn jede segnet nur das Bündniß, was sie ihren Anforderungen gemäß geschlossen findet, und jede hat das Recht zu fordern, daß alle Kinder ihr angehören, — noch auch die Staatsgewalt, denn sie muß, wenn die Parität keine Lüge ist, die volle Freiheit gestatten, daß die Erwachsenen, wie die Kinder, aus ungemischten wie aus gemischten Ehen, mit gleicher Freiheit dem katholischen Glauben oder den Confessionen angehören; noch auch würde endlich, wie man häufig zu befürchten vorgegeben, auf diesem Wege die Zahl der wilden Ehen vermehrt, da die Brautleute in jedem Falle Gelegenheit haben, ihre Verbindung in gesetzlicher Weise, durch Trauung in der einen oder andern Kirchengemeinschaft, schließen zu können, wobei es selbst nicht einmal nö-

thig wäre, eine französische Civilehe zu schaffen. Daß aber dieses Auskunftsmittel keine Chimäre ist, beweist Holland, wo es in ganz ähnlicher Weise seit hundert Jahren gehalten worden, und bis auf den heutigen Tag jedwede Spur einer Reibung zwischen Kirche und Staatsgewalt in Betreff der gemischten Ehen vermieden, ja unmöglich gemacht ist. — Warum man aber in Preußen einen so breiten Ausweg nicht gewählt, der auf einen Schlag dem gesammten Streite vorgebeugt haben, ja auch heute den ganzen Hader stillen würde? — Wir wissen es wohl, aber wir wünschten, daß, ehe wir es sagen, es unserm loyalen und geistreichen Herrn Gegner gefallen möge, sich auf diese Frage rund und deutlich auszusprechen.

Außer dem, was Sie über die gemischten Ehen sagen, berühren Sie, gleichfalls nur im Vorbeigehen, einen speziellen Punkt: die Frage nämlich: wer jenes Schreiben des Bischofs von Trier an den Papst verfaßt habe, worauf sich späterhin die „Darlegung“ des Herrn Bunsen berief, um Zweifel gegen die Aechtheit des Widerrufs zu erregen, welcher sechs Wochen nach jenem Schreiben erfolgt war. — Der Zweck dieses, nunmehr in Ruhe gesetzten Diplomaten, bei jenem Versuche, das Bekanntwerden der wahren Sachlage zurückzuhalten, begreift sich leicht. Wurde zugegeben, daß der Bischof von Trier sich wirklich von der vielbesprochenen geheimen Convention losgesagt habe, so stand ja der Erzbischof von Köln nicht mehr, wie es die „Darlegung“ dem Publikum gerne glaublich gemacht hätte, allein mit seiner Weigerung, dem Ansinnen der Regierung gegenüber. — Grund genug, die Aechtheit des Widerrufes des Bischofs von Trier zu leugnen; — wider besseres Wissen ist hier außer Frage! — Abgesehen von Sittlichkeit, Recht und wahrer Klugheit, ist, nachdem der Schritt vom 20. November einmal gethan war, nichts consequenter und begreiflicher als diese Tactik. Aber was ist seitdem nicht Alles geschehen! — Der Papst hat gesprochen; er hat jene Convention für das erklärt, was sie von

Anfang an war, er hat jenes ganze Nest diplomatischer Kunststücke, die ihr vorausgingen und folgten, in der Staatsschrift vom 4. März 1838 offen vor den Augen aller Welt ausgebreitet; Herr Bunsen hat die Erlaubniß erhalten, in England seines Hauswesens zu warten, und es ist ihm selbst bei der Reise an diesen Ort der Muße, der Umweg über Berlin erspart worden; sämmtliche katholische Bischöfe in Preußen, bis auf Einen, haben sich offen und feierlich auf eine nicht mehr zu bezweifelnde Weise von dem, in jener berühmten Convention entwickelten Systeme losgesagt, es ist eine Menge von Actenstücken und einzelnen Thatsachen bekannt geworden, die niemals amtlich oder auch nur semioffiziell geleugnet sind, und deren einige, auch auf jenes oben erwähnte Schreiben des Bischofs von Trier ein ganz anderes Licht werfen, als die „Darlegung“ durchblicken zu lassen gerathen fand. — Und nach dem Allen wollen Sie heute noch die Fiction festhalten, wollen alle jene Umstände ignoriren, und Thatsachen, die Sie entweder zugeben oder bestimmt mit guten Gründen leugnen müßten, durch die weltmännisch-feine Andeutung unschädlich machen, daß Sie unbekannt mit dem Detail des wahren Verlaufes seyen! — Sie fragen uns: wie Sie wissen könnten, wer der Geheimschreiber des Prälaten gewesen? — Aber Sie begreifen leicht, daß wir Sie zur Antwort nur bitten dürften, Sich darüber bei dem Herrn Brüggemann des Nähern zu erkundigen, als welcher auf seiner diplomatischen Sendung gerade in Betreff des Bischofs von Trier höchst interessante Revelationen gemacht, und diese später durch die allgemeine Zeitung nicht widerrufen, sondern verifizirt hat. Aber wozu diese Erörterungen von beiden Seiten? Verständigen wir uns. Wir sind nicht solche Neulinge im Leben, daß wir die unbillige Forderung an Sie stellen sollten: Sie möchten, wie in der verkehrten Welt, Ihre Regierung vor allem Volke desavouiren. Wir halten es Ihnen zu Gute, daß Sie durch Ihre Reden wie durch Ihre Reticenzen die Dehors retten wollen, und versprechen Ihnen Alles, was Sie sonst noch über diesen Gegen-

stand äußern werden, einschließlich Ihrer etwaigen Protestationen gegen diese unsere Interpretation, in diesem Sinne verstehen und Ihr Gebahren nicht Ihrer Person, sondern den Verhältnissen zur Last legen zu wollen, die Sie achten müssen; — verlangen Sie dafür aber auch nicht von uns, daß wir es für möglich halten sollen: ein Mann von Ihrem Gefühle für Ehre und Wahrheit könne und wolle im Ernste die Weisheit und Gerechtigkeit aller der Proceduren vertreten, die von preußischen Behörden seit dem verhängnißvollen Abende des 20. Novembers gegen die katholische Kirche vorgenommen sind. — Freilich bleibt dann immer noch die Frage übrig: warum Sie Sich überhaupt auf dieses dornigte Feld begeben haben, wo heute wahrlich mit dem Berufen auf „Nichtwissen“ oder „Nichtglauben“ eben so wenig ausgerichtet ist, als mit dem geistreichen Effleuriren der wunden Flecke. Diese Schäden gehen zu tief, als daß sie mit weißer Salbe zu heilen wären, und wer hier ärztliche Hülfe leisten will, muß sich nicht scheuen, tief mit der Sonde in die Wunde einzudringen, und dieß zwar selbst auf die Gefahr hin, daß es bei Jenen, die er schonen und deren Interesse er vertreten will, recht unangenehm und schmerzlich auf den lebendigen Nerv treffen könnte. — Wer dieß nicht will oder nicht darf, bleibe lieber fern von dem undankbaren Geschäfte.

Wir haben jetzt geredet und werden, wie viel wir Ihnen auch noch zu sagen hätten, dem, was Sie uns zu entgegnen haben, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören. — Nur über die Art und Weise Ihrer uns so ungemein schätzbaren Explicationen hätten wir noch eine wohlmeinende Warnung hinzuzufügen. Sie nahen uns mit der Parlamentärflagge um den Frieden zu vermitteln und verwahren Sich sorgfältig gegen den Verdacht einer feindlichen Absicht gegen die Kirche. Ueber diese wollen Sie mit den Katholiken nicht streiten, weil hier der Punkt sey, wo die Wege auseinander gehen und auf den sich alle Controversen zurückführen lassen. Dieß ist gewiß recht und billig. Aber gelegentlich und ganz im Vorbeigehen

nennen Sie den katholischen Grundsatz von der Unfehlbarkeit der Kirche, wie wenn sich dieß von selbst verstünde, „ein aus einem Zirkelschluße erbautes Bollwerk.“ — Sie greifen uns (Kleiner Beitrag S. 42.) mit harten Worten an, weil wir gesagt, was wir auch heute noch wiederholen: es folge aus Ihrer Zumuthung, daß wir das, worin Katholiken und Protestanten einig sind, allein als das Wesentliche anerkennen sollten: daß wir dann fünf unserer Sakramente und alle übrigen Unterscheidungslehren für Adiaphora erklären müßten. Wir sehen es, die das sagten, meinen Sie, nicht Sie, wir sollten dieß, wenn wir könnten, vor Ihren und unsern Glaubensgenossen verantworten. — Aber Sie selbst wollen es (S. 43.): „unerörtert lassen“, ob heut zu Tage kein Mensch selig werden kann, der nur zwei Sakramente kennt, der nicht die Messe hört, der seine Gebete an Gott richtet, ohne die Heiligen dabei anzurufen, der Niemand auf Erden für unfehlbar hält, der stirbt, ohne die letzte Oelung empfangen zu haben und ohne daß nach seinem Tode vorgeschriebene Gebete gehalten werden.“ — Sie, verehrter Herr! sehen also doch eben diese Lehre für Adiaphora an, und machen es an vielen Stellen Ihrer Schrift zur Bedingung des Friedens, daß wir Kern und Wesen des Christenthums nicht in den „geweihten dogmatischen Kasten“ einschließen (S. 48.), noch auch das Heil von der „Formel eines Bekenntnisses“ abhängig machen, uns folglich auf eben jenen Standpunkt stellen sollen; ja Sie setzen mit einer unnachahmlich kühnen Wendung das, wovon Sie wünschen, daß wir es zugeben, bereits als zugegeben und anerkannt voraus; („Es stehe, was eigentlich kein vernünftiger und einigermaßen unterrichteter Katholik leugne, die evangelische Kirche auf demselben Felsen, den die Hölle nicht zu überwältigen vermag;“ — (S. 60.)) ohne zu bedenken, daß auch wir das Recht haben, Ihnen hierauf zu entgegnen: „hätten wir uns darüber geeinigt, so wäre die Scheidewand gefallen.“ — (S. 75.) Sie schelten unsre Nothwehr „heftig und unbrüderlich;“ aber S. 12 bürden Sie un-

serer Kirche, ebenfalls wieder im Vorbeigehen und wie eine längst ausgemachte Sache, die Lehre auf, als entbinde sie vom Eide gegen Andersglaubende. — Wie wohl dieß auch für uns einer von den Punkten ist, „wo es schwer ist, eine Aufwallung von Empfindlichkeit oder Unwillen zu unterdrücken." wollen wir doch, ohne irgend eine Regung solcher Art, Sie bitten, wo möglich dergleichen, (gewiß nur scheinbare!—) Widersprüche zwischen Ihren Protestationen gegen jede gehässige Absicht und dem Factum für die Zukunft zu vermeiden; — nicht um unsertwillen, sondern in Ihrem eigenen Interesse. Viele Ihrer Leser, die nicht so fest wie wir, von Ihrer bona fides überzeugt sind, könnten trotz unserer Versicherung vom Gegentheil, in Ihrer Milde eine recht bösliche Arglist erblicken. Und doch liegt dieß nicht in Ihnen, sondern in dem, im doppelten Sinne falschen Systeme, welchem Sie Ihren Geist und Ihre Feder zu widmen das Unglück gehabt haben.

LXV.

Kaiser Ferdinand II. im Kampfe gegen die protestantischen Stände Oberösterreichs.

Zweiter Artikel.

Am 20. März 1619 hatte ein Schlagfluß dem Leben des kinderlosen Kaisers Matthias ein Ende gemacht. In Böhmen und Ungarn sollte ihm unmittelbar sein Vetter Ferdinand (von der steyermärkischen Linie) folgen. Er war gekrönter König beider Länder. In Oesterreich gebührte die Nachfolge dem einzigen noch lebenden Sohne Maximilians II., dem ebenfalls kinderlosen Erzherzog Albrecht zu Brüssel, welcher aber durch eine am 2. Februar 1619 ausgestellte Urkunde den K. Fer-

dinand die Vollmacht ertheilt hatte, nach des Kaisers Ausgange vom Erzherzogthume in seinem Namen Besitz zu nehmen und die Regierung zu führen.

K. Ferdinands Lage beim Antritte der Regierung war die schwierigste, in der sich jemals ein Fürst seines Hauses befunden. Der treffliche Franz Christof Khevenhiller schildert sie wahr und einfach in folgenden Zügen: „Nach diesem Todesfall hat K. Ferdinand in extremis versirt; Böheim war außer Budweis von den Rebellen mit Hülfe der Schlesier und Mährer eingenommen; Ungarn überzog Bethlen Gabor; die Ober- und Unterösterreicher wollten nicht huldigen und zogen mit Hülfe der Böhmen vor Wien, ihren natürlichen Erb- und gekrönten Herrn zu belagern, und ihn die Straße nach dem Wahltage zu verhindern. Seine Erbländer traten soweit mit den Rebellen zusammen, daß Jhro Majestät ihre junge Herrschaft von Grätz nach Tyrol zu fliehen Vorhabens gewesen. Jn seiner Burg war er nicht sicher; durch seine Feinde mußte er ohne Volk und Waffen nach dem zu Frankfurt ausgeschriebenen Wahltag reisen; seine Einkommen hatten die Rebellen inne und führten damit Krieg; die Neutrales hebten allbereit an zu wanken, die Treuen das Herz zu verlieren und die Widrigen faßten solchen Muth, daß sie allbereit berathschlagten, was mit des Kaisers, dero jungen Herrschaften und Herrn Gebrüder Person zu thun, und wie ihr Königreich und Länder auszutheilen seyen. Das kaiserliche Kriegsvolk war unwillig, gegen den Feind wenig und hatten weder Sold noch Essen; die fremde Hülfe stunde noch in fernen Landen und alle Päß im Reich und Land o. d. Ens wurden versperrt; Kursachsen sahe auf Bayern, Bayern auf Kursachsen, wollt' keiner den ersten Angriff thun. Unterdessen zogen die Unirten an, und der Türk rüstete ein mächtiges Kriegsheer, so man nicht wußt, obs wider Ungarn oder Polen angesehen, aus, und Viel! ja auch der Geheimsten riethen dem Kaiser zu einem der Religion und dem Erzhaus spöttlich und

verderblichen Akkorde. — Da möchte einer wohl fragen, auf was sich König Ferdinand damals verlassen" rc.?

Ferdinand, der zweite seines Namens in der Reihe der Kaiser, rettete sich aus dieser, menschlichem Ansehen nach verzweifelten Lage nur durch jene Zuversicht und Unverzagtheit des Gemüths, die nicht aus dem Vertrauen auf menschliche Hülfe stammt, sondern allein die Frucht ächter Glaubenskraft und zuversichtlicher Hoffnung auf den Herrn der Heerschaaren ist. Schon am Tage nach dem Ableben des Kaisers erließ er ein Patent an die Stände o. d. Ens, ihnen den Tod seines Adoptiv-Vaters, den Inhalt der vom Erzherzog Albrecht erhaltenen Vollmacht, und die baldige Ankunft eines Gesandten anzukündigen, der beauftragt sey, ihnen in seinem Namen etwas vorzutragen. — Den Tag, an dem diese Eröffnungen gemacht werden sollten, werde er ihnen später bekannt geben. Die Antwort war kurz: die Stände würden sich am 11. April in Linz versammeln, um alter Sitte gemäß die Nothdurft zu bestellen. Bei diesem Anlasse werde man auch den königlichen Commissär vernehmen.

An dem bestimmten Tage ließ der König die Versammelten durch Georg v. Teufel und Niklas v. Grünthal auffordern, ihm statt des Erzherzogs zu huldigen, wogegen er ihnen alles zu leisten versprach, was sich zufolge alten Herkommens gebührte. Allein dazu wollten sich die Stände in keiner Weise verstehen. Ferdinand hatte noch als Jüngling durch seine feste Haltung die unter dem Deckmantel der Religion vereinte Opposition der Stände Innerösterreichs gebrochen; die Protestanten Oberösterreichs besorgten, daß derselbe Herr auch ihren Anmaßungen, die fast nicht höher getrieben werden konnten, ebenfalls ein Ende machen möchte. Er hätte, um ihren Wünschen zu entsprechen, wie Menzel richtig bemerkt, nicht bloß die Privilegien bestätigen, sondern sich auch selbst unter Aufsicht und Vormundschaft dieser Stände Behufs der Verhütung jeder möglichen Ueberschreitung seiner Befugnisse stellen müssen. Ihn also, der nicht der Mann war, von dem

man solches erwarten durfte, um keinen Preis anzunehmen, war der feste Entschluß, über welchen die Häupter der Protestanten in Oesterreich mit den Böhmen und der pfälzisch-calvinischen Union schon längst sich vereinigt hatten.

Nach der Meinung der Wortführer war man hiezu auch vollkommen berechtigt. Der berüchtigte Erasmus Tschernembl, die Seele aller Umtriebe, spricht sich hierüber mit einer Aufrichtigkeit, Offenheit und Logik aus, die an ähnliche Diatriben der Revolutionärs unserer Tage nicht bloß erinnert, sondern auch dem feurigsten Anhänger der Volkssouveränetät Ehre machen würde: „Einen Erbherrn kann man verwerfen. Ein Erbland macht sich selbst zum Erbland; Gott giebt die Länder durch das Volk des Landes; das Volk also, welches den Erbherrn macht, kann ihn auch verwerfen, sobald er dem Zwecke des Erblandes entgegen ist.“ An einer andern Stelle gesteht er auch ganz einfach den eigentlichen Grund der Verwerfung Ferdinands: „Ferdinand ist zu verwerfen, und mit ihm keine Tractation anzustellen; ein solcher Herr ist nicht anzunehmen: er liest selbst alles, hört selbst alles, also keine Hoffnung der Besserung“ *).

Von nun an galt es ein entschiedeneres Betragen, als zu Lebzeiten des K. Matthias, gegen den man noch den Schein der Treue bewahren mußte. Ehe noch K. Ferdinands Werbung beantwortet wurde, erklärten die Stände auf eine abermalige Aufforderung der böhmischen Directoren vom 11. April und auf den Vortrag der böhmischen Abgesandten: „daß jetzt die Gelegenheit gekommen sey, welche aus den Händen zu lassen bei der ganzen Welt allerseits nicht zu verantworten seyn würde“ — schon am 15. d. M. „rund und lauter: daß sie zur Erzielung allseitigen Friedens und zum Besten des Hauses Oesterreich die Conföderation mit Böhmen angenom-

---

*) Wer denkt hier nicht an den berüchtigten Satz: Le roi regne, mais il ne gouverne pas. — Auch hier zeigt sich wieder, woher die revolutionäre Praxis unserer Tage stammt.

men hätten. Sie machen sich außerdem noch verbindlich, auch die übrigen unirten Länder zum Beitritte nach Kräften herbeizuziehen. Nur der Prälatenstand entzog sich der Theilnahme und trug den Ständen die Gründe seiner Weigerung in einer wohlausgearbeiteten Schrift vor.

Nach Vollendung dieses Geschäftes fand sich denn auch Zeit, dem Könige zu antworten, was mit desto keckerer Unverschämtheit geschehen konnte, je mehr man sich durch die weitgreifende Conföderation gesichert fühlte: Seit vielen Jahrhunderten sey Herkommens, daß „die Stände sich der Administration, der Bestellung und Verwesung der Justitien sowohl, als der Kammer und andrer Nothdurften angenommen, bis der neue Landesfürst ins Land gekommen und nach Bestätigung der Privilegien die Huldigung aufgenommen habe“.

Tschernembl, ohne Zweifel der Verfasser dieser weitläufigen Abhandlung, führt dabei noch eine Anzahl von Beweisen für die aufgestellte Behauptung aus der österreichischen Geschichte an, die alle nur den Fehler haben, daß sie nichts beweisen. Eine Hauptstelle unter denselben stützt sich auf das, was sich nach dem Tode Maximilians I. ereignete, dabei aber wird weislich verschwiegen, daß die oberösterreichischen Stände auf dem am 2. Februar zu Linz gehaltenen Landtage dem verordneten Regimente ausdrücklich untersagt hatten, in irgend einer Sache rechtlich zu verfahren, weil dieses nur dem Landesfürsten vorbehalten sey, und demselben geboten, sich nur auf Beschützung eines Jeden bei seinem Rechte zu beschränken.

Auch dieser Schrift verweigerte der Prälatenstand seine Beistimmung, ungeachtet der heiligen Betheurung von Seiten der weltlichen Stände, daß alles zum Besten des österreichischen Hauses gemeint sey. Zur kräftigern Bethätigung dieses Wohlwollens sollte die ständische Deputation, welche mit der Antwort nach Wien geschickt wurde, den König auch noch zur Einstellung der Werbungen und zur Abdankung des Kriegsvolkes zu bewegen suchen, und Weickart v. Polheim er-

hielt zur nämlichen Zeit den freilich undankbaren Auftrag: die Höfe von Passau, Salzburg und München von den redlichen Absichten der Stände zu überzeugen, die nicht gesinnt seyen, auch nur mit einem Fuße die Bahn ihrer Befugnisse zu überschreiten.

Nach Tschernembls Versicherung gaben sich die Stände diese Mühe, insbesondere wegen des gefürchteten Bayernherzogs, „um ihn bei guter Laune zu erhalten“, was freilich voraussetzt, daß sie dem scharfsichtigen Fürsten ein bedeutendes Maaß von Stumpfsinn zutrauten. Wie hätten sie sich sonst der Täuschung hingeben können, ihn durch so plumpen Trug „in der Devotion erhalten zu können“.

Inzwischen wurde, was man dem Könige Ferdinand angekündigt, mit Schnelligkeit ins Werk gesetzt. Ein Patent der Verordneten der drei politischen Stände vom 20. April forderte die kaiserlichen Beamten und sämmtliche Einwohner des Landes auf, den Personen, welche mit der Verwaltung des Landes bekleidet werden würden, pünktlichen Gehorsam zu leisten. Die Prälaten, unvermögend aus den vorliegenden Beweisstücken die Ueberzeugung von der hierzu vorhandenen Befugniß der Stände zu schöpfen, entschuldigten sich des, den ständischen Obrigkeiten zu leistenden Gehorsams. Dessen ungeachtet wurde am 30. April Siegmund Ludwig v. Polheim zum Landeshauptmann bestellt, und noch eifriger als zuvor wurden die Rüstungen betrieben, der zehnte Mann neuerdings gemustert, Gotthart v. Starhemberg zum Landesobersten bestellt, und Schanzen gegen Unterösterreich an der Donau und Ens angelegt.

Während dieß in Oberösterreich vorging, gab man sich in Wien die zwar gutgemeinte, aber eben so unnütze als leichte Mühe, das „Kauderwälsch“ der ständischen Deductionsschrift zu widerlegen. Diese Widerlegung hatte jedoch keine andre Wirkung, als daß sie eine neue Gegenschrift hervorrief voll der bittersten Vorwürfe über „die bösen Räthe, die üblen Affectionen, die Unwissenheit der Freiheiten“ und voll Aerger

darüber, daß man (was übrigens niemals ausdrücklich geschehen) die Stände auch bei auswärtigen Fürsten verschwärze, als griffen sie dem Landesfürsten in Hab und Gut, und maaßten sich die Verwaltung eigenen Gefallens an ꝛc. ꝛc.

Mündlich hatten außerdem die Gesandten bei Ferdinand noch Folgendes anzubringen: „Man finde auch nicht einen einzigen Fall, daß nach dem Tode des Landesfürsten ein Agnat des österreichischen Hauses, mit Umgehung der Stände und vor der Huldigung sich „unterfangen“ habe im eigenen Namen Gebote und Verbote zu erlassen, oder daß er den Beamten, deren Vollmacht erloschen, solches zu thun befohlen oder gestattet hätte. Polheim, der zum Landeshauptmann bestellt worden sey, fertige die Befehle im Namen des Erzherzogs Albrecht und der Landschaft aus. Einem Gerüchte zufolge würden im Elsasse Kriegsvölker gesammelt. Sollten diese zum Angriffe auf Oberösterreich bestimmt seyn, so würden sich die Stände genöthigt sehen, alle erforderliche Mittel vorzukehren, um Gewalt und Verderben abzuwehren“.

K. Ferdinand war in einer Lage, welche ihn zwang, Alles dieses geduldig hinzunehmen, wogegen freilich die Stände von Herzog Maximilian Vorhaltungen hören mußten, die nur zu wahr und wohl verdient waren *). Dennoch mochte Ma-

*) Die Antwort des Herzogs auf die Werbung Polheims verdient hier um so mehr einen Platz, als sie zugleich den Vortrag Polheims vor Augen legt: „Den Böhmen“, sagte Herzog Maximilian, „ist es mit der Aussöhnung nie ein Ernst gewesen. K. Matthias gab dem Kurfürsten v. Sachsen so ausgedehnte Vollmacht, daß die Beilegung leicht hätte zu Stand gebracht werden können. Auch gegenwärtig sind sie weit vom Wunsche nach einem Frieden entfernt, denn das Schreiben Ferdinands auch nur zu beantworten, war ihnen nicht einmal der Mühe werth; den Durchzug durch Bayern könne der Herzog den königlichen Völkern nicht sperren. K. Ferdinand habe jedesmal die in den Reichsconstitutionen vorgesehene Caution geleistet; und die Reichsfürsten legten selbst den, ohne solche Caution den Böhmen zuziehenden Völkern kein Hinderniß in den Weg. Das

ximilians Gesinnung der revolutionären protestantischen Parthei in Oberösterreich keine sonderliche Besorgniß einflößen. Gestützt auf die Union, auf Böhmen und die übrigen in der Verbindung begriffenen Länder hielten sie K. Ferdinand so rettunglos verloren, daß ihm Tschernembl geradezu den Rath ertheilen durfte, Oesterreich aufzugeben, da es ihm nicht gebühre, das Kriegsvolk abzudanken und das Friedensgeschäft einem Ausschusse der Stände aller österreichischen Länder zu überlassen, sonst möchten sich diese insgesammt gegen ihn erheben. Denn noch war die Zeit, die Maske ganz wegzuwerfen, nicht gekommen, und es war immer noch nöthig, den lästigen Schein der Treue für das österreichische Haus, so gut es geschehen mochte, zu bewahren. Allen ständischen Patenten wurde der Name des Erzherzogs Albrecht vorgesetzt; in einem Schreiben vom 7. Mai empfahlen ihm die Stände das Land, und entschuldigten sich, daß sie noch keine Gesandtschaft geschickt. Sie wurden jedoch in dem Antwortschreiben zum Gehorsam gegen K. Ferdinand ermahnt, und da sie auch gegen die Form der Vollmacht, sogar gegen die lateinische Sprache,

---

Vorgeben, es stehe den Ständen im Interregnum die Landesverwaltung zu, bleibe dahingestellt; nur das sey bemerkt, daß von einer solchen Praxis im Reiche kein zweites Beispiel gefunden werden möge. Auch widerspreche das Haus Oesterreich und selbst ein Theil der Stände. Des Erzherzogs Albrecht Vollmacht sey ihm genügend erschienen. Ob die Conföderation mit Böhmen wirklich zum Besten des österreichischen Hauses geschlossen, werde sich zeigen; den Ständen liege ob, das im Werke darzuthun. Die Böhmen wenigstens, welche dieselbe Sprache führten, hätten weder den Kaiser noch sonst jemand hievon überzeugen können. Höchst sonderbar verdächtig klinge die Behauptung, es sey die Conföderation auch deßhalb geschlossen worden, damit nicht die Böhmen, zur Verzweiflung getrieben, sich einem Mächtigern unterwerfen, oder nach dem Beispiele Schwedens, der Schweitz und Hollands sich richten müßten. Grund zur Verzweiflung für die Böhmen könne er (Maximilian) nirgends finden.“

in der sie abgefaßt war, allerlei Einwendungen erhoben hatten, um die Verweigerung der Huldigung zu beschönigen, so stellte der Erzherzog am 6. Juni eine zweite aus, worin die gerügten Mängel, mit Ausnahme der Sprache, beseitigt waren. Allein Alles dieses, wie auch noch spätere Ermahnungen desselben (vom 27. Juni und 5. Juli) waren gleich fruchtlos. Die Erwiderungen auf Albrechts Aufforderung bestanden in Klagen gegen die im Dienste und unter den Fahnen Ferdinands kämpfenden Ungarn *), und Bitten um Einstellung der Werbungen. Endlich am 8. August wurde Weickart von Polheim als Abgesandter nach Brüssel abgefertigt, um in Vereinigung mit den Gesandten der unterösterreichisch-protestantischen Stände die Abtretung Oesterreichs an K. Ferdinand zu hintertreiben.

So viele Unterhandlungen und Schreibereien sollten nur dazu dienen, Zeit zu gewinnen, bis das Netz zugezogen werden konnte, welches man K. Ferdinand gewoben hatte. Die oberösterreichischen Protestanten ließen es ihrerseits an nichts fehlen, diesen Augenblick zu beschleunigen. Nicht nur wurde mit unausgesetzter Thätigkeit vorgesehen, was man zur Vertheidigung gegen einen Angriff nöthig erachtete; Kriegsvolk geworben, die Grenzen mit ständischen Truppen besetzt, Schanzen gebaut, das Kloster Waldhausen zu einem Grenzhause umgestaltet und Sarmingstein befestigt. Die Stände gingen

*) Oberösterreich war noch von keinem Feinde betreten, also auch nicht verheeret. Uebrigens hätten sich die Stände bei den spätern freilich nur zu gerechten Klagen erinnern sollen, daß Tschernembl am 21. Oct. 1608 zu Preßburg um Hülfe gegen K. Matthias werbend, die Einwendung wegen Wildheit des ungarischen Kriegsvolkes beseitigt hatte: Haec potius pati quam vi et injuriis opprimi satius. Et si usi sunt domini Hungari, parvo abhinc tempore Turcarum ope, cur Austrii Hungarorum militem, Christiano nomine inbutum sibi foedere junctum, necessitate sic cogente tantopere deformidarent?

sogar zum Angriffe über, indem sie noch im Monate Mai das von dem böhmischen Kriegsvolke verlassene Kloster Hohenfurt in Böhmen besetzten *), von wo aus es sogar zu einem Scharmützel mit dem königlichen Volke kam.

Auch jetzt hatten die Prälaten Muth genug, einem solchen Schritte zu widersprechen; sie tadelten und rügten, daß man das bloß zur Vertheidigung geworbene Volk zum Angriff verwende. Doch ihre Stimme wurde gar nicht beachtet; dem Könige aber, welcher ebenfalls Einsprache erhob, wurde mit den bekannten Redensarten geantwortet: „Er solle den Anhetzern kein Ohr leihen, welche die Stände anschwärzten, als handelten sie gegen das österreichische Haus, dem sie mit Gut und Blut ergeben seyen". — Und dennoch überließen sie, gleichsam als wollten sie ihrer eigenen Versicherung muthwillig Hohn sprechen, den ebenfalls mit ihnen verbündeten Ständen Mährens ein Regiment unter dem Obersten Burkart v. Sallern, wahrscheinlich zur Verstärkung des Heeres, das unter dem Grafen Thurn den Kaiser in seiner Burg zu Wien beschoß.

Aber noch fehlte der Conföderation Ungarn, noch fehlte Bethlen Gabor, der Vasall des Erbfeindes der Christenheit, noch fehlte Innerösterreich. Nach beiden Seiten hin suchten die oberösterreichischen Stände zu wirken. An die Ungarn wurde am 6. Juni 1619 Johann Ulrich v. Starhemberg entsendet und an den Grafen Emmerich Thurzo empfohlen, dessen wüthender Haß gegen K. Ferdinand bekannt war, um Jene zur Abberufung der in Ferdinands Heer dienenden ungarischen Völker zu bewegen und die Gemüther für die Conförderation vorzubereiten. Auch bei den Ständen der Steyermark wurde ein schriftlicher Versuch gemacht, scheiterte aber an deren Rechtlichkeit. Sie theilten das Schreiben dem Kö-

*) Nach der Versicherung des Obersten Starhemberg sollen sie strenge Mannszucht gehalten haben. Die Aussagen des Abtes stimmen damit keineswegs überein.

nige mit und erbaten sich eine Antwortsformel. Gerührt durch diesen Beweis der Treue inmitten der allgemeinen Heucheslei und Wortbrüchigkeit, ließ er ihnen zurücksagen: Ihre Treue werde ihnen schon die rechte Antwort eingeben, es bedürfe keiner Vorschrift.

In dieser bedrängten Lage erschien K. Ferdinand in der That rettungslos verloren und der Augenblick des Triumphes für den seit Jahren mit Kunst und Geschick vorbereiteten Sturz des Hauses Habsburg-Oesterreich gekommen, als Graf Thurn, der Oheim des berühmten Franz Christoph Khevenhiller, gerufen, geführt und ermuntert durch die rebellischen Stände, 6000 Mann, am 5. Juni 1619 vor dem vertheidigungslosen, meuterischen Wien erschien. — Karl v. Teufel, der Schwiegervater Khevenhillers hatte die Böhmen bei Fischa über die Donau geführt. — Schon trat eine ständische Deputation vor den König, deren Sprecher, Andreas v. Thonradel, im Namen des Grafen Thurn fragte: „Ob man conföderiren und das feindliche Kriegsvolk abführen wolle oder nicht? Es sey unbegreiflich, fügte er hinzu, wie ein Christ seine Mitchristen so erschrecklich martern könne. Wider Willen sehe man sich zu Repressalien gezwungen, wenn das ungarische Kriegsvolk nicht entlassen würde. Entweder Frieden machen, oder die Stände würden sich selbst helfen. Ferdinand möge sich schnell entschließen. Da entrückte ein Wunder den in unerschütterlichem Vertrauen auf Gott gewaltigen Ferdinand der nächsten Gefahr, und der durch den Grafen von Boucquoi am 10. Juni zu Netoliz in Böhmen erfochtene Sieg, öffnete ihm sogar den Weg zum Wahltage nach Frankfurt, wo der fast länderlose und flüchtige Fürst am 28. August zum Kaiser des heil. römischen Reiches deutscher Nation ausgerufen wurde.

Während dieses in Frankfurt vorging, hielten die Böhmen einen Landtag in Prag, auf welchem Abgesandte aller conföderirten Länder erschienen, um feierlich das allgemeine Bündniß zu schließen. Er ward am 16. August 1619 — zum Schutz der Religion, der Privilegien und des Landesfür-

sten — unterzeichnet. Drei Tage später entsetzten die Böhmen Ferdinand seiner Würde als König von Böhmen und wählten statt seiner das Haupt der Union, den Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich. Der Schwertberger-Bote brachte das Bundesinstrument von Prag nach Linz. Hier fand man zwar, daß die Gesandten ihre Vollmachten überschritten hätten, aber der schlaue Tschernembl, welcher unter denselben die erste Stelle einnahm, wußte zu gut, was er wollte und wagen durfte. Am nämlichen 28. August, dem Tage wo K. Ferdinand zum Kaiser gewählt ward, erklärten die drei weltlichen Stände o. d. Ens: Da ihre Gesandten die Conföderation geschlossen und beschworen hätten, so würden sie dieselbe auch halten. Die Unterösterreicher machten zwar größere Schwierigkeiten, und schrieben nach Prag: Einige Artikel der Conföderation stritten gegen die Absichten der Stände. Sie dürfe nicht gegen den Landesfürsten, das Haus Oesterreich oder die katholische Religion, noch zu ihrer Unterdrückung geschlossen seyn. Doch wurden solche Gewissensscrupel nicht sonderlich berücksichtigt.

Trotz dessen mochte K. Ferdinand glauben, er werde jetzt mit der ersten Krone der Christenheit geschmückt, bei den Oesterreichern ein geneigteres Gehör finden, nachdem es außerdem noch, trotz der Gegenbemühungen der Parthei seinen Räthen zu Brüssel gelungen war, den Erzherzog Albrecht zur völligen Abtretung seines Erbrechtes an Ferdinand zu vermögen. (Am 9. October.) Noch von München aus, wo er nach der Krönung zu Frankfurt noch einige Tage verweilte und den für das Land o. d. Ens so wichtig gewordenen Vertrag schloß, schickte er seinen Oberkämmerer, Grafen Helferich von Meggau an die Stände Oberösterreichs, und ließ ihnen melden: „sobald er in Oesterreich angekommen, werde er mit der Stände Rath und Beistand solche Mittel an die Hand nehmen, durch die das Vaterland erhalten, fernere Ungelegenheit vermieden und alles Mißtrauen verbannt werden solle. Bis dahin möchten die Stände Geduld haben, sich accomodiren und ihm mit

Rath und Hülfe beispringen." Man gab ihm dießmal gar keine Antwort. Als er sich darüber in einem Schreiben aus Mürzzuschlag am 16. November beklagte und eine neue Eröffnung durch den Abt von Kremsmünster und den Freiherrn v. Teufel ankündigte, ward ihm wie gewöhnlich mit Klagen, leeren Entschuldigungen, Vorwürfen und sogar jetzt noch mit Versicherungen der Treue entgegnet. Aber zur selben Zeit nahm ein Abgesandter der Stände an dem Unionstage zu Nürnberg Theil, auf welchem die gänzliche Vertreibung und Beraubung des österreichischen Hauses Gegenstand der Unterhandlung war und man warb unter den Augen der in Linz anwesenden kaiserlichen Commissarien fortwährend Volk und ließ Munition aus Straßburg und Nürnberg kommen, um jenen Beschlüssen möglichst schnelle Vollziehung zu sichern.

Aehnliche Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit, wie dem K. Ferdinand wurden, enthielt auch ein Schreiben an den Erzherzog Albrecht vom 1. December. Sie nahmen sich neben dem ganzen Ton desselben um so widerlicher aus. Mit der gewohnten Unverschämtheit werden hier noch einmal alle Ansprüche wiederholt, und alle wahren und vermeintlichen Beschwerden mit gesuchter Uebertreibung in Reih und Glied gestellt.

So schien noch einmal Wien und Oesterreich für K. Ferdinand verloren. Die Conföderirten hatten mit Bethlen Gabor einen combinirten Angriff auf die Hauptstadt verabredet. — Die Böhmen von Norden, die Oberösterreicher von Westen, die Ungarn vom Aufgange herrückend, sollten sich bei Wien vereinigen. Dieser Macht werde es ein leichtes seyn, das Häuflein der kaiserlichen zu erdrücken, und die Stadt zu nehmen. Um desto kräftiger beitragen zu können, standen die Oberösterreicher eben in Unterhandlung mit Bastard v. Mannsfeld, um sein durch seine Zuchtlosigkeit selbst in Böhmen äusserst berüchtigtes Volk in Sold zu nehmen, als beim Anrücken Bethlens Boucquoi eiligst aus Böhmen zum Schutze der Haupstadt herbeigerufen ward. Auf dem Rückzuge ver-

einigte er sich mit Dampierre. Der Feind, welcher auf dem Fuße nachfolgte, hoffte ihn im Marchfelde zu einer Schlacht nöthigen zu können, deren Ausgang bei der großen Ueberlegenheit an Volk nicht zweifelhaft hätte seyn können. Auch kam es an der Donaubrücke zu einem hitzigen Gefechte, doch gelang es dem kaiserlichen Feldherrn, in einem bewunderns-werthen Rückzuge, über dieselbe das Heer zu retten (am 24. bis 26. October. —)

Während dessen waren die Oberösterreicher, wie immer rüstig, ebenfalls ins Feld gerückt. Dießmal führte sie Gotthart v. Starhemberg selbst, um „bei der Comödi seine Person zu agiren". Am 15. November wurde das Schloß Persenbeug besetzt, Ibs erobert und die dortige Mauth geplündert und Mölk zur Uebergabe aufgefordert, da sie „Gewissenshalber" dasselbe unter ihren Schutz zu nehmen sich gedrungen fühlten. Allein auf die Weigerung, sich unter die schützende Aegide zu stellen, wurde zu einer förmlichen Belagerung des Klosters geschritten, welche bis zum 20. December fortdauerte, wo sie aufgehoben werden mußte *). Wien dagegen rettete dießmal nur der unerschütterliche Muth und die bewunderungswürdige Zuversicht Ferdinands. In der Stadt herrschte Mangel an Lebensmitteln; dem Kriegsheer, welches sie vertheidigen sollte, konnte man nicht trauen, besonders die Ungarn rissen in großen Haufen aus. Da eilte K. Ferdinand mitten durch die streifenden Feinde, die plündernd und brennend das Land durchzogen, seiner bedrängten Hauptstadt zu, ohne Heer, ohne Lebensmittel, aber mit jenem festen Glauben, der ihn nie verließ. Bethlen und Thurn eilten zwar auch herbei, um nach Tschernembls Rath „Mittel zu suchen, ob Ferdinand möchte

*) Es erregt Schauder und tiefen Abscheu, wenn man Starhemberg bei diesem Anlasse betheuren hört: „Mit Gott, mit unserer heil. Taufe und dem Gewissen ... so wahr Gott helfe, es ist nicht darauf abgesehen, dem Landesfürsten oder Prälaten ein Recht zu nehmen".

gefangen und verführt werden", kehrten aber, als der Anschlag mißlungen, eben so schnell wieder zurück.

(Schluß des zweiten Artikels folgt.)

LXVI.

Ueber Fragen der Gegenwart von einem Protestanten.

(Fortsetzung und Schluß.)

In Betreff des von mir berührten Ebel-Diestelschen Unfugs erlauben Sie mir noch ein Paar Worte zur Erläuterung hinzuzufügen, und mich hierbei der Kategorieen des Hegelschen Systems zu bedienen. Es erscheint der Geist in den Gestalten des subjectiven, objectiven und absoluten. In allen dreien hat er die Freiheit zu seinem Inhalte, und diese erscheint zuerst als Moral, d. h. in der Form, in welcher sich das Subject als Subject derselben weis, dann als ethnische Sittlichkeit, als eine solche, die in einem bestimmten Staate ins Leben getreten ist, zuletzt als absolute Sittlichkeit, welche in der concreten Form des absoluten Geistes, in der christlichen Kirche, ihre Erfüllung gefunden hat. Jede höhere hebt nun die niedere in sich auf, die Moral findet ihre Verklärung in der ethnischen, diese in der absoluten Sittlichkeit. Als nun das Evangelium von der Versöhnung in der Zeit verkündet ward, trat es zuerst in einzelnen, gottbewußten Aposteln, dann in einzelnen Gemeinden auf, bis es den Staat selbst erfaßte und der bisher ethnischen Gesetzgebung christlichen Geist einflößte. Trat nun aber in neuerer Zeit das christliche Princip im Staate zurück, so konnte dieß, da es das höhere war, immer nur auf einige Zeit geschehen; es war aber eben so nothwendig, daß diese in engere Verbindung zu einander traten,

eine neue Gemeine der Heiligen bildeten. Aber umgeben von der argen Welt, fühlten und mußten sie die Schwere ihres Berufes fühlen, unter den Versuchungen derselben den christlichen Geist in ihrer Gemeinschaft lebendig zu erhalten, und es boten sich ihnen nur zwei Wege dar, sich vor dem eignen Abfalle zu schützen: Zurückziehen aus der Welt oder Besiegung derselben dadurch, daß in einer vom Leichteren zum Schwereren fortschreitenden Stufenfolge Versuchungen der Einzelnen in der Gemeinde selbst angestellt würden, um durch die Gewohnheit das Herz gegen die Lust der Welt zu stählen. Diese letztere Form bietet sich uns in dem Diestel-Ebelschen Conventikel aller Wahrscheinlichkeit nach dar, wenn anders das überhaupt gegründet ist, was uns von anscheinenden Ausschweifungen in demselben berichtet wurde. Daß wirklich fromme Uebungen nur ein Deckmantel für Orgien gewesen seyn sollten, ist in diesem Falle wenigstens unmöglich, da hier alle nur irgend von Partheiwuth für die Stimme der Wahrheit nicht ganz Verstockte über die durchgängige Redlichkeit und strenge Sittlichkeit der beiden Angeklagten, deren häusliches Leben durchaus tadelfrei ist, ja ein Muster von Einigkeit und Familienliebe darbietet, einer Meinung sind. Daß man übrigens auf die eingegangenen Denunciationen eine Criminaluntersuchung gründete und einleiten ließ, ist ein unentschuldbarer Mißgriff, der in vielen Familien unheilbares Unglück bereitet und im Publikum ein Aergerniß gegeben hat, für die Sittlichkeit des Volkes von Folgen gewesen ist, deren ganze Verderblichkeit sich noch nicht ermessen läßt. Wollte man, und gern gestehe ich die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, die beiden Geistlichen vom Amte entfernen, so boten hierzu die in ihren Schriften niedergelegten Häresien hinreichenden Grund dar. Uebrigens werden Sie nach der vorhergehenden Entwickelung sich leicht davon überzeugen, daß keine Criminaluntersuchung, keine polizeiliche Ueberwachung die Wiederholung solcher Excesse wird verhindern können, so lange der innere Grund zu denselben: eine unchristliche Ge-

setzgebung in Kraft bleibt. Und wahrlich, es ist höchste Zeit zu ihrer Abschaffung, denn schon hat sie in erschreckendem Grade demoralisirend auf das Volk gewirkt.

Die wichtige Frage über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat kann auch hier nicht unberührt bleiben. Diese beiden Gewalten sind nicht da, um sich gegenseitig zu befeinden, sondern in Gemeinschaft sich gegenseitig unterstützend sollen sie die Christenheit leiten und lenken. Zwei Schwerter sind sie, welche Gott verliehen hat, zwei Lichter, welche die Welt erleuchten sollen; doch hat die Kirche, als das geistige Prinzip, den Vorzug. Es ist bekannt, welche verkehrte Theorien die neuere Zeit über das Verhältniß jener beiden Gewalten aufgestellt hat, und neuerdings hat Bauer in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik die Ansicht Rothes: die Kirche müsse und werde im Staate ihre Erfüllung und ihr Ende finden, trefflich widerlegt; doch er fehlte darin, daß er Kirche und Staat in der Gemeinde aufgehen läßt, denn die Gemeinde steht auf einer niedrigeren Stufe, die religiöse als die Kirche, die politische als der Staat (sie ist nur die Entfaltung der ethnischen Sittlichkeit auf der Stufe der bürgerlichen Gesellschaft); hier hat aber die Neigung zur Democratie, welche einen großen Theil unserer Zeitgenossen beherrscht, das philosophische Bewußtseyn getrübt. Ist nun die absolute Form des absoluten Geistes die erscheinende christliche Kirche (die Unhaltbarkeit der protestantischen Theorie von der unsichtbaren Kirche hat Rothe recht gut gezeigt), so ist offenbar, daß wie der absolute Geist über den objectiven, sie auch über die Form desselben, den Staat, hinübergreifen müsse, und daß sie eben die Einheit sey, in welcher die Unterschiede der Völkerindividualitäten sich gegenseitig aufheben und verklären müssen, so jedoch, daß sie fortwährend aus der Einheit sich in sich zurücknehmend, diese nicht zur langweiligen und todten Einförmigkeit werden lassen. Darum ist die Erhaltung der Kirche aber auch die gemeinsame Angelegenheit der christlichen Staatenrepublik, der Schutz derselben, wird sie in einem

Staate verletzt, sogleich Angelegenheit aller Reiche, denn sie ist der Grund, auf welchem die Throne der Fürsten, wie die curulischen Sessel republikanischer Oberen ruhen, und sie ist das Gemeinsame, aus dem heraus im erbitterten Streite der Völker Frieden wieder ersteht; deßhalb aber ist eben ein Religionskrieg in christlichen Staaten ein so furchtbarer, weil er in seinem Daseyn selbst bezeugt, daß einem Theile der christlichen Gesammtheit dieses Gemeinsame verloren gegangen sey. —

Doch ich gehe zu dem über, was uns jetzt das Nächste, das Wichtigste ist. Je mehr ich die Urkunden jener unglückseligen Entzweiungen mit der Kirche erwäge und combinire, je weniger ist es mir begreiflich, wie abgesehen von allem Streite über das Verhältniß der Kirche zum Staate es noch eine andere Meinung geben könne, als die: es sey der Kirche eine große Rechtsverletzung zugefügt worden. Es sind auch wirklich unter unseren Gegnern Wenige so verblendet, dieß nicht zu sehen, sondern die Meisten wissen wohl, auf wessen Seite das Recht ist, aber so befangen sind sie, die „Geistesfreiheit" fortdauernd im Munde führend, die uns die „Geknechteten" nennen, in ihren principiellen Ansichten, daß sie der Meinung zu seyn scheinen, gegen die Gegner derselben müsse Unrecht Recht werden; es gilt bei ihnen fast die Umkehrung des in böswilliger Absicht der Kirche so oft in den Mund gelegten Spruches: Haereticis nulla fides habenda. Wie sehr ich dergleichen Verkennung der Grundsätze des Rechts betraure, habe ich wohl kaum nöthig zu versichern. Wer so denkt, wie Jene, zeigt offenbar, wie wenig er der Freiheit würdig, wie er vielmehr seiner Gesinnung nach ein geborner Sclave sey. Wie traurig, wie im höchsten Grade betrübend ist es aber für mich, von solcher Verderbniß fast das ganze protestantische Deutschland erfaßt zu sehen; denn von Allem, was in diesseitigen kritischen Blättern über das unglückselige Ereigniß geschrieben worden, tragen nur ein Aufsatz in den Pölitzschen Jahrbüchern von der Feder des Pr. Bülau und die treffliche Re-

censíon der Gagernschen Schrift in den kritischen Blättern der Börsenhalle von Florencourt das Gepräge des Bewußtseyns innerer Freiheit, des Gefühls für das heilige Recht, welches sonst das deutsche Volk in so hohem Maaße auszeichnete. Wahrlich, nicht in ständischen Rechten, nicht in der Freiheit der Presse ist die Freiheit eines Volkes fest gegründet; sondern nur darin, daß jeder Einzelne in demselben zu solchem Rechtsbewußtseyn sich erhoben habe, daß weder Vorliebe für irgend ein von der Regierung befolgtes, zeitgemäßes System, noch irgend eine andere Ursache ihn bewegen kann, eine Rechtskränkung zu billigen. Ich darf es kühn behaupten, wenn in Großbritannien etwas dem Verfahren gegen den Erzbischof von Köln nur entfernt Aehnliches von der Regierung gethan worden wäre, das ganze Volk hätte Theil genommen und vor der Stimme der Gerechtigkeit hätten alle Partheiinteressen ihre Kraft verloren. Leider nicht so bei uns; dieselben, welche, als Leo in gerechtem Unmuthe, wiewohl auf eine nicht ganz zu billigende Weise das gottes- und landesverrätherische Treiben eines Theiles der Hegelschen Schule, als Menzel den, jedes sittliche Gefühl empörenden Unfug der Rotte des jungen Deutschlands, als Steffens die Practiken der Revolution (jedoch nicht genügend und zu sehr nur das Alleräußerlichste streifend, den Kern des Verderbens aber unberührt lassend) aufdeckte, ihnen deshalb entehrende Namen von Denuncianten beilegten, dieselben, sage ich, scheuen sich nicht, vor den Augen des gesammten Deutschlands die katholische Kirche des Landesverraths und principieller Auflehnung gegen den rechtmäßigen Herrscher zu bezüchtigen, so aber das ganze katholische Preußen der polizeilichen Ueberwachung, ja dem Martialgesetze zu überweisen. Dieselben ferner, welche, als der König von Hannover *) das auf durchaus illegale und unrechtsbeständige Weise, mit offenbarer Ver-

*) In Betreff unserer Auffassung dieses Verhältnisses verweisen wir auf Bd. 2, S. 441 u. f. Anm. d. Redact.

letzung nicht nur der Rechte der Agnaten des Hauses Braunschweig, sondern auch derer der Stände der einzelnen Landestheile zu Stande gekommene Staatsgrundgesetz für unverbindlich erklärte, von Willkühr, Eidbruch, freventlicher Verletzung des Rechtes eifrig genug redeten und in Zeitungsartikeln und Brochüren das Hannöverische Volk zum Aufstande provocirten, haben sie je ihre Stimme vernehmen lassen über das, was in Schlesien, in Sachsen und Posen in Betreff der Einführung der Union geschah, als im Widerspruche mit Landes- und Bundesgesetzen, mit Verträgen und dem Huldigungs-Reverse die lutherische Kirche factisch aufgehoben ward? Dieselben Männer, welche im Jahre 1830, als von Seiten der Evang. Kirchenzeitung und anderer in gleichem Geiste geschriebenen Blätter auf Entfernung der rationalistischen Professoren Wegscheider u. s. w. gedrungen ward, nicht genug von Glaubensverfolgungen und Gewissenszwang reden konnten, waren still, als der Prof. Guerike, welcher der Union nicht beitreten wollte, ohne Weiteres abgesetzt, als viele lutherische Geistliche, ohne Urtheil und Recht, jahrelang ihrer Freiheit beraubt wurden. So sieht man deutlich, wie die, welche sich die Liberalen, die Aufgeklärten, die Verfechter der Gesetzmäßigkeit und des für Alle gleichen Rechtes nennen, bei jeder Handlung der Regierungen erst fragen, ob dieselbe ihrem Systeme gemäß, ihren Absichten förderlich sey oder nicht, und danach Lob oder Tadel derselben zuwenden. —

Was nun insbesondere die gemischten Ehen und die rechtliche Grundlage der Seitens des Staates erlassenen Beschlüsse anlangt, so ist die Behauptung: die sogenannte milde Praxis habe durch Gewohnheit oder Verjährung rechtliche Geltung erlangt, juristisch durchaus unhaltbar. Gewohnheitsrecht (consuetudo) greift nemlich sowohl nach allgemein juristischen, als besonders nach den Grundsätzen des Kirchenrechts gegen ein besonderes Verbotgesetz, nicht Platz, (C. 18. i. f. X. de praeb. C. 1. X. de his, quae fiunt a maj. part.

capit.), da die consuetudo nach der Analogie des Vertrages behandelt wird, ein Verbotgesetz gegen die Eingehung und also auch die Einsegnung gemischter Ehen existirte aber sowohl am Rheine als in Posen (die Benedictina v. 1741, die Verf. Pius VI. von 1793, die Verf. Clemens vom. J. 1777). Eben so wenig kann hier von einer Immemorialverjährung die Rede seyn, welche allerdings auch einem Verbote derogiren würde, denn die letzte Verfügung für die Rheinischen Provinzen ist vom J. 1793, hatte also bis zum Jahre 1830 nicht einmal die zur Verjährung von Kirchengütern erforderliche 44 jährige Verjährungsfrist erreicht. Wenn nun aber in der K. O. v. 12. April 1838 die Bened. eine päpstliche Verordnung genannt wurde, deren Anwendung in den Pr. Staaten weder genehmigt worden, noch Statt gefunden hat, so muß man über die Kühnheit erstaunen, mit welcher hier ein staatsrechtlicher Satz ausgesprochen ist, dessen Anwendung die rechtliche Stellung der katholischen Kirche in Preußen unmöglich machen würde. Wenn nemlich durch das königl. Versprechen vom 15. Mai 1815, welches doch nur frühere tractatenmäßige Verpflichtungen wiederholentlich ausspricht:

die katholische Religion aufrecht erhalten zu wollen,

nicht implicite die Aufrechthaltung aller und jeder bis dahin in der Kirche gegoltenen und für dieselben gegebenen Gesetze enthalten ist, so wäre damit der allergrößte Theil der Gesetze und Einrichtungen der Kirche in die Willkühr des Staates gegeben. Der Hirtenbrief des Posener Erzbischofs ist nach meiner Ansicht den Preußischen Gesetzen keineswegs zuwider, die von dem Ministerio in seiner Verordnung vom 25. Juni 1838 angezogenen Stellen des Allg. LRechts. (§§. 117, 118 Th. II. T. XI.) lauten vielmehr also

> §. 117. Kein Bischof darf in Religions- und Kirchenangelegenheiten ohne Erlaubniß des Staates neue Verordungen machen, oder dergleichen von fremden geistlichen Obern annehmen.

§. 118. Alle päpstlichen Bullen, Breven und alle Verordnungen auswärtiger Obern der Geistlichkeit müssen vor ihrer Publication und Vollstreckung dem Staate zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden.

Offenbar ist der Sinn dieser §§. der: Der Genehmigung des Staates sind unterworfen, Verordnungen auswärtiger Obern ohne Ausnahme, von denen inländischer Bischöfe solche, welche neue bisher in der Kirche nicht geltende Grundsätze aussprechen. Zu diesen aber gehört die Erzbischöfliche Verordnung nicht, denn sie hat nur den Zweck, die alten Kirchengesetze von Neuem einzuschärfen.

Was nun die factische Grundlage der gegen den Hochwürdigsten Herrn Erzb. von Cöln gefaßten Beschlüsse betrifft, so beruht die K. Cabinetsordre, durch welche der Minister v. Altenstein zu dem Schreiben vom 24. Oktober v. J. autorisirt ward, auf der Voraussetzung, es habe derselbe die Pfarrer dahin angewiesen,

die kirchliche Trauung nur dann zu gewähren, wenn sich das Brautpaar zur Erziehung sämmtlicher Kinder im katholischen Glauben durch ein ausdrückliches Versprechen zuvor verpflichtet haben würde,

und daß er dieses gethan, in den Verhandlungen des 17. September den königl. Commissarien erklärt, was auch die Darlegung S. 23 behauptet. Diese Voraussetzung ist aber eine nicht richtige, denn sie steht mit dem Beil. O mitgetheilten procès verbal im klarem Widerspruche, in welchem der geheime Rath Bunsen, einer jener Bevollmächtigten, dem Prälaten bezeugt,

daß den Staatsbehörden kein Fall vorläge, der ihnen beweise, daß der Herr Erzbischof der Instruction zuwiderhandle, oder je gehandelt habe.

Ohnmöglich konnte ein solches Zeugniß in dem procès verbal über eine Verhandlung ausgesprochen werden, in welcher

der Erzbischof das Gegentheil erklärt. Fragt man nun, welches war die Absicht des Ministeriums, als es den König zur Absendung jener Commissarien bewog, so giebt die Darlegung S. 22 den Zweck der Verhandlung dahin an,

> es habe der Erzbischof zu der Erklärung bewogen werden sollen, er finde die Instruction und Convention dem Breve gemäß,

hält man nun aber hiermit das zusammen, was sich als das Ergebniß der zu Rom geführten Unterhandlungen herausstellt, daß nemlich der heilige Stuhl der entgegengesetzten Ansicht war und wiederholentlich erklärte, er werde diese seine Ansicht öffentlich erklären, so ergiebt sich leicht, daß die Regierung mit jener Erklärung des Erzbischofs auch nicht eines Schrittes Breite weiter gekommen wäre, es mußte vielmehr, und war Absicht derselben, den Erzbischof zu einer Erklärung zu veranlassen, durch die man ihn mit einigem Schein des Rechts auch dann festhalten konnte, wenn jene Erklärung des römischen Hofes erfolgte. Daß er hierauf sich nicht einließ, das ist sein eigentliches Verbrechen. —

LXVII.

Die alten rheinischen Fürsten.

Als die preußische Staatszeitung in ihren ungemessenen Angriffen die deutschen Katholiken des Vaterlandsverrathes beschuldigte und ihnen vorwarf, hierarchische Despotie und revolutionären Jakobinism zu vereinigen, ließ sie es bei den Lebenden nicht bewenden, auch die Todten traf ihr blinder Zorn. Die Anklage des Fürstbischofs von Münster wurde schon einmal hier besprochen. Er war aber nicht der einzige, dessen die Uebelgelaunte gedachte, sie erwähnte bei dieser Gelegenheit

mit souveräner Geringschätzung des geistlichen Regimentes überhaupt, wie es vor der Revolution am Rheine bestanden. „Wir alle wissen,“ läßt sie ihren Rheinländer sprechen, „was wir waren — wir wissen, was wir sind. Von der Hülflosigkeit geistlicher Regierungen, von der Willkühr und Gewaltsamkeit der Kaiserherrschaft wurden wir befreit, als ein gerechtes und in sich starkes Gouvernement uns zu Unterthanen annahm und seinen Schutz verhieß und gewährte.“ Wir wollen nicht weiter auf das Unziemliche aufmerksam machen, und wie wenig ein Organ, das des Vertrauens seiner Regierung genießt, und vor anderen unter ihrer Leitung steht, die Würde und das Interesse des gegenwärtigen Fürsten fördert, wenn es das Andenken des frühern herabsetzt und seiner Wohlthaten uneingedenk seinen Sturz durch die Hand des fremden Eroberers in Zeiten allgemeiner Erniedrigung eine „Befreiung von der Hülflosigkeit geistlicher Regierungen“ nennt. Sind etwa weltliche Regierungen nie in einer hülflosen Lage gewesen wie jene geistlichen tausendjährigen Bestandes und wer hat die Hülflosigkeit jener deutschen Gränzländer verschuldet, und sie in einseitigem Frieden dem Feinde preisgegeben? Etwa die katholische fanatische Parthei? Wir wollen hier keine gehäßigen Erinnerungen aufwecken, und nicht wir waren es, die den ersten Stein gegen Vaterlandsverräther, wie uns die Staatszeitung nennt, aufgehoben. Wohl aber wollen wir hier von jener Hülflosigkeit selbst sprechen, oder vielmehr einen Augenzeugen darüber hören, der uns berichtet, wie Vielen sie geholfen und aufgeholfen, also daß das Glück derer, die unter dem Krummstabe geruht, noch sprüchwörtlich ist. Wir haben in diesen Blättern schon einmal eine Stimme über den Zustand der Rheinlande vor den Umwälzungen der neueren Zeit vernommen. Allein sie gehörte einem Sohne der jüngeren Generation an; was er davon berichtete, hatte er selbst aus dem Munde der Väter darüber vernommen. Der aber, den wir jetzt sprechen lassen, sagt von sich selbst und von seinen Jünglingsplänen aus jener Zeit vor der Revolution: „In diese glückliche Periode der rheinischen Länder fielen gerade die schönsten Jahre meines Lebens. Als Kind darin gebildet, als Jüngling davon begeistert, wollte ich nach dem erkalteten Fürstenbunde nach Maßgabe des pfalzbaierischen Familienvertrags von 1724 einen rheinischen Bund stiften, welcher nebst Pfalzbaiern aus allen geistlichen Staaten zusammengesetzt, zwischen Oesterreich, Frankreich und Preußen in der Mitte das Gleichgewicht in Deutschland, vielleicht auch in Europa erhalten konnte.“ Ob jener Correspondent der Staatszeitung, der im Namen der Rheinländer von ihren alten Fürsten spricht, ein Rheinländer war

oder nicht, ist uns nicht bekannt, wohl aber, daß jene Worte einem treuen Sohne des alten Vater Rheines angehören. Sie sind von Nikolaus Vogt, dem Verfasser der rheinischen Geschichten und Sagen, der sein Herz, das immer für die rheinischen Lande geschlagen, in die Fluthen des Rheines versenken ließ, und dem der Fürst Metternich als dankbarer Schüler auf dem Johannisberg, wo das beste Blut des rheinischen Landes in den Reben fließt, eine den Lehrer ehrende Grabschrift setzte. Sein Zeugniß ist das eines Mannes, der in vielen Ansichten und namentlich über die Bedeutung des christlich germanischen Mittelalters und die kirchliche und politische Ordnung seiner Zeit weit vorangeeilt ist, und gar Manches, was die Neueren in schulgerechterer Weise entdeckten und wissenschaftlicher darstellten, mit divinatorischem Geiste längst vorher gesagt hat, obschon sein Name wie so vieles Andere dem schwachen Gedächtnisse unserer Literarhistoriker entfallen zu seyn scheint. Und doch war er einer von den wenigen, die in ihrer Jugend über das, was sie umgab und an dessen Sturz die ganze Zeit arbeitete, schon ein so unbefangenes Urtheil fällten, daß die kommenden Ereignisse nur zu seiner Bestätigung dienten, und er es im Alter, auf eine lange Reihe von Jahren zurückblickend, wiederholen konnte. Dieß war namentlich der Fall mit seinem Grund und Aufriß des christlichen Domes, den er in den Zeiten des revolutionären Schwindels des vorigen Jahrhunderts abfaßte und fast ein halbes Jahrhundert später erst herausgab. Ein Ereigniß, deren die Literarhistoriker eben nicht viele zu verzeichnen haben; da der umgekehrte Fall viel eher eintritt, daß politische Schriften schon veraltet sind, ehe sie nur die Presse verlassen haben. Das Werk nun, dem wir zunächst unser gegenwärtiges Zeugniß entlehnen, ist der vierte Band der rheinischen Geschichten und Sagen. Auch ihn schrieb er lange vorher, er hielt jedoch seine Publikation bis nach seinem Tod absichtlich zurück, damit er als die freie Stimme eines Dahingeschiedenen gelte, der von der Welt und ihren Machthabern nichts mehr zu hoffen, noch zu fürchten habe. Der Staatszeitung wird sein Urtheil um so unverdächtiger seyn, da er selbst keineswegs jener Parthei angehörte, die sie als die ultramontane fanatische bezeichnet, wie sich auch aus seinen Worten ergeben wird. Der Zustand, von dem er hier zunächst spricht, ist wie er nach dem siebenjährigen Krieg am Rheine bestanden. Lassen wir ihn also selbst reden:

„Die Markgrafen von Baden und Herzoge von Würtemberg die Kurfürsten von der Pfalz und Mainz, die Landgrafen von Hessendarmstadt und Rheinfels, die Fürsten von Nassau und Wied, die Kurfürsten von Trier und Köln eiferten um die Wette, ihre Länder blühend,

ihre Regierung herrlich zu machen. Nicht nur, daß sie längst dem Rhein hin Paläste und Lustgärten zu ihrem eigenen Vergnügen errichteten, sondern ganz neue Städte oder Vorstädte stiegen auf ihren Wink am Rheine und Maine empor. Ludwigsburg, Karlsruhe, Mannheim, Frankenthal und Neuwied sind von Grund aus neu erbaut worden. In Hanau, Offenbach, Darmstadt, Höchst, Wiesbaden und Coblenz wurden Neu- oder Vorstädte angelegt, und mit Alleen, regelmäßigen Plätzen und Gassen verschönert. Der Acker- und Weinbau, die Obstpflanzung und das Forstwesen hatten schon durch die Maierhöfe Karls des Großen *), durch die Stifter und Klöster einen großen Fortgang am Rhein erhalten. Jetzt wurden sie durch die fleißigen Wiedertäufer und die Abteihöfe befördert. In vielen Städten erhoben sich Fabriken in Wolle, Leinen, Seide, Leder und Metallen. Der Handel und die Schifffahrt erhielten auf dem Rhein und den Nebenflüssen durch Dämme, Krahnen, Waarenlager und die Erweiterung des Bingerloches Fortgang und Bequemlichkeit. Die alten Hochschulen und Gymnasien wurden verbessert und mit neuen Schenkungen bereichert, und niedere Schulen fast in allen Dörfern gestiftet. Die Reichthümer des Adels und der Geistlichkeit ermunterten die Betriebsamkeit der Handwerker, und die Belohnungen der Fürsten belebten die Werkstätte der Künstler. Wie das schöne, blühende Land die Landschaftsmaler beschäftigte, so die Palläste und Gärten der Fürsten und Adelichen die Bildhauer, die Baumeister und die Geschichtsmaler. Ein allgemeiner Frohsinn lachte aus den Gesichtern der glücklichen Rheinbewohner.

Auch die Rathsversammlungen der rheinischen Fürsten und Reichsstädte sind im Bestreben nach Besserung nicht zurückgeblieben. Die Gesetze und alten Landrechte wurden dem Zeitgeiste gemäß umgemodelt, die Justizstellen mit wackern Gelehrten und rechtlichen Richtern besetzt, die Wege, die Rheindämme und Brücken verbessert, eine wachsame Polizei in Städten und Land, und um sie zu unterstützen, Husaren und Landjäger angestellt; gegen die schnellen Anfälle des Rheineises errichtete man Winterhalte, gegen die Feuersbrünste Brandversicherungsgesellschaften und Löschanstalten, zur Heilung unvorhergesehenen Unglücks Landnothdurfts- und Wittwenkassen.

*) Siehe dessen Capitulare de villis. Die Niersteiner, Bodenheimer, Engelsberger, Bischheimer, Hochheimer, Jakobsberger, Kästricher, Markebrunner, Steinberger, Johannesberger, Rüdesheimer und Asmannshäuser Weinberge sind entweder durch dieses Capitulare oder die Stifte und Klöster angelegt worden.

Die Einkünfte des Staates wurden entweder aus den Domänen und Regalien oder durch die Steuern gezogen *). Die erstern, wozu der Bürger oder Unterthan entweder gar nichts, oder, wie bei den Zöllen, nur indirekt beizutragen hatte, flossen in die fürstlichen Kammern, und diese mußten davon nicht nur die fürstliche Haushaltung, sondern auch seinen ganzen Hof- und Civilstand erhalten. Die letztern waren nach einem regelmäßigen Kadaster angesetzt, von den Ortsvorstehern geschätzt und erhoben und wurden in die Kriegskasse und das Kriegszahlamt übertragen, um davon die mäßige Anzahl von Truppen und die Festungen zu unterhalten. Zudem kam noch, daß die Verfassungen der rheinischen Staaten durch Landstände, Domcapitel und Bürgercollegien die Gestalt eines Repräsentativsystems angenommen hatten, ohne deren Bewilligung keine Veränderung in der Verfassung, keine Veräußerung des Gebiets, keine Erhöhung der Steuern vorgenommen werden konnte **). Die rheinischen Reichsstädte waren kleine Republiken, die Landesstädte hatten ihre eigenen Freiheiten und Verwaltungen; die geistlichen Staaten näherten sich durch die Wahlen und Wahlkapitulationen den Volksregierungen, und wo auch die Gesetze die politische Freiheit nicht ganz gesichert oder ausgesprochen hatten, war sie durch Gewohnheit und das Gefühl einer allgemeinen Rechtlichkeit geschützt. Der Domherr von Bibra hat in seiner *Zeitschrift von und für Deutschland* die Preisfrage: *wie die geistlichen Staaten besser constituirt werden könnten*, aufgestellt; der Hofrath und Professor Frank über *die Rechtlichkeit der Wahlkapitulationen* geschrieben, und der geheime Rath von Horix in einer publicistischen Dissertation dargethan: *daß der Besitz von Domherrnstellen, folglich auch der fürstbischöflichen Würde, nach den Reichsgesetzen kein ausschließendes Recht des Adels sey.*

Ueberhaupt ist es ein eben so grundloses als lächerliches Geschwätz

---

*) Siehe hiervon meine rheinischen Geschichten 3r Theil, Seite 349 u. f. Alles dieses findet man noch umständlicher beschrieben in meinem Commentar über den Mainzer Staatskalender.

**) Der Kurfürst von Trier, Clemens, sagt v. Gagern, war ein vortrefflicher, tugendhafter und sanftmüthiger Herr. Er hatte nichts destoweniger, fast seine ganze Regierung hindurch, Händel mit seinen Ständen über Steuern und den Schloßbau zu Coblenz gehabt, dessen Erforderniß doch Niemand in Zweifel zog, weil das alte Schloß im Thal durch den Einsturz eines Felsen des Ehrenbreitstein von hinten zerschmettert wurde. Es war also hauptsächlich von dem Mehr oder Weniger die Rede.

unserer Gleichmacher, wenn sie behaupten, daß der Adel eine geschlossene Kaste und der bürgerliche nicht zu allen Kirchen- und Staatsstellen berechtigt gewesen sey. Man lese nur die noch vorhandenen Staatskalender der rheinischen Staaten, und man wird darin finden, daß die ersten Kirchenwürden, z. B. der Weihbischöfe und Prälaten, daß alle das Land regierenden, verwaltenden oder richtenden Dikasterien, Regierung, Kammer, Vicariat, Hof- und Appellationsgericht, ja selbst das fürstliche Kabinet mit Männern besetzt waren, welche von Bürgern, Handwerkern und Bauern herstammten. *) Sie wurden erst durch diese hohen Stellen entweder von den Fürsten oder den Kaisern geadelt. Einige dieser geadelten Staatsdiener haben, um ihr eigenes Verdienst zu beurkunden, sogar das Handwerks- oder Bauernzeichen ihrer Väter in ihren Wappen angebracht. **) Nur die höhern Hof- oder die Kammerherrnstellen, also der Leib- und Kammerdienst des Fürsten war dem Adel vorbehalten.

Auf diese Art konnten die rheinischen Fürsten- und Kurfürstenthümer ihre Einkünfte, ohne das Volk zu bedrücken, auf Millionen bringen. Davon nahm die Erhaltung des Civil- und Militärstaates kaum zwei Drittheile weg, denn die Kirchen, Schulen, Armenhäuser und Hospitäler hatten ihre eignen Güter. Das übrige Drittheil ging durch die Hofhaltungen, durch Aufmunterung der Künste und die Verschönerung der Städte mit froher Ausgabe wieder unter das Volk.

Zu diesem Geldumlauf muß man noch die beträchtlichen Einkünfte der Geistlichkeit und des Adels setzen, wovon ein großer Theil, aus fremden Ländern kommend, am Rhein verzehrt wurde, und den Geldkisten der Kaufleute, den Werkstätten der Künstler oder Handwerker und den Sparbüchsen der Bauern reichlich zufloß. Ein Beweis davon war der Wohlstand der rheinischen Städte und Länder. Stuttgard, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Mainz, Trier, Coblenz, Bonn und Düsseldorf blühten entweder durch fürstliche Höfe, oder als Sitze der Hochschulen durch Künste und Wissenschaften; Offenbach, Hanau, Frankenthal, Neuwied, Elberfeld und Rastadt durch Fabriken; Straß-

*) Die schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert bekannten Weihbischöfe Michael Helding, Wallenburg, Schnernauer, Nebel, Behler, Heimes, Hontheim, Kohlborn und dirigirenden Staatskanzler Mayer, Weinheim, Hell, Westhausen, Mathiä, Faber, Mehl, Faust, Vorster, Benzel, Hügel, Albini xc. zeigen schon durch ihre Namen, daß sie bürgerlicher Herkunft waren.

**) Z. B. der Weihbischof Nebel einen Schifferhacken, von Lasser eine Radnabe xc.

burg, Frankfurt, Basel, Bingen und Köln durch Handel. Auf dem größten Theile des flachen Landes blühte der Ackerbau, der Weinbau, die Obstzucht, die Gärtnerei und das Forstwesen. Die Heilquellen von Baden, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Dünstein rc. dienten den Kranken und zogen Fremde herbei. Das Gemisch der verschiedenen Religionsbekenntnisse, Staatsverfassungen und Regierungen erweckte Eifer und wechselseitige Verträglichkeit; und die Pracht der Fürsten und der Feste unterhielt den Frohsinn des Volks. War auch eine Bürger- oder Bauernfamilie entweder durch Unglück arm, oder durch Verschwendung und Liederlichkeit zurückgekommen, so fand sie Arbeit und Nahrung in den Armen- und Waisenhäusern, ärztliche Hülfe in den Hospitälern, Unterkunft in den Klöstern und Stiftern, Besserung in den Zuchthäusern, und Hülfe bei allen wohlhabenden Leuten. Bei Feuersnöthen drangen die Freunde und Mönche zuerst in das brennende Haus, um die Papiere und Kostbarkeiten der rathlosen Familie in die nahen Klöster zu retten. Bei schneller Anschwellung des Rheins oder Eisgängen wagten sich muthige Schiffer mitten durch die berstenden Eisschollen, um die Menschen aus den Häusern oder von den Auen zu holen, und als einmal ein Haus zusammenstürzte, und man noch eine alte Frau vermißte, griffen Domherrn und Geistliche, Regierungsräthe und Soldaten, Bürger und Studenten zu den Schubkarren, um den Schutt wegzuführen. Man kannte fast kein anderes öffentliches Unglück, als wenn Feuer oder Wasser ausbrach, oder ein armer Sünder zum Galgen geführt wurde. *)

Bei allen diesen Fortschritten in der materiellen Cultur vergaß das rheinische Volk auch nicht seine geistige moralische. Es blieb sei-

---

*) Bei dem im Jahre 1784 zu befürchtenden Eisgang hatte man solche Anstalten verordnet, wie man sie von einer klugen und vorsichtigen Regierung fordern konnte. Nach dem ersten Allarmschusse gingen die Trommler durch die Stadt. Die Bürger mußten unbewaffnet ausrücken, um ihren Mitbürgern in den niedern Gassen zu helfen. Auf der Bocksbatterie waren Kanonen aufgeführt, um das Eis zu sprengen, aber alles umsonst. Das Maineis drang bei dem Holzthor ein. Nur ein alter auf der Holzbatterie stehender Kastanienbaum brach die Schollen und rettete die Stadt. Nachdem man das Eis von seinen zerbrochenen Aesten abgehoben hatte, zierten ihn die dankbaren Bürger mit Citronen und rothen und weißen Bändern, und hingen an seinen Stamm ein Schild mit folgenden Reimen:

Du hölzerner Kastanien-Held!
Dich hat der Herr hieher gestellt,
Um gegen Wasser und Eisgefahren
Unsre gute Stadt zu bewahren.

nem alten Glauben und seinen alten Gebräuchen getreu, wie ich sie in dem ersten Theile meiner rheinischen Geschichten, Seite 187 beschrieben habe. Bei den Katholiken waren die prächtigen Feste, die Processionen, Wallfahrten, Kirchweihen ꝛc. noch ein Theil seines Vergnügens. Selbst die alten Sagen von Kobolden und Gespenstern konnten so wenig seinen heitern Geist trüben, als die Vorstellungen von Macbeth oder dem Freischütz. Frommheit, Treue, Redlichkeit, Anhänglichkeit an sein Vaterland, gemischt mit gutmüthiger Offenheit und herzlicher Gastfreundschaft, war der Charakter des größern Theils der Rheinbewohner.

Für das Haupthinderniß des Fortganges der Kultur in den rheinischen Staaten hielt man die große Menge der Stifter und Klöster, welche in ihnen bestanden haben; allein wenn man bedenkt, daß diese Staaten wegen der Güte ihrer Länder mehr ackerbauende als Manufacturstaaten waren, daß die Geistlichen, wie wir gehört haben, viele ihrer Güter selbst angebaut haben und noch anbauten, daß die reichsten derselben aufgehoben oder decimirt wurden, um dadurch die Schulen zu verbessern, *) daß aus ihnen selbst berühmte Geschichtsforscher, Lehrer und Urkundensammler hervorgegangen sind, daß endlich viele derselben zu Armen- und Krankenpflege gestiftet und der Zufluchtsort der nothleidenden Familien und Menschen beiderlei Geschlechtes waren, so verliert freilich dieser Tadel viel von seinem Gewichte.

Wenn unsere Nachkommen in der Geschichte lesen werden, daß von den Zeiten der Karolinger an, bis auf unsere (1802), also beinahe 1000 Jahre, Staaten bestanden haben, worin ein Bischof oder Abt zugleich Fürst war, und seine Diöcesangewalt noch über weltliche Staaten erstreckte, ohne daß dadurch weder die geistliche noch weltliche Gewalt aus ihren gehörigen Grenzen verrückt oder in ihrer ihr zukommenden Wirksamkeit gestört worden wäre, so werden sie eine Fabel zu lesen glauben; und doch war dieses ein Ergebniß, welches alle Geschichtschreiber, Urkunden und Staatskalender beweisen.

---

*) Als der Kurfürst von Mainz die drei reichsten Klöster der Stadt aufgehoben und der Universität geschenkt hatte, blieb ein so großer Theil des beweglichen Vermögens derselben an den Fingern der von ihm dazu ernannten Commissarien hängen, daß das sogenannte consilium politicum der Universität, wovon ich selbst als Dekan der historisch-statistischen Facultät Mitglied war, das vorgelegte Inventarium nicht unterzeichnen und genehmigen wollte und auch nie unterzeichnet hat. Daher hat der Kurfürst von Cöln, Maximilian, die Klöster seiner Diöcese nicht aufgehoben, sondern aus ihren jährlichen Beiträgen die Universität zu Bonn gestiftet.

Zu dieser Zeit wuchsen auch glänzende Genien am Rhein und seinen Umgebungen heran. Göthe, Klinger, Schiller, Johann von Müller, der Mahler Müller, Heinrich Vogt, Jakobi, Hemsterhuis, Zick, Verschaffel, Melchior, Ochsenheimer, die Schütze, Schneider, Zach, Beethoven, selbst in unserm Lande zu Haus; Iffland, Heinse, Mozart, am Rhein sich freuend, sahen mit Stolz auf die aus der Fremde gekommene Flachheit herab, und brachten einen neuen deutschen Geist unter die Jünglinge des Vaterlandes. Ja die Natur selbst schien diesen allgemeinen Wohlstand zu begünstigen. In den Jahren 1748, 1752, 1758, 1762, 1766, 1775, 1780, 1783 und 1788 gaben die den schönen Fluß umgebenden Weinberge eine so reiche und köstliche Weinlese, daß alle Keller der Geistlichen, Adeligen und Begüterten davon voll lagen, und auch der ärmste Mann durch deren Wohlwollen und Freigebigkeit damit erquickt wurde." Das war die Hülflosigkeit der alten rheinischen Fürsten!

LXVIII.

Briefliche Mittheilungen

Aus Berlin, von der Mosel, vom Ermland, Niederrhein und Rom.

Berlin, Ende Mai. Die römische Staatsschrift hat, trotz der Versicherungen des Gegentheils von Seiten der servilen Presse, doch selbst hier einen guten Eindruck gemacht. Der gemeine Berliner, ohne wahres Interesse für Gegenstände, die nicht zunächst und direct sein materielles Daseyn berühren, liest natürlich derartige Dinge nicht, sondern holt sich, was er braucht, um in der Conversation ein Urtheil auszusprechen oder einen Witz machen zu können, da wo es ihm für den Zweck, für welchen er es sucht, eigends appretirt und zugeschnitten dargeboten wird, im Theater, in den Predigten und in den Berliner Volksschriften. Diese drei Anstalten sorgen schon dafür, daß der alte Haß gegen alles Katholische beim Volke nicht erlösche, und daß demselben durch regelmäßig wiederkehrende Anekdoten über katholische Ketzer-Abschlachterei, Autodafés, Beichtscandal, Ablaßkram, und wie die beliebten Themata sonst heißen mögen, immer neue Nahrung geboten werde. Bei dem gemeinen Berliner kann also von einem Eindrucke,

den die Staatsschrift auf ihn gemacht hätte, keine Rede seyn, weder von einem guten, noch von einem schlechten, denn er liest sie nicht. Begegnet ihm in einer auswärtigen Zeitung etwa ein darauf bezüglicher Gegenstand, so ist sein Urtheil schon fertig, ehe er auch nur eine Zeile gelesen hätte: „Nun, das wissen wir schon, jesuitisches Geschwätz, lügenhafte Verdrehungen, Unsinn und Träumereien". Wie ganz anders aber auf einer höheren Stufe stehende Personen, selbst wenn ihnen auch noch manches Vorurtheil anklebt, über die kirchlichen Wirren denken, welchen Eindruck namentlich die dem letzten Publicandum der Staatszeitung gegenüber so ernst, gemessen und würdevoll auftretende römische Staatsschrift auf das für Wahrheit und Recht noch nicht abgestorbene Gemüth macht, dafür möge aus vielen nur ein Beispiel dienen. Der nunmehr verstorbene Professor Dr. Gans, der wahrhaftig an falschen Ansichten über die katholische Kirche nicht arm war, äußerte sich in den letzten Tagen seines Lebens über das fragliche Document, von welchem er in der Augsburger Allgemeinen Zeitung etwa vier bis fünf Bruchstücke gelesen hatte, folgendermaaßen: „Das preußische Gouvernement mag sich an dieser römischen Staatsschrift ein Muster nehmen, wie derartige Actenstücke ausgearbeitet werden müssen. Wenn die vier Minister, v. Altenstein, v. Rochow, Mühler und v. Kamptz sich zusammenthun, ein Publicandum von einer so schlagenden Evidenz, einer so wohlthuenden Würde und Gemessenheit, einer solchen Bestimmtheit bringen die Herren nicht zu Stande". Als ihm darauf eingewendet wurde: „Gut schreiben hat Rom immer gekonnt, aber gut handeln"? erwiderte Gans in halbem Unwillen: „Wer sich nicht auf Roms Standpunkt stellen kann, maaße sich auch kein Urtheil über seine Handlungen an; hätte man das gekonnt, es wäre in diesem, für Preußen so wenig ehrenvollen Streite nie so weit gekommen. Nun mag man sehen, wie man sich mit Ehren aus der eigenen Schlinge zieht". — Im Allgemeinen nahm Gans *), obgleich

*) Es muß überhaupt dem Verstorbenen zur Ehre und Anerkennung nachgesagt werden, daß er sich, so entfernt er auch in religiösen Ansichten von Personen getrennt seyn mochte, er sich doch als warmer und aufrichtiger Freund derselben bewährt hat. Es sind uns Verhältnisse der Art bekannt, wo gerade solche, die wegen ihres katholischen Glaubens in Berlin so manche Ungunst zu erfahren hatten, in Gans einen von den wenigen Männern fanden, die in freundschaftlicher Gesinnung nicht nur ihre Theilnahme nicht versagten, sondern mit edler Freimüthigkeit ein System tadelten, welches vor dem Kölner Ereigniß zwar schon vielfältig befolgt, aber noch nicht so allgemein sichtbar, wie seither, hervorgetreten war. Anm. d. Redaction.

als Hegelianer durch eine große Kluft von dem Boden der Kirche getrennt, dennoch an den kirchlichen Wirren unsrer Tage den lebhaftesten Antheil; er sah in der Kirche eine, ja fast die einzige mit Selbstständigkeit und Freiheit dem omnipotenten Staate gegenüberstehende moralische Person. Daher kam es auch, daß der Verstorbene in seinen Aeußerungen über die sogenannte evangelische Kirche und ihre sogenannten Bischöfe so beißend war. Eine ganz andere Gesinnung herrscht freilich bei andern Leuten; so hat sich insonderheit Ranke mit seiner jungen historischen Schule zusammengethan, um eine Geschichte der Päpste zu schreiben; es läßt sich leicht voraussehen, welchen Geist diese Arbeiten athmen werden. —

Gleich nach dem Frohnleichnamsfeste beginnt die innere Reparatur der Kirche zu St. Hedwig, und so wird während der Sommermonate ein Theil des sonntäglichen Gottesdienstes in der Beichtkapelle, der eigentliche Pfarrgottesdienst aber in der Garnisonkirche, die zum Mitgebrauch während einiger Stunden des Sonntags angewiesen worden ist, abgehalten werden. Wahrscheinlich werden wir nun sehr bald viel Aufhebens über diese außerordentliche Gnade in den Zeitungen zu lesen bekommen; es möge bemerkt werden, daß jener Bau der Regierung keinen Heller kostet. Im vorigen Jahre, als man in Berlin, wegen der immer steigenden Mißstimmung der Gemüther am Rheine und in Westphalen, voll Besorgniß war und man sich in einem Ministerrathe, der im Cabinet des Königs abgehalten wurde, über einen Schritt einigen wollte, wodurch die Gemüther beschwichtigt würden, ward auch in Anregung gebracht, dem lange gefühlten Bedürfnisse der Katholiken in Berlin durch Gestattung des Baues einer zweiten Kirche abzuhelfen. Mehrere Correspondenten auswärtiger Zeitungen versäumten auch nicht, die wohlwollende Gesinnung der Regierung gegen die Katholiken durch Erwähnung jenes Planes zur allgemeinen Kunde zu bringen. Indessen auf das desfalls katholischer Seits gestellte Gesuch ward der Bescheid ertheilt: „Se. Majestät wünsche, daß es in Beziehung auf die katholischen Kirchen- und Schul-Angelegenheiten Berlins bei der jetzigen Lage sein Bewenden behalte, und daß weiter keine Aenderung Statt fände." — Auch von dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Posen muß ich Ihnen doch nachträglich noch Einiges zur Vervollständigung meiner letzten Nachrichten mittheilen. Man erzählt sich, die beiden mit der Insinuation des Urtheils beauftragten Justizbeamten wären sehr überrascht und erstaunt gewesen über die männliche Fassung, Ruhe und Würde, mit welcher der Hr. Erzbischof sie und ihre Sendung empfangen habe, und als sie abgegangen wären, hätten beide Partheien ihre

Rollen gleichsam in der Weise gewechselt, daß man den Richter eher für den Gerichteten hätte halten sollen. Auf dem ruhigen, freundlichen, immer heiteren Antlitze des apostolischen Mannes aber leuchtete der Abglanz der innern seligen Ruhe, und das Bewußtseyn, sein heiliges Amt als Nachfolger der Apostel vor dem Areopag mit Würde und im Geiste seines großen Vorbildes verwaltet zu haben. Zwar sprachs der Mund nicht, doch sprachs der Geist, der auf seinem Antlitze ruhte, was sein Vorgänger und Leidensgenosse, Clemens August, einst im Augenblicke, wo mit seiner Gefangenschaft die Freiheit der Kirche begann, im Vollgefühle der Wichtigkeit dieses Augenblickes ausgerufen hatte: „Gott sey gelobt und gepriesen! jetzt geschieht Gewalt"!

Von der **Mosel.** Da in diesen Blättern das Rechtsverhältniß der Trierer Seminariumskirche dargestellt wurde, so wird es die Leser interessiren, welcher definitive Entscheid den Katholiken auf die wiederholte Geltendmachung ihrer Ansprüche auf Restitution der von ihrer Seite ursprünglich gastweise geliehenen Kirche erfolgt ist. Die königl. Kabinetsordre lautet also:

„Ich habe im Jahre 1819 die ehemalige Jesuiten-Kirche zu Trier der dortigen evangelischen Gemeinde zum Gottesdienste überwiesen, weil Ich Mich von Meiner landesherrlichen Befugniß, über diese Kirche verfügen zu dürfen, aus den von der dortigen Regierung Mir vorgelegten Gründen überzeugt gefunden habe, wogegen den Katholischen Einwohnern der Stadt die St. Gangolfs Pfarrkirche, welche die Stadtbehörde im Einverständniß mit den Deputirten der Stadt laut Protokolls der Rathssitzung vom 19. November 1817 zu Meiner Verfügung zu stellen beschlossen hatte, verblieben, und dem Bischof von Hommer zur Abhülfe des Mir angezeigten Bedürfnisses für das bischöfliche Klerikalseminar Meine wirksame Unterstützung zugesichert worden ist. Inzwischen habe ich in Hinsicht auf die Lokalität dieser an die Räume des Seminars angränzenden Kirche, und um die Eintracht unter den beiderseitigen Confessionen zu befördern, nunmehr beschlossen, für die evangelischen Einwohner der Stadt Trier eine neue Kirche erbauen, und nach Vollendung dieses Baues die ehemalige Jesuiten-Kirche, im Wege der Gnade, und mit Verzicht auf mein landesherrliches Besitzrecht, an das Seminar des Bischofs unter der Maaßgabe zurückgeben zu lassen, daß dieselbe künftig von den Mitgliedern der Militär-Gemeinde, katholischer Confession, mitbenutzt werde. Der Minister der geistlichen Angelegenheiten ist mit der Ausführung Meines Beschlusses beauftragt, und nach dessen Anzeige der Ober-Präsident der Provinz von ihm bereits angewiesen worden, die erforderli-

chen Vorbereitungen zum Bau zu treffen. Ich mache Ihnen solches in Bezug auf ihr Schreiben vom 28. September v. J. bekannt, und überlasse Ihnen, dem Domkapitel von Meiner Entschließung Mittheilung zu machen.

Berlin den 2. März 1839. (gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Weihbischof und Bisthums-Verweser Günther zu Trier.

Aus dem **Ermlande.** Mit tiefer Betrübniß haben wir hier Hrn. Professor Achterfelds „Aktenstücke, das jüngsthin von der Inquisition zu Rom verbotene Lehrbuch der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre betreffend", gelesen. Wollte der Herausgeber dadurch beweisen, daß er bei Ausarbeitung jenes Lehrbuches eine gute Absicht gehabt? Das ist ja nie und nirgends bezweifelt worden. Wir unsrerseits fügen noch gern hinzu, daß Hr. Prof. Achterfeld als Mensch und Priester hier im reinsten Andenken steht. Haben auch sehr viele Geistliche unsrer Diöcese schon damals sein Lehrbuch stillschweigend bei Seite gelegt, manche sogar ihrem Bischofe frei und offen erklärt, daß sie es Gewissens halber nicht benutzen könnten, so wurde doch die Schuld nur dem Ungeschick des Verfassers im Katechisiren und dem Umstande beigemessen, daß er nach dem Urtheile seiner Zuhörer und Bekannten den Hermes nur halb verstanden. Was sollte also das Veröffentlichen jener Privatschreiben, dessen rechtliche Befugniß wir übrigens ihm selber anheim stellen müssen, bezwecken? Der Welt sagen wollen, daß ein hochgestellter Prälat keine Irrlehre in seinem Buche gefunden? Folgt denn daraus, daß keine darin sey? Wir wenigstens wissen alle, daß der hochselige Fürstbischof, den der ganze Clerus Ermlands für den Würdigsten in seiner Mitte gehalten, daß dieser fromme Priester, dieser edle Mensch und fein gebildete Mann tiefe philosophische und theologische Gelehrsamkeit nicht besessen. Das Andenken des Verstorbenen, der nach Inhalt jener Briefe den Herrn Herausgeber hoch geehrt, ist durch diese Mittheilungen so zu sagen verunehrt. Dieser Herr stand wahrlich weit entfernt von allem Hermesianismus. Uebrigens war das Urtheil desselben noch von etwas Anderm befangen, was, hier frei besprochen, seinem guten Herzen keinen Flecken geben soll. — Da die vortrefflichen Anstalten Ermlands, durch geistigen Vandalismus niedergerissen, seit Decennien im Schutte gelegen, mußte die Behörde bei dem vor ohngefähr dreißig Jahren begonnenen Neubau der geistlichen und weltlichen Bildungsanstalten Arbeiter aus der Ferne herbeirufen. Und es fand sich manch tüchtiger Meister, dem wir ewigen Dank schulden, aber es kamen auch Handlanger, deren sich spreizende Mittelmäßigkeit und ausländischen Jargon wir belächeln, wo wir bei

Ein und dem Andern sogar einiges horribile dictu mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken mußten und müssen. Der hochselige Fürstbischof beachtete nur das Gute. Daraus entstand seine unbegränzte Vorliebe für die Fremden, die er, wie auch jene Briefe beweisen, selbst da noch nicht ablegen konnte, als unter uns geistiges Leben wieder erwacht war und tüchtige Leute ihm in der Nähe zu Gebote standen. Doch diese Zeiten sind, Gott sey Dank! vorüber. Man scheint endlich erkannt zu haben, daß die Leute hier, wie da draußen in der Welt, den Kopf auf der rechten Stelle tragen, und daß ihnen außerdem ein unbestreitbarer dreifacher Vorzug bleibt: das hiesige Baumaterial besser zu kennen, gegen die Einflüsse des Klimas von Jugend auf abgehärtet zu seyn, mehr Ausdauer und für den Bau selbst (häufiger als jene) ein höheres Interesse, als das des Tagelohns zu besitzen. Daß auf diesem Wege allein sicheres Gedeihen zu erwarten sey, darüber gilt hier nur Eine Stimme.

Vom Niederrhein. Da nach den Andeutungen Berliner Correspondenten die Frage über die personae regi gratae und ingratae zu Weiterungen Anlaß geben konnte, so werden einige Details über den letzten Trierer Wahlakt, so wie einige Bemerkungen über die in Preußen den Kapiteln zustehenden Bischofswahlen überhaupt, hier nicht unwillkommen seyn. Die Bischofswahlen in Preußen sind zunächst durch die bekannte Circumscriptionsbulle: De salute animarum, vom 16. Juli 1821, angeordnet worden; demgemäß ist den Kapiteln eine völlig freie Wahl gestattet. Da der Kirche es aber natürlich darauf ankommt, mit dem Staate, soviel als irgend möglich, im Einklange zu stehen, so hat der Papst in einem neben jener Bulle erlassenen Breve solche Bestimmungen erlassen, wodurch dem Könige es möglich wird, auf die Ausschließung einer ihm mißfälligen Person einen Einfluß zu äußern. Das zuletzt erwähnte Breve sagt nämlich: „Da — zur Beförderung der Religion und der ersprießlichen Verwaltung des bischöflichen Amtes sehr viel daran gelegen ist, daß die Eintracht beider Gewalten erhalten werde, indem nach dem Zeugnisse des Ivo von Chartres bei Uebereinstimmung der weltlichen und geistlichen Macht die Welt gut regiert wird und die Kirche blühet und Früchte bringt, so liegt es euch (den Domherren) ob, solche Männer auszumitteln, die nicht nur die im canonischen Rechte bestimmten Eigenschaften in sich vereinigen, sondern auch den Ruf der Klugheit genießen, und die ihr, als dem mächtigen Könige angenehm (gratos), erkannt haben werdet; über alles welches ihr euch Gewißheit verschaffen müßt, bevor ihr, nach dem canonischen Gesetze, die Wahl vollzieht". Ueber

den Sinn dieses Breve's kann eigentlich nicht gut ein Zweifel obwalten: wäre die Wahl den Kapitel, ohne alle Rücksicht auf den Staatanheimgestellt, so könnten diese allerdings einen Mann auf den bischöflichen Stuhl erheben, gegen den, vom Standpunkte des Staats aus, aus polizeilichen oder anderen politischen Gründen ganz statthafte Einwendungen gemacht werden könnten. Dem billigen Ansinnen des Staats, daß die Wahl solcher Personen vermieden werden möge, hat der Papst durch jenes Breve entsprochen. Keineswegs ist dieß aber nun so zu verstehen, daß damit dem Landesherrn ein Veto eingeräumt würde, wodurch er jeden noch so tüchtigen Wahlcandidaten ohne Weiters ausschließen könnte; in diesem Falle wäre ja die Wahl durch die Kapitel ganz illusorisch, und der protestantische Landesherr hätte damit eine, dem Nominationsrechte ganz gleichkommende Befugniß erlangt. Es kommt dabei Alles auf die Motive an, aus welchen die Ausschließung geschehen soll; wären diese gleichgültig, so könnte man sich wohl Verhältnisse sehr leicht denken, wornach, besonders in Zeiten eines Streites mit der Kirche und vorzüglich dann, wenn ein Theil des Clerus irgend einer, vom Papste verworfenen Lehrmeinung anhängt, gerade solche Männer, die vor allen andern des bischöflichen Amtes würdig wären, von demselben ausgeschlossen blieben. So sagt Fénelon in seiner Correspondance (Paris 1827, Vol. 3, p. 69): — un souverain opposé à l'Eglise catholique abusera facilement de ce beau prétexte, pour exclure tous les bons sujets, et pour réduire l'Eglise à se servir de ceux qu'elle doit rejeter. Par exemple, dans le cas présent, il est fort à craindre que les Etats — généraux, d'intelligence avec le parti prévenu pour la doctrine de Jansénius, n'excluent M. Cock, que pour réduire le Pape à confier ses pouvoirs à quelque ami de M. de Sebaste, qui soit dévoué au parti janséniste. — Remontons — à quelque exemple ancien, qui serve à rendre la chose claire et sensible. Si l'empereur Valens, qui étoit Arien, eût voulu exclure de l'episcopat chez les catholiques, tous ceux qu'il lui auroit plu de déclarer suspects du côté de la politique, il auroit exclu chez les catholiques, tous les bons sujets qui étoient capables de soutenir la pure foi contre l'hérésie arienne; il auroit insensiblement reduit par de telles exclusions l'Eglise à ne pouvoir plus choisir que des sujets foibles, timides, ignorans, et peut-être même fauteurs secrets de l'arianisme. Wir müssen hier diese interessante Stelle, die auch in ihrem weitern Fortgange nachgelesen zu werden verdient, abbrechen, und wollen, abgesehen von diesen allgemeinen Be-

merkungen, noch einmal hinweisen auf das in Rede stehende päpstliche Breve, wo den Kapiteln, nachdem sie an die Vorschriften des Concils von Trient erinnert worden sind, es zur Pflicht gemacht wird, nur solche Personen zur Wahl zu bringen *), welche sie als vorzüglich würdig und der Kirche nützlich, und zwar nicht aus dem Gesichtspunkte der Empfehlungen, oder aus einer menschlichen Zuneigung, oder aus Einflüsterungen von Ehrsüchtig, sondern vermöge ihrer wirklichen Verdienste als geeignet anerkennen würden". Daß also der streng katholische Charakter des zu Wählenden kein Motiv zur Ausschließung abgeben darf, leuchtet von selbst ein. Dieß wäre sowohl gegen das Recht, da die Freiheit der katholischen Religion und mithin auch der katholischen Gesinnung und namentlich bei den Bischöfen bundesmäßig garantirt ist; andererseits wäre es auch gegen das Interesse der Regierung selbst, da es nur dazu dienen würde, bei jeder neuen Wahl die Mißstimmung und das Mißtrauen zu steigern und ihr die Herzen des katholischen Volkes zu entwenden, was ihre Absicht doch nicht seyn kann. Eine freundschaftliche Verständigung, die solche Reibungen vermeidet, liegt mithin im Interesse beider Theile. Denn hätte die Regierung wohl etwas gewonnen, wenn sie nach jahrelangem gehäßigen Mäkeln endlich einer Person, die sie als dem protestantischen Interesse zusagend hielte, auf den bischöflichen Stuhl verhülfe, sich selbst aber und den also Erwählten um das Vertrauen gebracht hätte! Es liegt aber, wie schon oben bemerkt, die Eintracht mit dem Staate auch im Interesse der Kirche, und diese Rücksicht hat die Veranlassung zu dem päpstlichen Breve gegeben. Dasselbe fordert aber von den Wahlberechtigten: sie sollten ausmitteln, wer sich zur Wahl eigne und sich darüber Gewißheit verschaffen, ob er eine persona grata sey, bevor sie zur Wahl schritten. Es kann daher — sobald das Kapitel diese Bedingung erfüllt, d. h. von der betreffenden Staatsbehörde sich die Kunde verschafft hat: der Wahlcandidat sey keine persona ingrata, — selbst in dem Falle, wo nach der Wahl der Staat plausible Gründe gegen den Gewählten vorbringt, diese Wahl nicht mehr von Staatswegen für ungültig erklärt werden, am allerwenigsten aber dann — vorausgesetzt wiederum, daß jene Bedingung beobachtet ist — wenn der Gewählte nur wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und die Kirche eine persona ingrata ist. Aber auch in dem vorigen Falle wäre, wenn die Regie-

*) Wir verweisen auch auf einen Artikel der Allg. Augsb. Zeitung, über die Bischofswahlen in Preußen, Jahrg. 1839, Nro. 33 u. f., in welchem dieser Gegenstand sehr gut behandelt worden ist.

rung sich zu einem solchen Schritte genöthigt sähe, eine öffentliche Desavouirung ihres Commissärs, sobald er im Widerspruch mit seiner Vollmacht handelte, eine unangenehme aber nothwendige Folge davon. Ja dies wäre das Wenigste, was sie zur Satisfaction thun könnte. Eine solche Erklärung hätte aber den doppelten Nachtheil, daß sie nicht nur die Uneinigkeit der kirchlichen und weltlichen Behörde zur Schau stellte, sie würde zugleich auch dem Volke zeigen, daß unter den weltlichen Beamten selbst, entweder keine Einigkeit ist, oder daß die Provinzialbehörden die Intentionen der Centralbehörde nicht auszuführen verstehen. Es liegt offenbar in dem Vortheile der Regierung, das mindere Uebel hin zu nehmen, und den einmal Erwählten in Gottes Namen ihrerseits zu bestätigen. Je eher sie es thut, je besser für sie, denn es gilt auch hier das Sprüchwort: „wer schnell gibt, gibt doppelt". Nur Nachtheil aber ohne den geringsten Vortheil würde sie haben, wenn der Staat noch nach der Wahl den Gewählten wegen seiner streng kirchlichen Gesinnung beseitigen wollte. Dieß Motiv würde freilich nicht gesagt werden, allein die ganze katholische Welt wüßte es und der schon geweckte Oppositionsgeist würde dadurch nur vermehrt werden. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir nun die Berichte über die jüngste Wahl folgen lassen, dem Leser es anheimstellend, zu entscheiden: ob bei ihr dieser letztere Fall eingetreten sey, wo der königl. Commissär vor der Wahl sich freundlich mit den Wählern verständigt hat, so daß die Nichtanerkennung, im Falle sie, was übrigens noch zweifelhaft ist, eintreten sollte, mit seiner Desavouirung und allen jenen Nachtheilen verbunden wäre. Sollten übrigens die folgenden Angaben, die wir mittheilen, wie wir sie erhalten haben, irgend eine Unrichtigkeit enthalten, so sind wir stets zu jeder Berichtigung bereit, im Falle sie dieß in der That ist.

Die Regierung wandte Alles an, um die Wahl als eine freie gelten zu lassen. Der Oberpräsident, Hr. v. Bodelschwingh, hatte bei seiner ersten Ankunft dem Kapitel erklärt: er habe keine Vorschläge zu machen in Betreff bestimmter Personen, auf welche die Wahl zu lenken sey. Das von der Regierung in Anspruch genommene Recht, daß keine dem König nicht genehme Person erwählt werde, wurde in der Weise gewahrt, daß jeder der Herrn Wähler — mit Ausnahme der Ehrendomherren, die nicht gefragt wurden — mündlich dem Oberpräsidenten die Personen angab, denen er seine Stimme zuwenden wollte, und dieser dann eine allenfallsige persona ingrata bei den Einzelnen bezeichnen oder im Allgemeinen vor der Wahl offiziell erklären solle.

Eine solche Einspruchserklärung gegen eine bestimmte Person erfolgte aber weder bei der ersten, noch bei der letzten Anwesenheit. Nur über einen einzigen Candidaten äußerte sich Hr. v. Bodelschwingh, daß er ihn nicht kenne. Ueber die drei jüngern Domherrn verlautete, daß keiner ausgeschlossen werden würde. Ueber Hr. Arnoldi bemerkte der Oberpräsident gegen Hrn. Schue, als dieser ihn als Candidaten nannte, aber das Bedenken äußerte, daß er ihn nicht gern von der Domkanzel entfernt sähe, daß er ja als Bischof auch predigen und noch mehr wirken könne. Eben so drückte er sich auch gegen Hrn. Müller aus, daß auch Hr. Arnoldi nicht ausgeschlossen werden würde. Auf solche Weise war durch Besprechung mit Hr. v. Bodelschwingh den Bedingungen des Breve's vollständig genügt; der königl. Commissär schloß keinen der hier genannten Candidaten namentlich aus, und Hrn. Arnoldi um so weniger, da er ihn selbst als eine Person bezeichnete, die nicht die Ausschließung erhalten würde.

Ob Hr. v. Bodelschwingh, wie es scheint, damals wenn nicht günstig für, doch nicht eingenommen gegen Hrn. Arnoldi gestimmt war; ob derselbe, weil in den frühern Besprechungen er wenig genannt wurde, nicht besorgte, daß die Wahl auf ihn fallen würde, und es daher für unbedenklich hielt, sich günstig für ihn auszusprechen; oder ob endlich eine Audienz des lutherischen Presbyteriums am Tage vor der Wahl ihn gegen Arnoldi umstimmte, hierüber können nur Vermuthungen statt finden. Unter der Hand hatte sich die öffentliche Stimmung allgemein für Arnoldi gebildet, in der Weise, daß ein Theil ihn einzig wollte, Andern waren alle Wähler auf dem geweihten Platze angenehm, falls der bezeichnete Candidat nicht durchgehen sollte. Die größte Schwierigkeit war nur, die Demuth desselben zu bewegen, daß er die Wahl nicht ausschlage. Einer seiner Freunde übernahm es, ihn zu diesem Opfer zu bewegen. Arnoldi hatte erklärt: wenn die Wahl auf ihn fiele, so sähe er es als das Mittel an, dessen sich Gott bediene, ihn vor der ganzen Welt zu Schanden zu machen, worauf ihm entgegnet wurde, daß er sich dem durch das Gebet des Volkes hervorgerufenen, in canonischer Wahl sich aussprechenden Urtheil Gottes nicht widersetzen dürfe, wie es auch ausfallen möge. So stand die Sache am Dienstag. Jetzt, als es lautbar wurde, daß die Wahl, wahrscheinlicher Weise, auf Hrn. Steininger oder Arnoldi fallen würde, wurde von Seiten des Oberpräsidenten und Präsidenten dagegen operirt und ihre Disgraziirung, jedoch nicht offiziell, kund gegeben.

Herr Arnoldi selbst äußerte sich gegen den Oberpräsidenten, als dieser von Partheiungen sprach: daß ihm solche unbekannt seyen, und jeder

dem seine Stimme geben würde, den er vor Gott und seinem Gewissen für den Würdigsten halte. Viel wurde in der Nacht gebetet. Seit 7 Uhr strömte schon Alles zur Kirche, ¾ vor acht erscholl der feierliche Klang der großen Domglocke, die Gläubigen zur Andacht rufend, die Wähler an ihre Pflicht mahnend. In Anwesenheit des Oberpräsidenten wurde die heil. Messe begangen und hierauf die Wähler in Procession und unter Absingung des veni creator in den Kapitelsaal geführt. Das war gegen 10 Uhr. Ich habe nie eine solche Andacht von Leuten aus allen Ständen, die den Dom füllten, gesehen Die drei jüngeren Pfarrer hielten nach einander Andachten über die Bischofswahl von der Kanzel. Nicht die geringste Unordnung fiel vor, noch wurde irgend eine Gesinnung laut, obgleich sicherlich Arnoldi bei den Meisten der Gegenstand ihres stillen und heißen Gebetes war. Um halb 12 fieng im Kapitelsaal selbst, nachdem die Präliminarien 1½ Stunde gedauert, die Wahl an. Bei der ersten Abstimmung bekam von 11 Wählern Steininger 5 Stimmen, Arnoldi 3, Müller 2, Wilmovsky 1. Beim zweiten Arnoldi 5, Steininger 3, Müller 1, Braun 1, Martini 1. Beim dritten Arnoldi 7, Steininger 3, Müller 1. Aus diesem Schwanken der Stimmen ergibt sich deutlich, daß die Wähler sich keineswegs von der öffentlichen Stimmung hatten hinreißen lassen und jeder seine volle Unabhängigkeit behauptete. Das zweite Stadium bildete nun die Weigerung des Erwählten selbst, der seine Unwürdigkeit erklärte und behauptete, daß sich Alle in ihm täuschten. Allein die Wähler bestanden einstimmig darauf und der Herr Weihbischof soll ihn unter Thränen gebeten haben, doch ja anzunehmen, mit der Versicherung, daß er bis zum letzten Lebenshauche ihm dienen werde, ebenso die Anderen. Hierauf begaben sich Herr Braun und Schlemmer zum Oberpräsidenten ins Regierungsgebäude. Seine Antwort soll gewesen seyn: „den kann ich Ihnen nicht bestätigen," verbunden mit dem inständigsten Gesuch, zu einem neuen Scrutinium zu schreiten oder das Scrutinium fortzusetzen, als sey keine Wahl geschehen, sondern man habe nur Ansichten geäußert. Die Antwort war, das Kapitel werde hierüber entscheiden. Als die Herren ohne den Oberpräsidenten in den Dom kamen, wußte man vollständig, was man an ihren Mienen gelesen, daß Arnoldi gewählt, aber nicht bestätigt sey, und man fürchtete nur, das Kapitel möge sich zu einer neuen Wahl verleiten lassen, die nach der canonisch vollzogenen nur Verwirrung und Spaltung herbeiführen könnte. Indeß bewieß sich diese Besorgniß als ungegründet, in dem Kapitel war von keiner Debatte die Rede, sondern der Beschluß wurde gefaßt: Seine Majestät um Bestätigung des Erwähl-

ten zu bitten. Und nun erfolgte auch die Verkündung der vollzogenen Wahl durch Herrn Müller, mit dem Beifügen, daß der Erwählte noch nicht genannt werden könne. Das Festmahl, das zu Ehren des neuen Bischofs veranstaltet worden, ging still vorüber. Der Fackelzug und die Illumination, die im Falle der Bestätigung stattfinden sollten, unterblieben, das Volk ging verstimmt nach Hause.

Am Abend ließ Herr von Bodelschwingh Herrn Arnoldi rufen, in der Unterredung soll dessen Persönlichkeit einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht haben, da er statt eines fanatischen Zeloten, wie man ihm denselben vielleicht geschildert hatte, einen sanften und bescheidenen Mann in ihm fand. Auf die Zumuthung der freiwilligen Resignation jedoch erwiderte Herr Arnoldi, er habe das Amt nicht gesucht, vielmehr sey es ihm gegen seinen Willen zu Theil geworden, allein jetzt könne er ohne das Kapitel nicht resigniren. In Betreff der Publication päpstlicher Erlasse sprach er seine Ueberzeugung aus, daß die Kirche alles anwenden müsse, um das Placet zu erhalten, daß aber auch ohne dasselbe die Bischöfe in dogmatischen und in Sachen kirchlicher Disciplin eben so dem Papst Gehorsam schuldig seyen, wie dem König in allen weltlichen Dingen. Desgleichen bemerkte er die von dem Oberpräsidenten geäußerte Ansicht, als wären Ehen, denen die Benediction abgehe, kanonisch ungültig, völlig irrig sey, da ja die Kirche von einem protestantischen Ehepaar, welches übertrete, keine neue Einsegnung verlange.

Bei seiner Abreise hat Herr von Bodelschwingh die Hoffnung hinterlassen, daß die Bestätigung doch erfolgen könne. Es wäre dies auch im Interesse der Regierung, da es nicht wenig zur Versöhnung beitragen würde. Ueberdieß ist Arnoldi kein Partheimann und darum auch von allen Partheien geachtet. Er sucht nichts als die katholische Sache und wird sie überall in christlich mildem Geiste wahren, ohne unnöthig zu reitzen und aufzustacheln. Die Regierung wird schwer einen andern finden, der ihr in allen erlaubten Dingen mit solcher Willigkeit und Sanftmuth entgegenkommen wird. Die Freude des Volkes über die Wahl ist unendlich groß. Wo er war, hat er segensreich gewirkt und wurde hart vermißt, wo er schied. Das Kapitel seiner Seits hat nebst dem Gesuch um die Bestätigung an Seine Majestät den Wahlakt an das Ministerium zur Beförderung an Seine Heiligkeit gesendet. Es ist demnach gegenwärtig an der Regierung, im Falle sie wider Erwarten die Bestätigung verweigern sollte, hierüber mit dem heiligen Stuhl zu communiziren. Eine neue Wahl könnte nur dann, wie auch das Kapitel erklärt hat, erfolgen, wenn das Kabinet auf seinem Einspruche beharrte, und der heilige Stuhl, den Incon-

venienzen einer überlangen Sedisvacanz zu begegnen, eine neue Wahl anordnete. Daß aber ein solcher Ausgang nicht eben zur Beschwichtigung der mißstimmten Gemüther dienen würde, ist augenfällig.

Rom, im Mai. Zu den jungen Deutschen, welche sich hier bei uns zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung schon seit längerer Zeit aufhalten, gehört auch der durch seine Schrift über das Reich der Vandalen nicht unvortheilhaft bekannte Dr. Papencordt, wenn wir nicht irren aus Paderborn in Westphalen. Wenn wir dieses jungen Gelehrten hier Erwähnung thun, so geschieht dieß nicht seinetwegen; wir haben in kirchlicher und politischer Hinsicht weder etwas besonders Vortheilhaftes, noch Nachtheiliges von ihm zu berichten; letzteres nicht, da wir nicht wissen, ob es ganz gegründet ist, daß er wirklich für den unmittelbaren oder mittelbaren Urheber mancher für die Sache der Kirche und des heil. Stuhls mißliebiger Artikel in einigen deutschen Zeitungen zu halten sey oder nicht. Vielmehr giebt uns seine Herkunft aus Westphalen die Veranlassung zu einer Bemerkung; an sich würde ihm seine Herkunft bei der kirchlichen Haltung des westphälischen Volkes zur Ehre gereichen, allein in dem vorliegenden Falle handelt es sich weniger um ihn, als um eine Verfahrungsweise seiner Regierung. Für Theologen aus der Diöcese Ermland besteht eine Stiftung, welche das Domkapitel von Frauenburg zu vergeben hat; gegenwärtig befindet sich nun gedachter Dr. Papencordt seit länger als drei Jahren im Genusse jener alten Stiftung, allein er ist 1) nicht Theolog, sondern vielmehr Laie; 2) nicht aus Ermland, sondern aus Westphalen, 3) nicht von dem Domkapitel zu Frauenburg, sondern vielmehr von der preußischen Regierung mit diesem Stipendium begnadigt worden. Es wäre kaum glaublich, daß das Domkapitel von Frauenburg gar nicht an die Wahrnehmung seiner Gerechtsame sollte gedacht haben, und wenn wir recht berichtet sind, so hat es an Vorstellungen deßhalb nicht gefehlt, doch soll das Domkapitel sehr ungnädig beschieden worden seyn.







